Michael Speckner

Katechetisch-homiletisches

Repertorium

oder

Vollständiges Auffindebuch

von

Erklärungen, Notizen, Gleichnissen u. Beispielen

zur

Erläuterung und Veranschaulichung eines jeden Katechismus für Prediger und Katecheten.

Ein nothwendiger Nachtrag

zum

historischen Katechismus

mit

vielen neuen Exempeln.

Motto: „Similis patrifamilias, qui profert de thesauro suo nova et vetera.“
Matth. 13.

Von

Johann Ev. Schmid,

weiland Katecheten der Mädchenschule zu Salzburg,

fortgesetzt von

P. Heinrich Schwarz,

Conventual des Benediktinerstiftes Michaelbeuern.

Dritter Band.

Mit Approbation des fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg.

Schaffhausen, 1860.

Fr. Hurter'sche Buchhandlung.

Approbatio.

N. 2307.

„Das vom Herrn Katecheten an der Mädchenhauptschule zu Salzburg Pr. Joh. Ev. Schmid als Nachtrag zu dem, von ihm herausgegebenen „Historischen Katechismus" verfaßte „Katechetische Repertorium" oder vollständiges Auffindebuch von Erklärungen, Notizen, Gleichnissen und Beispielen zur Erläuterung und Veranschaulichung eines jeden Katechismus enthält nicht nur nichts der reinen katholischen Lehre Widersprechendes, sondern wird als ein für den katholischen Unterricht sehr zweckdienliches Hilfsbuch anerkannt, weßhalb zu dessen Drucklegung die hierortige Approbation ertheilt wird."

Fürsterzbischöfliches Consistorium Salzburg
am 30. Mai 1853.

C. Stolz m/p — (L. S.) — **A. Hutter** m/p
Konsist.-Kanzler. — Kons.-Rath.

Vorwort.

Wenn dieser dritte Band des katechetischen Repertoriums erst jetzt erscheint, da bereits vier Jahre seit dem Erscheinen des vorigen Bandes verflossen sind, so mag den Verfasser sein Beruf entschuldigen, der ihn beständig an seinen vielgeliebten Kinderkreis kettet, und ihm wenig Zeit zu literarischen Arbeiten gestattet. Auch konnte ich, da die hohe kirchliche Behörde mit vielen andern Geschäften überhäuft ist, mein Manuskript nicht immer so schnell zurückerhalten. Ueberdieß trug meine Entfernung von dem Druckorte, da ein jeder Druckbogen wieder durchgesehen werden muß, viel zur Verzögerung der Herausgabe bei. Dazu kamen noch manche andere Hindernisse, die ich aber, um nicht als unbescheiden und anmaßend zu erscheinen, nicht ausführlich besprechen kann.

Die Quellen habe ich, getreu dem alten Spruche „cuique suum," wie beim zweiten Bande, so viel als möglich, genau angegeben. Allein zuweilen geschah es doch, daß ich die Hülfsquelle nicht angab, theils weil ich den Autor nicht wußte, theils weil ich dasselbe nicht thun konnte, ohne den Context des Ganzen zu unterbrechen. Bei der Erklärung der Bilder habe ich den ersten Jahrgang der trefflichen Zeitschrift „Philothea" benützt.

Daß ich unter die Beispiele auch manches aufnahm, das etwas länger ist, geschah wohl deßwegen, weil ich während meines vieljährigen Umganges mit Kindern die Bemerkung machte, daß die-

selben sich nicht mit lauter kurzen Erzählungen begnügen, sondern öfter auch solche wünschen, die etwas länger sind. Gar oft kann man von Kindern die Einwendung hören: „Das war schön; aber ist die Geschichte schon aus? Was ist dann später geschehen?“ Deßhalb hat der verewigte Verfasser der Ostereier, Christoph von Schmid, nicht bloß kurze, sondern auch längere Erzählungen verfaßt. Die längeren Erzählungen gebrauche ich, wenn ich den Kindern zur Belohnung ihres Fleißes eine besondere Freude machen will, und mir noch ein Rest der Zeit, ein Viertelstündchen von der Religionsstunde, übrig bleibt. Dazu taugen längere Erzählungen, die kürzeren aber pflege ich in den Religionsunterricht einzuflechten.

Der liebe Gott gebe, daß dieses Buch Eltern, Lehrern und Kindern nicht bloß Vergnügen, sondern auch Nutzen bringen möge!

Michaelbeuern, am Tage der heiligen Wittwe und Kaiserin Helena, 1860.

Der Verfasser.

Inhalt des III. Bandes.

Drittes Hauptstück.

Von der Liebe.

Drittes Hauptstück.

Von der Liebe.

§. 1. Liebe gegen Gott.

„Es war einmal ein reicher Mann,“ erzählte eine gute Mutter ihren Kindern,*) „der hatte einen kostbaren Edelstein, welchen er höher schätzte, als alle seine übrigen Güter der Erde. Da war aber auch ein armer Knabe, der schon frühzeitig seine Eltern verloren hatte. Der wohlhabende Mann nahm den Waisenknaben zu sich, gab ihm Speise und Kleider, und war ihm mit väterlicher Liebe zugethan. Er verlangte nichts dafür, als nur, daß der Knabe gut und fromm sein sollte. Allein der Knabe war nicht gut und fromm, sondern leichtsinnig und böse, und all sein Sinnen ging nur dahin, seinen gütigen Vater zu beleidigen, zu kränken, und über seine Güte zu spotten. Der gütige Mann aber entzog ihm dennoch seine Nachsicht und Barmherzigkeit nie; er betrauerte vielmehr die Verirrungen desselben, verzieh ihm alle seine Fehler, und war ihm noch immer mit gleicher Liebe zugethan. Er hoffte, der Knabe werde gewiß einst noch seine Fehler einsehen, und behielt ihn, trotz seiner Bosheit, in seinem Hause. Der Knabe aber sündigte immer fort.

Da kam einst ein weiser Pilgersmann in das Haus des edlen Wohlthäters, und sah, wie böse der Knabe sei. „Guter Freund!“ sagte der Fremde zu dem edlen Manne, „dein Kind ist zeitlich und ewig verloren. Nur dann kannst du es retten, wenn du den Edelstein hingiebst, den du höher schätzest, als alle deine übrigen Güter.“

Als der Mann diese Worte hörte, dachte er nicht mehr an die Bosheit des Knaben; nicht seiner Beleidigungen, seines Spottes und seiner Verachtung; er dachte nur an die Rettung des Knaben, und mit Freuden warf er sein köstliches Gut dahin, um des Knaben willen.“

Dieser gütige Mann, der den bösen Knaben, ungeachtet seiner Fehler, so viel Gutes gethan hatte, ist ein treues Bild des allgütigen

*) Siehe die empfehlenswerthe Kinderschrift „die erzählende Mutter,“ von Franz Hoffmann, Stuttgart, Hoffmann'sche Buchhandlung, 1850.

Vaters im Himmel. Unendlich ist Seine Güte gegen uns Menschen. Schon unsern Voreltern, Adam und Eva, hat Er Seine unbeschreibliche Vaterliebe kund gethan. Er wies ihnen das Paradies, einen herrlichen Garten, zur Wohnung an, gab ihnen Alles, was sie bedurften, und ging mit ihnen so freundlich um, wie ein Vater mit seinen Kindern. Ja, auch dann, als die Menschen ungeachtet aller Beweise göttlicher Huld, ungehorsam gegen Gott wurden, und von den Schlingen der Sünde umstrickt waren, zog Er Seine milde Vaterhand von ihnen nicht ab; denn so wie jener edle Mann den kostbaren Edelstein hingab, um seinen verirrten Pflegesohn zu retten, so gab Gott Sein Liebstes – Seinen vielgeliebten Sohn — hin, um die Menschen zu retten, und von der Sünde zu erlösen. Ist Sein Opfer nicht größer, als das Opfer jenes wohlthätigen Mannes? Ist Seine Güte nicht viel größer, als die Güte jenes edlen Mannes? Ist Jesus, den Sein himmlischer Vater auf die Erde sandte, zu lehren, zu leiden und zu sterben für die sündhaften Menschen, nicht ein höheres und köstlicheres Gut, als der Edelstein? Sollten wir Gott nicht noch inniger lieben, als jener böse Knabe den frommen Mann? Sollten wir Ihm nicht, durchdrungen von dem Geiste der Anbetung und Dankbarkeit, unser ganzes Leben weihen? Daher sagt auch der heilige Apostel und Evangelist Johannes: „Wer nicht liebt, kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. Und dadurch hat sich die Liebe Gottes gegen uns geoffenbart, daß Er Seinen Sohn, den Eingebornen, in die Welt gesandt hat, damit wir durch Ihn zum Leben kommen sollen. Und eben darin zeigt sich diese Liebe recht, daß Gott, den wir vorher nicht liebten, uns zuvor geliebt, und Seinen Sohn gesandt hat zur Versöhnung für unsere Sünden" (I. Joh. 4. 5 — 10.). „Lasset uns also Gott lieben, der uns zuvor geliebt hat" (I. Joh. 4. 19.). Ebenso lehrt der heilige Kirchenlehrer Basilius: „Wenn uns Gott so große Wohlthaten erweiset, so fordert Er nichts von uns, als daß wir Ihn lieben, und Ihm unsere Herzen bewahren, damit Er in uns wohne, und wir in Ihm verbleiben mögen."

Allmächtiger! all' Deine Werke,
Der Himmel und das Erdenrund,
Thun Deine Weisheit, Kraft und Stärke,
Und Deine Freundlichkeit uns kund;

Doch klarer, freundlicher und schöner,
Und über Alles hold und mild
Seh'n wir in Jesu, dem Versöhner,
Gott, Deiner Liebe reinstes Bild.
Gieb, daß wir Dir ein Leben,
Von jeder Sündenmackel rein,
Ein frommes Herz, Dir ganz ergeben,
Zum Opfer unsrer Liebe weih'n!

Sowie wir aber dem himmlischen Vater für Seine unendliche Liebe, mit welcher Er Seinen geliebten Sohn zu unserer Erlösung hingab, unser höchstes Vertrauen, unsern willigsten Gehorsam, unsern heißesten Dank, unsere innigste Liebe schenken sollen, sind wir eben dasselbe auch Jesu Christo, Seinem göttlichen Sohne, schuldig. Er hat uns ja auch das schönste Zeugniß Seiner unendlichen Liebe gegen uns gegeben. „Niemand," spricht Jesus selbst, „hat eine größere Liebe, als derjenige, der sein Leben für seine Freunde giebt." (Joh. XV. 13.) Wir bewiesen uns aber nicht als Seine Freunde; sondern wir sind, da eine jede Sünde eine Feindschaft, eine Empörung gegen Gott ist, vielmehr Seine Feinde. Wahrhaftig, wenn wir nun an die Herrlichkeit denken, welche Jesus bei Seinem himmlischen Vater hatte, ehe die Welt war, und in welcher Er dort auf dem Berge Tabor, voll Glanz und überirdischer Schönheit, zwischen Moses und Elias erschien; wenn wir Ihn nun aber auch in Seiner tiefsten Erniedrigung, zwischen zwei Mördern am Kreuze erblicken; wenn wir uns Ihn mit der Dornenkrone auf dem Haupte, mit Seinem vom Blut entstellten Angesichte, Seinen durchbohrten Händen und Füßen, Seinem ganz mit Wunden bedeckten Leibe vorstellen, wer sollte nicht bei solcher Betrachtung und bei dem Gedanken, daß Jesus alle jene Schmach und Pein aus Liebe zu uns gelitten habe, auch von Liebe zum göttlichen Heilande erfüllt werden? Wer sollte da nicht gerührt ausrufen: „O Jesu, wie gut bist du!" Wer sollte Ihm, der es mit uns so wohl meint, nicht gerne gehorchen, und sich durch Treue in Befolgung der göttlichen Gebote nicht würdig zeigen jener unendlichen Liebe Christi, von welcher der heilige Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus spricht: „Es ist billig, daß ein Jeder aus uns Christo dem Herrn nicht weniger Dank sage, als wenn Er wegen seiner allein auf die Welt gekommen wäre, da Er einen Jeden insbesondere so liebt, wie alle Menschen zusammen. Wie willst du aber eine so große Liebe gegen dich ver-

gelten? Was du immer zu Diensten Jesu thun kannst, ist viel zu wenig. Wenn du sogar dein Blut Ihm zu Liebe vergießen, und dein Leben für Seine Ehre hingeben wolltest, wäre dennoch Seine Liebe nicht gebührend vergolten."

Beispiele. a) Aus der heiligen Geschichte. Obwohl der göttliche Heiland sehr viele Feinde hatte, die Ihn mit bitterm Hasse verfolgten, und nicht nachgaben, bis Er am Stamme der Kreuzes verblutete, so gab es doch viele Menschen, die, voll der edelsten Treue, Ihm anhingen und Ihm rührende Beweise ihrer herzlichen Liebe gegen Ihn erwiesen. Solche fromme Seelen waren jene gottesfürchtigen Mütter, die ihre holden Kleinen zum göttlichen Heilande brachten, damit Er sie segne; Zachäus, der ein so großes Verlangen hatte, Jesum kennen zu lernen, daß er, weil er klein von Person war, auf einen hohen Feigenbaum stieg, damit er Ihn hier wenigstens vorbei gehen sehe; jene frommen Frauen, die Ihn auf dem Wege zum Tode begleiteten, und laut um Ihn weinten; Maria, die Mutter Jesu, Maria, ihre Schwester, Maria Magdalena, die nach ihrer Bekehrung aus einer Sünderin die treueste Schülerin Christi wurde, und von allen Jüngern der einzige, liebevolle Johannes, welche Alle sich von keiner Schmach, und von keiner eines ähnlichen Todes sich abhalten ließen, Jesum bis zur Richtstätte zu folgen, und ihre Anhänglichkeit an Ihn öffentlich an den Tag zu legen; Joseph von Arimathäa und Nikodemus, die mit jenen gottseligen Frauen wetteiferten, dem Leichnam Jesu die letzte Ehre zu erweisen; die heiligen Apostel, welche, wie die heilige Schrift sagt, sich freuten, weil sie für würdig gehalten wurden, um des Namens Jesu willen, Schmach zu leiden. (Act. apost. V. 41.)

b) Noch andere Beispiele. aa) Der heilige Martyrer Arkadius. Als dem heiligen Arkadius stückweise die Glieder vom Leibe gerissen wurden, und der heilige Dulder bemerkte, daß bei dem Anblicke dieser grausamen Verstümmelung manche Thräne des Mitleids in den Augen der Zuschauer glänze, wandte er sich zum Volke, und rief so laut, als er es vermochte: „Ein Sterbender ruft es euch zu im letzten Augenblicke: Es ist nur Ein Gott, für den ich leide und verblute! Sterben für Ihn, giebt ewiges Leben! für Ihn leiden, giebt Seligkeit!"

bb) Die vierzig brasilianischen Martyrer. Als jene heiligen Priester aus der Gesellschaft Jesu, welche in der Geschichte der Heiligen unter dem Namen der „vierzig brasilianischen

Martyrer" ewig glänzen werden, nach Brasilien segelten, um dort den Einwohnern, welche noch Menschenfresser waren, das Evangelium zu predigen, wurden sie auf ihrer beschwerlichen Reise von Seeräubern überfallen. „Alle sollen verschont sein," rief der Anführer dieser Rotte seinen Leuten zu, „nur die Jesuiten tödtet! Metzelt sie nieder, diese verwünschten Freunde des Papstes, die nach Brasilien kommen wollen, um dort das Reich des Antichrist aufzurichten." Wie Rasende fielen die Unmenschen über die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu her; da wandte sich Pater Azevedo, der sich unter allen Uebrigen durch seinen unerschütterlichen Muth auszeichnete, zu seinen Brüdern, und sagte: „Muthig, meine Brüder! Laßt uns unser Leben für einen Gottmenschen freudig hingeben, der das Seinige für uns hingeopfert hat," und stellte sich dann mit heiterm Angesichte den Mördern dar. Sogleich wurde ihm mit einem Säbelhiebe der Kopf gespalten. Ebenso freudig und unerschrocken, wie dieser heilige Mann, litten und starben auch seine Gefährten für die Lehre Jesu.

(Mätzler's Legende.)

cc) Der beste Freund. Es lag einst zu Innsbruck, der Hauptstadt von Tirol, ein vornehmer Herr auf dem Todtbette; viele seiner Verwandten und Freunde standen um ihn her. Man reichte ihm eine bittere Arznei, und rieth ihm, damit er seinen Abscheu vor derselben verliere, sie demjenigen zuzutrinken, der ihm von Allen der Liebste wäre. Da wandte der Sterbende sein Auge von Einem zum Andern, und indem er endlich den Blick auf ein Bildniß des Gekreuzigten, seinem Bette gegenüber, heftete, sprach er: „Dir, o Jesu, mein liebster Freund! bringe ich diesen Kelch dar, weil Du auch, meines Heiles wegen, den Kelch des Leidens getrunken hast." (Philothea.)

dd) Das Gleichniß des Wilden. Ein würdiger Geistlicher, der sich aus eigenem Antriebe unter die Wilden in Amerika begeben, und den Samen des göttlichen Wortes unter ihnen verbreitet hatte, begegnete einst einem Indianer, der ihm ein freundlicher, guter Mann zu sein schien. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein, und erkannte aus seinen Reden, daß der Wilde schon zur Erkenntniß des wahren Gottes gekommen sei. Um sich von der Lebhaftigkeit seines Glaubens zu überzeugen, fragte ihn der Geistliche: „Was denkst du vom göttlichen Heilande?" „Was ich von Ihm denke?" versetzte der Wilde, „das will ich dir durch ein Beispiel zeigen." Er machte aus den dürren Blättern, die zerstreut herumlagen, einen Kreis, nahm einen Wurm, der auf einem Blatte herumkroch, und legte denselben in die Mitte des Platzes, den er frei gelassen hatte. Dann zündete er die

Blätter an, und in kurzer Zeit sah der arme Wurm sich ganz von hellen Flammen umgeben. Nun streckte der Indianer die Hand aus, ergriff den Wurm, der sich schon in sein unvermeidliches Schicksal zu fügen schien, und legte ihn außerhalb des glühenden Kreises auf die kühle Erde. „Was ich dem armen Wurme gethan habe," sprach der gute Wilde, „das hat mir der Heiland gethan."

ee) Der Löwe und das Lamm. Ein Kaufmann kam zu einem Könige, und verkaufte ihm statt echter Edelsteine falsche von Glas. Da der König den Betrug erfuhr, so wurde er zornig, und beschloß, den Bösewicht den Löwen vorwerfen zu lassen. Der Tag der Hinrichtung war gekommen. Eine Menge von Menschen war schon versammelt, um das blutige Schauspiel zu sehen. Alle waren voll Unruhe und banger Erwartung. Der König gab das Zeichen; doch sieh! da sprang statt eines grausamen Löwen ein sanftes Lämmlein hervor das dem erstaunten Missethäter durch verschiedene Liebkosungen seine Zutraulichkeit zu erkennen gab. Das Volk freute sich über diese Großmuth des Königs, und rief laut: „Es lebe der König!"

Ein gottseliger Greis, der bei diesem rührenden Auftritte zugegen war, sprach: „Sowie mit diesem begnadigten Missethäter, ist es auch mit uns Menschen auf der Welt. Auch wir suchen den lieben Gott nur durch eitle Versprechungen zu betrügen, und bringen Ihm, dem wir nur ein reines Herz weihen sollten, mit Sünden befleckte Herzen zum Opfer dar. Auch wir hätten es verdient, eine Beute des ewigen Todes zu werden, der wie ein brüllender Löwe herumgeht, zu suchen, wen er verschlinge. Da erbarmte sich aber der liebe Gott unser, und sandte, statt eines blutgierigen Löwen, ein unbeflecktes Lamm, das die Sünden der Welt auf sich lud, und willig zum Tode ging, damit wir ewig leben. Jede Stunde mahne uns daher an folgenden Denkspruch:

Laßt uns preisen jenes Lamm,
Das die Schuld der Welt wegnahm.

ff) Der liebevolle Königssohn. Es lebte einst in einem weitentlegenen Reiche ein weiser König, der seine Unterthanen wie seine Kinder liebte, und für ihr Heil vorzüglich besorgt war. Er ließ allen Einwohnern seines weit ausgedehnten Reiches in einem königlichen Ausschreiben Folgendes bekannt machen: „Hütet euch, die Gränzen meines Landes zu überschreiten; denn jenseits der Gränzen herrscht ein böser König, der, sobald ihr sein Gebiet betretet, euch gefangen nehmen, und in das tiefste Gefängniß werfen würde." Die Einwohner sahen ein, wie gut es ihr König mit ihnen meine, und gelobten, seine Worte

gewiß zu befolgen. Allein der böse König, dem besonders daran gelegen war, die Unterthanen des benachbarten Reiches in's Verderben zu stürzen, ordnete in der Nähe seiner Gränzen öffentliche Ergötzlichkeiten und Spiele an, um jene herüber zu locken, und wirklich ließen sich sehr viele der Benachbarten dazu verleiten, das Verbot ihres wohlmeinenden Fürsten zu verachten und das Gebiet des bösen Königs zu betreten. Kaum waren aber die Verführten bei den reizenden Ergötzlichkeiten erschienen, als auf einmal, wie es verabredet war, gedungene Wächter aus ihrem Verstecke, in welchem sie lauerten, hervorsprangen, sie fesselten, und ungeachtet aller Wehklagen die Unglücklichen in das Gefängniß fortführten. Als der gute König dieses erfuhr, so wurde er darüber höchst bestürzt. „Ach!" rief er, voll des innigsten Schmerzes aus, „mein Volk, mein armes Volk! welche tiefe Wunden hast du dir und mir geschlagen!" Er schickte sogleich seine treuesten Diener ab, welche den feindlichen König bewegen sollten, seine gefangenen Unterthanen freizugeben; aber der grausame Fürst gab ihren weisen Vorstellungen kein Gehör. Der gute König sandte wieder andere treue Diener zu dem feindlichen Fürsten; aber Alles war vergebens. Da bot sich der edle Sohn des Königs selbst an, mit der Schaar seiner Getreuen den feindlichen Fürsten zu bekriegen, ihn zu überwinden, und die Gefangenen zu befreien. Der edle Königssohn rückte wirklich mit seinen Getreuen heran. Auch der feindliche König versammelte um sich seine wilden Schaaren. Es entstand ein heftiger Kampf. Der edle Prinz kämpfte mit solchem Muthe, daß schon die Feinde ungeachtet ihrer Uebermacht zu weichen begannen. Da wurde aber der edle Königssohn von einem feindlichen Pfeile getroffen. Erblassend sank er vom Pferde, und indem er noch ausrief: „O mein bester Vater! — meine liebsten Brüder!" fiel er, zum größten Schmerz der Seinen, in die Arme des Todes. Zwei treue Freunde trugen ihn mit sich fort, und brachten ihn in eine nahe, verborgene Höhle. Schon jubelte der feindliche König mit seiner wilden Rotte, und glaubte seines Sieges gewiß zu sein, als plötzlich die Trompete erscholl, und der königliche Prinz, der von seinem Todesschlafe erwacht war, seiner Wunden vergessend, die Fahne schwingend, an der Spitze der Seinen erschien, und alle Macht aufbot, die Gefangenen zu erlösen. Und die Kraft seiner unendlichen Liebe hatte gesiegt. Die Erscheinung des königlichen Prinzen, den sie schon für todt hielten, erfüllte die Feinde mit so großem Schrecken, daß sie entflohen. Der königliche Prinz erlöste nun die Gefangenen von ihren schweren Banden, führte sie in ihr Vaterland heim, und kehrte zu seinem Vater zurück, zu dessen Rechten Er nun sitzt in alle Ewigkeit.

Göttlicher Heiland! Du warst es, der uns von den Banden des Königs der Finsterniß rettete, und uns, wenn wir Dir folgen, in das ewige Reich Deines Vaters heimführen will. Ehre und Dank sei Dir in alle Ewigkeit!

Gleichnisse. Ein frommer Mann sah einst ein Schloß, von vielen Reifen zusammengesetzt, welche, mit mancherlei Buchstaben gezeichnet, sich herum drehen ließen, bis die Buchstaben den Namen „Jesus" vorstellten; dann konnte man das Schloß öffnen, und sonst nicht. Diese Erfindung gefiel ihm sehr gut. Er sagte: „Ach, daß ich ein solches Schloß an mein Herz legen könnte! Es sind zwar unsere Herzen verschlossen; aber gewöhnlich mit einem andern Schlosse. Wenn wir die Namen hören: „Geld, Gewinn, Ehre, Lust, Reichthum, Rache," so geht Manchem von uns das Herz auf; jedoch vor Dir, o Jesu! und vor Deinem heiligen Namen bleibt es verschlossen. Ach, zeichne Du selbst mein Herz mit Deinem Namen, damit es der Weltfreude, Eigennutz, vergänglicher Ehre und schändlicher Rache verschlossen sei, und allein Dir offen stehe!" (Nach Skriver.)

Ein frommer Einsiedler hatte einst den stolzen Gedanken, er sei der frömmste Mensch auf der ganzen Erde. Da wurde ihm einst im Traume geoffenbart, daß er es mit der Gottseligkeit nicht so weit gebracht habe, als eine Magd, die in einem Gasthause diente. Der Einsiedler suchte die arme Magd auf, und fragte sie, worin ihre heilige Uebung, ihre Lebensweise, die bei Gott so großes Wohlgefallen finde, bestehe? Da gab ihm das arme Weib zur Antwort: „Ich weiß selbst nicht, was Gott an mir so gefallen könnte. Ich kann von mir nichts Anderes sagen, als daß ich meinen Fleiß gewiß nicht spare, um meine häuslichen Arbeiten zu verrichten, und daß ich, wenn ich Holz in die Küche trage, mit herzlicher Liebe an Den mich erinnere, welcher aus Liebe zu uns das Kreuzesholz getragen hat." So kann auch das geringste unserer täglichen Geschäfte uns an die Liebe Jesu erinnern.

Eine Henne ist ein getreues Bild der unendlichen Liebe Jesu gegen uns Menschen. Die Henne thut gewissermassen ihrer Natur Gewalt an, ändert ihre Stimme, setzt sich wider ihre Gewohnheit an die Erde, scharrt auf das fleißigste, und wenn sie ein Körnlein oder Würmlein gefunden hat, theilt sie es unter ihre Küchlein; sie deckt diese mit ihren Flügeln, schützt sie fast über ihre Kräfte wider feindliche Thiere, und übernimmt ganz willig allerlei Beschwerde ihretwegen. Ein jedes Huhn ruft uns gleichsam zu: „So thätig, wie meine Mutter sich meiner annimmt, wird auch die unendliche Erbarmung Jesu auf dein

Heil bedacht sein. Wer sollte daher sich in allen Ereignissen des Lebens nicht unter die Flügel Seiner Huld flüchten, und auf Ihn nicht vertrauen? —

Wenn ein Baum veredelt werden soll, so wird sein noch wilder Stamm aller seiner Zweige beraubt, bis auf eine Spanne lang abgeschnitten, zerspalten, mit fremden Reisern besetzt und verbunden; er nimmt diese Reiser nicht allein an, und ernähret sie mit seinem Saft und seiner Kraft; sondern er läßt sich auch von ihnen so bemeistern, daß er seine Wildheit verliert, und liebliche Früchte bringt. Wohl demjenigen, der die unedeln Zweige der Sünde aus seinem Herzen entfernt, Jesum, das edle Reis aus der Wurzel Jesse (Jes. 11. 1.) in dasselbe pflanzt, und durch Ihn Früchte der Gerechtigkeit und Tugend gewinnt! —

Jesus, der Du Licht und Leben,
Und der Weg zum Vater bist;
Jesus, der Du mir gegeben,
Was zum Heile nöthig ist;
Jesus, ohne den kein Sünder
In die Zahl der Gotteskinder,
Zu dem Vater kommen kann —
Dich bet' ich mit Freuden an.

Obwohl die Verdienste Jesu Christi für uns von unendlichem Werthe sind, so würden sie uns doch wenig nützen, wenn dieselben nicht uns zugewendet, und an jedem einzelnen Menschen nach allen Beziehungen und Zuständen vom Anfang bis zur Vollendung verwirklicht würden. Dazu bedürfen wir der Gnade des heiligen Geistes. Dieser göttliche Beistand wird uns in den heiligen Sakramenten gespendet. So wie der heilige Geist am Pfingstfeste in Gestalt feuriger Zungen über die Apostel herabkam, um sie zu ihrem hohen Berufe zu heiligen, so theilt Er auch uns Seine himmlischen Gaben in den heiligen Sakramenten mit. Es giebt für das geistige Wohl des Menschen keine Gefahr, in welcher uns nicht durch ein Sakrament die nöthige Kraft dargeboten würde, die Hindernisse des Guten zu besiegen, in der Ausübung der Tugend immer geübter, und des ewigen Lebens theilhaftig zu werden. Wie der heilige Geist bei der Taufe im Flusse Jordan über Jesum in Gestalt einer weißen Taube herabschwebte, so wurden auch wir in der heiligen Taufe vom heiligen Geiste geweiht und geheiligt. Schrecklich sind die Gefahren, welche dem Glauben, der Unschuld, dem ewigen Heile der unerfahrenen Jugend drohen; da kommt aber

der heilige Geist den Kleinen zu Hilfe, und ertheilt ihnen in der heiligen Firmung die Kraft, die Versuchungen dieser Welt zu überwinden, und dem göttlichen Heilande getreu zu bleiben. Es geschieht oft, daß wir in eine Sünde fallen, und nun in der Gefahr schweben, das Wohlgefallen Gottes, die göttliche Gnade, die ewige Seligkeit zu verlieren. Allein auch da steht jener göttliche Freund dem strauchelnden Menschen hilfreich zur Seite, erweckt in ihm den Geist der Buße, und treibt ihn an, daß er seine Sünden erkenne, sie bereue, ernstliche Entschlüsse zur Besserung fasse, sie beichte, und gestärkt durch das heilige Sakrament des Altares, reichliche Früchte der Bekehrung bringe. Sogar zur härtesten Zeit, dem Augenblicke des Todes, wo das Gefühl unserer Schuld, die Furcht vor dem göttlichen Gerichte, der Gedanke, alle Güter der Erde zurücklassen zu müssen, zentnerschwer auf unserer Seele liegt — auch da verläßt uns der göttliche Tröster nicht, sondern erfüllt den Sterbenden durch die letzte Oelung mit himmlischer Kraft, richtet ihn auf, und befreit ihn von der Last seiner Sünden. Damit aber dieser reichliche Schatz von Segnungen kein Vorrecht Einzelner, sondern das Gemeingut Aller werde, so bietet Er in den Sakramenten der Priesterweihe und der Ehe Priestern und Eltern die nöthige Erleuchtung an, damit sie fähig seien, ihre Angehörigen zu heiligen, und dem Reiche Gottes zuzuführen. Welcher Reichthum von himmlischer Kraft! Welche rührende Erbarmung! Wessen Herz sollte nicht auch entbrennen von Liebe gegen den Spender so vieler und so kostbarer Gaben, und wie können wir unsere schuldige Liebe und Dankbarkeit gegen Ihn besser bezeigen, als wenn wir mit Seiner Gnade, diesem anvertrauten Talente, auch unverdrossen mitwirken, und zu unserm Heile verwenden?

Beispiele. a) Die beiden Einsiedler. Zwei Einsiedler gruben in der Wüste gute, schwarze Erde aus, und trugen, da es ihnen an Fuhrwerk und Lastthieren fehlte, die Erde sackweise in ihren Garten, um den Boden desselben zu verbessern.

Der Jüngere der zwei Brüder ward über die Sonnenhitze und die beschwerlichen Fliegen so unwillig, daß er fast bei jedem Schaufelstiche murrte.

„Lieber Bruder!" sagte der Aeltere, „bitte doch Gott um Geduld."

„Ich habe schon oft genug gebeten," erwiderte der Jüngere, „aber seine Gnade hilft mir dennoch nichts."

Der Aeltere grub stille fort, bis er wieder einen Sack gefüllt hatte, und sprach dann: „Hilf mir den Sack auf die Schulter nehmen." Der Jüngere schob ihm den Sack mit angestrengter Kraft rückwärts auf die Schulter. Der Aeltere zog ihn aber vorwärts wieder herab, daß der Sack zur Erde stürzte.

„Was soll das heißen?" rief der Jüngere. „Meine Hilfe kann dir nichts nützen, wenn du sie vorsätzlich wieder vereitelst."

„Sieh," sagte der Aeltere, „so ist es mit dem Beistande des heiligen Geistes. Er ist immer bereit, uns beizustehen. Wenn wir aber mit der göttlichen Gnade nicht mitwirken, sondern ihr vielmehr widerstreben, was kann uns die Gnade des heiligen Geistes dann helfen?"

(Blumen der Wüste.)

b) Der kranke Bettler. Ein geschickter Arzt, der durch seine unermüdete Thätigkeit sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, sah eines Abends vor seiner Hausthüre einen Bettler liegen, der von einer schweren Krankheit befallen worden war, und jeder milden Pflege entbehren mußte. Der Arzt hatte mit dem armen Manne herzliches Mitleid, und ließ ihn in sein Haus bringen, um seiner zu pflegen, und ihn gesund zu machen. Er bestellte einen eigenen Wärter, und bot Alles auf, was zur Heilung des Kranken dienlich sein konnte. Nun hätte man meinen können, der Kranke wäre über die Güte seines Wohlthäters sehr erfreut, und gegen ihn sehr dankbar gewesen. Aber nein! Er wußte die Barmherzigkeit desselben gar nicht zu schätzen, murrte über seinen Wohlthäter, schmähte den Wärter, warf die Arzneien weg, und faßte sogar den boshaften Entschluß, lieber sterben zu wollen, als von seinem edlen Wohlthäter ein Heilmittel anzunehmen. Als der wohlthätige Mann dieses vernahm, wurde er über den Undank des Bettlers sehr aufgebracht. Er beschloß, seine hilfreiche Hand ihm ganz zu entziehen, und stieß ihn aus seinem Hause. „Sieh, undankbarer Mensch!" sprach er, „mit herzlicher Liebe habe ich dich in mein Haus aufgenommen; wie einen Sohn habe ich dich behandelt, und Alles gethan, was deine Genesung befördern konnte. Warum vergiltst du meine Liebe so mit Undank, und wozu könnten dir meine Heilmittel nützen, wenn du sie unbenützt wegwirfst? Weich von mir, Undankbarer, und schreibe es deinem empörenden Undanke selbst zu, wenn du, jeder Hilfe beraubt, im Elende verschmachten mußt!"

Der menschenfreundliche Arzt in dieser Parabel ist der heilige Geist; die Heilmittel sind Seine heiligen Sakramente; unter dem armen Manne, der schwach und krank vor dem Hause

des Arztes liegt, sind wir, die vielen Versuchungen unterworfen, und mit Sünden, den gefährlichsten Krankheiten unserer Seele behaftet sind, zu verstehen. Weh uns, wenn wir, gleich jenem Bettler, die unendliche Erbarmung des göttlichen Trösters mit Undank vergelten, Seine Heilmittel nicht anwenden, Seinen liebevollen Eingebungen widerstehen, und daher, jeder Gnade beraubt, dem ewigen Tode anheimfallen!

Du hast zu deinem Kind und Erben,
Mein lieber Vater, mich erklärt!
Du hast die Frucht von deinem Sterben,
Mein treuer Heiland, mir gewährt!
Du willst, mein Leben Gott zu weih'n,
Geist Gottes, selbst mein Führer sein!
Dank, ew'ger Dank, sei jederzeit
Dir, heiligste Dreifaltigkeit!

Die Liebe zu Gott bringt uns auch großen Gewinn. Denn sowie die Rebe nur in Verbindung mit dem Weinstocke gedeihen, und viele Frucht bringen kann, so können auch wir nur dadurch Kraft zu allem Guten bekommen, wenn wir Gott voll Liebe anhängen, unsere größte Freude an Ihm haben, und mit Ihm Ein Sinn, Ein Herz, gleichsam Eine Seele sind. Dann werden wir auch, sowie der Saft des Weinstockes die Reben durchdringt, von Seinem Geiste durchdrungen, und empfinden jene Seligkeit, welche alle Frommen in Gott finden, und von welcher David, der gottselige Sänger, spricht: „Kostet und sehet, wie freundlich der Herr ist!" (Ps. XXXIII. 8.) Aus der Liebe zu Gott kommen auch die übrigen Tugenden hervor; sie ist die Wurzel aller guten Eigenschaften. Wie alle guten Reben eines edlen Weinstockes nur solche Trauben bringen, die der Natur dieses Weinstockes gemäß sind, sprossen nur aus wahrer Liebe zu Gott Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit, Friedfertigkeit, Sanftmuth, Reinheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und andere Tugenden hervor. Ja, ohne die Liebe zu Gott hätten sogar die edelsten Handlungen keinen Werth. Deßwegen sagt auch der heilige Apostel Paulus: „Könnte ich alle Sprachen der Menschen, ja mit Engelszungen reden, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts weiter, als ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Hätte ich göttliche Eingebungen, und wüßte ich alle Geheimnisse, und besäße die tiefsten Kenntnisse, und hätte ich den stärksten Glauben, so daß ich auch Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so

wäre ich doch nichts. Und hätte ich mein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt, und gäbe ich selbst meinen Leib dahin, und ließe mich lebendig verbrennen, hätte aber die Liebe nicht, so würde mir dieses Alles nichts nützen." (I. Cor. 13, 1—4.) Sehr schön sagt der heilige Prosper von den edlen Früchten heiliger Liebe: „Die Liebe zu Gott ist die Quelle aller guten Werke, der Anfang der Sittlichkeit, die Vollendung aller göttlichen Gebote, der Tod des Lasters, das Leben der Tugend, die Kraft bei Kämpfen, die Palme der Sieger, der Schild heiliger Gemüther, der Grund aller Verdienste, der Lohn der Vollkommenen. Die Liebe zu Gott erweckt die Sünder vom Tode, heilt die Schmachtenden, belehrt die Verirrten, und bewahrt die friedlichen Herzen. Fruchtbar wirkt sie in den Büßern, glorreich in den beharrlichen Gemüthern, siegreich in den Martyrern, thätig endlich in allen Christen." (B. Prosper lib. de vit. contempl.)

a) Biblische Beispiele. Wie die Liebe zu Gott den Menschen zu den herrlichsten Werken der Tugend leite, zeigt uns der heilige Papst Gregor der Große in verschiedenen biblischen Beispielen, indem er sagt: „Die Liebe ist Eine, sie entflammt aber mannigfach zu unzähligen Werken. Wir stellen ihre Mannigfaltigkeit kurz dar, indem wir die guten, edlen Werke einiger Auserwählten aufzählen. Die Liebe war es, welche durch Abel das auserlesene Opfer Gott darbrachte, und das Mordbeil geduldig ertrug. Die Liebe war es, welche Henoch unter den Menschen geistlich leben lehrte, und ihn zu einem höhern Leben von den Menschen auch leiblich hinwegnahm. Die Liebe war es, die bewirkte, daß Noe, nachdem Alle in Ungnade gefallen waren, allein bei Gott Gnade fand, daß er auf den Bau der Arche den Fleiß langer Arbeit verwandte, und durch Uebung frommer Werke der Welt erhalten wurde. Die Liebe war es, welche in Sem und Japhet vor der Blöße des Vaters erröthete, und den Mantel von rückwärts darüber warf, und verbarg, was sie nicht sah. Die Liebe war es, welche Abraham, da er, Gott gehorsam, die Hand, seinen Sohn zu opfern, ausgestreckt, zum Vater einer unzählbaren Nachkommenschaft gemacht hat. Die Liebe war es, die den Joseph, nachdem er von seinen Brüdern verkauft war, die Knechtschaft, ohne die Freiheit des Gemüthes zu verlieren, ertragen, und nachher den nämlichen Brüdern ohne Hochmuth gebieten lehrte. Die Liebe war es, welche den Moses, als sein Volk gesündigt, in den Staub warf, und flehend um Gnade, für das Volk sich selbst zum Opfer darbot. Die Liebe war es, welche den Samuel in der Herrschaft demüthig,

und in der Verwerfung untadelhaft erhielt, der, obwohl das Volk ihn verfolgte, es doch liebte, und sich selbst zum Zeugnisse war, daß er die Höhe, von der sie ihn geworfen, nicht geliebt hat. Die Liebe war es, welche den David bewog, aus Demuth vor dem gottlosen König zu fliehen, und mit Güte erfüllte, ihm, obwohl er Gelegenheit ihn zu tödten hatte, zu verzeihen. Die Liebe war es, welche den Elias, weil sie ihn im Feuereifer geistlich leben lehrte, auch bei lebendigem Leibe in das himmlische Leben hinwegnahm. Die Liebe war es, welche den Elisäus, weil sie ihn seinen Lehrer aufrichtig lieben gelehrt, mit dem Geiste seines Lehrers Elias erfüllt hat. Die Liebe war es in Daniel, welche, weil er sich der königlichen Speisen enthalten, ihm auch den Rachen der hungrigen Löwen verschlossen hat. Die Liebe war es, welche den drei Jünglingen, weil sie ruhigen Gewissens über den Brand der Sünde siegten, zur Zeit der Trübsal die Flammen im Feuerofen stillte. Die Liebe war es, welche in Petrus den Drohungen der furchtbaren Fürsten tapfer widerstanden, und bei Abschaffung der Beschneidung auf die Reden der Geringern demüthig gehört hat. Die Liebe war es in Paulus, welche die Hand der Verfolger demüthig ertrug, und doch in der Sache der Beschneidung den Sinn, der so weit von ihm abwich, kühn tadelte. (Gal. II. 2. sequ.) Vielfach ist also das Gesetz Gottes; aber ohne zu ändern paßt es auf alle Verhältnisse, und wenn auch die Ursachen sich ändern, schließt es sich ihnen doch ungeändert an. (S. Gregor. M. L. X. Moral. in Job. cap. 7.)

b) Noch andere Beispiele. aa) Die Kunst, stets fröhlich zu sein. — In dem Kloster auf dem Berge Sinai lebte ein Koch, der täglich für mehr als zweihundert Personen zu kochen hatte, und bei seinem flammenden Feuerherde immer heiter und fröhlich war. Der Abt, der ihn nie anders, als freudig lächelnden Angesichtes sah, fragte ihn einmal: „Wie ist es doch möglich, daß du bei deiner vielen Mühe und Arbeit immer so vergnügt und zufrieden sein kannst, und nie unwillig wirst?“ „Dieß kommt daher,“ sagte der Koch, „weil ich Alles, was mir zu thun obliegt, aus Liebe zu den Menschen, und ganz vorzüglich aus Liebe Gottes vollbringe. Und die Liebe macht Alles süß und leicht.“ (Blumen der Wüste.)

bb) Der heilige Hugo. Als der heilige Hugo, Bischof zu Grenoble, auf dem Todtbette lag, bat er Alle, welche zu ihm kamen, sie möchten seiner im Gebete eingedenk sein. Der Bischof Gaufred von Carnot fragte ihn, um was er für ihn bitten sollte? Da gab er

ihm zur Antwort: „Daß Gott das Irdische in mir vertilge, und die Liebe zu Ihm entflamme.“ (Mätzler.)

cc) Die heilige Johanna Franziska von Fremiot. Die heilige Wittwe Johanna Franziska von Fremiot, welche den Orden von der Heimsuchung Mariens gestiftet hatte, schrieb an ihren geistlichen Führer und Vater, den heiligen Franz von Sales: „Die ganze Welt würde für einen so lobenswürdigen Gott sterben, wenn sie die Süßigkeit kennen würde, die eine gottliebende Seele kostet.“ (Ebend.)

dd) Der Pfarrer von Ars. „Der Pfarrer von Ars,“ theilt eine französische Zeitung aus einem Privatbriefe eines englischen Katholiken mit, „lebt in dem Dörfchen Ars, einige Meilen von Lyon. Das Dörfchen besteht aus Lehmhütten; eine derselben ist zwar kein Gasthaus, wird aber von den vielen Fremden, die als solche kommen, benützt, um bei dem Pfarrer zu beichten, und die oft achtundvierzig Stunden warten müssen, ehe die Reihe an sie kommt. Der Pfarrer steht täglich, nachdem er zwei Stunden geschlafen hat, um Mitternacht auf, und geht in den Beichtstuhl, wo ihn schon Viele erwarten; es ist eine eigene Stellwagenfahrt von Lyon aus eingerichtet, um die Pilger nach Ars zu führen. Um sechs Uhr liest er die heilige Messe, und empfängt dann in der Sakristei diejenigen, welche ihn zu sprechen wünschen oder Rosenkränze und Medaillen segnen lassen wollen. Seine Predigten sind in der Weise: „Kindlein, liebet einander,“ wie der heilige Evangelist Johannes zu predigen pflegte. Er spricht meist von der Seligkeit der Liebe zu Gott, wobei er oft die Worte wiederholt: „O wie süß ist es, Gott zu lieben!“ jedesmal unter einem Strome von Thränen; ebenso, wenn er von dem Leiden des Heilandes, und unserer Pflicht, Ihn wieder zu lieben, predigt. Wir hörten ihn darüber predigen; er mußte vor Weinen einhalten, und kein Auge in der Kirche blieb trocken. Sein Aeußeres ist höchst merkwürdig; er ist ein Bild des Todes, sehr bejahrt, und mit eingefallenen Wangen; sein Blick ist ganz überirdisch.“

(Sonntagsblatt d. A. Postztg.)

ee) Der Maibaum. Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maibaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde wurde hiezu erwählt und aufgestellt in der Mitte des Dorfes. Der Baum ragte über alle Häuser empor, und wurde mit buntfärbigen Bändern von Seide und mit Flittergold, und mit allerlei Glöcklein verziert. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die Glöcklein.

Die Jugend des Dorfes stand in Reihen, und hüpfte herum, und freute sich sehr des schön verzierten Baumes.

Nachdem aber der Maibaum acht Tage lang in der Sonnenhitze gestanden hatte, da verschwand seine Schönheit auf einmal. Da kam Gottlieb, des Schullehrers kleiner Sohn, nach Hause, und sprach also zum Vater: „Ach, woher mag es doch kommen, daß der vorhin so zierliche Baum nun auf einmal so häßlich und so entstellt ist? Ist es doch Schade um das Gold und die Bänder und Glöcklein an dem dürren, ausgetrockneten Holze!"

„Sieh, lieber Sohn," antwortete darauf der Vater, „weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr an sich ziehen die Säfte der Erde, noch auch den Thau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnenstrahl, der sonst so wohlthätig für ihn war, beschleunigt jetzt sein Verderben.

„Und also, mein Kind, ergeht es auch jedem Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verliert. Denn Gott ist die alleinige Wurzel, an welcher wir, und welche an uns bleiben muß, wenn unser Leben schön dahin fließen, und Himmel und Erde wohlgefällig sein soll! Denn wir vermögen ohne Gott weder das Wollen, noch das Vollbringen des Guten. Hat aber sich der Mensch durch einen ungöttlichen Wandel geschieden von Gott, so ist er auch reif zum Verderben, und er hat — als ein Gottloser, Schönheit und Menschenwürde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt sein, und die Rede seines Mundes klingen, wie lieblicher Glöcklein Ton." (Fr. X. Schwäbl.)

Die wohlgeordnete Liebe.

Liebst du Gott — über dich,
Die Menschen — ganz dir gleich;
Die Dinge — unter dir,
Taugst du in sein Reich.

(Angelus Silesius.)

Ohne Liebe macht der Glaube nicht selig.

Der Glaube ohne Lieb',
Rühm' er sich noch so sehr! —
Er ist ein hohles Faß,
Es klingt nur, weil es leer. (Ebend.)

Irdische und himmlische Liebe.

Die Weltlieb' hat die Art,
Daß sie sich abwärts neigt;
Der himmlischen Natur
Ist, daß sie aufwärts steigt. (Ebend.)

Liebe macht uns zu Kindern Gottes.

Wer sich nicht müht zu sein
Des Höchsten liebes Kind,
Der bleibet in dem Stall,
Wo Vieh und Knechte sind. (Ebend.)

Die goldene Kette.

Wo Glaube — da Liebe;
Wo Liebe — da Friede;
Wo Friede — da Segen;
Wo Segen — da Gott;
Wo Gott — keine Noth.

Die Liebe zu Gott ist endlich auch nichts Schweres; selbst der ruchloseste Bösewicht kann einem gerechten Manne, welcher sich durch edle Gesinnungen auszeichnet, seine Achtung und Verehrung nicht versagen. Wer sollte daher den lieben Gott, der die besten Eigenschaften im höchsten Grade besitzt, nicht lieben, und Ihm nicht mit ganzem Gemüthe anhängen? Auch ist es ein natürlicher Trieb des menschlichen Herzens, daß wir besonders unsern Eltern oder andern wohlwollenden Personen Liebe und Achtung bezeigen wollen. Wie könnte es daher etwas Schweres sein, unsern himmlischen Vater, dem wir alles Gute verdanken, zu lieben? Deßwegen sagt auch der heilige Kirchenlehrer Bonaventura: „Gott lieben ist leicht. Gott lieben bringt Freude und Segen. Darum lasset uns Gott lieben; denn es ist damit keine Beschwerde, kein Nachtheil verbunden; sondern Leichtigkeit und reichlicher Nutzen.“ (St. Bonav. Dom. 2. Pent. serm. 83.)

Dich lieben, Gott, ist Seligkeit,
Und sich zu Dir erheben
Ist Wonne, die mein Herz erfreut,
Ist meiner Seele Leben!

O laß von heiliger Begier
Mich immer mehr entbrennen,
Dich, Gott, und Deinen Sohn schon hier
Stets besser zu erkennen!

Mich Deiner immer mehr zu freu'n,
Stets heiliger durch Dich zu sein,
Dich immer mehr zu lieben,
Zu folgen Deinen Trieben!

Sollen wir aber die edlen Früchte, welche aus der Liebe zu Gott hervorsprossen, ernten, so muß dieselbe folgende Eigenschaften haben:

a) Sie soll unbegränzt sein; ihre Ausübung muß sich über alle unsere Kräfte erstrecken. Wir sollen an Gott die größte Freude haben, an Gott am liebsten denken, am liebsten dasjenige verlangen, was zur Verherrlichung Gottes dient. Wir sollen Gott über Alles lieben. Deßwegen hatte Gott schon im alten Bunde den Israeliten befohlen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe, und aus allen deinen Kräften.“ (Deut. VI. 5.) Auf eben dasselbe Gesetz der Liebe wies der göttliche Heiland jenen Gesetzverständigen hin, der ihn fragte: „Lehrer! was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange?“ (Matth. XXII. 38) Wie aber jene Worte zu verstehen seien, sagt uns der heilige Thomas von Aquin mit folgenden Worten: „Es ist uns befohlen, alle unsere Gedanken auf Gott zu richten, das heißt: Ihn von ganzem Herzen lieben; unser Verstand soll Gott unterworfen sein, das heißt: Ihn von ganzem Gemüthe lieben; alle unsere Begierden sollen sich nach Gott richten, das heißt: Ihn von ganzer Seele lieben, und wir sollen Gott in allen unsern Werken gehorchen, das heißt: Gott aus allen Kräften lieben.“ (St. Thom. 22. q. 44. a. 5.) Warum wir aber Gott mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüthe, mit ganzer Seele lieben sollen, erklärt uns der heilige Antonius von Padua, indem er spricht: „Du sollst Gott lieben mit ganzem Herzen, nicht bloß mit getheiltem Herzen; denn Gott hat keine Theile; Er ist immer und überall ganz; daher will Er auch keinen Theil von uns und unserer Liebe; Er will uns ganz.“ (St. Ant. de Padua Dom. 13. p. Trin.)

Beispiele aa) aus der biblischen Geschichte.

So liebte Noe den Herrn gewiß von ganzem Herzen; denn kaum war er mit den Seinigen aus der Arche getreten, so war es sein erstes und wichtigstes Geschäft, Gott einen Altar zu bauen, und Ihm für seine wunderbare Errettung ein Opfer dankbarer Liebe zu bringen. —

Wie mußte es Abraham, dem guten Vater, zu Herzen gehen, als ihm Gott, um ihn zu prüfen, befahl, seinen Sohn Isaak, das Liebste, was er auf Erden besaß, zum Opfer zu bringen. Und dennoch wäre er bereit gewesen, dem göttlichen Befehl zu folgen. Schon streckte er seine Hand aus und ergriff das Messer, seinen Sohn zu schlachten, als ihm der Engel des Herrn zurief: „Halt deine Hand inne, und

thue dem Knaben nichts zu Leid. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und ihm zu Lieb auch deinen einzigen Sohn nicht verschont hättest." —

Ebenso liebte Josue Gott aus ganzem Gemüthe; denn als er die Israeliten vor dem Kriegsheere des Königs von Hai fliehen sah, so entsetzte er sich; aber es war ihm nicht um seine eigene Ehre, sondern um die Verherrlichung des göttlichen Namens zu thun; deßwegen sprach er, bei der Bundeslade vor dem Herrn auf sein Angesicht niederfallend: „Mein Herr und Gott, was soll ich sagen, da ich Israel fliehen sehe vor seinen Feinden? Die Kananiter und alle Einwohner des Landes werden es hören, sich zusammenrotten, uns umringen, und unsern Namen von der Erde vertilgen. Was willst du nun thun, Deinen großen Namen zu verherrlichen?" —

Von welcher innigen Liebe zu Gott David, der königliche Psalmensänger, durchdrungen war, sprach er mit den herzerhebenden Worten aus: „Wie der Hirsch schreit nach der Wasserquelle, so verlangt meine Seele nach Dir, o Gott! — Wann werde ich kommen, und vor dem Angesichte Gottes erscheinen?" (Ps. XLI. 1.)

Der alte Tobias liebte Gott von ganzer Seele, rief, da er meinte, daß er bald sterben müsse, seinen Sohn zu sich, und sagte zu ihm: „Habe dein Leben lang Gott im Herzen, hüte dich, daß du nie in eine Sünde einwilligst, und etwas thuest, das gegen die Gebote Gottes ist." —

Das schönste Beispiel der Liebe gegen Seinen himmlischen Vater gab uns der göttliche Heiland, der den Willen Seines Vaters mit so großer Freude vollbrachte, daß Er selbst sagte: „Meine Speise ist, daß Ich den Willen Dessen thue, der Mich gesandt hat." (Joh. IV. 34.)

bb) Noch andere Beispiele.

α) Der heilige Canut. Canut, der heilige König von Dänemark, zeigte gleich am Anfange seiner Regierung seine aufrichtige Liebe zu Gott, und strebte nach keinem andern Ruhm, als ein eifriger Beförderer des Christenthumes zu sein. Dieses bewog ihn, seine siegreichen Waffen in das Gebiet der Samojeden, Esthländer und Cureten, dann nach Curland, Samogitien und Litthauen zu tragen. Nachdem er in alle diese eroberten Länder die Lehre Christi verpflanzt hatte, kehrte er in seine Residenz zurück. Eine große Menge Volkes hatte sich in den Straßen versammelt, um den siegreichen König zu sehen, und ihn freudig zu begrüßen. Aber der heilige König zog mitten in seinem Triumphe, voll der reinsten Demuth, und aller Zeichen seiner

fürstlichen Würde beraubt, in die Hauptkirche der Stadt, legte in Gegenwart des ganzen Volkes die goldene Krone von Dänemark nieder zu den Füßen eines Christusbildes, das über dem Altare stand, und betete: „Nimm hier dieses geringe Opfer, Du, König aller Könige, gnädig an für mein und meines Reiches Wohl!"

(Die heilige Sage.)

β) Die Wahl. Als die heilige Eadburga, eine Enkelin des Königs von England, Alfred des Großen, noch ein Kind von kaum drei Jahren war, führte sie ihr Vater in ein Zimmer, in welchem allerlei Spielgeräthe lagen, woran ein so kleines Mädchen Vergnügen haben könnte. Neben diesen Spielsachen stand auch ein Kelch und ein Evangelienbuch. Der Vater zeigte der Kleinen alle diese Herrlichkeiten, und sagte zu ihr: „Sieh, mein Kind, was du hier siehst, ist Alles dein!" Die Kleine that, als wenn sie die Spielereien gar nicht sehe; sondern lief sogleich auf den Kelch und das Evangelienbuch zu, und hatte darüber eine große Freude. Der Vater drückte das Kind an sein Herz, und sprach: „Liebes Kind, bewahre nur deinen frommen Sinn, und deine Liebe zu Gott; dann wirst du Gott und allen guten Menschen zur Freude sein." Eadburga wurde später ihrer gottseligen Großmutter Alswitha, welche Abtissin des Nonnenklosters zu Winchester war, zur Erziehung übergeben. Sie legte dort, als sie das gehörige Alter erreicht hatte, ihre Gelübde ab, und war, ihr ganzes Leben hindurch, das Vorbild heiliger Liebe und wahrer Frömmigkeit.

(Th. Nelks Hortensia.)

γ) Der heilige Thomas von Aquin. Der heilige Thomas von Aquin hatte schon in einem Alter von fünf und dreißig Jahren als Lehrer und Prediger ringsumher großen Segen gebracht. Zu Rom, Viterbo, Orvieto, Fonde und Perosa, zu Bologna und Neapel drang sein kräftiges Wort in die Herzen unzähliger Christenschaaren. Ja, es gelang ihm sogar, durch seine überzeugende Rede zwei gelehrte Rabbinen zu Christen zu bilden. Unterdem beschäftigte er sich auch mit der Verfassung ausgezeichneter Schriften göttlichen Inhaltes, die sich bis auf unsere Zeiten als ein großer Schatz erhalten haben. Da lag er einst in glühender Andacht vor einem Cruzifixbilde, und dankte dem göttlichen Heilande für die Gnade der Erlösung. Und es kam ihm auf einmal vor, als tönte aus den Lippen des Gekreuzigten: „Du hast gut von mir geschrieben, Thomas! Welche Belohnung forderst du?" Und der Andachtsvolle stammelte: „Keine andere, als Dich, o Herr!"

(Die heilige Sage.)

δ) Der gottselige Bruder Klaus. Der fromme Einsiedler Nikolaus von der Flue wandelte einst, in heilige Gedanken vertieft, auf seiner Flur auf und ab. Da hörte er plötzlich himmlische Töne. Als er aufsah, stand ein ehrwürdiger Greis vor ihm, und sang überaus lieblich und wunderbar, bald mit Einer, bald mit drei Stimmen. Nikolaus war ganz entzückt. Dann näherte sich ihm der Greis, und begehrte ein Almosen. Freundlich erfüllte Nikolaus seine Bitte. Der ehrwürdige Alte dankte, und verschwand. Sehnsuchtsvoll breitete Nikolaus seine Arme zu Gott mit dem Rufe: „Du willst also nicht das Meinige; du willst mich selbst.“ Gerührt durch diese Erscheinung verließ Nikolaus Weib und Kinder, und Alles was er hatte, und wurde ein Einsiedler, um nur Gott zu leben, und sich seinem Dienste zu weihen. (Seine Biographie v. G. Siegrist.)

ε) Kraftsprüche des heiligen Franz von Regis. Franz von Regis, der heilige Missionär, pflegte folgende Kraftsprüche im Munde zu führen, die von seiner herzlichen Liebe zu Gott zeigen:

1) Was giebt es auf Erden, das mein Herz mehr fesseln könnte, als Du, o mein Gott?

2) Was kann ich verlangen in dem Himmel, oder was lieben auf der Erde, als Dich, o mein Gott?

3) Zu einem unbußfertigen Sünder:

Ach bringe mich lieber um das Leben, als daß du fortfährst, Gott zu beleidigen! (Die heil. Sage.)

η) Der feste Entschluß. Als der heilige Aloysius in den Orden der Gesellschaft Jesu treten wollte, ersuchte sein Vater, der dieses nicht gern sah, mehrere angesehene Männer, seinen Sohn dem geistlichen Stande abgeneigt zu machen, oder doch zu bereden, daß er nicht in den Jesuitenorden trete, indem er auf diese Weise nie zu hohen kirchlichen Würden gelangen könne. Allein der standhafte Jüngling gab auf solche Vorstellungen zur Antwort: „Ich habe mir fest vorgenommen, hier auf Erden alle meine Würden in Gott zu suchen, und außer ihm nichts zu besitzen.“

ϑ) Der heilige Ignatius von Loyola. Der heilige Ignatius von Loyola, Stifter des Ordens der Gesellschaft Jesu, drückte seine brennende Liebe zu Gott, welche die Seele alles seines Thuns und Wirkens war, durch seinen Wahlspruch aus: „Alles zur größern Ehre Gottes!“

ι) Der heilige Joseph von Cupertino. Der heilige Joseph von Cupertino, aus dem Orden des heiligen Franziskus, war von Liebe zu Gott so entflammt, daß er bei dem bloßen Namen Gottes

wie außer sich war, und oft ausrief: „Würdige Dich, o mein Gott! mein ganzes Herz zu erfüllen und zu besitzen! Wäre doch einmal meine Seele von den Banden des Leibes befreit, und mit Jesus vereinigt! Jesu, Jesu, zieh mich zu Dir hinauf; ich kann nicht mehr länger auf der Erde bleiben!"

x) Das Opfer eines Frommen. (Eine morgenländische Sage.) Ein frommer Fürst im Morgenlande, Abubeker, besaß ein Pferd, das er wegen seiner schönen Gestalt sehr liebte. Dieses Pferd war schneller, als der Wind der Wüste, und konnte drei Tage lang laufen, ohne einen Tropfen Wasser zu trinken.

Eines Abends vor Sonnenuntergang stand er am Bache, und reinigte sein Lieblingspferd. Er wusch ihm Hals und Schenkel, und rief ihm die freundlichsten Worte zu. Das Pferd sah ihn mit klugen, treuen Augen an, als wenn es seinen Herrn vollkommen verstanden hätte. Da rief der Kirchendiener, oder wie die Mohamedaner sagen, der Marabout, von dem Thurme die Gläubigen zum Gebete auf, doch Abubeker hörte ihn nicht. Als aber die Sonne hinter den Bergen verschwand, da erkannte der Fürst, daß er die Stunde des Gebetes versäumt hatte. Voll des innersten Schmerzes warf er sich auf die Erde nieder, und rief aus: „Weh mir, Herr! ich habe Deiner vergessen, des Geschöpfes wegen. Hab Erbarmen mit mir, und nimm dieses Opfer, als ein Zeichen meiner Reue gnädig an." So sagte der fromme Fürst, nahm seinen Spieß, und stieß ihn dem Pferde in die Brust. Das edle Thier stürzte vor seinen Augen zusammen, und verröchelte trauernd; aber mit dem Bewußtsein eines Gerechten trat Abubeker in seine Wohnung, hüllte sich in sein Oberkleid, und schlief ein. Da erschien ihm der liebe Gott im Traume, und sprach zu ihm: „Abubeker! Ich habe dein Herz erforscht, und gesehen, daß dein Wandel gerecht ist vor mir. Steh' auf, dein Pferd lebt!" Da stand sein Lieblingspferd vor ihm, und wieherte ihm freundlich entgegen.

(Ebersberg's glückliche Feierabende.)

Gleichnisse. Ein Maler wollte den Schutzgeist der Liebe darstellen, und malte einen Jüngling, und neben ihm vier Weltkugeln mit den Worten: „Diesen nichts!" In der rechten Hand hob er ein flammendes Herz gegen Himmel; in den Flammen aber standen die Worte geschrieben: „Gott, dem Herrn, allein!" — Die Söhne Aaron's legten unechtes, gewöhnliches Feuer in das Rauchgefäß, und sie wurden vom Feuer verzehrt. Dieses fremde Feuer im Rauchgefäße ist die unordentliche Liebe zur Welt in unserm Herzen. Hüte dich, solches unheiliges Feuer einzulegen!" —

Da **Pharao** zu den Kindern Israel's, welche opfern wollten, sagte: „Opfert dem Herrn; eure Schafe aber, und euer Vieh müssen zurückbleiben," so gab ihm Moses zur Antwort: „Alle Heerden werden mit uns gehen; nichts wird zurückbleiben; auch nicht Eine Klaue, die zum Dienste Gottes nöthig ist." So ist es auch mit der Liebe zu Gott; sie will nichts der Welt zurücklassen, sondern sie wendet Alles dazu an, um Gott das Opfer der Liebe darzubringen. —

(Haid's Christenlehren.)

Der heilige **Chrysostomus** fragt, warum der heilige Johannes der Täufer in der Wüste getauft und gepredigt habe? Und er giebt die Antwort: Er wußte, daß Christus kommen werde, und suchte ihn also in der Wüste. Er sonderte sich ab von der Menge; denn da seine Augen Christum erwarteten, hielt er nichts Anderes seines Blickes werth, als Christum. (Ebend.)

Gott wird von Vielen, wahrhaft aber nur von Wenigen geliebt. Nicht in dem „**Lieben**," sondern in dem „**Lieben über Alles**" liegt die große Schwierigkeit.

Dich haben, Gott! heißt: Alles haben,
Was nur die Seele wünschen kann;
An Dir will ich mich ewig laben,
Nimm Dich nur meiner gnädig an!
Dann sprech' ich: Herr, Du bist mein Theil,
Und meines Herzens Trost und Heil!

Soll aber Gott unsere Liebe zu Ihm gefallen, so darf sie nicht einem Schilfrohre gleichen, das vom Winde hin- und hergetrieben wird, sondern sie muß

b) **fest**, wie eine Eiche, und **unerschütterlich**, wie ein Felsen sein. Was wäre es Verdienstliches, wenn wir nur dann, sobald uns Gott Glück und Segen spendet, Ihn lieben, in den Tagen des Unglückes und der Trübsal aber Ihn verlassen würden? Nein! auch von unserer Liebe zu Gott soll man sagen können, wie es im hohen Liede (Hoh. L. 8. 6.) heißt: „Stark, wie der Tod, ist die Liebe." So unerschütterlich war auch die Liebe, welche die heiligen Apostel zu Gott empfanden! Auf sie konnte man die Worte des heil. Apostels **Paulus** anwenden, der im Feuer seiner Liebe ausrief: „**Wer wird mich trennen von der Liebe Gottes?** Trübsal? Angst? Hungersnoth? Blöße? Gefahr? Verfolgung? Schwert?" Wie geschrieben steht: „Deinetwegen schweben wir täglich in Todesgefahr. Wir werden wie Schafe gehalten, die zur Schlachtbank geführt werden.

Aber in Allem siegen wir durch Denjenigen, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt: Weder Tod, noch Leben; weder Engel, noch Herrschaften; noch Mächte; weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges; weder Stärke, noch Höhe, noch Tiefe, noch irgend ein Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Jesu Christo, unserm Herrn." (Röm. VIII. 35—39.)

Beispiele. aa) Der heilige Hypolithus. Der heilige Hypolithus, Bischof von Ostia, einer Stadt im päpstlichen Gebiete, wurde, wegen seines standhaften Bekenntnisses der christlichen Lehre, dazu verurtheilt, daß er durch Pferde geviertheilt werden sollte. Man warf ihn auf den Boden, band ihn an Händen und Füßen mit Stricken, und befestigte sie an die herbeigeführten Pferde. Die letzten Worte, welche der Heilige noch, bevor sein Körper in viele Theile zerrissen wurde, aussprach, waren: „Immerhin mögen diese meine Glieder zerrissen werden, wenn nur meine Seele, o Jesu, zu Dir kommt!"

bb) Nestor, der heilige Blutzeuge. Als der heilige Nestor, Bischof zu Sida in Pamphilien, wegen seiner Standhaftigkeit im christlichen Glauben von den Henkern auf einen Eichenblock, der mit eisernen Nägeln beschlagen war, geworfen wurde, und die Unmenschen seinen Leib mit glühenden Hacken so grausam zerfleischten, daß das Gebein, der Muskeln entblößt, aus den blutenden Wunden hervorsah, riefen ihm Viele aus der Schaar der heidnischen Zuschauer voll Mitleid zu: „Opfere den Göttern, und rette dein Leben!" Aber der heilige Blutzeuge lobte Gott mit lauter Stimme, und sprach: „Ich lebe nur in Jesu, meinem Heilande!"

cc) Der heilige Johannes Chrysostomus. Der heilige Johannes Chrysostomus brannte von einer so großen Liebe zu Gott, daß er sagte: „Wenn Jemand zu mir sagen würde: Wähle, welches von Beiden du willst! Willst du der Engel sein, der den heiligen Apostel Petrus befreite, oder Petrus, welcher in Fesseln gelegt wurde, so wollte ich lieber Petrus sein, dessenwegen der Engel hinabgestiegen ist; denn so wäre mir gegönnt, um Jesu willen diese Fesseln zu tragen."

(Christenlehren von Haid.)

dd) Nunilo und Alodia, die heiligen Schwestern. Als diesen heiligen Jungfrauen der gottlose Richter drohte, er wolle sie unter den unsäglichsten Martern zu Tode martern, wenn sie nicht den christlichen Glauben verläugnen würden, gaben Beide ihm, unerschrocken und

heiter lächelnd, zur Antwort: „Wir sind bereit, für unsern Herrn Jesus Blut und Leben zu opfern!"

ee) Die heilige Klara. Als die heilige Klara krank darniederlag, ermahnte sie ihr Beichtvater, der Bruder Rinald, mit Geduld ihr Leiden zu ertragen. Da sagte sie: „O mein Vater! wie süß ist es, für Jesu Christo zu leiden!"

ff) Die heilige Theresia. Der heiligen Theresia war es so angenehm, um Jesu Christi willen zu leiden, daß sie in ihrer langwierigen schmerzlichen Krankheit immer Gott bat, Er möchte ihr noch mehr Leiden schicken, oder sie sterben lassen. Sie rief oft aus vollem Herzen aus: „Herr, entweder leiden — oder sterben!"

gg) „Mit Gott!" Ein frommer Lehrer sagte einst zu seinen Schülern: „Liebe Kinder! Ich weiß zwei Wörtlein; wenn diese in eurem Herzen wohnen, so habt ihr Ruh' im Leben, Trost am Grabe, und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!"

Mit Gott steht auf, so wird der Tag in das Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaft ein, so schlummert ihr sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernt ihr Worte des Lebens; mit Gott in die Fremde, so kehrt ihr fröhlich und wohlbehalten heim. Mit Gott fangt an, so gelingt euer Werk; mit Gott hört auf, so folgt es einst euch nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie euch doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie erträglich und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott in's Grab, so ruht ihr im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung. Darum, liebe Kinder! vergesset die zwei wichtigen Wörtlein nicht: „Mit Gott!"

hh) Herr, wo gehst du hin? (Eine Legende.) Als der gottlose Kaiser Nero die erste Christenverfolgung zu Rom anordnete, war der heilige Apostel Petrus von Begierde schon entflammt, um Jesu Christi willen zu leiden und zu sterben. Wirklich war der heilige Apostel schon zum Martyrertode ausersehen. Da war nun die christliche Gemeinde sehr bekümmert, und fürchtete, ihren Oberhirten zu verlieren. „O rette dich schnell durch die Flucht!" riefen ihm Viele zu, „die Kirche bedarf deiner, besonders in dieser stürmischen Zeit." Petrus gab ihren Vorstellungen Gehör, und suchte sein Heil in der Flucht. Als er aber Nachts zum Thore hinauseilte, sieh! da sah er den göttlichen Heiland, von der schweren Kreuzeslast darnieder gebeugt, den Berg heraufkommen. Zitternd vor Schrecken fragte Petrus seinen göttlichen Herrn und Meister:

„Herr, wo gehst du hin?" „Zum Kreuzestode," war die Antwort des göttlichen Heilandes, „weil Meine Schüler für Mich nicht den Kreuzestod sterben wollen, so gehe Ich hin, um Mich nochmal kreuzigen zu lassen für jene, die du verlassen hast." So sprach der göttliche Heiland, und verschwand. Petrus kehrte zurück, predigte das Evangelium, bekehrte noch Viele zum Christenthume, und starb mit Freuden für seinen göttlichen Lehrer den schmählichen Tod am Kreuze.

Noch heut zu Tage kann man an der Straße nach Ostia zum Andenken an diese Begebenheit eine Kapelle sehen, welche den Namen führt: „Domine, quo vadis?" — „Herr, wo gehst Du hin?"

Gleichnisse. Nur jener Diener verdient unsere Achtung, der auch in der größten Noth seinen Herrn nicht verläßt, sondern ihm treu bleibt. So zeigt sich auch die Liebe zu Gott im hellsten Lichte, wenn sie auch zur Zeit der Trübsal sich als unerschütterlich beweist.

Die Rose von Jericho hat die Eigenschaft, daß, wenn sie auch ganz welk und dürr ist, und nur ein wenig Wasser aufgegossen wird, sie sich sogleich entfaltet, und die Zweige ausbreitet. So verhält es sich auch mit der Liebe. Sie nimmt mit großer Freude die Trübsal an.

So nimm denn, Gott! mein Sein und Wesen,
Mein Denken, Hoffen, Glauben hin;
Durch Dich nur kann ich ganz genesen,
Weil ich durch Dich erlöset bin;
Herr, nimm mich hin mit Herz und Streben,
Zu Freud' und Leid, in Tod und Leben!

Soll vor Gott unsere Liebe zu Ihm wahren Werth erlangen, so muß sie endlich auch

c) thätig sein. Wir sollen Gott durch unsere Handlungen zeigen, daß wir Ihn wahrhaft lieben. Deßwegen sagt auch der heilige Apostel Johannes: „Meine lieben Kinder! lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge lieben, sondern in der That und in Wahrheit." (I. Joh. 3, 18.) Ebenso sagt der heilige Gregorius der Große: „Wir lieben wahrhaft, wenn wir unsere Wollüste durch Seine Gebote beschränken; denn wer sich noch allen bösen Begierden hingiebt, der liebt Gott wahrlich nicht, weil er Ihm in seinem Willen widerspricht." (St. Greg. M. hom. 30. in Ev. Joan. 14. 23.)

Beispiele. aa) Eine so thätige Liebe zu Gott zeigten die heiligen Apostel, welche Alles verließen, um zur Ehre Gottes und zum Wohle des Nächsten das Ihrige beizutragen.

bb) Der heilige Wendelin. Der heilige Wendelin war aus einem königlichen Geschlechte in Schottland entsprossen. In diesem Lande war erst spät das Licht des Evangeliums aufgegangen. Die königliche Familie nahm zuerst den heiligen Glauben an, und Wendelin wurde schon in früher Jugend in demselben unterrichtet. Schon als Jüngling war er von der Vergänglichkeit des Irdischen so überzeugt, und von Liebe zu Gott so entflammt, daß er nichts sehnlicher wünschte, als in stiller Abgeschiedenheit von der Welt Gott zu dienen, und sein Seelenheil zu bewahren. Er entsagte daher ganz seinen Ansprüchen auf den königlichen Thron seiner Väter, und beschloß, fern von dem königlichen Hofe, in demuthsvoller Verborgenheit nur Gott und der Ewigkeit zu leben. Nachdem er viele Orte Schottlands und Englands durchwandert, sich einen Dienst zu suchen, aber keinen gefunden hatte, der ihm entsprechend schien, schiffte er über das Meer, und kam nach Deutschland, in die Gegend von Trier. Hier traf er einen reichen Gutsbesitzer an, der eine große Heerde besaß. Er erbot sich, dem reichen Manne das Vieh zu hüten, wenn ihm derselbe nur unentgeldlich die Kost gäbe. Er schämte sich auch dieses geringen Dienstes nicht; sondern er dachte: „Sogar der göttliche Heiland verglich sich gerne mit einem guten Hirten; soll nun etwa der Schüler mehr sein wollen, als der Meister?" Durch diesen neuen Beruf war auch sein Wunsch erfüllt; er konnte in demselben sein Verlangen, Gott und seinem Seelenheile zu dienen, befriedigen. Er hütete mit größter Sorgfalt die Heerde, suchte die besten Weideplätze aus, und bewachte jene vor drohender Gefahr. Es kam ihm Alles leicht an, weil er es aus Liebe zu Gott that. Während seine Blicke auf der Heerde ruhten, war sein Herz stets bei Gott. Arbeiten war ihm Beten, und während des Betens arbeitete er. Die Stunden, welche ihm zur Erholung überlassen wurden, benützte er zum Gebete, zu frommen Betrachtungen, zu Werken der Dienstfertigkeit und Liebe, und zum engern Umgange mit Gott. Wenn er sich in seinem Sinne in die Lehren, Beispiele und Thaten des göttlichen Erlösers versenkte, kam es ihm oft vor, als wenn er sich mit Jesus Christus selbst unterreden würde. So vergingen ihm Monate und Jahre im ungetrübten Frieden seiner Seele, und im Vorgeschmacke der himmlischen Seligkeit.

So verlieh die Liebe zu Gott dem heiligen Wendelin himmlische Kraft, den Purpur abzulegen, auf das väterliche Königreich Verzicht zu thun, und den niedrigen Stand eines Viehhüters zu erwählen. Gott aber verlangt nicht von uns, daß wir aus Liebe zu Ihm, wie der heilige Wendelin, eine so verachtete, schmähliche Lebens-

weise annehmen, alle erlaubten Ergötzlichkeiten entbehren, die härtesten Bußwerke uns auferlegen; Er will nur das Einzige von uns, daß wir unser Herz nicht an die Freuden dieser Welt hängen, sondern aus Liebe zu Ihm das Böse meiden, die Mühseligkeiten unsres Standes mit Geduld ertragen, und Gutes thun.

cc) Der Traum der heiligen Brigitta. Als die heilige Brigitta ein Mädchen von zehn Jahren war, hatte sie einst einen wunderbaren Traum. Im Traum erschien ihr der göttliche Heiland, der, von frischem Blute überronnen, am Kreuze hing. „O Jesu!“ rief die gutherzige Kleine voll herzlichen Mitleides aus, „wer hat Dich so mißhandelt, und zum wiederholten Male an das Kreuz geheftet?“ „Alle jene, welche meine Gebote übertreten und Böses thun,“ gab ihr der göttliche Heiland zur Antwort. Und wahrhaftig! wenn wir den Worten Jesu nicht folgen, in unsern Sünden dahinleben, dem Nächsten unsere Hilfe entziehen, oder ihn gar unterdrücken, so zeigen wir gegen Christum dieselbe Abneigung, als wenn wir Ihn, wie jene halsstärrigen Juden, an's Kreuz schlagen würden.

(Franz. Ser. Schmid's Legende.)

dd) Die letzten Worte des heiligen Ludwig. Der heilige Ludwig, König von Frankreich, sagte noch auf seinem Todtbette zu seiner Tochter Isabella die schönen Worte, die von jedem Christen tief beherzigt werden sollten: „Verliere niemals aus den Augen, meine Tochter! was Jesus zu unserer Erlösung gethan hat; sondern suche Ihm beständig zu gefallen, so zwar, daß, wenn Du gewiß wüßtest, daß du niemals einen Lohn für etwas Gutes empfingest, noch eine Strafe für etwas Böses, das du thun könntest, du dich doch hüten würdest, etwas zu thun, was unserm Heiland mißfiele, und nach Kräften zu thun dich bestrebest, was Ihm gefiele, bloß aus reiner Liebe zu Ihm.“ (Legende.)

ee) „Folge mir nach!“ Die kleine Agnes, ein holdes Mädchen, welches mit dem besten Herzen begabt war, sich aber von kindlicher Eitelkeit zuweilen zu unüberlegten Dingen verleiten ließ, hatte einst einen wunderbaren Traum. Es träumte ihr, sie hätte sich in einem dichten Walde verirrt. Die arme Kleine wußte nicht mehr, wie sie aus dem finstern Gehölze kommen könnte. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauste und heulte zwischen den Eichen und Tannen; in der Ferne ließ sich das Gebrülle der wilden Thiere, und das rauhe Gekreisch einzelner Eulen und Raben vernehmen. Die Kleine zitterte vor Furcht, und getraute sich weder vorwärts noch rückwärts sich zu bewegen. Sie sank auf die Knie nieder, faltete die Händchen, und

rief mit inniger, flehender Stimme: „Lieber Gott! ich habe mich im Walde verirrt; ich fürchte mich sehr; gewiß thut mir ein wildes Thier etwas zu Leid; oder ein Räuber nimmt mich mit; oder ich muß im Walde verhungern! O Gott! Du hast ja Deine Kinder lieb, und erhörst sie, wenn sie zu Dir rufen. Errette mich aus dieser großen Noth!" Und sieh! da sah sie auf dem rauhen Wege, der sich zwischen zackigen Felsen und tiefen Klüften, voll giftiger Schlangen, dahinzog, ein wunderschönes Kind daherkommen, fast erliegend unter der Last eines Kreuzes, das es mühsam nach sich zog. Das himmlische Kind war in ein purpurnes Hemdchen gekleidet; aber die Hände waren starr von der Kälte des Nordwindes, und seine Füße von den spitzigen Steinen des Weges ganz wund gerissen, und ach! um seine Stirne war eine Dornenkrone gewunden, so daß ihm das helle Blut über die Wangen herabfloß. Die Kleine bebte vor Freude, aber auch zugleich vor Schmerz; denn es war ihr sogleich klar geworden, daß es das Jesuskind sei, das so langsam daherschritt; sie eilte herzu, warf sich auf die Knie, faltete die Händchen, und bat: „O göttliches Kind! Nimm mich mit Dir, und führe mich aus der Wildniß in die Heimath!" Da sprach das Jesuskind: „So folge mir nach!" Die Kleine ging nun hinter dem Kreuze, still und ergeben; sie zuckte nicht, wenn auch die scharfen Steine seine Füßchen bluten machten; sie fürchtete sich nicht, wenn sie auch das Brüllen wilder Thiere und das Zischen giftiger Schlangen vernahm; sie zitterte nicht, wenn sie am schmalen Rand eines Abgrundes dahingehen mußte, in dessen Tiefe das Wasser donnernd brauste. Eine unaussprechliche, innere Seligkeit erfüllte vielmehr das Herz der Kleinen, und jeder Blick auf das Jesuskind machte ihr die Schmerzen, die sie von ihren Wunden und der Kälte zu leiden hatte, vergessen. So zog die Kleine dahin, und nahm alle ihre Kräfte zusammen, zu dulden, zu leiden und gehorsam zu sein. Und ihre treue, thätige Liebe, mit der sie dem göttlichen Kinde nachfolgte, blieb nicht unbelohnt; denn auf einmal erschollen himmlische Gesänge; es eröffnete sich die herrlichste Aussicht über ein großes, wie ein herrlicher Garten blühendes Land. Da kamen Engel in weißen Kleidern, mit goldenen Gürteln und Lilienkränzen geschmückt, und nahmen das schwere Kreuz von den Schultern, und die Dornenkrone von der Stirne des göttlichen Erlösers, und die Kleine eilte herzu, und wollte die Füße ihres Herrn und Meisters mit ihren Freudenthränen benetzen. Aber das Jesuskind hob sie freundlich zu sich hinauf, küßte sie, und reichte ihr die Hand, sie durch den Garten zu führen, und die Kleine erwachte.

Von dieser Zeit an gab sich die kleine Agnes alle Mühe, ihre

Fehler abzulegen, und im Guten immer mehr fester zu werden. Sie wurde eine treue Nachfolgerin Christi und das Vorbild der Jugend.

(Nach einer längern, gleichnamigen Erzählung.)

Hilf mir, der ich erlöset bin,
Daß ich Dich, Heiland, liebe!
O bilde mich nach Deinem Sinn,
Daß ich mich eifrig übe,
Auf Dich zu seh'n — Dir nachzugeh'n!
Mich Deiner nicht zu schämen!
Und wie Du, Herr, — sei's noch so schwer,
Mein Kreuz auf mich zu nehmen!

Sowie aber schon hier auf Erden alle Vervollkommnung nicht in Einem Augenblicke; sondern in verschiedenen Abstufungen geschieht, auf welcher man durch Uebung zu größerer Fertigkeit gelangen kann, so ist es auch mit unserer Liebe zu Gott. Zuerst lieben wir nur uns selbst, und dann lieben wir auch Gott, weil wir zu erkennen anfangen, daß Gott es ist, der vermöge Seiner unendlichen Güte und Macht uns Leben, Athem und Alles giebt, uns jederzeit mit Seinen milden Gaben beglückt, und uns im Himmel noch glücklicher machen kann und will, wenn wir Ihn lieben, und Seine Gebote beobachten. Gleichwie aber eine Taube zuerst über der Erde mit ihren Flügeln herumflattert, und dann immer höher zum Himmel emporsteigt, so beruht auch unsere Liebe zu Gott Anfangs nur auf den niedrigen Bewegsgründen der Selbstliebe, schwingt sich aber dann immer höher zu Gott empor, und gelangt endlich zu jener vollkommenen Gottesliebe, vermöge welcher wir dann nicht mehr Gott allein unser wegen lieben, sondern weil Gott das höchste Gut und der höchsten Liebe würdig ist. So liebt ja auch z. B. ein Kind im Anfange nur deßwegen seinen Vater, weil er gegen dasselbe sich gütig zeigt, und ihm große Wohlthaten erweist; sobald es aber größer und im Guten geübter wird, lernt es den Vater nicht bloß seinetwegen lieben, sondern auch deßwegen, weil er wegen seinen edlen Gesinnungen und Thaten, seinen vortrefflichen Eigenschaften Achtung und Liebe verdient. Warum aber die Liebe zu Gott so stufenweise vorwärts schreite, lehrt uns der heilige Kirchenlehrer Bernard, indem er spricht: „Weil wir fleischlich sind, und aus der Begierlichkeit des Fleisches geboren sind, so muß nothwendig unsere Begierde oder Liebe vom Fleische sich anfangen, die, wenn sie in rechter Ordnung geleitet wird, auf ihren gewissen Stufen,

unter dem Einflusse der Gnade vorwärts kommt, und endlich geistig vollendet wird, weil nicht, was geistlich ist, das Erste ist, sondern was thierisch, und dann, was geistlich ist, folgt; daher müssen wir zuerst das Bild des Irdischen tragen, dann des Himmlischen. Allererst liebt sich denn der Mensch selbst seinetwegen. Denn er ist Fleisch, und kann an nichts Geschmack haben, als an sich selbst. Wenn er nun sieht, daß er durch sich selbst nicht bestehen kann, so fängt er an, mittelst des Glaubens Gott, als ein nothwendiges Wesen, zu suchen und zu lieben. Er liebt also auf der zweiten Stufe Gott, aber seinetwegen, nicht wegen Gott. Wenn er angefangen hat, Diesen bei Gelegenheit eigenen Bedürfnisses zu verehren, an Ihn häufig sich zu wenden — durch Betrachtung, Lesung, Gebet, Gehorsam, so giebt sich Gott durch solche Vertraulichkeit allmählig zu erkennen, und läßt in der Folge Seine Süßigkeit fühlen, und nachdem er so gefühlt hat, „wie süß der Herr ist“ (Psalm XXXIII. 9.), geht er zur dritten Stufe über, so daß er nun nicht mehr Gott liebt seinetwegen, sondern wegen Gott. Und fürwahr, auf dieser Stufe steht man lange, und ich weiß nicht, ob irgend ein Mensch in diesem Leben zur vierten Stufe völlig sich erschwinge, so daß nämlich der Mensch sich liebe, nur wegen Gott. (S. Bern. de modo diligendi — in fine.)

Gott ist unser höchstes Gut;
Bleibt Ihm treu mit Liebesglut.

§. 2. Von der Nächstenliebe.

Wenn ein ruchloser Mensch es wagen würde, das Bild des Landesfürsten zu beschimpfen, mit den Füßen zu treten, oder gar zu zertrümmern, so würde man ihn wohl mit Recht beschuldigen, er habe gegen den Landesfürsten selbst keine Ehrfurcht und Liebe mehr; denn wie könnte er das Bild desselben beschimpfen, oder wohl gar zerstören, wenn er gegen den Fürsten, den es vorstellt, Ehrfurcht und Achtung hätte? Ebenso verhält es sich auch mit einem Menschen, der keine Liebe zum Nächsten hat, und dennoch ein treuer Anhänger Gottes zu sein glaubt. Wo die Liebe zum Nächsten fehlt, kann auch von keiner Liebe zu Gott die Rede sein. Denn wie kann jemand Gott lieben, wenn er den Mitmenschen, der doch das Ebenbild Gottes ist, mit bitterm Hasse verfolgt? Deßwegen folgt auf das Hauptgebot, welches uns befiehlt, Gott unsern Herrn aus ganzem

Herzen, aus ganzer Seele, aus unserm ganzen Gemüthe, aus allen unsern Kräften zu lieben, unmittelbar als ein nothwendiger Ausfluß des Ersten, das zweite Hauptgebot der Liebe: „Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Luk. X. 27.) Eben deßwegen sagt der heilige Evangelist Johannes: „Wer da sagt: ich liebe Gott, und hasset seine Brüder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ (I. Joh. IV. 20.) Und der heilige Kirchenvater Augustin sagt: „Gottes- und Nächstenliebe sind untrennbar mit einander verbunden. Darum wird gesagt, daß der heilige Geist vom Himmel zur Erde gesendet werde; Er wurde auf die Erde gesendet, damit der Nächste geliebt werde; Er wurde vom Himmel gesendet, daß Gott geliebt werde.“ (St. August. serm. in die Pentec.)

So Jemand spricht: „Ich liebe Gott,“
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibet mit dem Glauben Spott,
Und handelt ganz dawider.
Gott ist die Lieb', und will, daß ich
Den Nächsten liebe, gleich wie mich.

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. Mit welcher Bereitwilligkeit jene heiligen Männer und Frauen, von denen in der heiligen Schrift erzählt wird, Armen und Nothleidenden Hilfe spendeten, können wir aus vielen Beispielen sehen.

Als Joseph vor dem Kerkermeister in Aegypten Gnade gefunden, und die Aufsicht über alle Gefangenen erhalten hatte, betrachtete er dieses als eine Gelegenheit, recht viel Gutes zu thun. Er tröstete die Gefangenen, suchte ihnen ihr Elend zu erleichtern, und als er beide vornehme Hofherrn des Königs, welche der Untreue wegen in dem nämlichen Gefängnisse schmachten mußten, einst ganz bestürzt und niedergeschlagen sah, fragte er sie freundlich, was ihnen fehle, und erklärte ihnen ihre Träume.

Moses nahm sich der Töchter des Jethro, die von den rohen Hirten auf eine so unfreundliche Weise zurückgestoßen wurden, liebevoll an, beschützte sie gegen jene gewaltthätigen Leute, welche die Ersten am Brunnen sein, und ihre Schafe mit dem Wasser tränken wollten, das die Mädchen mit vieler Mühe geschöpft hatten, und tränkte ihre Schafe.

Die Königstochter von Aegypten erbarmte sich des Knäbleins Moses im Binsenkörblein, errettete es vom Wassertode, und überließ es der entzückten Mutter, damit sie es erziehen möge. —

Rahab verbarg aus Mitleid beide Kundschafter des Josue, um sie vor den Nachstellungen der königlichen Diener zu schützen, unter den Flachsstängeln, die auf dem flachen Dache ihres Hauses aufgehäuft waren, ließ sie an dem Seile, das sie aus rothem Garn geflochten hatte, aus einem Fenster herab, und half ihnen aus der Stadt. Deßwegen wurde sie, obwohl sie eine Sünderin gewesen, mit den Ihrigen verschont, und zur Stammmutter des göttlichen Erlösers auserwählt. —

Wie gutherzig waren jene Leute, welche, als Abimelech alle seine Brüder ermordete, alle ihre Mühe anwandten, um doch wenigstens den Jüngsten derselben, Joatham mit Namen, zu verbergen, und ihn vor den Nachstellungen seines grausamen Bruders zu retten. —

Der gottesfürchtige Booz hatte, wie wir aus seiner ganzen Geschichte sehen, ein menschenfreundliches, wohlthätiges Herz. Er redet liebreich mit den Geringern; er grüßt seine Taglöhner mit einem frommen Segenswunsche; er theilt den Armen reichlich mit; er giebt den Hungrigen Speise, tränkt die Durstigen, und befiehlt seinen Schnittern, gerührt durch die kindliche Liebe der Ruth, geflissentlich recht viele Aehren liegen zu lassen, damit sie recht viel sammeln könne. —

Als die Einwohner der Stadt Jabes von dem König der Ammoniter sehr bedrängt wurden, schickten sie Boten nach Gabaa, um bei Saul, ihrem neuen Könige, Hülfe zu suchen. Die Boten erzählten von den grausamen Drohungen des Feindes; alles Volk lief zusammen, fing an zu weinen und jammerte laut. Die Leute hatten Mitleid mit der Stadt Jabes, und fürchteten sich, ihrer eigenen Stadt stehe ein ähnlicher Jammer bevor. Da kam Saul vom Acker, und trieb seine Ochsen, die den Pflug zogen, vor sich her. Denn damals wurde der Ackerbau so in Ehren gehalten, daß selbst Könige, ungeachtet ihrer hohen Würde, Hand an den Pflug legten. Als Saul den allgemeinen Jammer hörte, sprach er: „Was ist dem Volke geschehen, warum weint es?" Man erzählte ihm, was für eine Botschaft die Männer von Jabes gebracht hatten. Da ließ Saul, ergriffen vom Geiste des Herrn, alle streitbaren Männer zum Kampfe aufbieten, brachte ein großes Heer zusammen, und schlug die Ammoniter in die Flucht. —

Die Wittwe von Sarepta theilte ihr weniges Oel im Kruge, und ihr Bißchen Mehl mit dem hungernden Elias. —

Die edlen Fürsten Azarias, Barachias, Ezechias und Anasa nahmen sich der Gefangenen an, die unter dem Könige Achaz von dem Heere des Königs von Israel in das Land Samaria abgeführt wurden; sie theilten ihnen, da sie sich im elendesten Zustande befanden,

und Viele von ihnen halb nackt waren, aus der Kriegsbeute Kleider und Schuhe aus, und erquickten sie mit Speis und Trank. —

Der alte Tobias war so menschenfreundlich, daß er dem Gabael, einem seiner Verwandten, den er unter den Gefangenen zu Rages fand, ohne Zins, bloß gegen eine Handschrift, alles Geld lieh, das ihm der König Salamanasar einst geschenkt hatte. —

Daniel errettete die unschuldige Susanna aus den Händen ihrer boshaften Ankläger. —

Nehemias vertheidigte die Armen gegen die Gewaltthätigkeiten der Reichen, welche durch Wucher jene unterdrückten, ließ die Vorgesetzten und die reichen Bürger der Stadt vor sich kommen, befahl ihnen, den armen Leuten sogleich ihre Aecker, Weinberge, Oelgärten und Häuser, und auch den erhaltenen Wucherzins wieder zurückzugeben, rief die Priester, und ließ in ihrer Gegenwart die Wucherer einen Eid ablegen, daß sie das thun wollten, was er gesagt hatte. Die Reichen thaten es, und die Armen waren hocherfreut, und alles Volk lobte Gott.

Das schönste Beispiel der Nächstenliebe hat uns aber der göttliche Heiland gegeben. Mit Recht sagt die heilige Schrift von Ihm: „Wo Er hinkam, that Er Gutes.“ Sah Er Jemanden weinen, so sagte Er: „Weine nicht!“ War Jemand krank, so machte Er ihn gesund. War das Volk hungrig, so gab Er ihm Speise. Jammerte ein Blinder, ein Gehörloser wegen des Verlustes der edlen Sinne, so gab Er dem Blinden das Gesicht, und dem Tauben das Gehör. Bemerkte Er bei einem Sünder Reue und den Vorsatz, sich zu bessern, so sprach Er: „Getrost, mein Sohn! deine Sünden sind dir vergeben!“ War eine geliebte Tochter, ein geliebter Sohn, ein theurer Bruder gestorben, und hatte ihr Tod den Ihrigen große Trauer verursacht, so erweckte Er die betrauerten Todten wieder zum Leben. Waren die Menschen wegen Sturm und Ungewitter in Angst und Furcht, so gebot Er dem Sturme, und der Sturm legte sich. So war Er immer bemüht, den Bedrängten und Nothleidenden zu helfen. Selbst Seine Feinde wußten von Ihm nichts anderes zu sagen, als das, was Ihm wider ihren Willen, zur größten Ehre gereichte: „Er hat Andern geholfen; Er möge sich selbst helfen!“ —

Die Mutter Jesu merkte bei der Hochzeit zu Kana den Mangel am Weine, und sagte leise und mit einem flehenden Blicke zu Jesus: „Sie haben keinen Wein mehr!“ Die kleinste Noth Anderer erregte ihr Mitleid, und wo sie selbst nicht helfen konnte, da suchte sie doch durch ihr liebevolles Fürwort Hilfe zu verschaffen. O daß wir doch so liebreich gegen die Menschen wären, wie Maria!

Kaum hatte der heilige Apostel **Petrus** den armen Mann, der von Geburt an lahm war, und an der Tempelpforte zu betteln pflegte, gesehen, so war ihm sogleich der Gedanke gekommen, dem presthaften Manne zu helfen, und er sagte zu ihm: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf, und wandle!" Und der arme Mann konnte wirklich auf einmal gehen, und lobte Gott mit lauter Stimme. —

Als **Philippus**, der Armenpfleger, hörte, wie der Kämmerer der Königin Kandazes im Mohrenlande, der über alle ihre Schatzkammern gesetzt war, in den Weissagungen des Propheten Isaias mit lauter Stimme lese, so eilte er, voll der liebevollsten Bereitwilligkeit und heiligen Eifers, herzu, und fragte ihn: „Verstehst du das auch, was du hier liesest?" Und da der Kämmerer dieses verneinte, so erklärte ihm Philippus Alles, was jener nicht verstand, und verkündigte ihm die frohe Botschaft Jesu Christi. —

Cornelius, der römische Hauptmann, gab dem Volke sehr viel Almosen. —

Als auf der ganzen Erde, besonders aber zu Jerusalem und im Lande umher, wie Agabus, ein Jünger Jesu, vorher gesagt hatte, eine große Hungersnoth entstanden war, faßten alle Jünger zu **Antiochia** den Entschluß, ihren Brüdern zu Jerusalem und im Lande der Juden etwas zur Unterstützung zu schicken. Dieses thaten sie auch sogleich. Ein Jeder gab, so viel er konnte. Das zusammengelegte Geld überschickten sie durch Paulus und Barnabas, den Aeltesten zu Jerusalem. Wirklich traf auch die Theuerung ein, und das überschickte Geld war für die Jünger zu Jerusalem und in Judäa eine große Wohlthat.

b) **Noch andere Beispiele.** α) **Richard, der heilige Bischof von Chichester.** Der heilige Richard, Bischof von Chichester, war ein besonderer Freund der Armen. Man fand ihn in den niedrigsten Hütten der Dürftigen, wohin er oft noch in der stillen Abenddämmerung geschlichen, um unerkannt und ungesehen ihr Elend lindern zu können. Seine Freigebigkeit kannte oft keine Gränze, und die Almosenspende übertraf oft seine Einkünfte. Da trat eines Tages der Verwalter seines Hauses vor ihn, schüttelte bedenklich den Kopf, und warnte ihn, wenn dieses so fortginge, wäre zum Unterhalt des Bischofes bald nichts mehr übrig. Da lächelte Richard und sagte: „Nimm das silberne Tafelgeräth und mein edles Pferd, und biet' es zum Verkaufe aus!" (Die heilige Sage.)

β) **Die Tafel der Armen.** Kaiser Karl der Große gebrauchte die zeitlichen Güter, welche ihm Gott verliehen hatte, am

liebsten dazu, um Andern Gutes zu thun. Wenn für ihn der Tisch gedeckt wurde, so wurde auch ein zweiter für die Armen bereitet, an dem er täglich eine bestimmte Anzahl derselben bewirthen ließ.

(Chimani's Erbauungsbuch.)

γ) Der sicherste Gewinn. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wird wegen ihrer unermüdeten Wohlthätigkeit mit Recht „die Mutter der Armen" genannt. Als im Jahre 1225 über Deutschland eine große Theuerung hereinbrach, und der Preis des Getreides so schrecklich anfing zu steigen, da kam der Schatzmeister zu ihr, und rief freudig: „Jetzt ist die Zeit, große Reichthümer und Schätze zu sammeln." „Ja," sagte Elisabeth, „das ist wahrhaft eine Zeit, Schätze zu sammeln — aber nicht für die Erde, sondern für den Himmel." Sie befahl daher, alle herrschaftlichen Kornböden zu öffnen, und allen dürftigen Unterthanen Getreide zu geringeren Preisen, oder wo es Noth that, auch umsonst zu geben.

(Deutsche Frauen christl. Vorzeit.)

δ) Der heilige Johann von Gott. Als in dem königlichen Hospitale zu Granada Feuer ausgebrochen war, schien die Rettung der Kranken, die ein lautes Wehgeschrei erhoben, vergebens zu sein. Da eilte der heilige Johann von Gott, erfüllt von inniger Nächstenliebe, herzu, stürzte sich in die Flammen, nahm die gefährlichsten Kranken, zu zwei und zwei, auf seine Schultern, und ließ andere an Stricken durch das Fenster hinab. Er war überall von den Flammen so eingeschlossen, daß an keine Rettung zu denken war. Allein wunderbar schützte die Vorsehung Gottes ihren Diener; denn weder er, noch irgend ein Kranker wurde von den Flammen beschädigt. (Mätzler.)

ε) Die letzten Worte des heiligen Gamelbert. Der heilige Gamelbert, der als eifriger Seelsorger in Bayern ringsumher großen Segen verbreitete, liebte die Armen so sehr, daß er seinem Jünger Utho, den er zum Erben seiner Güter machte, noch vor seinem Tode die Armen empfahl, und zu ihm sprach: „Lieber Sohn, sorge für die Armen deiner Gemeine, und für Alle, die zu Dir flehen!"

ζ) Das Christkindlein. Der gottselige Bruder Franz, den man wegen seiner besondern Verehrung und Liebe zum göttlichen Kinde den schönen Beinamen „vom Jesuskindlein" gegeben hatte, glaubte, man könnte das Weihnachtsfest nicht besser feiern, als wenn man bei Gelegenheit dieses freudenreichen Tages den Armen, welche der göttliche Heiland ja auch Seine Brüder nannte, Gutes thun würde. Viele wohlthätige Menschen hatten an den milden Gesinnungen dieses Mannes

große Freude. Sie machten ihm zur Ausführung seines edlen Vorhabens große Beiträge, und es kam so viel Geld zusammen, daß er am Weihnachtstage über tausend Arme zu Tische laden konnte. Es war auch jetzt nicht mehr nöthig, selbst herumzugehen, und um eine Beisteuer zu jenem Feste der Armen zu bitten; sondern die guten Leute schickten ihm ihre Gaben selbst in das Haus, damit er desto ungehinderter seinem edlen Entschlusse nachkommen könnte. Dieses geschah einige Jahre nacheinander; dann aber wurden die Leute, wie es oft zu geschehen pflegt, des Gebens müde, und brachten ihm nichts mehr. Es war schon so weit gekommen, daß er am Weihnachtstage fast nichts mehr hatte, um die Armen zu Tisch laden zu können. Da warf er sich vor dem Bilde des göttlichen Kindes auf die Knie nieder, und sprach zu Ihm: „Liebes Christkindlein! Unser Fest, und mithin auch der Tag, wo ich Deine armen Brüder zu Tisch laden sollte, ist gekommen; ich habe aber nicht einen einzigen Heller; auch hat mir sonst Niemand etwas dazu gegeben, wie es sonst geschah. Schicke mir doch etwas, damit ich Deinen armen Brüdern auch etwas geben kann.“ Bald darauf wurde an der Pforte geklopft. Man öffnete die Thüre; ein unbekannter Mann stand draußen, und wünschte mit Bruder Franz zu sprechen. „Unterlasse es auch heuer nicht, die Armen zur Tafel zu laden,“ sprach der Fremde, gab ihm eine große Rolle blanker Thaler, und verschwand. Bruder Franz war über das unerwartete Geschenk des Unbekannten hocherfreut. Er legte dasselbe unter unaufhörlichen Lobpreisungen und Danksagungen dem göttlichen Kinde zu Füßen, und auch die erquickten Armen stimmten in sein Lob freudig ein.

Wer voll Liebe und Erbarmen
Lindert seiner Brüder Schmerzen,
Trägt den Herrn nicht bloß in Armen,
Trägt Ihn auch in seinem Herzen.

η) Bischof Fenelon und der verarmte Bauer. Der berühmte Verfasser des Telemach, Fenelon, Erzbischof von Cambray, nahm die unglücklichen Landleute, die der Krieg aus ihren Wohnungen verjagt hatte, in seinen Pallast auf, und bediente sie oft selbst bei Tische. Einst sah er einen Bauer nicht essen, und fragte ihn um die Ursache davon. „Ach, gnädiger Herr,“ versetzte dieser, „als ich aus meiner Hütte floh, hatte ich keine Zeit mehr, eine Kuh mitzunehmen, die mich und meine ganze Familie ernährte. Die Feinde werden sie weggeschleppt haben, und nie werde ich wieder eine so gute Kuh finden.“ Sogleich eilte Fenelon, unter dem Schutze des Sicherheitsbriefes, der ihm für seine Person ausgefertigt worden war, mit einem einzigen

Bedienten fort, trieb die Kuh auf, und brachte sie dem Bauer selbst wieder. (Weisse.)

ϑ) Edler Sinn einer Dienstmagd. In einer Mühle zu Oberzen in Franken riß der Hofhund sich von der Kette los. Der Müller befahl der Magd, ihn wieder an die Kette zu legen. Der Hund wehrte sich, und biß die Magd in die Hand; endlich gelang es ihr, ihn anzuschließen; aber sie bemerkte zugleich, daß er wüthend sei. Der Müller wollte ihr zu Hülfe kommen, als ihr der Schmerz des Bisses einen Schrei auspreßte. Sie aber rief: „Bleibet zurück; der Hund ist toll, ich bin schon gebissen; und ich allein muß ihn anbinden, damit er niemanden andern mehr verwunden kann!“ Die Dienstmagd kannte die Folgen des Bisses, und bereitete sich zu ihrem nahen Tode als fromme Christin vor. Vergebens war die ärztliche Hülfe; die Wuth brach aus, und das arme Mädchen starb nach wenigen Tagen.

(Chimani's Jugendschrift: „Bete und arbeite,“ 5. Bdchn.)

ι) Ein edelmüthiger Wundarzt. Eine fürchterliche Pest wüthete im Jahre 1720 zu Marseille in Frankreich. Jene, welche davon befallen wurden, waren in kurzer Zeit, oft in wenigen Stunden ein Opfer des Todes. Niemand wagte, dem Erkrankten beizustehen, aus Furcht angesteckt zu werden. Der Sohn floh den pestkranken Vater, die Töchter trennten sich von den kranken Müttern. Vergebens war auch die Hülfe der Aerzte; denn diese wußten nicht einmal, worin die Ursache und Heilungsart dieser schrecklichen Krankheit bestehe. Sie kamen auf dem Rathhause zusammen, um in gemeinschaftlicher Berathung Gegenmittel zu suchen. Sie kamen überein, daß die Krankheit einen ganz verborgenen Charakter haben müsse, den man nur entdecken könnte, wenn die Leiche eines an der Pest Verstorbenen geöffnet, und alle innern Theile derselben genau untersucht würden. Wer sollte sich aber diesem Geschäfte unterziehen, da Ansteckung und der unvermeidliche Tod die Folge davon sein mußten? In der Versammlung der Aerzte herrschte eine bange Stille. Da beschloß ein Wundarzt, Guyon, ein junger Mann, sich der Rettung seiner Mitbrüder aufzuopfern. Er eilte von der Versammlung nach Hause, schrieb sein Testament, in welchem er einen großen Theil seines Vermögens den Armen und milden Stiftungen zusicherte, nahm von seinen Freunden Abschied, und begab sich, mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand, in den Seciersaal, um die Leiche eines Menschen, der kurz vorher an der Pest verstorben war, zu eröffnen, alle äußern und innern Theile desselben genau zu untersuchen, und seine Beobachtungen genau aufzuschreiben. Nachdem er dieses gethan hatte, tauchte er, um die Gefahr einer Ansteckung fern

zu halten, die Schriften in Essig, und schickte sie den versammelten Aerzten. Bald darauf wurde er wirklich von der schrecklichen Krankheit befallen, und nach zwölf Stunden war er eine Leiche.

(Nach Chimani.)

κ) Ein braver Mann. Moriz Schecker, Schiffmeister zu Hanau, erhielt im Jahre 1847 von der Gesellschaft der christlichen Moral zu Paris die goldene Ehrenmedaille. Dieser Ehrenmann hat bei verschiedenen Gelegenheiten mit eigener Lebensgefahr sieben und zwanzig Personen aus dem Wasser gerettet, und jede Belohnung dafür zurückgewiesen. Er hielt sich durch das Bewußtsein, der Retter so vieler Menschen zu sein, hinreichend belohnt, als er zu seinem Erstaunen von dem Herrn La Rochefoucault-Liancourt, dem Sekretär der genannten Gesellschaft, aufgefordert wurde, die ihm von den Behörden ertheilten Bestätigungen seiner edlen Thaten zu übersenden. Als Antwort darauf ist ihm eine goldene Medaille mit seinem Namen und einer passenden Inschrift zugesendet worden. Schon im Jahre 1813 hatte Schecker fünf Franzosen aus den Fluthen errettet.*) (Jugendbibl. 30. Bd.)

λ) Papst Pius IX. Als Papst Pius IX. einst durch die Straßen Rom's ging, lief ihm ein kleiner Knabe entgegen, der ihn fragte: „Bist du der Papst?" Der heilige Vater bejahte dieses mit freundlicher Miene, und fragte ihn, was er von ihm wünsche? Da fing der Kleine bitterlich zu weinen an, und erzählte, er habe keinen Vater und keine Mutter mehr. „So will ich dein Vater sein," gab ihm der Vater der Christenheit zur Antwort. Er sorgte auch dafür, daß der Knabe zu einem brauchbaren, braven Manne erzogen würde.

μ) Der mißlungene Kutschenkauf. Der Cardinal und Fürstbischof von Breslau, Melchior von Diepenbrock, erzählt in der Vorrede zur zweiten Auflage seines vortrefflichen Werkes „Geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten" von dem hochseligen Bischof von Regensburg, Dr. Johann Michael Sailer, nachfolgenden wahrhaft rührenden Zug.

Der Erzähler sagt:

„Vielen Menschen, auch in weiter Ferne, ist Sailer durch seinen weisen Rath, den sie mündlich oder schriftlich von ihm erbaten, Arzt und Helfer geworden aus — Sünde, Zweifel und Verzweiflung.

*) Ein Seitenstück dieses braven Mannes ist wohl auch der edle Bürger von Colberg, Joachim Nettelbeck, dessen Leben, wie die von ihm selbst verfaßte Biographie beweist, eine ganze Reihe von ähnlichen Heldenthaten der Nächstenliebe war.

Hunderte solcher Briefe sind durch meine Hände gegangen, ohne daß ich die Personen gekannt. Aber auch in leiblicher Noth war er stets hilfreich, so gering auch seine Mittel gewesen. Wohlthun war seine Freude, und er that es gern in aller Stille. Obwohl ich seine meisten Briefe für ihn schrieb, so besorgte er doch die meisten Geldversendungen an bedürftige Freunde und Arme am liebsten selbst, und mit einer gewissen Heimlichkeit, wobei ich ihn oft überraschte. Dieses geschah nicht aus Mangel an Vertrauen zu mir; seine Geldlade stand ohnehin gewöhnlich offen, sondern damit die linke Hand nicht wisse, was die rechte gethan. Es kam ihm dabei auch nicht auf größere, ja für sein Einkommen recht bedeutende Opfer an; denn er rechnete auf die göttliche Vorsehung.

Ich will nur Ein Beispiel erzählen:

Nachdem er schon mehrere Jahre Weihbischof gewesen, und beschwerliche Firmungsreisen in einer unbequemen, mit zwei alten Schimmeln bespannten Lohnkutsche gemacht hatte, schlug man ihm vor: er möge doch, größerer Schonung wegen, die sein hohes Alter erfordere, sich einen bequemern Reisewagen kaufen, und mit Postpferden fahren.

Er ging darauf ein, und legte allmälig die Summe von achthundert Gulden dafür zurück, die er dann nach München zum Wagenankauf sandte. Da erhielt er bald darauf aus der italienischen Schweiz einen langen Brief von einem jungen talentvollen Manne, dessen unglücklichen Vater er ehemals gekannt, und der durch die seltsamsten Umstände aus dem fernen Osten, krank und aller Mittel beraubt, in ein abgelegenes Alpenthal war verschlagen worden, und ihn nun um Hülfe in verzweifelter Noth bat, damit er seinen Zweck, katholische Theologie zu studieren, erreichen könne. Sailer ließ ihm sogleich das ganze Geld von München anweisen, und ihn dadurch in den Stand setzen, seine Studien in Luzern zu vollenden. Der Mann ist jetzt längst ein eifriger Arbeiter in den auswärtigen Missionen. Sailer aber machte seine Amtsreisen wieder mit dem alten Hauderer und seinen Schimmeln, und scherzte heiter über den mißlungenen Kutschenkauf.

v) Pestalozzi und seine Kinder. In dem Kriegsjahre 1799 brannte der Marktflecken Altdorf im Canton Uri ab. Es war ein großes Elend, große Noth. Da sagte Vater Pestalozzi, dieser edle Kinderfreund, zu seinen Waisenkindern in Stanz: „In Altdorf haben jetzt so viele arme Kinder kein Obdach mehr; wie wäre es, wenn wir etwa zwanzig derselben zu uns nähmen?" „Ach, ja!" riefen Alle mitleidig. „Aber wir sind nicht reich," sagte Pestalozzi, „ihr müßtet euer Brod mit ihnen theilen." „O ja, das wollen wir gerne!" riefen sie

wieder, und jauchzten vor Freude. Und der edle Kinderfreund suchte die armen Waisen auf, führte sie unter dem lauten Jubel der Seinen in sein Haus, und pflegte ihrer mit rastloser Sorgfalt und Liebe. (Kinderbüchlein von Staub.)

ξ) Der letzte Wille eines Seelsorgers. Im Jahre 1851 starb in der Olmützer Diözese ein Priester, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Sein Reichthum waren die Armen, seine Freude hatte er am Gebete, seine geistige Erhebung fand er in der Einsamkeit; er war aber auch ein großer Freund der Jugend, und in seinem ganzen Benehmen zeigte sich eine kindliche Einfalt und Gutmüthigkeit. Er wollte daher auch im Tode unter den Kleinen sein, deren inniger Freund er in seinem Leben gewesen war. Sein letzter Wunsch ist erfüllt. Sein Grab befindet sich mitten unter den Gräbern der Kinder. — Er war ein armer Dorfpfarrer; seinen Namen verschweigen wir nicht; er hieß: Theophilus Nietsch. Friede seinem Andenken! (Münch. Jugendfreund.)

ο) Wohlthätigkeit gegen Arme. Clemens Wenzeslaus, Erzbischof und Churfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg, zeichnete sich durch seine Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende besonders aus. Zu Anfang des Winters ließ er sich von allen Pfarrern der Stadt Augsburg, sowohl katholischen als nichtkatholischen, Verzeichnisse jener Dürftigen geben, die nicht wohl im Stande waren, sich Brennholz anzuschaffen, und befahl seinen Hofkutschern, das von ihm im Großen angekaufte Holz den Dürftigen vor die Hausthüre zu führen, mit dem strengen Verbote, bei Verlust ihres Dienstes, auch nur einen Heller Trinkgeld anzunehmen. („Erinnerungen" von Chr. v. Schmid.)

π) Ein Schatz für den Himmel. Als ein angesehener Kaufherr in Frankreich fühlte, daß seine letzte Stunde herannahe, ließ er seine Kinder, welche alle schon erwachsen waren, zu sich kommen, und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder! Ich fühle, daß ich bald sterben werde. Um Streitigkeiten, die nach meinem Tode unter euch vorfallen könnten, vorzubeugen, habe ich mein Vermögen unter euch vertheilt. Bevor ich aber sterbe, habe ich noch etwas Wichtiges euch zu sagen. Denn seht, dieses Kästchen, welches ich in der Hand halte, enthält Wechsel, welche auf verschiedene Summen lauten, und im Ganzen hunderttausend Thaler betragen. Diesen Schatz habe ich mir bis zu meiner Sterbstunde aufbewahrt, und immer mit inniger Freude an denselben gedacht. Er enthält die Wechsel von jenen Summen, die ich verunglückten Kauf-

leuten in verschiedenen Bedrängnissen vorgestreckt habe. Nun will ich mit diesen Wechseln nach meinem Willen vor euren Augen verfügen. Da ich es mit meinen Mitmenschen, so lang ich lebte, gut gemeint habe, so wäre es mir sehr unangenehm, wenn mein Tod jene braven Leute, denen ich in ihrer Noth geholfen habe, in Unruhe versetzen würde. Auch nach meinem Tode soll man die Summen, auf deren Zurückzahlung ich schon längst im Stillen Verzicht geleistet habe, von ihnen nicht zurückfordern. Ihr werdet daher billigen, was ich jetzt thue; glaubet gewiß, daß eine wohlthätige That des Vaters auch ein schönes Erbtheil ist, das auf die Kinder übergeht. Ich wünsche nur, daß ihr ein Gleiches vor eurer Sterbstunde thun könnt; dann werdet ihr ruhig und sanft für die andere Welt entschlafen."

Der Vater zerriß nun alle Wechsel, und warf sie vor den Augen der Kinder in das Kaminfeuer. Die Kinder waren des Vaters würdig. Sie lobten seine schöne That, und segneten die Großmuth des Vaters.

(Chimani's Jugendschrift: „Religion und Tugend.")

ϱ) Ein menschenfreundlicher Hausbesitzer. Im Jahre 1812 starb zu Wien ein wohlhabender Bäckermeister, welcher durch seine Wohlthätigkeit allgemein bekannt war, und in seinem Testamente außer verschiedenen Vermächtnissen zu milden Stiftungen noch anordnete, daß nach seinem Tode allen Inwohnern, welche seit zehn Jahren in seinem Hause eingemiethet waren, der Betrag eines halbjährigen, allen übrigen aber der Betrag eines vierteljährigen Miethzinses ausgezahlt werden sollte. Von sieben und dreißig Wohnparteien waren neunzehn, die schon über zehn Jahre bei ihm gewohnt hatten. Wie erfreut mag manche dürftige Wittwe, die oft die Hälfte ihrer kärglichen Pension auf die Miethe verwenden mußte, über diese bedeutende Erleichterung gewesen sein! (Vaterländ. Jugendfreund.)

σ) Ein edler Seelenhirt. Ein herrliches Beispiel der Nächstenliebe gab der fromme Fürst-Primas von Ungarn, Alexander Rudnai von Rudna in der neuern Zeit. In den Jahren 1815 und 1816, wo eine so große Theuerung herrschte, war dieser hochgefeierte Seelenhirt Bischof zu Carlsburg in Siebenbürgen. In den gebirgigen Gegenden dieses Landes stieg der Mangel an Lebensmitteln bis auf das Aeußerste. Bevor die von Seiner Majestät dem Kaiser Franz I. gesendete reichliche Hülfe in dieser entfernten Provinz anlangen konnte, hatte dieser hochgefeierte Seelenhirt seine Kornkammern schon geöffnet, und theilte mit echt samaritanischer Nächstenliebe, ohne Unterschied der Religion, den Katholiken, Griechen, Protestanten und Juden seine Vorräthe aus. (Ebend.)

Wer dieser Erde Güter hat,
Und sieht den Bruder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackte nicht bekleiden,
Der übertritt die erste Pflicht,
Und liebt Dich, Gott der Liebe! nicht.

§. 3. Welche Früchte bringt die Nächstenliebe?

Die Früchte, welche thätige, uneigennützige Nächstenliebe uns bringen kann, bestehen in Folgendem:

a) Die Erinnerung an Werke der Nächstenliebe erfüllt uns mit innigem Vergnügen, und verschafft uns daher einen Lohn, der kostbarer ist, als alle Freuden und Schätze der Welt. Wie entzückend ist das Bewußtsein, die Thränen manches Unglücklichen getrocknet, mancher verlassenen Wittwe, manchen bedrängten Waisen Hülfe gebracht zu haben! Daher sagt auch die heilige Schrift: „Geben ist seliger, als empfangen." (Act. ap. 20. 35.) Und der heilige Thomas von Aquin spricht: „Nur derjenige, der in der Liebe ist, hat eine wahre Freude." (Opus. 9. de decem praeceptis, verbo sicut. tom. 1.)

Der verborgene Wohlthäter. Der alte Lukas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Martin, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte die Augen, die er oft gegen Himmel richtete. Dieses kam seinem Vater sonderbar vor. Er rief ihn zu sich. Martin eilte sogleich herbei, und sein liebevoller Vater hieß ihn, sich neben ihm zu setzen. „Was ist dir, mein lieber Sohn!" fragte der Vater, indem er bemerkte, daß seine Augen vom Weinen geröthet waren. „Fehlt dir etwas?"

„Nichts, lieber Vater," war seine Antwort, „ich bin lange nicht so vergnügt gewesen, wie heute."

Vater. Aber du hast ja geweint?

Martin. Nicht aus Betrübniß, mein Vater!

Vater. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Sohn, das dich so entzückt hat?

Martin. Lieber Vater, verlange es nicht zu wissen.

Vater. Nicht? und könntest du etwas haben, das dein Vater nicht wissen dürfte?

Martin. Lieber Vater! hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, was wir thun, uns nicht rühmen sollen?

Vater. Dieses sollst du auch nicht thun, mein Sohn; mir nur sollst du erzählen, was dir begegnet ist, damit ich mich desselben, wenn es etwas wahrhaft Gutes ist, erfreuen kann, mit dir.

Martin. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam sein. Vor einer Stunde, da ich meinem Bruder das Abendessen auf das Feld hinausbrachte, hörte ich im Gebüsche Jemanden reden. Ich schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es sei. Es war ein armer Greis; er lag auf der Erde, und neben ihm ein großer Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren naß von Thränen. Ich hörte, indem ich hinter dem Busche stand, ihn traurig mit sich selbst sprechen: „Guter Gott!" sprach er, „erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! meine armen Kinder! — Ich kann aber nicht mehr weiter vor Mattigkeit!" So sprach der Greis, und sank mit dem Kopf auf seinen Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daß der Alte eingeschlafen war, schlich ich zu ihm hin, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben ihm auf das Holz nieder. Dann lief ich zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Als ich nun jetzt zurückkam, und wieder zu dem Busche trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräusch. „Was seh' ich?" rief er erstaunt, da er das Brod und die Flasche mit Milch erblickte, „ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich und die Meinen vom Hungertode erretten wollte? Aber wer du immer gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast, Gott segne, Gott lohne dich!" Die Thränen floßen ihm dabei über die Wangen. „Aber," fuhr er fort, „ich Unglücklicher! wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? Doch Gott wird mich leiten, daß ich den Meinen diese Erquickung bringen kann." So sprach der alte Mann, nahm den Bündel Holz wieder auf seine Schultern, und schlich sich gebückt und ächzend fort. Ich eilte ihm auf einem andern Wege entgegen, um ihn aus dem Walde führen zu können. „Gott grüß Euch, lieber Alter," sagte ich, indem ich ihm nahe gekommen war. „Es muß Euch wohl recht hart ankommen, so viel zu tragen. Gebt mir die Flasche mit der Milch und das Brod; ich will es tragen für Euch, und will Euch führen, wenn Ihr Eure Hand auf meine Schultern legen wollt." Der Greis sah mir mit freudiger Verwunderung in das Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: „Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, in welchem ich mich verirrt hatte." Ich fragte ihn, wohin er gehen wollte, und so führte ich ihn aus dem

Walde heraus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhofft der liebe Gott für ihn gesorgt habe, und bedauerte nur, seinen Wohlthäter nicht zu kennen. „Alle Morgen," sagte er, „sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten; denn er hat uns vom Tode errettet. Auch du, mein Sohn," setzte er hinzu, „sollst gesegnet werden von uns, daß du mich zu meinen Kindern führst, ehe sie vor Hunger sterben." Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. Nun stellte ich mir vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreut haben, da ihr Vater nach Hause kam, und ihnen etwas zu Essen brachte, und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. — „Du hast es gewollt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch davon etwas erfahren sollen." Er schwieg, und der Vater drückte ihn voll der Rührung an seine Brust. „Nun," rief er aus, „kann ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich sein wird."

Die Quelle des Frohsinns.

Hab' ich still' und ohne Prahlen
Eine gute That gethan,
O, wie lacht mich Alles an
Mit des Himmels schönsten Strahlen!
O, wie find' ich wohlgemuth
Diese Welt so schön und gut!

Milder leuchtet mir die Sonne,
Lieblicher des Himmels Blau;
Bächlein, Waldgesang und Au'
Füllen mich mit süßer Wonne;
Unschuld, Frohsinn, Friede spricht
Mir aus jedem Angesicht.

Weck', o Funk' aus Gottes Fülle,
Mir den Keim oft im Gemüth,
Der zu edler That erblüht,
Ohne Zeugen in der Stille!
O dann hellt des Himmels Strahl
Mir der Erde dunkles Thal.

(Ign. Heinr. v. Wessenberg.)

b) Durch die Hülfe, welche wir dem Nächsten gewähren, wird derselbe zu festerem Vertrauen auf Gott, und zur innigeren Dankbarkeit gegen Ihn ermuntert. Obwohl die Leiden, wie wir schon früher gehört haben, den Menschen im Vertrauen auf Gott und in der Geduld befestigen, so geschieht es

doch zuweilen, daß ein Mensch, wenn ihn unaufhörlich Leiden treffen, kleinmüthig zu werden, und fast allen Glauben, alles kindliche Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu verlieren beginnt. Nur die Hand jenes Menschenfreundes, der ihn aus großer Noth errettete, kann ihn noch vom schrecklichen Abgrunde der Verzweiflung zurückhalten, und auf dem Wege des kindlichen Vertrauens auf Gott bewahren; nur der Gedanke an die edle Nächstenliebe, mit welcher jener ihm Hülfe brachte, ist es, der ihn tröstet, und ihm mit freundlicher Stimme zuruft: „Fasse Muth, denn sieh! der liebe Gott verläßt dich nicht! Er ist es, der das Herz jenes edlen Mannes rührte, und ihn zu deiner Rettung bewog. Sowie Er dir diesen edlen Retter zuführte, kann Er auch noch andere Mittel finden, dir ferner zu helfen. Darum fasse Muth; Gott verläßt dich nicht!"

Beispiele. aa) Wie leicht hätte mancher der Israeliten in der babylonischen Gefangenschaft allen Muth verlieren können, wenn nicht der alte Tobias in ihrer Mitte gewesen wäre, der sie tröstete, als ein freundlicher Engel ihnen liebreich beistand, und auf diese Weise im Vertrauen auf Gott stärkte!

bb) Der von Neuem aufblühende Rosenstrauch. In dem heiligen Lande lebte Eliab, ein Mann, den Gott mit irdischen Gütern, und was noch weit mehr werth ist, mit Weisheit reichlich gesegnet hatte. Er that den Armen viel Gutes, und theilte ihnen mit von seinen Gütern; aber alles dieses war ihm noch zu wenig, und vermochte ihn nicht zu beruhigen. „Ich kann," sagte er einst zu einem Weisen, der ihn besucht hatte, „dem Armen und Bedrängten nur das Aeußere reichen; nur ihren Leib vermag ich zu erquicken; aber zu ihrem Herzen ist mir der Zugang verschlossen."

„Wohl dir," antwortete der fromme Greis, „daß du deine Gaben in Demuth vertheilest! Darum soll dir auch das Höhere gegeben werden!"

Nach diesen Worten führte er Eliab in seinen Garten zu einem Rosenstrauch. Es war aber eine große Dürre im Lande, und der Rosenstrauch stand auf sandigem Boden, wie verdorrt, und seine Knospen neigten sich zur Erde. Da sagte der weise Greis zu Eliab, er sollte zu dem Brunnen hingehen, und eine Schaale mit Wasser füllen. Eliab that, wie ihm geboten war, und besprengte den Rosenstrauch. Und der Strauch blühte von Neuem auf; seine Blätter grünten, und nach einer Weile erhoben sich die Knospen, und blühten, und hauchten ringsumher den lieblichsten Duft aus.

„Sieh,“ sprach der fromme Greis, „also erhebt auch der erquickte Arme, Dank und Liebe athmend, sein Angesicht zu Gott empor, und blickt mit fröhlichem Vertrauen unter den Menschen umher; denn du warst ihm ein freundlicher Bote Gottes und der Menschheit.“

(Nach Krummacher.)

cc) Die Ueberschwemmung. Die Etsch, welche durch Verona fließt, schwoll einst so an, daß sie aus ihren Ufern trat, Alles überschwemmte, und die Brücke von beiden Ufern riß. Der mittlere Pfeiler, auf dem das Haus des Zolleinnehmers stand, blieb noch stehen; doch die Eisschollen drangen mit solcher Gewalt gegen denselben, daß auch der letzte Pfeiler zu wanken begann. Die armen Bewohner des Häuschens erhoben bei dieser außerordentlichen Gefahr ein lautes Wehgeschrei, rangen die Hände, und riefen Gott und die Menschen um Hülfe an. Obschon durch das Weinen und Klagen der Bedrängten Alle gerührt wurden, so wagte es doch Niemand, ein Schiff den tobenden Fluthen anzuvertrauen. Da ritt der Graf Spolverini herbei, munterte, während immer Stücke vom Pfeiler herabfielen, die Anwesenden zur Rettung auf, und versprach jenem fünfhundert Goldstücke, der es wagen würde, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Aber Niemand ließ sich dazu bewegen. Endlich bestieg ein armer Mann, der nichts hatte, als seine christliche Liebe, das Schiff, und fuhr mit großer Gefahr zur Brücke hin. Er nahm die Unglücklichen in sein Schiff, und brachte sie an's Land. Als er mit den Geretteten am Ufer glücklich ankam, stürzte der Pfeiler. Da freuten sich alle Leute, und erhoben den Armen mit Lobsprüchen. Als ihm aber der Graf die verdiente Belohnung geben wollte, sagte er: „Geben Sie, mein Herr! dieser armen Familie, was Sie mir geben wollten,“ und verschwand.

„O liebe Kinder!“ rief der Zollbeamte gerührt aus, als man ihm den Beutel voll hellglänzender Goldstücke überreicht hatte, „laßt uns auf die Knie fallen, und dem lieben Gott für Seine unendliche Vaterhuld, die Er auch uns reichlich erwiesen hat, danken! Denn Er hat es dem edlen Mann in den Sinn gegeben, uns zu retten, und diese reichliche Spende uns zukommen zu lassen. Wer sollte Ihn nicht preisen, den höchst gütigen Gott!“

c) Ueberdieß wird durch die Hülfe, welche wir dem Nächsten in seiner Noth leisten, derselbe auch wieder zur Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu uns ermuntert. Wie eine Kerze eine andere anzündet, so hat ein liebevolles Benehmen immer ähnliche Gesinnungen zur Folge. Obgleich man zur

Schande der Menschheit bekennen muß, daß nichts sich mehr bewähre, als das alte Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn,“ so gab es doch zu jeder Zeit viele gute Menschen, welche der ihnen geleisteten Hülfe ihr Leben lang nicht vergessen, sondern es als ihr größtes Glück betrachten, ihrem Wohlthäter Gutes wieder mit Gutem vergelten zu können.

Beispiele. aa) Aus der biblischen Geschichte. So bewies sich Jethro, der fromme Priester, dankbar gegen Moses, der seine Töchter vor den Gewaltthätigkeiten der rohen Hirten beschützte, und nahm ihn in sein Haus auf.

Josue vergaß nicht, wie Rachab seinen zwei Kundschaftern das Leben rettete, und verschonte sie mit den Ihrigen, während alle übrigen Einwohner der Stadt Jericho umkamen.

Die Israeliten waren dankbar gegen Gedeon, der sie aus der Hand der Madianiten errettete, und sprachen zu ihm: „Sei du nur unser König, und nach dir dein Sohn, und dann der Sohn deines Sohnes, denn du hast uns aus der Hand der Madianiten errettet.“

David bezeigte sich gegen seinen Freund Jonathas dankbar; denn sobald es die Umstände erlaubten, erkundigte er sich, wer von den Kindern des Jonathas noch am Leben sei. Es war nur noch ein einziger Sohn übrig, der Miphiboseth hieß, und an beiden Füßen lahm war. Denn als er fünf Jahre alt war, hatte die unvorsichtige Kindsmagd ihn fallen lassen. David nahm ihn zu sich in sein Haus, ließ ihn täglich an der königlichen Tafel speisen, und gab ihm seine väterlichen Besitzungen, die der Krone anheim gefallen waren, wieder zurück. So sollen auch wir das Gute, das unsre verstorbenen Freunde und Wohlthäter uns erwiesen haben, und das wir ihnen selbst nicht mehr vergelten können, ihnen an ihren Kindern zu vergelten suchen.

Auch gegen Berzellai, jenen ehrwürdigen Greis, der den König David auf seiner Flucht mit allem Nöthigen unterstützt hatte, bewies sich dieser später dankbar. Voll der herzlichsten Dankbarkeit sprach er zu Berzellai: „Komm du mit mir; du sollst deine alten Tage bei mir in Ruhe zubringen.“ Er hätte ihn auch in sein Haus aufgenommen, wenn Berzellai mit diesem Antrage einverstanden gewesen wäre.

Elias vergalt die Barmherzigkeit, mit welcher die arme Wittwe den Rest ihrer Speise mit ihm theilte, wieder mit Gutem, und erweckte ihren todten Sohn wieder zum Leben.

Als der alte Tobias vernahm, wie der Engel, den er nicht kannte, seinen Sohn auf der Reise begleitet, ihm das Leben rettete,

als ihn der Fisch verschlingen wollte, zu einer frommen, guten Frau verholfen, und sonst viel Gutes erwiesen hatte, rief er seinen Sohn zu sich, und sprach, voll des Dankes zu ihm: „Was sollen wir nun diesem heiligen Manne, der dich begleitet hat, geben?"

Wenn wir auch oft, wie jener undankbare Mundschenk, oder wie der König Assuerus, aus menschlicher Schwäche und strafbarem Leichtsinne, das Gute, das uns Andere erwiesen haben, vergessen, so sollten wir uns von dem Beispiele derselben nicht beschämen lassen, sondern, sobald wir uns an die empfangenen Wohlthaten erinnern, unser Unrecht gut zu machen, und das Gute wieder mit Gutem zu vergelten suchen.

Ein schönes Beispiel der Dankbarkeit gab auch jener Blinde am Wege von Jericho, der, sobald er von Jesu sehend gemacht wurde, Ihm nachfolgte; jener Aussätzige, der sich durch das böse Beispiel der übrigen neun nicht abwendig machen ließ, umzukehren, und Jesu für Seine wunderbare Heilung zu danken; die Schwiegermutter des Petrus, die, kaum von Jesu geheilt, sogleich bei Tische voll Freundlichkeit, Fröhlichkeit und Munterkeit aufwartete; Maria Magdalena, die aus Dankbarkeit für ihre Begnadigung die treueste Jüngerin Jesu wurde, und sogar zu Seinem Grabe hinausging, um Ihn zu beweinen; ebenso dankbar waren die armen Wittwen, die weinend den Petrus umrangen, ihm die Kleidungsstücke zeigten, welche Tabitha ihnen gemacht hatte, und ihm von ihrer rührenden Wohlthätigkeit erzählten; die Purpurhändlerin Lydia, welche sogleich nach der Taufe den Paulus und seine Gefährten inständig bat: „Wenn ihr mich je für eine treue Jüngerin des Herrn haltet, so kommet in mein Haus, und wohnet da!" Endlich ist auch der heilige Apostel Paulus ein schönes Beispiel der Dankbarkeit, indem er den Vater des Statthalters Publius, der ihn und seine Gefährten freundlich bewirthete, durch sein inbrünstiges Gebet wieder gesund machte.

bb) Noch andere Beispiele. *α*) Dankbarkeit eines armen Weibes. Der heilige Gregorius, Bischof von Armenien, hatte anfangs zu Cäsarea in Cappadozien den Christen das Evangelium verkündet. Unter seinen Zuhörern befand sich auch eine arme Frau, welche in den Worten des heiligen Mannes besondern Trost gefunden hatte. Der heilige Gregorius kam später nach Armenien, um auch dort die heidnischen Bewohner durch seine Predigten zum Glauben an Jesum zu führen. Kaum hatte aber Tiridates, der grausame König dieses Landes, von der Ankunft des christlichen Redners gehört, als er

ihn schon ergreifen und vor sein Gericht führen ließ. Der gottlose Fürst wandte nun alle Drohungen an, um den heiligen Mann zum Abfalle vom Christenthume zu bewegen; aber Alles war vergebens. Da befahl der König den heiligen Mann auf die grausamste Weise zu peinigen. Die Henker fielen über ihn her, und zerschlugen mit einem eisernen Hammer seine Gebeine, daß das Blut hervorrann aus den frischen Wunden, dann zerfleischten sie die Muskeln seines Körpers mit eisernen Hacken, brannten die Wunden mit glühenden Eisen, gossen Salz und Essig darauf, und als sie meinten, der Heilige sei wirklich todt, warfen sie denselben in eine tiefe, feuchte Höhle, wo er ohne alle menschliche Hülfe war. Da kam nun ein armes Weib zu dieser Höhle, um den heiligen Mann zu beweinen. Er rief ihr zu, und sie ernährte ihn täglich mit Brod und Wasser, das sie an einer Schnur in die finstere Höhle hinunterließ. Und dieses Weib war — jene fromme Frau, welcher der heilige Mann das Evangelium verkündet, und ihr dadurch so große Beruhigung gebracht hatte. So lebte der Heilige noch lange in dieser Höhle. Nach vielen Jahren wurde er von dem Könige, der auf der Jagd eine flüchtige Gazelle bis in jene Höhle verfolgte, und aus derselben einen männlichen Gesang vernahm, endlich aufgefunden. Erstaunt sank der König zu den Füßen des Heiligen. Er ließ sich sammt seinem Volke im christlichen Glauben unterrichten, und dann taufen. Gregorius aber wurde zum Bischofe von Armenien gewählt, und verbreitete dort noch großen Segen. (Die heilige Sage.)

β) Der heilige Sabinus. Als der heilige Sabinus, Bischof von Assisi, im Gefängnisse schmachtete, eilte eine christliche Frau, welche Serena hieß, zu ihm, und brachte ihm verschiedene Speisen. Der Wächter wollte dieses anfangs nicht zugeben; da sie ihm aber viel Geld dafür versprach, hatte er dagegen nichts mehr einzuwenden. O wie freute sich das fromme Weib! Der Bischof nahm von demselben, was sie ihm darreichte, segnete sie, und sprach: „Der Herr möge es dir vergelten!" Er begnügte sich aber nicht mit diesem frommen Wunsche; denn als Serena bald darauf ihren Enkel, der blind war, mitbrachte, betete er über ihn, berührte seine Augen, und er konnte wieder sehen.

γ) Papst Sixtus V. Als der Papst Sixtus V., welcher einst ein armer Hirtenknabe war, zum ersten Male nach Rom kam, war er so arm, daß er mitleidige Menschen um Almosen ansprechen mußte. Nachdem er von denselben Einiges bekommen hatte, wußte er nicht recht, ob er sich dafür Brod kaufen sollte, um seinen drückenden Hunger zu stillen, oder ob es nicht besser wäre, sich ein Paar Schuhe zu kaufen, weil er diese sehr bedurfte.

Er konnte mit sich nicht einig werden, und stand lange, in tiefes Nachdenken versunken, vor einem Kaufladen.

Ein Kaufmann beobachtete ihn, und konnte in seinen Mienen lesen, daß der Knabe in seinem Innern beunruhigt war. Er fragte ihn, worüber er so reichlich nachdenke. Der Knabe gestand ihm seine Unentschlossenheit auf eine so treuherzige Weise, daß er ihn mit sich nahm, und ihm zu essen gab, so viel er brauchte, um seinen Hunger zu stillen. Jetzt konnte sich der Knabe auch ein Paar Schuhe kaufen.

Als Sixtus V. zum Papst erwählt worden war, erinnerte er sich noch gut an diesen Kaufmann, und vergalt ihm reichlich die Wohlthat, welche er ihm einst erwiesen hatte. (Chimani.)

δ) Rettung durch Rettung. Ein Geistlicher in Polen unternahm eine Reise nach Lemberg, wo er Geschäfte hatte. Auf seiner Heimreise fand er im Walde an der Landstraße einen betrunkenen Soldaten, der fest schlief. Weil es kalt war, so besorgte er, der Soldat möchte erfrieren; er ließ ihn deßwegen aufwecken, hob ihn in seinen Wagen, und nahm ihn mit sich. Im nächsten Dorfe übergab er den Soldaten einem ehrlichen Manne, der ihn in sein Haus aufnahm, bis er nüchtern sein würde. Der Soldat hätte in seiner Betrunkenheit eines schrecklichen Todes sterben können, wenn nicht der edle Geistliche, wie ein barmherziger Samaritan, sich seiner angenommen hätte.

Sobald der Betrunkene erwachte, und hörte, wer ihn von der Todesgefahr errettet hatte, bezeigte er das größte Verlangen, zu seinem Wohlthäter zu gehen, und ihm für seine Errettung zu danken. So hat auch jeder sündhafte Mensch doch wieder eine gute Eigenschaft an sich, die man an ihm achten und deren wegen man ihn lieben muß.

Als der Soldat in das Pfarrhaus kam, sah er, daß der Fensterladen etwas offen, und Licht in dem Zimmer war. Da er noch näher kam, und zu dem offenen Fenster hineinschaute, erblickte er zwei Räuber, welche den Pfarrer banden, und von ihm verlangten, er solle ihnen anzeigen, wo sein Geld wäre.

„Sieh," dachte der Soldat, „da giebt es Gelegenheit, mich gegen meinen Erretter dankbar zu bezeigen." Sogleich ergriff er das Gewehr, das er bei sich hatte, und gab Feuer auf die Räuber. Der Eine wurde durch diesen Schuß erlegt, und der Zweite ergriff die Flucht.

ε) Dankbarkeit eines algierischen Offiziers. Ludwig XIV., König von Frankreich, beschloß die Stadt Algier zu erobern, um das Meer von Seeräubern zu sichern.

Der Befehlshaber der Stadt, Dey genannt, war über diesen Entschluß des Königs so erzürnt, daß er befahl, daß alle Christensklaven

vor die Kanonen gestellt, und die Köpfe dieser Unglücklichen auf die französischen Kriegsschiffe geschossen werden sollten. Schon wollte man wieder einen Christensklaven an eine Kanone binden, damit seine Glieder zerschmettert würden, als ein Algierischer Offizier plötzlich rief: „Halt ein!“ Mit Thränen im Auge stürzte der Offizier dem Dey zu Füßen. „Begnadige ihn,“ rief er. „Was hindert dich, meine Befehle zu vollstrecken?“ fragte der Dey. „Die Dankbarkeit,“ antwortete der Offizier. „Dieser Mann ist mein größter Wohlthäter; er hat mir in einem Gefechte das Leben gerettet. Ich bitte dich, verschone ihn!“

Der Dey schlug ihm die Bitte ab. Der Offizier stellte sich nun selbst vor die Kanone. „Nun denn,“ rief er, indem er den armen Verurtheilten umarmte, „ich will mit dir sterben. Mein Kopf soll zuerst fliegen!“

Da wurde der Dey gerührt. Er befahl, den Gefangenen loszulassen, und ihn seinem Retter zu übergeben, der ihn freundlich in seine Arme schloß, und sprach: „Weil du mir übergeben wurdest, so kann ich dir nun vergelten, was du mir Gutes thatest. Komm mit mir, und sei von dieser Zeit an nicht bloß mein Diener, sondern mein treuester Freund!“

η) Der dankbare Knabe. Herr West, ein wohlhabender Kaufmann, reiste in eine weitentlegene Stadt, wo Jahrmarkt gehalten wurde. Es war ein rauher, kalter Winterabend, und schon fing es an, dunkel zu werden. Da hörte er plötzlich, als er durch einen Wald fuhr, ein klägliches Wimmern. Er hielt still, ging dem Orte zu, woher dieser Klageruf erscholl, und fand einen armen, halberfrornen Knaben. Er war ärmlich gekleidet. Neben ihm lag ein Tüchlein, in welchem er seiner Mutter einige Stücklein Brod, die er von wohlthätigen Menschen erhalten hatte, nach Hause bringen wollte; denn es war eine große Hungersnoth im Lande.

Herr West erbarmte sich des armen Kindes. Er nahm den Knaben mit in den Wagen, stärkte ihn durch einen Trunk Weines, wickelte ihn in seinen warmen Mantel, und behielt ihn bei sich; denn sein Weg führte ihn an dem Orte, wo die Mutter des Knaben wohnte, vorbei.

Bald darauf fing es heftig zu schneien an. Es wurde so finster, daß man einen Gegenstand von dem andern nicht mehr unterscheiden konnte. Der Kutscher verlor den rechten Weg. Sie fuhren daher im Walde lange in der Irre herum. Endlich sahen sie in der Ferne ein Lichtlein glänzen, folgten nach, und fanden ein abgelegenes Wirthshaus. Der Knabe stieg zuerst aus, und kroch, während Herr West draußen

noch sein Gepäcke und Fuhrwerk besorgte, hinter den Ofen der Wirthsstube, um sich dort ein wenig zu erwärmen.

Da hörte er nun, wie der Wirth und seine Frau, die den armen Knaben nicht bemerkten, mit einander redeten, wie sie in der Nacht seinen Wohlthäter berauben, und ermorden wollten. Kaum hatte der Knabe dieses gehört, so kroch er, zitternd vor Furcht und Schrecken, in aller Stille hervor, schlich zu dem Hause hinaus, und flüsterte seinem Retter zu, was er gehört hatte. Herr West nahm ihn mit sich, und ergriff eilig die Flucht. Der Knabe aber, der den Weg gut kannte, besann sich bald, in welcher Gegend sie sich befänden, und zeigte ihm den Ausweg.

Endlich kamen sie in dem Orte an, wo die Mutter des Knaben wohnte. Die arme Frau schloß ihr liebes Kind, das sie schon lange sehnsuchtsvoll erwartete, in ihre Arme, und weinte vor Freude. Herr West erzählte ihr, wie ihr Söhnlein ihn vom Tode errettet habe, und machte ihr den Vorschlag, mit ihm in die Stadt zu ziehen, wo er für ihren Unterhalt sorgen würde. Sie lebten nun alle zufrieden und glücklich beisammen, und priesen ihr Leben lang den lieben Gott, der uns jederzeit Erbarmen schenkt, wenn auch wir gegen unsern Nächsten guten Willens sind. (Chr. Kinderzeitung.)

9) Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne. — Als der Kaiser Napoleon I. noch in der Kriegsschule zu Brienne herangebildet wurde, aß er, wie alle Kinder, das Obst sehr gerne. Da bekam nun jene Obsthändlerin, bei welcher er zu kaufen pflegte, viel Geld von ihm. Hatte er kein Geld, so wartete sie ihm gerne zu; bekam er Geld, so bezahlte er. Als er nach einigen Jahren die Kriegsschule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er in der Schule gelernt hatte, war er ihr noch einige Thaler schuldig. Er entschuldigte sich bei ihr, daß er sie nicht bezahlen könne. Allein die gutherzige Frau gab ihm zur Antwort: „Seien Sie doch deßwegen nur unbekümmert, edler, junger Herr! Gott möge Sie gesund erhalten, und aus Ihnen einen glücklichen Mann machen!“

Dieser Wunsch ging auch wirklich in Erfüllung. Napoleon rückte von einer Ehrenstelle zur andern vorwärts, und wurde später Consul, und dann sogar Kaiser von Frankreich. Allein ungeachtet dieser hohen Würden, die ihm zu Theil wurden, vergaß er jener guten Obsthändlerin nicht, die gegen ihn in seiner Jugend so viele Nachsicht hatte. Er besuchte, und beschenkte sie reichlich. Auch befahl er, das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an dem nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause,“ sagte er, „will ich wohnen, so oft ich

nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen." Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen. Wirklich hat er auch die Tochter ehrenvoll versorgt, und der Sohn wurde auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, welcher er selbst seine Bildung verdankte. (Thusnelda.)

ι) Papst Leo XII. — Als Papst Leo XII., zum päpstlichen Botschafter in Köln bestimmt, nach Augsburg gekommen war, hatte er einige heftige Krankheitsanfälle, die sein Leben bedrohten. Man fürchtete schon, den edlen Kirchenfürsten zu verlieren; allein der Sorgfalt seines Arztes war es mit Gottes Hülfe gelungen, ihn dem Tode zu entreißen, und ihn gesund zu machen. Dieser freundschaftliche Dienst des braven Arztes blieb ihm sogar auch dann, als er zur höchsten Würde in der katholischen Kirche erhoben, und mit der dreifachen Krone geziert wurde, unvergeßlich. Sogleich nach seiner Erhebung zur päpstlichen Würde schrieb er an seinen ehemaligen Arzt in Augsburg einen Brief, der nur Huld und Wohlwollen athmet. In diesem Schreiben versicherte er den edlen Mann, daß ihm seine ärztliche Sorgfalt und freundschaftliche Dienste unvergeßlich seien; pries die göttlichen Erbarmungen, sich von dem Rande des Grabes auf den Stuhl des heiligen Petrus berufen zu sehen; bezeigte ihm seine ganz vorzügliche Liebe und herzliche Dankbarkeit, und ertheilte ihm, dessen Ehegattin, und dessen Sohne, an dessen vortreffliche Anlagen er sich ausdrücklich noch mit Vergnügen erinnerte, den päpstlichen Segen. (Trauerrede.)

κ) Der alte Schween und der Edelmann.

Im Dorfe lebt' ein armer Greis,
Sein Haar war dünn und silberweiß;
Vor Schwäche bebt ihm Haupt und Hand,
Der ward der alte Schween genannt.

Er schlich umher von Thür zu Thür,
Der gab ihm eine Kanne Bier,
Sich zu erquicken, dieser Brod
Und Fleisch. So lebt' er hin mit Noth.

Einst saß er vor der schlechten Hütte,
Da kam herbei mit schnellem Schritte
Ein Herr, gar stattlich anzuseh'n,
Und sprach: „Seid Ihr der alte Schween?"

„Der bin ich, Herr!" — antwortet' leise
Der Greis. Da giebt der Herr dem Greise
Die Hand, und spricht: „Wie geht's Euch doch?
Nicht wahr, mein Freund! Ihr kennt mich noch?"

Und da der Greis ihn nicht erkennt,
Und er nun seinen Namen nennt,
Und um den Hals ihm jauchzend fällt,
Und so ihn fest umschlungen hält;

Da strömt das ganze Dorf herbei,
Und jubelt mit, fragt, „was es sei?"
Und hört: der alte, gute Mann,
Hab' einst dem Herrn viel Gut's gethan;

Hab' ihm vor manchem lieben Jahr,
Als noch der Herr ein Bettler war,
Sein letztes Stücklein Geld verehrt,
Ihn selbst vom Bösen abgekehrt;

Der sei nun ein Soldat geworden,
Hab' brav gekämpft, und Ehr' und Orden
Erlangt, und sei nun reich und groß,
Und hol' den Alten auf sein Schloß.

Dort lebt' er jetzt noch sorgenfrei,
Und was er wünscht, holt man herbei,
Und pflegt ihn stets mit Sorgsamkeit.
Seht, Kinder! das ist Dankbarkeit.

λ) Der dankbare Mohr. Daß es sogar unter den Wilden gute Menschen gebe, welche der empfangenen Wohlthaten nicht vergessen, zeigt uns außer der Geschichte „des Indianers Dankgebet" (I. Band S 149) auch folgende Erzählung:

Domingo, ein Pflanzer in Amerika, hatte einen braven Mohren, der ihm seit vielen Jahren treulich diente. Oft arbeitete er in die Nacht, um die Wünsche seines Herrn zu erfüllen. Er durfte ein Stücklein Land für seine eigene Rechnung bearbeiten, und ersparte sich davon so viel, daß er einen kleinen Handel anfangen konnte. Dadurch erwarb er sich eine große Menge Geldes, mit welchem er seine Freiheit zu erkaufen gedachte. Obwohl sein Herr ihn ungern verließ, so bewilligte er nicht nur seine Loslassung, sondern er schenkte ihm noch ein Stück Feld dazu. Innigst gerührt verließ der Mohr seinen Wohlthäter, verheirathete sich, und wurde glücklich.

Aber seinem Herrn ging es nicht so gut. Er verkaufte alle seine Besitzungen, und reiste nach Frankreich, um in Paris, der Hauptstadt des Landes, seine Tage zu beschließen. Kaum war er dort angekommen, so war er von unzähligen Schmeichlern umgeben, die ihn zu so großen Ausgaben verleiteten, daß er in einigen Jahren alle seine Reichthümer verlor. Er raffte also zusammen, was er noch hatte, und kehrte nach Amerika zurück, um vielleicht noch zu einigem Wohlstande zu gelangen.

Mit wenigem Gepäcke kam er an, erzählte seinen alten Freunden sein Unglück, und fand Mitleid genug, aber keine Hülfe. Er mußte sich in einer sehr elenden Hütte aufhalten.

Einst irrte er ganz trostlos und in traurigen Gedanken verloren, in einem nahen Wäldchen herum. Sein Elend ging ihm besonders tief zu Herzen. „O Gott!“ seufzte der Arme, „du hast noch Keinen, der um Hülfe rief, zurückgewiesen, sondern ihm jederzeit Erbarmung angedeihen lassen. Darum komme mir Bedrängten auch zu Hülfe; dann werde ich meine Tage Deinem Dienste widmen, und Dir für die Rettung mit Freudenthränen danken.“ Und sieh! da kam ein kostbar gekleideter Mohr, auf einem stattlichen Pferde reitend, auf ihn zu. Und dieser war — der ehemalige Sklave Domingo's. Kaum erkannte jener seinen ehemaligen Herrn, so sprang er vom Pferde, und fiel ihm zu Füßen. Der treue Mohr hatte das Schicksal desselben schon erfahren, und ihn lange gesucht. „Guter, lieber Herr, sei mir tausendmal willkommen!“ redete er ihn an. „Durch deine Freigebigkeit bin ich reich geworden. Der Mächtige über den Sternen, den du mich kennen lehrtest, hat mich gesegnet. Die Güter und Ländereien, die dir einst gehörten, sind jetzt mein Eigenthum. Ich bin Vater von drei Kindern, und habe eine große Menge Sklaven, denen ich bald die Freiheit schenken werde, wie du mir selbe geschenkt hast. Kehre zurück in deine frühere Wohnung, und genieße, und theile mit mir das Glück gemeinschaftlich, das du mir selbst bereitet hast.“ Gerührt hob Domingo den erfreuten Mohren, dem die Freudenthränen über die schwarzen Wangen rollten, auf, und nahm sein Anerbieten an. Beide lebten nun beisammen, und wurden Wohlthäter der Armen.

Denksprüche und Gleichnisse. Jene Wohlthaten, welche du Andern erwiesen hast, schreibe in Sand; jene Wohlthaten aber, welche dir erwiesen wurden, grabe in Marmor. —

In den Brunnen, aus welchem du getrunken hast, wirf keinen Stein. Vergelte nicht Gutes mit Bösem! —

Dankbarkeit gleicht einem guten Acker, der mehr und Besseres zurückgiebt, als er empfangen hat. —

Eine edle Handlung hat viele Kinder, und bringt schöne Früchte.

Dank ist nur ein Geständniß, daß man Hülfe suchte, und fand. Warum schämt man sich denn, gefunden zu haben, was man sich nicht zu suchen schämte?

Das Schwein frißt die Eicheln unter dem Baume auf, und

sieht nicht einmal über sich, wo sie herkommen. Ebenso abscheulich ist es, wenn man undankbarer Weise der empfangenen Wohlthaten vergißt. —

Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. —

Es ist ein schönes Vorrecht des Menschen, danken, das Empfangene in der Erinnerung an den milden Geber fröhlich genießen zu können. —

Dankbarkeit gefällt wohl Allen,
Dankbarkeit gefällt auch mir;
Wem auch könnt' sie nicht gefallen,
Sie, des Herzens Schmuck und Zier?
Kind, mit Undank im Gemüthe,
Ach, dir fehlt des Herzens Güte!

Wenn wir, voll ungeheuchelter Nächstenliebe, Andern hilfreich in ihrer Noth beistehen, so dürfen wir auch gewiß erwarten, daß d) uns Gott aus ähnlicher Noth einst erretten werde. Denn schon David, der heilige König, sagt: „Wohl dem, der für die Armen sorgt; zur Zeit des Unglückes errettet ihn der Herr." (Ps. 40, 1.) Und in einer andern Stelle sagt David: „Wohl dem, der sich erbarmt, und mittheilt. Er streut aus, und giebt den Armen; seine Wohlthätigkeit bleibt ewig; mit Ehre wird er (sein Horn) erhöht." (Ps. 111, 5—8.) Ebenso lehrt Salomon in seinen Sprichwörtern: „Der Wohlthäter wird mit Segen überhäuft, und wer reichlich giebt, empfängt auch reichlich" (Sprichw. 11, 25.). Dasselbe spricht der weise König in folgender Stelle aus: „Wer geneigt ist zur Barmherzigkeit, wird gesegnet" (Sprichw. 22, 9.) Auf eine ähnliche Weise ermahnte der alte Tobias seinen Sohn: „Wo du nur kannst, da hilf den Dürftigen; hast du viel, so gieb viel; hast du wenig, so gieb das Wenige mit willigem Herzen. Dann wirst du dir einen großen Schatz sammeln für die Zeit der Noth." (Tob. 4.) Und der Prophet Isaias sagt: „Brich dem Hungrigen dein Brod; den Armen und Obdachlosen führe in dein Haus, und wenn du den Nackten siehst, so kleide ihn; verachte keinen deiner Nebenmenschen, dann wird dein Licht hervorbrechen, wie der Morgen, und deine Genesung schneller kommen; deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Himmels dich erfreuen." (Is. 58, 7—9.) Eben dasselbe sprach auch der göttliche Heiland in Seiner Bergpredigt aus. „Selig," sagte Er, „sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." (Matth. 5, 7.) Und der heilige Gregor von Nazianz spricht: „Durch keine Sache wird Gott so

leicht zur Barmherzigkeit bewegt, als durch Almosen." „Wenn du daher fürchtest, es entgehe dir etwas an deinem Hab und Gut durch Almosen," lehrt der heilige Cyprian, „so lege die Furcht ab; denn ich versichere dich des Gegentheils, da der heilige Geist sagt: „Wer den Armen giebt, wird niemals Mangel haben, und wer geneigt ist zur Barmherzigkeit, der wird gesegnet werden."

Beispiele. aa) Aus der heiligen Geschichte. Die heilige Schrift enthält eine Menge von Beispielen, aus welchen wir sehen, wie reichlich Gott jeden Liebesdienst, den wir den Nebenmenschen erweisen, belohne.

Abraham wurde von Gott reichlich gesegnet, weil er die drei fremden Männer, welche Engel waren, freundlich in seine Hütte aufgenommen hatte.

Loth blieb wegen seiner Menschenfreundlichkeit, die er gegen die drei unbekannten Männer zeigte, mit seinen Töchtern bei dem Untergange der Stadt Sodoma verschont; die bösen Einwohner dieser Stadt aber, welche das Haus des Loth umringten, und forderten, er sollte die Fremden herausführen, damit sie dieselben mißhandeln könnten, kamen in den Flammen um.

Rebekka gab dem treuen Diener des Abraham und seinen Kameelen zu trinken, und wurde dafür mit goldenen Ohrenringen und Armbändern beschenkt, und Isaaks Braut.

Moses beschützte die Töchter des Jethro gegen die Gewaltthätigkeiten der rohen Hirten, und wurde dafür gastfreundlich aufgenommen, und aus seiner Noth, in welcher er sich als armer Flüchtling befand, erlöst.

Ruth bezeigte sich gegen ihre arme Schwiegermutter sehr liebevoll, und erntete dafür auch reichlichen Segen.

Saul nahm die bedrängten Einwohner der Stadt Jabes in seinen Schutz, und wurde dafür von allen Israeliten, die ihn früher verachtet hatten, als König anerkannt.

Rachab rettete den zwei Kundschaftern des Josue das Leben, und wurde daher sammt den Ihrigen verschont, während alle übrigen Einwohner des Landes Kanaan vertilgt wurden.

Ebenso wurde die Wittwe von Sarepta für ihre Dienstfertigkeit gegen den hungernden Elias vom Herrn reichlich gesegnet; das Mehl in dem Kasten nahm nicht ab, und das Oel im Kruge ging nicht aus, bis auf den Tag, an welchem der Herr wieder Regen dem Boden gab.

Der alte Tobias nahm sich der gefangenen Israeliten überall liebreich und thätig an, und wurde für seine Wohlthätigkeit herrlich gesegnet.

Mardochäus rettete dem Könige Assuerus das Leben, und wurde später dafür zu großen Ehren erhoben.

Die Frauen an dem Grabe Jesu dachten dem Todten aus frommer Liebe die letzte Ehre zu erweisen, — und vernahmen aus dem Munde der Engel die erste Freudennachricht von der Auferstehung Jesu, ja sie waren die Ersten, denen die Freude zu Theil wurde, den Auferstandenen selbst zu erblicken.

Jene zwei Jünger, welche nach Emaus gingen, und dort Jesum zum Essen einluden, hatten, zum Lohne ihrer Gastfreundlichkeit, die sie einem Fremdlinge zu erweisen glaubten, die unbeschreibliche Freude, in demselben ihren göttlichen Heiland selbst zu erkennen.

An **Tabitha** offenbarte sich die Herrlichkeit Gottes, indem sie sogar vom Tode erweckt wurde.

Publius, dem Statthalter der Insel Malta, wurde zur Belohnung seiner Gastfreundlichkeit, mit der er den heiligen Apostel Paulus sammt seinen Gefährten aufnahm, die Freude zu Theil, seinen Vater, den er so herzlich liebte, und der an einer unheilbaren Krankheit darniederlag, wieder geheilt zu sehen.

bb) **Noch andere Beispiele.** α) **Gebt, so wird euch gegeben werden.** Ein Pilger kam auf seiner Reise nach dem gelobten Lande in ein Kloster, das sich in dem blühendsten Zustande befand. Er wurde auf's freundlichste aufgenommen, und sehr gut bewirthet.

Nach langer Zeit kam er auf der Heimreise wieder dahin, wurde aber kaum hineingelassen, und der neue Abt, ein karger, hartherziger Mann, verbitterte ihm die paar Bissen, die man ihm vorsetzte, mit beständigen Klagen über die große Armuth des Klosters, das sich auch wirklich in sehr beklagenswerthen Umständen befand. „In der That," sagte der Pilger, „aller Segen Gottes scheint von eurem Kloster gewichen zu sein. Wißt Ihr aber auch, woher das kommt? Ihr habt zwei Brüder aus Eurem Kloster verstoßen. Ruft den Einen zurück; der Andere wird dann von selbst wieder kommen."

„Was sind das für zwei Brüder?" fragte der Abt. „Ich kann mich ihrer nicht erinnern. Nenne sie mir!" Der Pilger sprach: „Der Eine dieser Brüder ist der Befehl des Herrn: „**Gebt!**" Der Andere ist der verheißene Segen: „**So wird euch gegeben werden.**"

(Blumen der Wüste.)

β) **Der heilige Homobonus.** Der heilige **Homobonus**, welcher ein vermöglicher Handelsmann war, verwendete seine irdischen Güter vorzüglich dazu, um den Armen und Nothleidenden Gutes zu thun. Wenn seine Ehegattin zuweilen sagte, daß seine gränzenlose Wohl-

thätigkeit ihn mit seiner Familie an den Bettelstab bringen werde, beruhigte er sie mit der Versicherung unsres göttlichen Heilandes: „Was ihr Einem aus Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan" (Matth. 25, 39), wobei er sie belehrte: die beste Weise, sein Geld anzulegen, sei, es den Armen zu geben; denn dadurch werfe es, der göttlichen Verheißung zufolge, hundertfache Zinse ab. (Mätzler's Legende.)

γ) Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Die heilige Elisabeth, diese liebevolle Mutter der Armen, wurde bei ihrem Gemahle verklagt, daß sie, zur Zeit der Theuerung, das Getreide zu niedrigen Preisen weggegeben, oder ganz unentgeltlich unter die Armen vertheilt, und das Land durch ihre Verschwendung, wie man sagte, ins Verderben gebracht habe. Allein Ludwig, ihr Gemahl, sprach: „Laßt sie in Zukunft nur ungehindert thun, was sie will. So lange die Wohlthätigkeit unter meinem Dache wohnt, wird der Mangel nicht einkehren." Wirklich war auch die nächste Aernte schon so außerordentlich gesegnet, daß alle Kornböden und Speicher wieder zum Brechen voll wurden. Landgraf Ludwig führte seinen Schatzmeister auf die vollen Böden, und sagte zu ihm: „Siehst du nun, was du nicht glauben wolltest, daß der, der den Armen Gutes thut, vom Herrn wieder gesegnet werde." (Deutsche Frauen christl. Vorzeit.)

δ) Lohn der Nächstenliebe. Ein schreckliches Gewitter war über die Stadt Warschau im Königreiche Polen herangezogen. Der Sturm wüthete, und der Regen stürzte in Strömen herab. Eine alte, schwache Frau war von dem Gewitter im Freien überrascht worden, und eilte durch die Stadt ihrem Kämmerlein zu. Der Sturm warf sie vor dem Palaste des Fürsten Poniatowski zu Boden, und sie war in Gefahr, in einer Lache zu ertrinken. Die Fürstin, eine sehr menschenfreundliche Frau, sah es durch das Fenster. Sie eilt in das Erdgeschoß, ruft die Bedienten, und befiehlt ihnen, der armen Frau beizustehen, und sie in das Vorzimmer zu bringen, bis das Gewitter vorüber wäre.

Kaum hatte die Fürstin ihr Zimmer verlassen, so fuhr ein Blitzstrahl in dasselbe, und zündete an dem Platze, wo die Fürstin früher gestanden hatte. So hatte ihre rege Nächstenliebe sie von der Stelle entfernt, wo sie den unvermeidlichen Tod gefunden hätte. (Chimani.)

ε) Der Fremde. Balduin, König von Jerusalem, griff einst mit seinem Kriegsheere eine Schaar von herumziehenden Arabern an, sprengte sie bald auseinander, und ereilte auch den Nachtrab, unter welchem sich die Frau des Anführers befand. Beim Rückzuge wurde

diese Frau plötzlich krank. Man konnte sie nicht ohne Lebensgefahr weiter bringen. Balduin dachte zu edel, als daß er sie zur Gefangenen hätte machen wollen. Er gestattete ihr, in der Wüste liegen zu bleiben, gab ihr seinen eigenen Mantel zur Decke, ließ ihr eine ihrer Dienerinnen zur Krankenpflege zurück, versorgte sie mit Speise und Trank, und gab ihr zwei Kameele, damit sie, sobald sie sich erholt hätte, weiter gebracht werden könnte. Später kam ihr Mann zurück, fand sein Weib, welche er schon für verloren hielt, wieder, und freute sich herzlich über die Güte Balduin's.

Nach einiger Zeit wurde Balduin von den Türken überfallen. Es entstand ein heftiges Gefecht zwischen ihnen und den Christen. Der Kampf wurde bis an den Abend mit großer Bitterkeit geführt, und Balduin wurde endlich in die Trümmer der zerstörten Festung Rama getrieben, und daselbst eingeschlossen. Hier sah er seinem gewissen Tode entgegen. Die Feinde hatten ihm wirklich den Untergang geschworen, und beschlossen, den Ort, sobald die Morgenröthe heraufstiege, zu erobern. Jede Vertheidigung schien, da die Ueberzahl der feindlichen Soldaten zu groß war, beinahe unmöglich zu sein. Eben saß Balduin bestürzt in seinem Gefängnisse, und dachte darüber nach, wie er sich aus den Händen der Feinde retten könnte. Allein so sehr er darüber nachsann, konnte er doch kein Mittel zur Rettung finden. Da meldete man ihm, es sei ein Unbekannter draußen, der mit ihm sprechen wolle. Balduin ließ ihn sogleich hereinkommen. „Erkenne in mir," sprach der Fremde, „deinen Freund, der dir großen Dank schuldig ist. Du hattest mein Weib gerettet, und ich gelobte es damals bei mir selbst, dankbar zu sein, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich dir meine Schuld abtragen kann. Komm und folge mir! Als mein Gefährte wirst du sicher durch die Feinde hindurchkommen. Entweder ich rette dich, oder ich sterbe mit dir!" Balduin nahm dieses edelmüthige Anerbieten gerührt an. Der Araber führte ihn glücklich bei dem Lager der Seinen vorbei. Balduin war gerettet, und kehrte zu seinem Kriegsheere zurück.

η) Der menschenfreundliche Husar. Im siebenjährigen Kriege fand ein preußischer Husar einen jungen österreichischen Offizier auf dem Schlachtfelde. Dieser bat den Husaren, ihn zu tödten, und dadurch seine Leiden zu endigen. „Nein, Bruder!" gab ihm der Preuße zur Antwort, „ich werde dich in's Spital tragen, wo man dich heilen wird." Der Offizier wurde wirklich wieder gesund. Er bot seinem Retter zur Erkenntlichkeit Alles an, was er hatte; allein dieser nahm bloß eine Uhr, welche er ihm auch darreichte, zum Andenken an.

Kaum war es Friede geworden, so löste man das Regiment, bei welchem dieser brave Husar diente, gänzlich auf. Der arme Mann wußte nicht, womit er sein tägliches Brod verdienen sollte. Einige Jahre nachher kam er nach Ungarn, um sein Unterkommen als Bereiter zu suchen. Da hörte er, daß der Fürst Esterhazy einen solchen Diener wünsche. Er ging sogleich zu diesem hin. Kaum hatte der Fürst Esterhazy den Husaren erblickt, so war er höchst erstaunt. Er fragte ihn: „Hast du nicht im siebenjährigen Kriege gedient?" „O ja!" gab ihm der Husar zur Antwort. Der Fürst fragte weiter: „Hast du nicht einem Offizier das Leben gerettet?" „O mehr, als Einem," war die Antwort des braven Soldaten, „aber ich erinnere mich nur noch eines Einzigen, von welchem ich diese Uhr erhalten habe." „Derjenige, der sie dir gegeben hat, bin ich," erwiederte der Fürst Esterhazy, „du sollst mein erster Stallmeister und mein Freund sein." Wie wohl es dem braven Manne, der bisher immer kümmerlich sich fortbrachte, that, nun frei von Sorgen, der Zukunft entgegenschauen zu können, vermag keine Zunge auszusprechen. „Ja, ja!" rief er hocherfreut aus, „es bleibt doch ewig wahr, was unser guter Lehrer, den ich nie vergessen kann, in der Schule uns so oft sagte:

Gern Arme pflegen
Bringt Gottes Segen."

(Aus der christl. Kinderzeitung.)

9) Die guten Nachbarn. Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein, und wäre bald ertrunken. Allein der Schmied, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmied es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmied in die Arme, und sagte:

„Gott sei gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet."

(Chr. v. Schmid.)

Gleichnisse. Jede Wohlthat, die wir einem Armen erweisen, ist ein Samenkörnlein, welches zu seiner Zeit die schönsten Früchte trägt.

Was man den Armen giebt, ist ein Kapital, welches man dem Herrn leiht, und welches Er einst mit reichen Zinsen zurückgiebt. —

Der Einlaßschein zur Freude ist ein gutes, menschenfreundliches Herz. —

Wenn du einem Nachbar die Hand reichst, so hat Gott die Seinige schon gereicht. —

Es geschieht aber auch oft, daß wir für jene Wohlthaten, welche wir Andern erweisen, keinen Dank und auch keinen zeitlichen Segen ernten. Allein ferne sei es dann von uns, deßwegen den Muth zu verlieren, und im Wohlthun müde zu werden! Wenn wir für unsere edlen Handlungen auf Erden sonst keinen Lohn zu erwarten haben, so ist uns

e) der Gedanke schon Lohnes genug, daß der göttliche Heiland jeden Liebesdienst, den wir den Armen erweisen, so ansieht, als wäre es ihm selbst geschehen. Deßwegen sprach auch der göttliche Heiland: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Was ihr Einem aus diesen Meinen geringsten Brüdern gethan habet, das habt ihr Mir gethan.“ (Matth. XXV. 40.) Diese Worte erklärt uns der heilige Cyprian, indem er spricht: „Was konnte uns Christus Größeres sagen? Wie konnte Er uns mehr zu Werken der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auffordern, als daß Er sagte, Ihm werde gegeben, was man einem Armen und Dürftigen giebt? Dadurch sagte Er, daß Er beleidigt werde, wenn man den Armen und Dürftigen nicht giebt; deßwegen soll der, den die Rücksicht des Bruders in der Kirche nicht bewegt, doch im Blicke auf Christus bewogen werden, und welcher an seinen Mitknecht, der in der Mühseligkeit und Dürftigkeit schmachtet, nicht denkt, der soll doch an den Herrn denken, welcher in demjenigen, den er verachtet, vorgestellt ist.“ (S. Cypr. apud. Lohn. tom. 2. cap. 12.) Und der heilige Johannes Chrysostomus sagt: „Es ist weit mehr, dem hungernden Christus Speise geben, als Todte erwecken. Durch dieses wirst du Gottes Schuldner; durch jenes wird Gott dein Schuldner.“ (St. Chrysost. hom. 36 ad pop. Antioch)

Beispiele. aa) So dachten jene zwei Jünger, die nach Emaus gingen, und Jesum zum Essen einluden, einem fremden Pilger diese Gastfreundlichkeit zu erweisen, und erwiesen dieselbe dem göttlichen Heilande selbst. Ebenso sieht Er auch jetzt noch Alles, was wir einem

Fremdlinge oder einem Dürftigen thun, so an, als hätten wir es Ihm selbst gethan, und wird es uns mit unerwarteten Freuden vergelten.

bb) Ein armes Kind. Der kleine Ludwig, ein guter Knabe, saß einst bei seiner Mutter allein in der Stube, und schrieb seine Aufgabe. Da klingelte es an der Hausthür. Ludwig eilte hinaus, und öffnete die Thür. Da stand ein Kind, zitternd und blaß; das hatte nichts, als ein dünnes Röcklein an, und sein Auge sah so flehentlich empor, als wollte es sagen: „O nehmt mich auf. Ich bin hungrig, und durstig, und friere so sehr." Ludwig hatte mit dem armen Kinde herzliches Mitleid, und bat die Mutter, daß sie sich des armen Kindes doch erbarmen möchte. Die Mutter gab ihm zu essen, und Ludwig schenkte ihm, weil die Mutter es erlaubte, sein Röcklein, das ihm zu klein geworden war, und dem armen Kleinen noch gute Dienste leisten konnte. So wurde das arme Kind völlig bekleidet, und lächelte freundlich die guten Leute an. Es verlangte zu seinem Vater, und Ludwig begleitete es ein ganzes Stück Weges.

In der folgenden Nacht hatte Ludwig einen lieblichen Traum. Es kam ihm im Traume vor, als sähe er das göttliche Jesuskind in himmlischem Glanze. O wie war es so schön! Um die Stirne hatte es goldene Strahlen. Und sieh! es war mit dem Röcklein bekleidet, welches ihm Ludwig geschenkt hatte. „Sieh, lieber Ludwig!" sprach der himmlische Knabe, „mit diesem Kleide hast du fürwahr mich beschenkt. Was du dem armen Kinde dort gethan hast, das sehe ich so an, als wäre es mir selbst geschehen. Sei nur immer so wohlthätig gegen die Armen, und es wird dir stets wohl ergehen."

(Nach einer längern Erzählung von Agnes Franz.)

cc) Der Fremdling.

Kam einmal ein Wandersmann,
Abends in einem Dörflein an;
Kalt und schaurig war die Nacht,
Und — vom Weg, den er gemacht,
Hungrig, durstig, müd' und matt —
Fleht er um Labung und Liegerstatt.

Doch von Thür' zu Thüre schlich
Er vergebens; denn von Erz
War der Dorfbewohner Herz;
Niemand, ach, erbarmte sich!
Ja, sie jagen schier ihn fort,
Schreiend: „Hier, an diesem Ort
Wird euch Keiner Dach gewähren,
Haben Arme g'nug zu nähren!"

Seufzend nun der Wand'rer geht
In des Wetters Sturm und Graus
Weiter nach des Zöllner's Haus,
Das allein dort droben steht.

Freundlich durch das Fensterlein,
Ehe jener noch gebeten,
Ruft der Zöllner: „Kommt herein,
Könnt die Nacht bei mir euch betten!"
Als der Gast nun eingetreten,
Strahlt aus seinem Angesicht
Alsobald ein himmlisch Licht:
Und der Zöllner sinkt zur Erde —
Denn mit freundlicher Geberde,
Mild und schön, wie Seraphim,
Steht der Heiland Selbst vor ihm! (Jugendbibl.)

f) Ueberdieß wird derjenige, der seine zeitlichen Güter zum Wohle des Nächsten verwendet, dafür ewige Schätze erlangen, wie Verzeihung der Sünden und himmlische Kraft zu allem Guten. Deßwegen sprach der heilige Erzengel Raphael zu Tobias und dessen Sohne: „Almosengeben errettet vom Verderben, tilgt die Sünde, und macht, daß man Barmherzigkeit und das ewige Leben erlange." (Tob. 12, 9.) Ebenso sagt der Sirazide: „Ein Barmherziger thut seiner Seele Gutes." (Sprichwörter 11.) Endlich spricht auch der heilige Kirchenlehrer Augustin, indem er Christum, in der Gestalt eines Armen flehend, vorstellt: „Gieb mir von dem, was ich dir gegeben habe; ich verlange ja nur, was mein ist. Gieb, und erstatte wieder. Ich war dein Wohlthäter; mache mich zu deinem Schuldner; ich will es dir mit großen Zinsen zurückgeben. Du giebst mir etwas Zeitliches; ich will dir dafür etwas Ewiges geben." (St. Aug. de verb. Dom.)

Eine Allegorie. Agathon, ein edler Jüngling, saß an einem schönen Sommertage in der Gartenlaube, und las in einem nützlichen Buche. Da vernahm er plötzlich ein klägliches Angstgeschrei. Voll des Mitleids drängte sich der gute Jüngling dem Orte zu, woher dieser Wehruf kam, und sah mit Schrecken, wie ein altes Mütterchen, welches mit Einem Fuße schon im Grabe zu sein schien, entkräftet an dem Abhang eines Felsen lag. „Ach, guter Jüngling!" sagte die Alte, „komme mir doch zu Hülfe! Ich glitt in eine Felsenritze, und verrenkte mir den Fuß. Komm, trage mich in meine Hütte, die nicht weit von hier entfernt ist." So sprach die Alte. Der mitleidige Jüngling gab

ihrer Bitte Gehör, lud die Alte auf seine Schultern, und trug sie mit sich fort. Und sieh! kaum waren sie zur Hütte gekommen, — so war plötzlich die Alte verschwunden, und eine weibliche, schöne Gestalt stand vor dem erstaunten Jüngling. Ihr Angesicht war mit himmlischem Glanze umflossen, uud ihr Haupt war mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Auf ihren Wink verwandelte sich die niedrige, baufällige Hütte in einen herrlichen Pallast, der mit Epheuranken umwunden war. „Wohl dir, edler Jüngling, daß du Barmherzigkeit übtest, und die Probe deiner Nächstenliebe bestandest!" sprach die himmlische Gestalt. „Denn dieses wird dir großen Segen bringen. Ich bin die himmlische Gnade, und verleihe jedem, der guten Willens ist, reichliches Gedeihen zu allen guten Werken. Nicht ein aufgeklärter, stolzer Sinn, nicht der Durst nach Ruhm, sondern ein anspruchsloses, menschenfreundliches Herz ist es, was dem Menschen Eingang in mein Heiligthum verschafft. Bewahre daher, mein Sohn! stets deinen wohlthätigen Sinn, und es wird dir nie an Kraft zum Guten fehlen."

Agathon that, so lang er lebte, den Armen Gutes, und wurde dafür vom Herrn nicht bloß mit irdischen, sondern auch mit ewigen Gütern reichlich gesegnet.

Wer den Nächsten liebt, und ihm Gutes thut, kann überdieß

g) einen seligen Tod erwarten. Denn der heilige Kirchenlehrer Augustin spricht: „Die Barmherzigkeit führt den Menschen zu Gott, und Gott zum Menschen; ich habe niemals einen gütigen Menschen mit einem bösen Tode gesehen." (S. Aug. serm. 44. ad fratr. in erem.) Ebenso sagt auch der heilige Hieronymus: „Ich erinnere mich nicht gelesen zu haben, daß Jemand eines bösen Todes gestorben sei, welcher gerne Werke der Liebe geübt hat; denn er hat viele Fürsprecher, und es ist unmöglich, daß das Gebet Vieler nicht erhört werde." (St. Hieron. ep. ad Nepot.)

Beispiele. aa) Die Fruchtbäume. Es war ein schöner, warmer Frühlingstag. Da saß am Abende Vater Erhard, ein frommer, wohlhabender Landmann, mit seinen Söhnen und Töchtern im Schatten der Fruchtbäume, die er vor vielen Jahren vor seinem Hause gepflanzt hatte.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergange und die Abendluft spielte sanft in den Wipfeln der Bäume, und in den silberweißen Locken des Greises.

„Wie erquickend sind doch," so sprach er, „die lieblichen Düfte und Wohlgerüche, die uns umschweben, und wie süß schmeckt nach vollbrachter Arbeit die Ruhe im kühlenden Schatten der Bäume. Schön

war der heutige Tag, liebe Kinder, aber sehet, es ist nun sein Abend gekommen.

So, meine Lieben, geht es auch im Leben des Menschen. Das Leben ist gleich einem langen, freundlichen Arbeitstage, und es wird auch der Abend dieses Tages erscheinen.

Was wird aber an jenem Abende des Lebens unsere Seele erquicken, und unserm Herzen sanfte Kühlung zuwehen?

Glaubet mir, Kinder! alle irdischen Freuden, die uns im Leben zu Theil werden, werden dahin fließen, wie Wasser, und sie werden keine Spur von sich zurücklassen. Was bleiben wird, ist nur Eines, die Werke unserer Gottesfurcht und Liebe. Diese werden einst wie blühende Bäume vor uns stehen, und uns erquicken in der Stunde des Todes." (Fr. X. Schwäbl.)

bb) Das Ruhekissen. Noch vor wenigen Jahren lebte in einer deutschen Residenz ein Mann, der als Advokat der Armen und als freiwilliger Berather der Wittwen allgemein gepriesen war. Eines Tages wurde er von mehrern Jugendfreunden besucht. Unter andern Gesprächen kam die Rede auf die Hülfe, welcher jener edle Mann den Bedrängten so uneigennützig leistete. Bescheiden und fast erröthend lehnte er jedes Lob ab. „Beste Freunde!" sprach der Edle, „es ist eine Gnade Gottes, wenn man vermöge seiner Natur nicht gemein oder unbarmherzig handeln kann. Glaubet übrigens nicht, daß ich so ganz uneigennützig sei. Wollt ihr meinen Lohn sehen, so folgt mir in meine Kammer." Alle folgten ihm. Was sahen sie? Die eine Wand des Schlafzimmers war mit Kränzen behangen, von denen manche gar welk, fast in Staub zerfielen, andere noch grüne Blätter, ja erkennbar, wenn gleich verwelkte Blumen trugen. Alle Todtenkränze der Württembergischen Kirchhöfe schienen hier eine Versammlung zu halten. Feierlich schweigend sahen Alle ihren edlen Freund an, und fragten ihn, was dieses zu bedeuten hätte? „Seht, meine Freunde!" gab er ihnen zur Antwort, „so oft ich armen Leuten geholfen hatte, ließ ich mir zur Belohnung einen Kranz bringen. Diese Kränze sollen mir, wenn es einmal dem Herrn gefallen haben wird, mich von dieser Welt abzurufen, in mein Sterbkissen gestopft werden. Ich glaube, es wird sich gut darauf ruhen."

(Andere Beispiele und Gleichnisse siehe im I. Bd. S. 117—120.)

h) Endlich erwartet auch diejenigen, welche den Nächsten lieben, und ihm Gutes thun, ein großer Lohn im Himmel. „Kommet her, ihr Gesegnete Meines Vaters! nehmet das Reich in Besitz, welches seit Anbeginn der Welt euch bereitet ist!" wird der göttliche Heiland

einst, wenn Er, umgeben von Seinen heiligen Engeln, zum Gerichte kommen wird, zu den Barmherzigen sprechen, und sie in das Himmelreich aufnehmen. (Matth. XXV. 31—40.) Daher ermahnt uns der heilige Apostel Paulus wohlthätig zu sein, mit folgenden Worten: „Laß uns im Wohlthun nicht müde werden, so werden wir einst ernten, ohne aufzuhören.“ (Gal. 6, 19 und Thess. 3, 13.) Und der heilige Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus spricht: „Gieb den Armen Brod, und empfange dafür das Paradies. — Schenke, was vergänglich ist, und nehme zur Belohnung, was ewig ist. — Siehe, was für ein Verhältniß sei zwischen dem, was du giebst, und jenem, was du bekommst. Du giebst zeitliche Dinge, und bekommst dafür ewige. Du giebst etwas, was du doch einst verlassen wirst, und bekommst Vieles, was du ewig besitzen kannst.“ Ebenso sagt der heilige Augustin: „Gieb von deinem zeitlichen Hab und Gut, damit du das ewige Erbtheil bekommst.“ (St. Aug. in Epist.)

Beispiele. aa) Jedem Werk ausdauernder Liebe gebührt seine Krone. Ein ehrwürdiger Greis blieb in seiner Zelle, die von einer düstern Lampe sparsam beleuchtet war, gewöhnlich bis Mitternacht auf, und einer seiner Jünger mußte ihm aus der heiligen Schrift vorlesen.

Einmal nun schlief der gute Alte während einer einzigen Vorlesung siebenmal ein; der Jünger hätte beinahe die Geduld verloren, und es war ihm, als sagte ihm ein feindseliger Geist in das Ohr: „Laß den alten Kahlkopf sitzen, und geh!“

Allein er überwand jedesmal die Versuchung; er blieb, und las, sobald der schwache, gebrechliche Greis wieder erwachte, mit der größten Gelassenheit weiter, ohne den alten Mann wegen seiner Schläfrigkeit zu tadeln, oder ihm nur ein einziges unfreundliches Wort zu sagen.

Hierauf wurde der Jünger selbst vom Schlafe überwältigt — und sah im Traume einen Engel, der ihm auf einem Purpurkissen sieben goldene Kronen darbot, und freudig zu ihm sprach: „Jedem Werke ausdauernder Liebe gebührt seine Krone.“ (Nach Chr. v. Schmid.)

bb) Unverderbliche Schätze. Ein König war so wohlthätig, daß er zur Zeit einer großen Hungersnoth seinen Dienern befahl, alle Schätze, welche von seinen Vorahnen gesammelt worden waren, hinzugeben, und dafür Getreide und Oel zu kaufen, um es unter die Armen vertheilen zu können. Mit diesem Befehle waren aber seine Brüder, die nicht so edel dachten, sehr unzufrieden. „Deine Väter,“ sagten sie, „suchten die Schätze, die sie von ihren Vätern bekommen hatten, zu

vermehren; du aber legst nichts hinzu, und verschwendest sogar dasjenige, was sie dir hinterlassen haben." Allein der weise König sprach: „Auch ich bewahre den Schatz, den mir meine Väter hinterließen. Es ist nur ein Unterschied dabei. Sie sammelten irdische Schätze; ich aber himmlische. Sie legten sie dort hin, wo man sie wegnehmen konnte; ich aber verberge sie dort hin, wo keine Menschenhand sie berühren kann. Was sie sammelten, brachte ihnen keine Frucht; allein was ich sammle, bringt mir hundertfältige. Sie retteten Gold und Silber; ich aber rette Menschenleben. Sie sparten für Andere, und ich spare für mich. Sie sammelten sich Schätze für diese Welt; meine aber werden mir in der andern Welt nützen." (Nach dem Talmud.)

cc) Die Schatzthaler. — Ambros und Mathilde, zwei hoffnungsvolle Geschwister, erhielten einst von ihrem Vetter, der ein vermöglicher Mann war, zwei Schatzthaler zum Geschenke. „Nun, Kinder!" sprach der Vater, „was werdet ihr denn jetzt thun mit diesen Thalern?"

Ambros sagte: „Ich, lieber Vater! will meinen Thaler in die Sparbüchse legen. Er nützt mir zwar für diesen Augenblick nichts; aber er wird mir einst doch gute Dienste leisten; denn ich kann mir mancherlei kaufen, was mir nützlich oder angenehm ist."

Allein seine Schwester, die ein mitleidiges Herz hatte, sprach: „Wenn du es erlaubest, mein Vater, so will ich meinen Thaler des Nachbars Brigitten schenken, die immer barfuß gehen muß. Wie wird das arme Mädchen sich freuen, wenn sie wieder Schuhe und Strümpfe einkaufen kann, und nicht mehr so frieren muß!"

Mit bewegtem Herzen erwiederte der Vater: „Schön, liebe Tochter, dein Vorhaben ist löblich und gut. So wirst du dem vergänglichen Geld einen unvergänglichen Werth geben. Denn jede edle That der Barmherzigkeit ist ein besserer Schatzthaler, der uns hinterlegt ist im Himmel, wo ihn kein Rost fressen, und kein Dieb stehlen kann. Sehet, liebe Kinder! diese eure Thaler gelten nur hier vor den Menschen; die frommen Werke der Liebe aber sind gleichsam Münzen höherer Art, die auch noch gelten über den Sternen, und womit wir dort den Lohn der Ewigkeit gewinnen." (Nach Fr. X. Schwäbl.)

Selig sind, die mit Erbarmen
Auf der Brüder Leiden seh'n,
Und den Schwachen, Kranken, Armen
Eilen, thätig beizusteh'n;
Vor des Höchsten Thron erfreut
Einst auch sie Barmherzigkeit!

§. 4. Wie soll die Nächstenliebe beschaffen sein?

Sollen wir aber jener Früchte der Nächstenliebe, von denen wir oben gesprochen haben, theilhaftig werden, so muß sie folgende Eigenschaften besitzen:

a) Sie muß allgemein sein, d. i. sie muß sich über alle Menschen erstrecken. Denn alle Menschen sind Gottes Kinder, erkauft mit dem kostbaren Blute Jesu Christi, Tempel des heiligen Geistes, berufen, Gott mit uns ewig im Himmel zu loben. Das ganze Menschengeschlecht bildet eine und dieselbe Familie. Kein Mensch ist so gering, daß wir ihm unsere Hülfe verweigern, und kaltblütig sagen könnten: „Was geht mich dieser an?“ Auch der ärmste Bettler, der verstockteste Heide, der lasterhafteste Mensch ist unser Bruder. Wie sehr sind wir also verpflichtet, alle Menschen zu lieben, und ihnen, so viel wir können, Gutes zu thun! Dieses thut ja auch der himmlische Vater. Er läßt die Sonne aufgehen über Gute und Böse, und regnen über Gerechte und Ungerechte; Sein göttlicher Sohn litt und starb für alle Menschen; der heilige Geist theilt Seine heiligmachende Gnade Jedem mit, welcher derselben nicht widerstrebt, und die heilige, alleinseligmachende Kirche ist nach dem Willen ihres göttlichen Stifters nicht für einzelne Orte, sondern für alle Orte und für alle Menschen gegründet. Deutet nicht dieses Alles darauf hin, daß auch wir alle Menschen mit Liebe umfassen sollen?

Gleichnisse. Die Sonne sendet über die Hütte des Bettlers, wie über des Königs Pallast ihren wohlthätigen Strahl, und spiegelt sich nicht minder im Tröpflein des Thaues, als in dem unermeßlichen Weltmeer. Möchten auch wir der Sonne ähnlich sein, und die Kleinen und Armen nicht minder, als die Großen und Reichen lieben! — Keine Quelle ruft dem Dürstenden zu: „Sage mir, wer du seist, und woher du kommst, dann will ich dich erst von meinem Wasser trinken lassen;“ sondern ein Jeder ohne Unterschied kann von ihr trinken. So sollen auch wir bereit sein, nicht bloß Einzelnen, sondern Allen, die unsres Beistandes bedürfen, zu helfen.

Der Baum erquickt jeden Wandersmann, der, von der großen Hitze des Sommers ermattet, sich bei demselben niedersetzt, mit seinem kühlen Schatten. So bemühe auch du dich, so viel als möglich Allen beizustehen, die eines bedrängten Herzens sind!

Soll nicht dein Leben gleichen
Dem Winde und dem Rauch,
So sei das Ohr des Tauben,
Und sei des Blinden Aug';
So sei der Waisen Vater,
Und deines Feindes Freund,
So sei die Liebessonne,
Die Alles mild bescheint.

Es sei also ferne von uns, in der Wahl derjenigen Menschen, denen wir unsere Liebe bezeigen, nur auf äußere Vorzüge zu sehen, oder diejenigen allein zu lieben, die uns Gutes gethan haben, mehr Ansehen besitzen, oder uns sonst mehr zu nützen scheinen. Die äußern Verhältnisse des Menschen, seine Gestalt, Abkunft, Vermögensumstände bilden ja nur die Schale; das Herz desselben aber den Kern. Nun ist es aber jedem verständigen Menschen einerlei, ob die Schale braun oder vergoldet ist, wenn sie nur einen süßen Kern enthält. Ebenso machen Gottesfurcht und Tugend, nicht aber die äußere Pracht und Herrlichkeit, den wahren Werth des Menschen aus. Wie könnten wir daher einen Menschen gering schätzen, der zwar ärmer, doch vielleicht dem Herrn wohlgefälliger ist, als wir!

Wenn du also, liebes Kind! einen Bettler erblickst, der mit blassem, abgemagertem Gesichte, in zerrissenen Kleidern vor die Thüre deiner Eltern kommt, um ein Almosen zu erflehen, so verachte ihn nicht! Unter einem schadhaften, geflickten Kleide schlägt oft ein besseres Herz, als unter Gold und Seide. Die frömmsten, edelsten Menschen waren schon oft genöthigt, ein dürftiges, armseliges Leben zu führen. Der göttliche Heiland lag selbst als ein armes Kind in der Krippe, und als Er zum Manne herangewachsen war, und das Lehramt angetreten hatte, wollte Er nicht einmal so viel Eigenthum haben, daß Er nur darauf Sein Haupt hätte hinlegen können. Seine heilige Mutter war arm, was wir daraus ersehen, daß sie im Tempel das Opfer der Armen, ein Paar junge Tauben, darbrachte. Sein Pflegevater, der heilige Joseph, war ein armer Zimmermann; Seine Apostel waren dürftige Fischer, und wie sehr diese bemüht waren, die Worte ihres göttlichen Herrn und Meisters zu befolgen: „Ihr sollt weder Gold, noch Silber, noch anderes Geld in euren Gürteln tragen" (Matth. 10, 9.), sehen wir bei Petrus, der von sich selbst sagen konnte: „Gold und Silber habe ich nicht." Noch jetzt glänzt der Name manches Menschen, der auf Erden arm an zeitlichen Gütern war, wie Servulus, der heilige Bettler, der Name mancher dürftigen Dienst-

magd, wie der heiligen Nothburga und Radegunde, in der Geschichte der Heiligen, und wird von jedem frommen Menschen, der sie kennt, hochgeehrt, während viele Frauen, die sich zu ihrer Zeit nur durch Rang, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet haben, und damals von der Welt bewundert wurden, dem Staube der Vergessenheit anheimfielen. Aus dem niedrigsten Stande gingen die berühmtesten Gelehrten, ausgezeichnete Staatsmänner, würdige Bischöfe, ja sogar große Fürsten hervor, welche mächtige Staaten gründeten, hartnäckige Feinde überwanden, und unter ihren Unterthanen reichlichen Segen verbreiteten. Wenn nun Gott die Armen zu Werkzeugen auserwählt, so große und wunderbare Dinge zu wirken, und den Menschen wohlzuthun, wie sollten wir diese nicht auch achten und lieben? Beherzige daher wohl die Worte des heiligen Apostels Jakobus: „Sehet doch nicht, da ihr an den glorreichen Herrn Jesum Christum glaubet, auf das Aeußere der Gestalt. Denn wenn in eure Versammlung ein Mann kommt mit goldenem Ringe, und in prächtiger Kleidung, es kommt aber auch ein Armer in schlechter Kleidung, und ihr seht auf den, der das prächtige Kleid trägt, und ihr sprechet zu ihm: „Setze dich hier auf den guten Platz;" zu dem Armen aber sagt ihr: „Stelle dich dorthin, oder setze dich hier zu meinem Fußschämel," urtheilt ihr da nicht eigenwillig, und seid ihr nicht Richter nach ungerechten Grundsätzen? Hat nicht Gott die Armen auserwählt zu Reichen am Glauben, und zu Erben des Reiches, welches Gott denen, die Ihn lieben, verheißen hat?" (Jak. 2, 1—5.)

Beispiele. a) Das Goldstück und der Spielpfennig. Daß man die Armen nicht verspotten oder verachten soll, kann man aus folgenden Beispielen ersehen.

„Ei, so würde ich mich doch nicht betrügen lassen, wie jener dumme Bauer, der neulich bei einem Landstreicher für einen etwas verwitterten Dukaten einen blanken Spielpfennig einwechselte. Hahaha!"

So sprach Junker Karl zu seinem Vetter Bernard. Indessen kam der Sohn des Schloßgärtners, ein guter Knabe, und brachte dem jungen Herrn mit größter Freundlichkeit einige Schmetterlinge, die er für die Sammlung desselben gefangen hatte. Auch einige Raupen hatte er für ihn gefunden. Er wollte noch mehr über diese Dinge erzählen; allein Junker Karl schenkte ihm kein Gehör; sondern drehte sich um, und ging hinweg. Bald darauf ritt der junge Graf von Buchheim, ein unwissender, verdorbener Junge, an dem Gebüsche vorbei, und Karl lief sich außer Athem, um den jungen Grafen zu bewegen, daß er absteige, und ihm Nachmittags das Glück seiner Gesellschaft schenke. Aber der verdorbene Junge lehnte die Einladung ab, weil, wie er sagte, ihm

das große Vergnügen bevorstehe, auf einem benachbarten Gute seines Vaters einige Burschen peitschen zu sehen, die neulich auf ihn gröblich geschimpft hätten, als er auf der Jagd ihnen in ein Weizenfeld gerathen sei. Mit diesen Worten sprengte er weiter.

Als nun Karl nicht aufhören konnte, es zu beklagen, daß der Graf nicht habe bleiben wollen, gab ihm sein Vetter endlich mit Unwillen zur Antwort: „Vetter, es kommt mir fast vor, als seist du nicht viel klüger, als jener Bauer, der, wie du mir erzählt hast, gegen ein unscheinbares Goldstück einen blanken Spielpfennig eintauschte, Gold von sich wies, nach Messing aber die Hand ausstreckte. Dem braven Gärtnerburschen kehrst du den Rücken zu; nach dem nichtswürdigen Grafen von Buchheim streckst du beide Arme aus.“ (Chr. Niemeier.)

b) Die Vögel. Der kleine Anton glaubte, daß alle Leute, die schöne Kleider hätten, auch deßwegen schon gut und rechtschaffen sein müßten. Arme Leute aber, die zu seinem Vater in abgenützten, schlechten Kleidern kamen, um ein Almosen zu bitten, hielt er für schlechte Menschen, und behandelte sie mit der größten Verachtung.

Eines Tages kam ein Vogelhändler, und bot seine Vögel zum Verkaufe an. Da gab es eine Menge von Vögel, Nachtigallen, Lerchen, Grasmücken, Canarienvögel, Zeisige und Andere mehr. Wie das den Knaben freute! Nichts kam ihm sonderbarer vor, als daß die Nachtigall, welche keine schönen Federn hatte, so schön sang, während der Zeisig, ungeachtet seiner schönen Federn, durch seinen Gesang sich dennoch nicht auszeichnete.

„Sowie mit den Vögeln,“ sagte der Vater, „geht es auch mit den Menschen. Nicht Alle, welche schöne Kleider tragen, haben auch einen hellen Verstand, oder ein edles Herz. Mancher Taglöhner mit seinem ärmlichen Kittel ist besser oder verständiger, als ein reicher, prächtig gekleideter Edelmann. Denn:

Die schönste Zier, das beste Kleid
Ist Tugend und Gottseligkeit.“

(Christl. Kinderzeitung.)

c) Der Ring der stolzen Weitmoserin. (Eine Sage.) Als einst die Frau eines reichen Bergherrn aus Gastein auf ihrem stolzen, prächtigen Rosse durch die Klamm, eine wilde Gegend, daherzog, begegnete ihr ein armes Weib, und bat sie um eine Gabe. Aber das Herz der stolzen Frau war so hart, wie die Felsen der Klamm, und trotzig versagte sie der Flehenden das Almosen.

Da verkündete ihr die Arme die Strafe des Himmels; aber lachend zog die reiche Frau ihren Ring vom Finger, und schleuderte ihn in die

tief unten brausende Ache, indem sie sagte: „So wenig dieser Ring jemal wieder an's Licht des Tages kommt, eben so wenig wird dein Wort in Erfüllung gehen," und ritt weiter. Aber siehe — bald darauf hielt der reiche Bergherr ein großes Gastmahl, und die Tische seufzten unter der Last der Speisen. Und da man zu den Fischen kam, stach eine prächtige Forelle in die Augen; man öffnete sie, und fand in ihrem Bauche einen goldenen Fingerreif; aber die Frau erblaßte, da sie das Reiflein sah — es war ihr Ring! Und sie ließ forschen nach der Alten, doch vergebens! An ihren Nachkommen aber ging des Weibes Fluch in Erfüllung — Unglücksfälle aller Art trafen ein, und das Geschlecht des reichen Bergherrn, welcher Weitmoser hieß, starb völlig aus. (Ebend.)

d) Der geheilte Hochmuth. Ein junger, adeliger Herr war so stolz, daß er den Landleuten jenes Dorfes, welches ihm unterthan war, verbot, seiner geheiligten Person sich zu nähern, und ihm zum Gruße die Hand zu reichen. „Die Adeligen," sagte er, „sind Götter auf Erden; man darf ihnen daher nicht eine beschmutzte Hand darreichen, sondern die Opfer der Demuth und Verehrung aus der Ferne darbringen." Die Bauern versprachen, dieses gewiß zu thun. Bald darauf unterhielt sich der junge Herr damit, in einem Kahne auf dem Weiher, welcher in der Nähe seines Edelhofes lag, herumzufahren. Da entstand plötzlich ein heftiger Sturm; das Schifflein schlug um, und der jugendliche Herr fiel in's Wasser. Auf sein Geschrei eilten die Bauern herzu; statt ihm aber hülfreiche Hand zu leisten, nahmen sie die Hüte ab, und bückten sich einmal über das Andere fast bis auf den Boden. Auf sein ängstliches Rufen, ihm doch zu helfen, gaben sie ihm zur Antwort, sie wagten es nicht, sich seiner geheiligten Person zu nahen, — Göttern dürfe man nicht beschmutzte Hände reichen, sondern müsse ihnen die Opfer der Demuth und Verehrung aus der Ferne darbringen. Der junge Herr hätte ertrinken müssen, wenn nicht der Pfarrherr, der auf das Geschrei desselben auch herbeigekommen war, die Bauern endlich beredet hätte, ihm zu helfen. Durch dieses kalte Bad wurde der Hochmuth des jungen Herrn etwas abgekühlt; er gab alle jene stolzen Gedanken auf, wurde ein vernünftiger Mann, und lernte einsehen, daß auch der Geringste unter den Menschen unser Nächster sei, und uns in mancher Noth nützen könne. (Weisse.)

Allein es wäre nicht genug, wenn man nur den Armen nichts zu Leide thue, sie nicht verspotten, beim Anblicke ihrer Leiden aber gleichgültig bleiben würde. Wir sollen vielmehr bemüht sein, ihnen in ihrer traurigen Lage zu helfen, und sie wenigstens zu erleichtern.

So hatte auch Moses aus Mitleid gegen die Armen verschiedene Gesetze gegeben, wodurch ihrem Elende wenigstens theilweise abgeholfen werden konnte. „Wenn ihr,“ gebot er den Vermöglicheren, „die Oelbäume (oder andere Fruchtbäume) geschüttelt habt, sollt ihr nachher die einzelnen Früchte von den Zweigen nicht ablesen; wenn ihr die Weinlese gehalten habt, sollt ihr keine Nachlese mehr anstellen, auch die einzelnen Beeren nicht auflesen; ihr sollt das den Armen, den Waisen und den Wittwen lassen. Wenn ihr euer Feld erntet, sollt ihr die äußersten Aehren nicht mit abernten, auch die einzelnen Aehren nicht aufheben; wenn ihr eine Garbe auf dem Acker vergessen habt, sollt ihr nicht umkehren, und sie abholen, ihr sollt das den Fremdlingen, den Wittwen und Waisen lassen, so wird euch Gott bei aller eurer Arbeit segnen. Wenn ihr den Mantel eines Armen zum Pfand genommen habt, so müßt ihr ihn vor Sonnenuntergang wieder zurückgeben. Es ist vielleicht das Einzige, womit er sich zu Nacht zudeckt. Worunter sollte er schlafen?“ Diese Vorschrift war besonders wohlmeinend; denn in jenem Lande, wo die Israeliten lebten, fällt bei der Nacht ein so starker Thau, daß man, ohne eine Erkältung befürchten zu müssen, ohne Decke im Freien nicht schlafen kann. Als David die Bundeslade auf den Berg Sion in einem feierlichen Zuge bringen ließ, und ein großes Freudenfest feierte, wo sich beinahe ganz Israel versammelte, ließ er unter das Volk Brod, Wein und gebratenes Fleisch vertheilen. Auch der Aermste unter den Israeliten sollte nach dem Willen des menschenfreundlichen Königs seinen Antheil haben, damit auch er an diesem Tage nicht von Nahrungssorgen beunruhigt werde, sondern sich desselben herzlich freuen könnte. Und wie liebreich war der göttliche Heiland gegen die Armen! Wie viele Tausend und Tausend Armen-, Waisen- und Krankenhäuser verdanken, von der ersten Armenanstalt zu Jerusalem angefangen, der unendlichen Liebe, mit welcher der göttliche Heiland auf die Welt kam, ihr Entstehen! Wie viele Millionen Hülfsbedürftige hätten ohne diese milden Stiftungen in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Elend umkommen müssen! Wie viele edle Vereine, welche die Unterstützung der Armen und Nothleidenden sich zur Aufgabe wählten, sind auch in neuester Zeit entstanden. Auch in Salzburg, unserer Vaterstadt, giebt es eine Menge solche milde Stiftungen und Versorgungs-Anstalten. Für das Wohl eines jeden Standes und Alters wird gesorgt.

So entstand hier z. B. in der neuesten Zeit eine Rettungs-Anstalt für verwahrloste Knaben, und eine Bildungsschule für arme Mädchen, wo sie zu braven Dienstboten erzogen werden. Wie viele wackere, allgemein geschätzte Männer in unserer Vaterstadt denken noch mit gerührtem Herzen an jene Zeit zurück, wo sie als arme Studierende in den Häusern so vieler achtungswerther Familien reichliche Unterstützung fanden! Sowie die Christen zu Antiochia für ihre bedrängten Brüder zu Jerusalem Geld zusammenlegten, werden auch noch heut zu Tage Sammlungen angestellt, sowohl nahe, als entfernte Nothleidende zu unterstützen. Der edle Wetteifer, Bedrängten zu helfen, der sich in jedem christlichen Lande bei großen Unglücksfällen zu erkennen giebt, ist ein höchst erfreuliches Zeichen, daß auch in unserer Zeit die edlen Gefühle der Nächstenliebe nicht erloschen seien. So floßen z. B. auch in Salzburg viele reichliche Gaben bei der Ueberschwemmung der Städte Ofen und Pesth, wie auch bei dem Brande Reichenhall's und Traunsteins zusammen.

Noch andere Beispiele. a) Karl der Gute. Karl, der ehrwürdige Graf von Flandern, den man wohl mit Recht wegen seiner seltenen Wohlthätigkeit „den Guten" nannte, schämte sich nicht, in eigener Person Speise und Kleider unter die Hungrigen und Nackten auszutheilen. Als er an einem Tage mit eigener Hand fast siebentausend achthundert Brode unter die Nothleidenden vertheilt hatte, und einige Hofherrn ihm wegen seiner ungewöhnlichen Gutherzigkeit Vorwürfe machten, gab er ihnen zur Antwort: „Sind nicht die Armen meine Brüder? Und ist es nicht eine meiner wichtigsten Pflichten, diesen meinen Brüdern Hülfe zu bringen, so viel es mir möglich ist?" (Die heilige Sage.)

b) Der prächtige Tempel des Jupiter. Als die heidnischen Götzenpriester den heiligen Apollinaris in den Tempel des Jupiter führten, und diese ihm, um ihn zur Verehrung des heidnischen Götzen zu bewegen, die große Pracht des Tempels zeigten, indem sie zu ihm sprachen: „Komm', und sieh das Bild des großen Jupiter, und den herrlichen Tempel!" gab er ihnen zur Antwort: „Diese großen Reichthümer wären wohl besser an die Armen verwendet worden, als daß sie bei einem leblosen und nichtigen Götzen aufgehäuft sind."

c) Der heilige Germanus. Als der heilige Germanus noch Abt des Klosters bei St. Symphorian war, bewies er gegen seine

hilfsbedürftigen Mitmenschen die thätigste Liebe. Zur Zeit allgemeiner Noth hatte er alle Vorräthe an Lebensmitteln an die Nothleidenden vertheilt, so daß seine Mitbrüder kein Brod mehr hatten. Deßwegen waren diese sehr unzufrieden geworden. Da entfloh der heilige Mann in seine Zelle, fiel da auf seine Knie, und betete zu Gott unter heißen Thränen. Während seines Gebetes kamen zwei Saumrosse, mit Lebensmitteln schwer beladen, bei dem Kloster an, welche eine gottselige Frau dahin geschickt hatte. Des andern Tages wurde ein noch größerer Vorrath von Lebensmitteln gebracht. Die Mönche schämten sich ihres Betragens, und verehrten den heiligen Abt noch mehr, wie zuvor. (Mätzler.)

d) Der Vater der Waisen. Ein vornehmer Herr in England nahm von seinem vierzigsten Lebensjahre an alle Jahre einige arme Kinder zu sich, um dieselben zu erziehen. Da er sechszig Jahre alt war, schrieb er an einen seiner Freunde, daß er nun das einundvierzigste Kind annehmen, und alle Jahre so fortfahren wolle. „Denn," sagte er, „ich glaube ganz gewiß, daß ich weniger Güter und weniger Jahre hätte, als ich durch Gottes Gnade habe, wenn ich mich durch Geiz hätte verleiten lassen, unbarmherzig gegen diese armen Geschöpfe zu sein." (Feddersen.)

e) Die Worte eines Sterbenden. Der heilige Amadeus, Herzog von Savoyen, liebte so sehr die Armen, daß er noch auf dem Todtbette den Seinen die Pflege derselben mit folgenden Worten empfahl: „Uebet Recht und Gerechtigkeit, liebet die Armen, so wird Gott dem Lande den Frieden schenken." Er starb am 30. März d. Js. 1472.

f) Kasimir, der heilige Königssohn. Als Kasimir, der heilige Königssohn von Polen, den Armen mit größter Freigebigkeit so viele Wohlthaten ausspendete, zuckten seine Kammerherrn bedenklich die Achseln, und wendeten ein: „Fürwahr, edler Prinz! es ist doch wider die königliche Würde, auf solche Weise dem Volke zu dienen." Der Prinz aber lächelte, und fragte sie: „Ist Jesus, der himmlische Königssohn, nicht vom Throne seines Vaters auf diese Erde herabgekommen, um uns arme Menschen an sich zu bringen und von unsern Gebrechen uns zu heilen? War Er nicht selbst arm, um uns reich zu machen? Nun aber ist Jesus der ewige Königssohn, — und ich bin das sterbliche Kind eines sterblichen Königs!"

g) Was bin ich mehr, als ihr? Das Wasser rauschte, das Wasser schwoll — nämlich das Wasser der Oder, die am 27. April des Js. 1785 aus ihren Ufern trat, Dämme durchbrach, Brücken abriß, Häuser umwarf, und vielen Menschen ihren Sitz auf den Dächern oder

auf den Bäumen anwies, wo selbst die Vögel nicht mehr sitzen wollten. Kinder schrieen, Mütter jammerten, Männer klagten. Bald stand der Herzog Leopold von Braunschweig an dem Ufer, und zog her vor den anderen als rettender Engel. Flehende umringten ihn von allen Seiten. Eine arme Mutter fiel vor ihm nieder und flehte jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus; aber Niemand hatte das Herz, es zu verdienen; denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Fluth. Da sprang er selbst in einen Kahn, und antwortete denen, die ihm abriethen: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, und hier gilt es Menschenleben.“ Schon nähert er sich dem jenseitigen Damm; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon, ach! da schlug plötzlich der Kahn um, und — die Wellen der Oder sangen ein Grablied, dazu ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte! Er hatte sein zeitliches Leben verloren; aber seiner Seele zum Leben verholfen. (Bilder aus der Jugendwelt.)

h) Der alte General. Ein alter General lebte auf seinem Rittergute, geliebt und geehrt von seiner Nachbarschaft, und gesegnet von den Armen, welchen er reichlich Gutes that. Diesem edlen Manne starb sein Sohn, da nahm er ein armes Mädchen seiner Verwandtschaft aus Barmherzigkeit an Kindesstatt an. Das angenommene Mädchen war sehr stolz, liebte nur Kleiderpracht, und verachtete die Armen. Dieses verdroß den guten, alten Herrn, und er nahm sich vor, das Mädchen auf die Probe zu stellen. „Kind,“ sprach er eines Tages zu ihr, „du machst mir vielen Kummer; du liebst nur eitle Dinge und hassest die Armen. Ich bin alt und schwach, werde bald sterben; wenn du daher meine Erbin werden willst, so bessere dich! Ich reise jetzt über Land; hier hast du den Schlüssel zu meiner Kasse; entlasse mir keinen Dürftigen mit leerer Hand, und jeden alten, ehrwürdigen Kriegsmann beschenke mir mit einem Dukaten.“ Der alte General ritt fort. Da kam Abends ein alter Kriegsmann, der sich mühsam auf seine Krücke stützte, in den Schloßhof und bat um ein Almosen. „Packe dich mit deiner Krücke, du alter, unverschämter Trunkenbold!“ fuhr ihn das Mädchen an, „sonst lasse ich dich durch die Hunde aus dem Schlosse hetzen.“ Aber wie erstaunte das herzlose Fräulein, als der Alte plötzlich Krücke, Mütze und Mantel wegwarf, und der alte General mit zornblitzenden Augen vor ihr stand. „So,“ sagte er, „befolgst du meine Befehle? — Sieh, ich wollte nur dein Herz prüfen und sehen, ob du würdig bist, einst meine Erbin zu werden; aber nein! An dir hätten die Armen keine Mutter und die Leidenden keine Hülfe zu hoffen; darum verlasse ohne Säumen mein Schloß!“

Das Mädchen weinte und bat; aber Alles war vergebens. Die Unbarmherzige mußte zusammenpacken und wurde noch in derselben Nacht aus dem Schlosse verstoßen. (Urban's Erzählungen.)

So wie es aber ein Zeichen eines lieblosen Herzens ist, wenn man einen Dürftigen hülflos entlassen, oder wohl gar verachten würde, so wäre es ebenso grausam, Blinde, Taubstumme, Lahme, Blödsinnige, Gebrechliche oder Mißgestaltete zu verspotten, oder ihnen etwas zu Leide zu thun. Wie elend ist doch derjenige, dem einer von den fünf Sinnen fehlt, welche man mit Recht die vorzüglichsten Erdengüter nennt! Auch diese Unglücklichen sind unsere Brüder und Schwestern! Wir sollen daher solche bedauern, mit ihren Fehlern Nachsicht haben, und uns gegen sie freundlich bezeigen.

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. Schon Moses nahm sich solcher Menschen, denen ein oder der andere von den fünf Sinnen fehlte, liebevoll an, und ermahnte das Volk Israel: „Ihr sollt dem Blinden nichts in den Weg legen, darüber er falle, und den Tauben nicht schelten." David nahm den Sohn des Jonathas, Miphiboseth, welcher an beiden Füßen lahm war, zu sich, ließ ihn täglich an der königlichen Tafel speisen und gab ihm seine väterlichen Besitzungen, welche der Krone anheimgefallen waren, wieder zurück. Das schönste Beispiel hat uns auch hierin der göttliche Heiland gegeben. Wie bereitwillig war Er, Blinden das Augenlicht, Taubstummen Gehör und Sprache zu ertheilen, Lahme gehend zu machen, Gebrechliche von ihrem Siechthum, wovon sie viele Jahre lang gequält wurden, zu heilen! Wir wollen, da uns die Gabe nicht zu Theil wurde, solche Unglückliche ganz zu heilen, doch wenigstens uns bemühen, ihnen durch Freundlichkeit und Dienstfertigkeit ihre harte Lage zu erleichtern und erträglich zu machen.

b) Noch andere Beispiele. aa) Der heilige Valentin. Der heilige Valentin legte der Tochter des Richters Asterius, welche seit zwei Jahren blind war, die Hände auf ihre Augen und sprach: „Erleuchte Deine Dienerin, Herr Jesu Christe, der Du wahrer Gott und das wahre Licht bist!" Sogleich wurde die Blinde sehend. So können auch wir wenigstens für solche Unglückliche beten, und der liebe Gott wird ihnen, wenn Er auch nicht auf eine so wunderbare Weise, wie in diesem Beispiele, sogleich ihr Leiden endet, ihnen doch gewiß Trost und Muth schenken, dasselbe mit Geduld zu ertragen.

bb) Ein Frauenverein. Im Anfange dieses Jahrhundertes, als der österreichische Kaiserstaat durch Bestreitung der Auslagen zu

einem langwierigen Kriege gezwungen war, alle seine öffentlichen Kassen fast ganz zu erschöpfen, bildeten in der Kaiserstadt Wien hundert und sechszig Frauen einen Verein, dessen Ziel die Beförderung des Guten und Nützlichen war. Die Mitglieder desselben theilten sich in bloß Beitragende und in Wirkende ein. Jedes Mitglied verpflichtete sich, einen jährlichen Beitrag zu leisten, und die Wirkenden nahmen die Mühe über sich, in einem bestimmten Kreise von Menschenfreunden, die ihnen nach Gassen und Häusern zugetheilt wurden, Gaben für die wohlthätigen Zwecke zu sammeln. Auf diese Weise war schon im ersten Jahre eine Summe von 144,207 fl. 54 kr. eingegangen. Diese Gaben wurden in demselben Jahre sehr weise vertheilt. Zuerst zogen die unglücklichen Taubstummen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Das Taubstummen-Institut, diese menschenfreundliche Anstalt, durch deren Gründung Kaiser Joseph II. sich ein bleibendes Denkmal seiner rastlosen Menschenliebe errichtet hatte, und das durch die allerhöchste Gnade des Kaisers Franz I. eine größere Ausdehnung erhielt, war durch die traurigen Ereignisse des Krieges so weit herabgekommen, daß die Zahl der Zöglinge, um zu ersparen, vermindert werden mußte. Ueber hundert Taubstumme warteten auf die Aufnahme in die Anstalt. Die Gesellschaft der edlen Frauen faßte daher den schönen Vorsatz, mehrere Taubstumme auf ihre Kosten erziehen zu lassen, was dann auch geschah. Ebenso nahmen sich die edlen Frauen der Erziehungsanstalt für blinde Kinder an. Auch dieses Institut, welches der Menschenliebe des vortrefflichen Direktors Wilhelm Klein sein Entstehen verdankte, und an dem menschenfreundlichen Erzieher der Fürsten von Lichtenstein, Abbé Werner, eine ansehnliche Stütze erhielt, hatte durch die Drangsale des Krieges sehr viel gelitten, und war der Auflösung nahe. Die edlen Frauen konnten auch diese Rettungsanstalt für die Blinde nicht in einer so traurigen Lage sehen. Sie verpflegten nicht nur einige blinde Kinder auf ihre Kosten, sondern schafften auch Kleidungsstücke und Leinwäsche, ein Forte-Piano, mehrere Blas-Instrumente für die Zöglinge her, und sorgten auch für viele andere Bedürfnisse. Auch von andern Wohlthätern wurde dieses Institut reichlich unterstützt. So hatte das Blinden-Institut sogleich im Anfange von dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, diesem durch seine Mildthätigkeit erhabenen Greise, eine Summe von 50,000 Gulden erhalten.

Sowie in Wien, hatte sich auch in Linz eine Gesellschaft von wohlthätigen edlen Frauen gebildet, die es sich zur Aufgabe machten, das Gute und Wahre so viel als möglich zu befördern. Ein würdiger Geistlicher, Michael Reiter mit Namen, nahm sich der verlassenen

Taubstummen an, und der Verein der edlen Frauen verschaffte ihm Mittel, den Unterricht der Taubstummen in Wien zu erlernen. So wurde er der Lehrer und Wohlthäter dieser unglücklichen Menschen, und so entstand eine wohlthätige Anstalt, welche, obwohl sie zwar im Anfang nur zweiundzwanzig Schüler zählte, doch unzählige arme Taubstumme brauchbar machte, sie vor Armuth sicherte, ihnen verhalf, sich selbst ihr Brod zu verdienen, und dadurch ihre mißliche Lage zu verbessern.

cc) Der arme Harfenspieler und sein College. In einem Posthause war eine Gesellschaft von verschiedenen angesehenen Herren und Frauen versammelt. Unter diesen befand sich auch der ehrwürdige Pfarrer von Lustenau, welcher unerschöpflich an witzigen Einfällen war. Da trat ein armer, alter, blinder Mann, von seinem Enkel geführt, in den großen Saal, und sang und spielte auf der Harfe. Die Gesellschaft fand das Spiel der verstimmten Harfe und den kreischenden Gesang unerträglich. Man zischelte sich allerlei Spott in die Ohren, und wurde einig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen. Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden Musikanten und sprach: „Du guter, alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt; ich will dich ablösen. Gieb mir ein wenig deine Harfe!" Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des armen Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorhergegangene ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände und baten, noch ein Lied zu singen. „Nun wohl," sagte der Pfarrer. „Du aber," sprach er zum Blinden, „sammle indeß dein Trinkgeld ein!" Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hut in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hineingeworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „O Großvater! so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen." Beide, Großvater und Enkel, konnten für die reichlichsten Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Gäste lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte. (Chr. v. Schmid's Erinnerungen 1. Bd.)

dd) Ein gutherziges Mädchen. Robert, ein fleißiger Taglöhner, ernährte sich und die Seinigen mühsam durch seine Arbeit. Allein mit dem zunehmenden Alter ließen seine Kräfte nach, und er konnte seiner Arbeit nicht mehr nachkommen. Seine zwei Söhne ließ er schon bald ein Handwerk lernen, und so unterstützten sie mit kind-

licher Liebe den alten Vater. Doch der Vater genoß diese Freude nicht lange. Eine ansteckende Krankheit nahm ihm beide Söhne an einem Tage hinweg. Sein Weib war schon seit mehreren Jahren todt. Der alte Mann war also verlassen von Weib und Kindern. Weil er sich auf das Ausbessern alter Fischernetze verstand, so verdiente er sich durch diese Arbeit immer einige Kreuzer. Allein mit dem hohen Alter wurden seine Augen allmälig schwächer, und Robert wurde blind. Er setzte sich nun öfter auf den Kirchweg hin, und bat die Vorübergehenden um Almosen. Die Leute hatten Mitleid mit ihm, und gaben ihm gern.

Barbara, ein Mädchen aus der Nachbarschaft, hätte ihm auch gern etwas gegeben; sie war aber selbst arm. Sie that ihm also die Gefälligkeit, und führte ihn jedesmal auf sein Plätzchen hin, und auch wieder nach Hause. Einem frommen, christlichen Landmanne ging das Elend des armen Blinden sehr zu Herzen. Er nahm ihn auf in sein Haus und verpflegte ihn treulich.

Ein blinder Mann, ein armer Mann,
O denkt's, und danket Gott,
Und helfet, wo man helfen kann,
Dem Blinden aus der Noth! —

(J. Mandl's Erzählungen.)

ee) Der Taubstumme. Martin war ein roher Bube, der gerne die Taubstummen neckte. Da er einst wieder einen solchen unglücklichen Menschen neckte, hob dieser in seinem größten Zorne einen Stein auf, warf ihn auf Martin, und der Stein traf ihn so sehr auf den Kopf, daß Martin in einigen Tagen an dieser Wunde starb.

(Ebend.)

ff) Die stummen Söhne. Simon, ein vermöglicher Bauersmann, hatte drei schon erwachsene Söhne, von denen keiner sprechen konnte. Da war der Vater tief bekümmert, und die arme Mutter weinte und klagte: „Ach, was soll aus den armen Söhnen werden?"

Einst kam Thomas, ein wohlhabender Gärtner, der mit Simon die Schule besucht hatte, in das Haus dieses bedauernswerthen Mannes. Simon klagte über sein Elend und sprach unter Anderm, daß er gar nicht wisse, wie er dieses schwere Leiden verdient hätte. „Ich wollte dir wohl eine Ursache angeben, wenn du es mir nicht übel nähmest," gab ihm Thomas zur Antwort. „Sieh, mein lieber Simon! als wir miteinander in die Schule gingen, da spottetest du oft über die Taubstummen, Blödsinnigen und Hinkenden, und warfst ihnen, wenn wir solchen Unglücklichen begegneten, unter den abscheulichsten Schimpfwörtern

Koth und Steine nach. Der Schmerz, den solche arme Geschöpfe wegen diesen Mißhandlungen empfanden, die Thränen, die sie deßwegen vergossen, schrieen gegen Himmel um Rache. Darum wollen wir wegen solcher Gebrechen den Nächsten nicht verspotten, sondern ihm durch unsere Liebe und Theilnahme sein Leiden zu erleichtern suchen.

(Christl. Kinderztg.)

gg) Der Hinkende. Georg, ein Bauernknabe, verspottete einst auf der Straße einen Hinkenden, indem er hinter ihm herschlich und dessen Gang nachahmte. Aus Furcht, von dem Hinkenden bemerkt und von ihm gezüchtigt zu werden, sah er aber mehr auf diesen, als auf den Weg, fiel auf einen Stein und beschädigte sich an der Seite.

Die Zuschauer, welche den Fall für unbedeutend hielten, lachten den bösartigen Spötter aus, indeß ihn der Hinkende, der von dem Allen, was hinter seinem Rücken vorgegangen war, nichts wußte, mit großer Besorgniß aufhob. Georg schämte sich, und verbarg seinen Schmerz, so gut er konnte. Nach einigen Wochen verlor sich zwar allmälig der Schmerz; aber welch ein Schrecken für ihn und seine Eltern! Von dieser Zeit an zeigte sich ein Höcker an der beschädigten Seite. Man gebrauchte den Wundarzt; aber vergebens. Georg wurde in einigen Jahren so ausgewachsen, daß er keiner schweren Arbeit vorstehen konnte. Aus Mitleid trug ihm die Gemeinde das Amt eines Tagwächters auf. So oft er nun umherziehende Bettler aus dem Dorfe schaffte, mußte er von ihnen die boshaftesten Spottreden über seine Gebrechlichkeit hören. „Ach Gott!“ sagte er dann bei sich selbst, „das habe ich in meiner Jugend an einem unglücklichen Hinkenden verschuldet!“

hh) Das schielende Mädchen. Barbara, ein fleißiges Mädchen, hatte von der Geburt an schielende Augen. Anna, ihre Mitschülerin, pflegte über sie zu spotten, und sagte oft höhnisch zu ihr: „Bist du mir feind, daß du mich nicht gerade ansehen kannst?“ Barbara schwieg und dachte: „Weil ich mir diesen Fehler nicht abgewöhnen kann, so will ich mich desto sorgfältiger vor andern Fehlern hüten.“

Nach einigen Wochen bekam Anna die Blattern. Bald hätte sie dadurch das rechte Auge verloren, und ihre Augen blieben triefend. Als sie wieder das Erstemal in die Schule kam, getraute sie sich kaum die Augen zu erheben. Einmal fragte sie ein muthwilliges Kind spöttisch, was ihr fehle, daß sie immer weine? Anna fing nun wirklich zu weinen an und bereute es ernstlich, daß sie zuvor über die gute Barbara so oft gespottet hatte. (Aeg. Jais.)

ii) In einem häßlichen Körper wohnt oft eine schöne Seele. Nach den russischen Gesetzen soll aus einer Bauernfamilie

nie mehr, als Ein Sohn zum Kriegsstande ausgehoben werden, und hat die Familie nur einen einzigen, so darf ihr selbst dieser nicht genommen werden. Im Twer'schen Gouvernement, zwischen Petersburg und Moskau, wurde aber in einer Familie nicht nur der zweite, sondern endlich auch der dritte seinen Eltern genommen, so daß diese alten Leute mit einer blinden und kränklichen Tochter und einem vierten Sohne, der ein ganz mißgestalteter Zwerg war, hilflos zurückblieben. Wie groß das Elend dieser armen Familie war, läßt sich leicht denken. Der tägliche Anblick dieses Jammers erzeugte endlich in dem gefühlvollen Herzen des unglücklichen Krüppels einen Entschluß, der wohl mehr, als manche schimmernde Heldenthat gepriesen zu werden verdient. Fest entschlossen, Alles zur Rettung seiner Eltern und seiner Schwester zu wagen, machte er sich auf den Weg nach Petersburg, um bei dem Kaiser Schutz zu suchen. Tausend Beschwerden hatte er auf dem weiten Wege, dessen Länge achtundsiebenzig Meilen betrug, zu erdulden; aber der Gedanke, daß er für Eltern und Schwester dieses Alles leide, verschaffte ihm Trost. Doch der Muth entfiel ihm, als er die Pracht der großen Kaiserstadt erblickte. Zitternd dachte er, wie er in diesem unendlichen Gewühle seinen Beherrscher herausfinden, und wie er vielleicht mit ihm selbst werde sprechen müssen. Er ließ sich daher von einem mitleidigen Manne seine Bittschrift nebst einer treuen Schilderung des Elendes seiner Familie zu Papier bringen, und begab sich täglich mit diesem Papier auf den Paradeplatz, wo sich der Fürst oft sehen ließ. Wie war dem armen Jungen zu Muthe, als er hier endlich den Kaiser, umgeben von seinen glänzenden Garden, in der prächtigen Staats-Uniform erblickte! Er bedurfte einige Zeit, sich von diesem Anblicke zu erholen; aber endlich besiegte Eltern- und Bruderpflicht die Furcht. Er fiel vor dem Kaiser auf die Knie, und hielt flehentlich seine Bittschrift hin. Der gütige Alexander ließ sie ihm sogleich abnehmen und las sie nach geendigter Parade. Empört durch die grausame Begegnung, die der Familie widerfahren war, schickte er die Bittschrift des Krüppels an den Justizminister. Auf seinen Befehl mußte die Sache schnell untersucht werden. Da die Klage gegründet befunden wurde, gab Kaiser Alexander I. die Brüder des Krüppels augenblicklich frei. Diesem aber schenkte er fünfhundert Rubel (Ein Rubel hat einen Werth von 1 fl. 32 kr. 1 pf.) als Entschädigung für das erlittene Ungemach und als Belohnung seines edlen Herzens. Die Freude des alten Vaters und der blinden Schwester (denn die Mutter war bereits vor Gram gestorben), als der mißgestaltete Bruder mit den drei andern Brüdern und mit dem reichlichen Geschenke zurückkam, war nicht zu

beschreiben. Alexander ließ es übrigens nicht zu, daß die Beamten, welche sich eines so gesetzwidrigen Verfahrens schuldig gemacht hatten, ungestraft bleiben sollten. (Jugendztg. von Dolz.)

Es ist ein großes Unglück, blind zu sein; aber noch ein viel größeres, mit der Blindheit des Geistes geschlagen zu sein, den wahren Gott und Seine heilige, alleinseligmachende Kirche nicht zu erkennen, sondern noch in der Finsterniß des Irrglaubens und des geistigen Todes zu schmachten. Wer könnte daher gegen solche Unglückliche lieblos und grausam sein! Obwohl der heilige Apostel Paulus (Galat. VI., 10.) uns ermahnt, besonders unsern Glaubensgenossen Gutes zu erweisen, und wir daher dieselben vorzugsweise lieben sollten, weil sie Glieder des nämlichen Leibes, der heiligen Kirche, Miterben des ewigen Lebens, unsere Mitbrüder und Mitschwestern in einem höhern Sinne sind, so verdienen doch auch die Andersglaubenden unsere Liebe. Auch im Umgange mit diesen sollen wir an die Worte des Propheten Malachias (Mal. 2, 10.) denken, der uns zuruft: „Haben wir nicht Alle Einen Vater, hat uns nicht Alle Ein Gott erschaffen?" Es sei daher ferne von uns, einen Menschen wegen seiner Unwissenheit oder seiner Irrthümer in der Religion zu verachten, oder sogar ihm etwas zu Leide zu thun! Auch unter den Andersglaubenden kann es gute Menschen geben. Wir wissen nicht, was Gott in ihren Herzen wirkt. Deßwegen sagt auch der heilige Augustin: „Du sollst also Jeden für deinen Nächsten halten, wenn er auch kein Christ ist; denn du weißt nicht, was er bei Gott ist, und was Gott noch mit ihm vorhabe. Der heute unter den Abgöttern steht, und einen Stein anbetet, kann morgen sich bekehren und den wahren Gott anbeten, vielleicht andächtiger, als du, der du zuvor seiner gespottet." (St. Aug. in Ps. 25, ennar. 2. n. 2.)

Beispiele: a) aus der biblischen Geschichte. Schon Moses belehrte die Israeliten, daß sie den Fremden, die gewöhnlich Heiden waren, nichts zu Leid thun sollten, und sprach zu ihnen: „Die Fremden sollt ihr nicht drücken. Ihr wißt selbst, wie es einem Fremdlinge zu Muthe ist, da ihr auch Fremdlinge gewesen seid in Aegypten. Wenn ein Fremder in eurem Lande wohnet, so sollt ihr ihn wie einen Einheimischen, wie Einen aus eurer Mitte halten, und ihn lieben wie euch selbst." Und wenn Moses die Israeliten vor dem vertraulicheren Umgange mit den Heiden warnte, so that er es nicht aus Unduldsamkeit, sondern um dieselben von der Gefahr der Abgötterei fern zu halten,

zu dem sie eine große Neigung hatten. Ebenso waren die furchtbaren Vertilgungskriege, die auf Befehl Gottes von den Israeliten gegen die vorigen Einwohner des Landes Kanaan unternommen worden, nur ein Strafgericht, um jene lasterhaften Völker zu züchtigen, und die Israeliten dienten dem höchst gerechten Gott nur zu einem Werkzeuge, um Seine allweisen Absichten zu erreichen. Die Israeliten wären, wenn Gott die vorigen Einwohner des Landes Kanaan verschont hätte, auch in Gefahr gewesen, von ihren verdorbenen Sitten angesteckt zu werden. In der nämlichen Absicht schrieb z. B. auch der heilige Apostel Paulus an die Corinther: „Zieht nicht an demselben Joche mit den Ungläubigen; denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zur Finsterniß gesellen? Was hat der Gläubige mit den Ungläubigen zu thun?" (2. Cor. 6, 14.)

Naaman war ein Ausländer, und noch ein Heide; allein der Prophet Elisäus befreite ihn doch von seinem Aussatze.

Die Einwohner von Babylon waren Götzendiener, und beteten sogar ein wildes Thier an; Daniel aber liebte sie dennoch so sehr, daß er sie zu Verehrern des wahren Gottes und zu glückseligen Menschen machen wollte; ja, er wäre gerne ein Opfer der blutgierigen Löwen geworden, denen er vorgeworfen wurde, wenn er nur das abgötterische Volk von seiner thörichten Bilderanbetung zur Erkenntniß des wahren Gottes hätte bringen können.

Der göttliche Heiland lehrte uns nicht nur in der schönen Parabel von dem barmherzigen Samaritan, wie wir uns gegen einen ganz fremden Menschen, der von einem andern Volke und einer andern Religion ist, betragen sollten; sondern Er gab uns auch selbst das schönste Beispiel edler Bruderliebe und Duldung. So redete Er voll der Freundlichkeit mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, und erquickte sie mit dem Wasser des Lebens — Seiner heiligen Lehre; Er heilte den Knecht des Hauptmanns von Kapharnaum, der noch ein Heide war; Er erhörte die Bitte jener Kananäerin, und befreite ihre Tochter von dem bösen Geiste, der sie so schrecklich geplagt hatte. Die Antwort, welche Er jener guten Mutter gab, schien zwar rauh und abschlägig zu sein; allein Er that dieses nur aus der weisen und liebevollen Absicht, um das Vertrauen des heidnischen Weibes auf die Probe zu stellen, und den Juden, von welchen die Heiden ohne Weiters verdammt wurden, die beschämende Lehre zu geben: „Seht, so giebt es auch unter den Heiden, die ihr doch „Hunde" nennt, edle Seelen!" Und wie deutlich sprach der göttliche Heiland Seine unendliche Erbarmung, die Er auch mit den Heiden hatte,

in dem Gleichnisse von dem guten Hirten aus, indem Er es mit folgenden Worten beschloß: „Und ich habe auch noch andere Schafe (die Heiden), die nicht aus diesem Schafstalle (dem Volke Israel) sind. Und auch diese werde Ich noch herbeiführen, und sie werden Meine Stimme hören, und es wird Eine Heerde und Ein Hirt werden.“ (Joann. 10, 16.) Und in welchem herrlichen Lichte zeigte sich endlich Seine unendliche Liebe gegen die Heiden, als Er am Stamme des Kreuzes Sein Blut nicht bloß für die Juden, sondern auch für die Heiden vergoß! Und bevor Er in den Himmel auffuhr, empfahl Er noch Seinen Schülern die Erleuchtung und Belehrung aller Völker, das geistliche Wohl aller Heiden, und Seine letzten Worte waren: „Gehet daher hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Menschen. Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und weiset sie an, Alles zu halten, was Ich euch immer geboten habe.“ (Matth. 28, 20.) Diesem Befehle ihres göttlichen Herrn und Meisters folgten auch wirklich die heiligen Apostel; sie verkündeten überall, wo sie hinkamen, das Evangelium und gingen mit Freuden in den Tod, wenn nur ihr einziger Wunsch, die Bekehrung und Beseligung der heidnischen Völker, erfüllt wurde.

Der heilige Apostel Petrus wurde von dem Herrn zu einem Werkzeuge auserwählt, den edlen Hauptmann Kornelius sammt seiner Familie zum christlichen Glauben zu bekehren. Da er aber, wie alle eifrigen Israeliten, Alles, was zum Heidenthume hätte verleiten können, als gemein und unrein verabscheute, so wollte ihn Gott noch durch eine wunderbare Erscheinung dazu vorbereiten, und ihn eines Bessern belehren. Petrus ging zur Mittagsstunde, um im Stillen zu beten, hinauf auf das Haus, das nach der Bauart jenes Landes, wie bekannt ist, oben ganz eben und mit einem Geländer eingefahnt war. Die drei Männer, welche Kornelius sogleich nach seiner Erscheinung an ihn geschickt hatte, näherten sich bereits der Stadt. Petrus war eben hungrig, und hätte gern zu Mittag gegessen. Man bereitete ihm wirklich unten im Hause ein Mittagsmahl. Da sah er so lebhaft, als geschähe es wirklich, den Himmel offen, und etwas, wie ein großes Leinentuch an den vier Enden vom Himmel zur Erde bis zu ihm herablassen. Petrus sah begierig hinein, und erblickte in dem Tuche allerlei vierfüßige Thiere, allerlei Vögel und verschiedene andere Thiere, die zu essen den Israeliten im Gesetze verboten war. Eine Stimme aber erscholl vom Himmel herab und rief: „Petrus! steh' auf, schlachte und iß.“ Mit Entsetzen antwortete Petrus: „O Herr! das sei fern von mir. In meinem Leben

ist nichts Gemeines und Unreines in meinen Mund gekommen.“ Allein die Stimme rief: „Was Gott gereinigt hat, das sollst du nicht gemein nennen.“ Dieß geschah dreimal. Hierauf wurde das Tuch mit den Thieren wieder in den Himmel hinauf gezogen. Auf diese Weise hatte ihn Gott belehrt, daß man keinen Menschen gemein und unrein nennen dürfe. Petrus nahm die drei Männer, welche Kornelius an ihn geschickt hatte, freundlich auf, reiste sogleich mit ihnen zu Kornelius, verkündete ihm und seiner Familie das Evangelium, und ertheilte allen die heilige Taufe. Da nun Petrus nach Jerusalem kam, machten ihm diejenigen aus den Gläubigen, die zuvor Israeliten gewesen, und sich hatten taufen lassen, Vorwürfe, und sprachen zu ihm: „Du bist zu den Heiden hineingegangen und hast sogar mit ihnen gegessen.“ Als aber Petrus ihnen Alles erzählte, sagten sie kein Wort mehr dagegen, sondern lobten vielmehr Gott, daß Er auch die Heiden durch Buße zum Leben führen wolle. Sie stimmten in die Worte des Petrus ein: „Jetzt erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in jedem Volke, wer Ihn fürchtet und recht thut, der ist Ihm angenehm.“ (Apostelgesch. 10, 34—36.)

Mit größter Freundlichkeit eilte Philippus, der Armenpfleger, zu jenem edlen Mohren hin, der in dem Reisewagen allein saß und den Propheten Isaias las, fragte ihn: ob er auch verstehe, was er hier lese, verkündete ihm die frohe Botschaft von Jesus Christus und taufte ihn.

Ein sehr schönes Beispiel der Liebe gegen Andersgläubige giebt uns auch der heilige Apostel Paulus. Kaum hatte ihn der Herr durch jene wunderbare Erscheinung zum Apostel berufen, so fing er schon an, unermüdet zu arbeiten, daß nicht bloß in Jerusalem und in allen Gegenden des jüdischen Landes, sondern auch den Heiden das Evangelium verkündet würde, und diese des ewigen Heiles, das nur den wahren Bekennern des christlichen Glaubens zukommt, theilhaftig werden könnten. Durch seine liebevolle Thätigkeit wurde das Christenthum eigentlich zur Weltreligion erhoben. Mit Recht nennt man ihn daher „den Lehrer der Heiden.“ Arabien und Syrien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meeres waren die Schauplätze seiner unermüdeten Wirksamkeit für das ewige Wohl Derjenigen, die noch nicht den göttlichen Heiland kannten. Wo er nur auf seinen Reisen hinkam, war er bemüht, christliche Gemeinden zu stiften. Sein übriges ganzes Leben wollte er lieber unter beständigen Leiden und Todesgefahren zubringen, als seine heidnischen Brüder ihrem Elende überlassen. Welche rührende Liebe! So erbarmten sich auch jene frommen, gott-

erleuchteten Männer, die wir dankbar „die Apostel Deutschlands“ nennen, unserer heidnischen Voraltern; sie kamen aus weiter Ferne, zogen arm und verfolgt in unsern heimathlichen Gegenden, die noch unermeßlichen Wäldern glichen, umher, predigten den Menschen das Evangelium, um ihren finstern Sinn zu erleuchten, und ihre rauhen Sitten zu mildern, was ihnen nach unendlichen Schwierigkeiten gelang. Durch den Schweiß dieser thätigen Männer wurden die Urwälder Deutschlands ausgerottet, Sümpfe trocken gelegt, die Gewächse anderer Welttheile nach Deutschland verpflanzt. Noch heut zu Tage sind edle Männer, was die Weltweisen des heidnischen Alterthumes zur Ausbreitung ihrer erdachten Lehren nicht versucht hatten, unter tausend Widerwärtigkeiten und Gefahren bemüht, den noch übrigen wilden Völkern der entlegensten Welttheile das Evangelium zu verkünden, und sie dieser kostbaren Himmelsgabe theilhaftig zu machen. Selbst in die verpesteten Gegenden von Chartum in Afrika, wohin früher noch keine menschliche Stimme drang, bahnte sich die christliche Liebe einen Weg, damit auch der arme Neger in der Lehre Jesu seinen Trost und sein Heil finde.

b) Noch andere Beispiele. α) Der heilige Ambrosius. Als der heilige Ambrosius am Ende des IV. Jahrhundertes die christliche Gemeinde zu Mailand leitete, entstand auf Anstiften der gottlosen Kaiserin Justina ein Aufruhr der Arianer wider die Katholiken. Man forderte diesen die Kirche Portiana zum wiederholten Male ab, und erklärte, indem man in derselben Fähnlein aufhing, sie als kaiserliches Eigenthum. Der heilige Bischof war, als dieses geschah, eben in der Kirche und feierte das heilige Meßopfer. Da eilte ein Bote zur Kirchthüre herein und brachte ihm die Nachricht, daß einige Katholiken einen arianischen Geistlichen, Castulus mit Namen, ergriffen hätten, um ihn zu tödten. Ambrosius wurde über diese Nachricht tief betrübt. Er vergoß bittere Thränen und betete, indem er das heiligste Opfer darbrachte: „Lasse es, lieber Gott! nicht zu, daß um eines kirchlichen Gebäudes willen Blut vergossen werde; wenn dieses aber nothwendig sein sollte, so gieb, daß doch wenigstens nur mein Blut zum Segen meiner Gemeinde und zum Heil der Irrgläubigen fließen möge!“ Er schickte einige seiner Diener hinaus, welche die Loslassung des Gefangenen bewirken sollten, was denn nach einigem Widerstande geschah.

β) Die freundliche Aufnahme. In der ägyptischen Wüste, die von vielen rechtgläubigen Vätern bewohnt war, lebte auch, wiewohl weit von ihnen entfernt, in einsamer Zelle ein Irrgläubiger; er war von der Sekte der Manichäer, die auch ihre Priester und Einsiedler hatten.

Der Manichäer wollte eine Reise machen, verirrte sich in der Wüste, wurde von der Nacht überfallen, und gelangte endlich zur Zelle Eines der rechtgläubigen Väter.

Er stand lange vor der Thüre, unentschlossen, ob er es wagen sollte, um eine Nachtherberge zu bitten. Allein die ungestüme Witterung und die Furcht vor den wilden Thieren, deren Gebrüll er vernahm, ließen ihm keine Wahl; schüchtern und leise klopfte er an.

Der Rechtgläubige öffnete die Thüre, und erkannte in ihm sogleich den berüchtigten Irrgläubigen, nahm ihn aber dennoch freundlich auf, führte ihn in die Zelle, setzte ihm von Allem, was er in seinem kleinen Vorrathe an Lebensmitteln hatte, reichlich vor, betete mit ihm zu Tische, aß mit ihm, und bereitete ihm ein bequemes Lager zur Nachtruhe.

In der Nacht dachte der Manichäer bei sich selbst: „Dieser Mann kennt mich wohl; er hält mich für einen Andersgläubigen — und doch ist er so liebreich gegen mich! Bei den Unsrigen wäre er wohl nicht so gütig aufgenommen worden. Er ist wahrlich ein Diener Gottes; er zeigt es durch die That. Die Liebe ist ja das sicherste Kennzeichen der wahren Jünger Jesu, das Jesus selbst angegeben hat!"

Am Morgen fiel der Irrgläubige seinem Bewirther zu Füßen und sprach zu ihm: „Nun bin ich auch deines Glaubens; laß uns Freunde sein!" Sie wurden Freunde, besuchten sich sehr oft, und waren allemal selig in Gott. So wurde durch Liebe eine Seele gewonnen, die durch Lieblosigkeit und rauhes Betragen in ihrem Irrthume wäre bestärkt worden. (Blumen der Wüste.)

γ) Beschämung eines Christen durch einen Türken. Der morgenländische Kaiser, Romanus Diogenes mit Namen, wurde in einer Schlacht von Sultan Olub-Arseba gefangen genommen. Der Sultan ließ sich seinen Gefangenen vorführen, und als er allein mit ihm war, fiel er ihm zu Füßen, umarmte ihn, behandelte ihn auf die freundlichste Art, behielt ihn dann acht Tage lang bei sich, und ließ ihn an einer Tafel mit ihm speisen. Eines Tages nun fragte der Sultan seinen kaiserlichen Gefangenen: „Wenn du mich gefangen bekommen hättest, wie würdest denn du mich behandelt haben?" Freimüthig antwortete ihm Diogenes: „Ich würde dich auf der Stelle getödtet haben." „Nun wohl," sagte der Sultan entgegen, „ich werde deine Grausamkeit nicht nachahmen; denn ich weiß, daß dein Christus dir den Frieden und die Verzeihung der Unbilden befohlen hat." Und wirklich schloß er mit Diogenes einen ehrenvollen Frieden, ließ ihn frei, und setzte ihn wieder auf den Thron seiner Väter.

(Mettenleiter's Thautropfen.)

δ) Petrus Canisius. Als der ehrwürdige Petrus Canisius, der sich durch seinen Katechismus wohl ein ewiges Denkmal seiner Weisheit und Frömmigkeit gesetzt hat, einst in eine protestantische Stadt kam, hörte er, daß zwei Weiber zum Feuertode verurtheilt seien, weil sie sich durch Zauberei und geheime Künste gräßlicher Verbrechen schuldig gemacht und derselben schon überwiesen seien. Der gottselige Mann hatte mit beiden unglücklichen Weibern großes Mitleid. Der Gedanke, daß sie nun vom zeitlichen Feuer in ein ewiges hinübergehen sollten, durchschnitt, wie ein zweischneidiges Schwert, seine liebevolle Seele; denn man kümmerte sich, wie er sogleich bemerkte, wenig um die Bekehrung beider Verurtheilten, welche mit Gleichgültigkeit ihrem Untergange entgegensahen. Die ganze Stadt war der neuen Irrlehre zugethan, und wo sollte ein Eifer für das Seelenheil Anderer herkommen, wenn man mit dem wahren Glauben auch die christliche Liebe verloren hat? Gerührt durch den schrecklichen Zustand, in welchem sich die unglücklichen Weiber befanden, fühlte er sich heftig angeregt, um die Bekehrung derselben von Gott zu erflehen. Er that es, und beseelt von einem heiligen Zutrauen suchte er eine Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen. Sobald sich dieselbe ihm darbot, redete er ihnen mit einer solchen Wärme an's Herz, daß sie sich endlich gerührt seinen Vorstellungen ergaben. Durch eine wunderbare Kraft der Liebe Jesu, der sich auch aus den größten Sündern Auserwählte zu bereiten weiß, unterwarfen sich die zwei elenden Weiber, deren Herz schon von Gotteslästerung und Ketzerei verhärtet war, den Einwirkungen der göttlichen Gnade. Sie thaten Buße, nahmen mit zerknirschtem Herzen die Todesstrafe an, und erduldeten sie mit größter Standhaftigkeit.

(Nach seiner Lebensgeschichte.)

ε) Pinehas und Simeon.

Wer Menschen haßt, und Menschen trügt,
Rühmt seines Glaubens sich umsonst.
An Liebe gegen Menschen nur
Erkennt man Liebe gegen Gott.

In Juda war ein solcher Mann,
Arm, aber redlich, Pinehas;
Der Sohn des armen Jairs. Einst
Vertrauten fremde Männer ihm
Zwei Schäffel Weizen, zogen d'rauf,
Ihr Korn vergessend, wieder fort.
Und siehe, wie die Saatzeit kam,
Da sä't er ihren Weizen aus.
Und wie die Zeit der Ernte kam,
Da sammelt er die reife Frucht.

Und jetzo schon zum dritten Mal
Hatt' er den Saamen ausgesä't
Und eingebracht. Da kamen ihm
Die fremden Männer wieder her,
Und er erkannt' ihr Angesicht:
„Kommt!" — rief er ihnen — „kommt und seht,
Wie euch der Herr gesegnet hat!
Hier ist das Eure! Nehmt es hin!"

Ein gleicher Mann war Simeon,
Der Sohn des frommen Schetachs. Einst
Erhandelte sich Simeon
Von einem Enkel Ismael's
Ein Maulthier. Und schon war es sein,
Da sah von ungefähr sein Sohn
Am Hals des Thier's was schimmern, sah's,
Und sieh, es war ein edler Stein.
„O Vater! Vater!" — rief er aus —
„Wie reich uns Gottes Segen macht!"
„Nicht also! Fern sei das, mein Sohn!" —
Antwortet Simeon, — „das Thier
Hab' ich gekauft, und nicht den Stein,"
Und mit dem Worte gab er ihn
Dem Enkel Ismael's zurück.

(Prakt. Sittenlehre.)

η) Die Aussöhnung. Zur Zeit der schrecklichen Bluthochzeit zu Paris, als am Morgen des 24. August des Jahres 1572 auf das Zeichen des ersten Frühgeläutes 25,000 Hugenotten, wie man in jener Stadt die Protestanten nannte, aus falschem Religionseifer ermordet wurden, hielten sich dort auch zwei unversöhnliche Feinde, der protestantische Edelmann Regnier und der Katholik Vezzins auf, welcher Statthalter von Guercy war. Da vernahm Vezzins, daß sein Feind Regnier in Todesgefahr, und die Wohnung desselben von den Mördern bestürmt sei. Dieses vernehmen, und seinen unversöhnlichen Feind retten wollen, war Ein Augenblick. Schnell eilte er mit zwei Reitern daher, verjagte den Pöbel, sprengte die Thüre ein, und trat mit zwei Bewaffneten in Regnier's Zimmer. Dieser erkannte seinen Feind, und rief ihm entgegen: „Stoß' zu! Du wirst mein Leben sehr wohlfeil erhalten." Vezzins blickte ihn finster an, und befahl ihm mit hartem Tone, ihm zu folgen. Draußen standen vier Pferde; auch Regnier mußte eines besteigen, und wurde, ohne daß Vezzins ein Wort sprach, nach Guercy geführt. „Jetzt," sagte dieser zu ihm, „jetzt bist du in Sicherheit, und wir können, wenn du willst, unsern Streit mit gleichen Waffen abthun, wie es sich für Edelleute geziemt." Aber der dankbare Regnier warf sich

gerührt an die Brust seines Retters, und ihre Feindschaft war auf immer vergessen. (Nach Annegarn.)

ϑ) Die edle Bitte. Als zur Zeit der Empörung in Ungarn im Jahre 1849 Graf Schlick, ein österreichischer Feldherr, mit seinem tapfern Kriegsheere in die Stadt Arad eingezogen war, befahl er den Juden, die sich dort aufgehalten und an dem Aufruhre Theil genommen hatten, daß sie zur Strafe eine große Summe Geldes bezahlen sollten. Da erklärten aber jene Einwohner der Stadt, welche sich zum Christenthume bekannten, sie hätten immer in Freundschaft und Eintracht mit den Juden gelebt, und wären bereit, auch das härteste Schicksal mit ihnen zu theilen. Sie baten daher den General, er möchte ihnen doch gestatten, daß sie einen großen Theil von jener Geldstrafe übernehmen, und auf diese Weise ihren Mitbrüdern zu Hülfe kommen dürften. Gerührt durch diese edle Handlung der Christen ließen sich viele Juden jener Stadt sammt ihren Weibern und Kindern taufen. (Salzburger constitution. Zeitung.)

ι) Das wohlthätige Kind. Der Verein der heiligen Kindheit Jesu, dessen Gründung durch den edlen Bischof von Nancy, Forbin Janson, im historischen Katechismus S. 285—286 erzählt wird, verbreitete sich in kurzer Zeit fast in allen christlichen Ländern, und gab zu verschiedenen anmuthigen Zügen Veranlassung, welche ein jedes unverdorbene Gemüth mit heiliger Freude erfüllen müssen. So trug es sich in Aachen zu, daß fünf arme Kinder ihre Eltern baten, sie in die heilige Kindheit aufnehmen zu lassen. Der Vater stellte ihnen vor: sie wären arm und es käme ihm zu hart an, für alle zu bezahlen. Seine Vorstellungen waren fruchtlos; denn die Kinder baten so flehentlich, daß der Vater die vier Aeltesten aufnehmen ließ; zu dem Jüngsten, das erst fünf Jahre alt war, aber sagte: „Du verstehst nicht, was dieses ist.“ Das arme Kind ging in einen Winkel und weinte bitterlich. Nach Mittag verschwand das kleine Kind und die Eltern wurden besorgt um dasselbe. Nach einigen Stunden kam es zurück und brachte seine Schürze voll Knochen. Die Mutter fragte, was es da habe? Das arme Mädchen öffnete seine Schürze und sagte: „Ich bin in der Stadt herumgegangen und habe Knochen gesucht, damit ich meine fünf Pfenninge für die kleinen Chinesen bezahlen kann.“ (Vereinsbüchlein.)

κ) Das Almosen. Ein Franziskaner ging mit seiner Sammelbüchse in einem Gasthofe einen fremden Herrn an. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Freund, wenn Ihr wüßtet, wer ich bin, würdet Ihr Euch wohl nicht an mich wenden. Ich glaube weder an Eure Heiligen, noch an Eueren Erlöser; Euer Orden hat für mich keine Geltung. Ich bin ein Israelit.“ Der arme Laienbruder sah ihn

treuherzig an und antwortete unverzagt: „Was ich sammle, gehört nicht bloß für uns, sondern für alle Armen und Nothleidenden, die an unsere Pforte kommen. Wir fragen nicht: „Bist du ein Christ oder ein Jude, ein Katholik oder Protestant?" Und wenn wir es auch wüßten, wir würden einen Irrgläubigen nicht zurückweisen." Der Fremde war durch diese Antwort sichtbar gerührt, legte einige Thaler in die Mündung der Büchse, und sprach: „Braver Frater, kommt täglich zu mir um eine Gabe; ich bleibe wohl vierzehn Tage lang hier." Und so geschah es. Der Fremde war ein freigebiger Wohlthäter. Er war einer der Herrn von Rothschild, welche, wie bekannt, zu den reichsten Israeliten in unserer Zeit gehören (Salzb. Kirchenbl.)

λ) Auch unter den Wilden giebt es gute Menschen. Die Engländer führten mit den frühern Bewohnern Amerika's, welche man Indianer nennt, viele blutige Kriege.

Einst hatten die Engländer in einer Schlacht gegen die Indianer eine große Niederlage erlitten. Der größte Theil derselben wurde gefangen genommen und auf eine grausame Weise getödtet. Schon hatte ein alter Indianer seine Axt gegen einen jungen Engländer erhoben, als er plötzlich durch das zarte, blühende Aussehen des Jünglings gerührt wurde. Er ließ sogleich die Axt sinken, rettete den jungen Engländer mit größter Gefahr seines eigenen Lebens aus den Händen der übrigen Wilden, führte ihn in seine Hütte, und verpflegte ihn mit väterlicher Liebe. Er betheuerte, daß er ihn nie verlassen wolle, sah ihn mit der größten Aufmerksamkeit an, und fing dann wieder an, laut zu weinen. „Hast du noch einen Vater?" fragte einst der Wilde den Jüngling. „Ja," antwortete dieser, „er lebte noch, als ich meine Heimath verließ." „O wie unglücklich muß er sein, da er dich verlor," sprach der Indianer heftig schluchzend. „Auch ich hatte einen Sohn — er fiel an meiner Seite mit Wunden bedeckt." Während sie miteinander so sprachen, ging die Sonne auf und vergoldete die blühenden Bäume und Gesträuche rings umher mit ihrem herrlichen Glanze. „Freu'st du dich der Morgenröthe und des blühenden Frühlings?" fragte der Indianer weiter. „Ja," gab ihm der Jüngling zur Antwort, „mich entzückt dieses prächtige Schauspiel." „Aber für mich ist keine solche Freude mehr, seitdem ich meinen Sohn vermisse," sagte der gute Wilde in Thränen zerfließend. Dann nahm er den Engländer bei der Hand und sagte: „Kehre in deine Heimath zurück, damit auch dein Vater sich wieder freuen möge der Morgenröthe und der Blüthen des Frühlings."

Williams, so hieß der junge Engländer, kehrte wirklich in sein Vaterland zurück, und wurde von seinem guten Vater und seinen

Geschwistern mit größter Freude empfangen. Er dachte beinahe täglich an seine unerwartete Rettung und sagte: „Ach, damals, als ich, voll der Kampfeswuth gegen die Wilden zu Felde zog, dachte ich wohl, daß diese Menschen keines vernünftigen Gedankens, keines Mitleids fähig wären. Ich hielt sie für nichts Besseres, als für unbändige, wilde Thiere. Nun sehe ich aber ein, wie sehr ich mich getäuscht habe. Ueberall findet man Menschen, welche eines guten Willens sind, und mithin unsere Achtung in großem Maße verdienen."

Es giebt kein Volk auf uns'rer weiten Welt,
Dem gänzlich es an guten Menschen fehlt.

Anmerkung. Obwohl wir uns aber gegen die Irrgläubigen auch liebevoll benehmen sollen, so darf unsere Liebe und Duldung ihre Gränzen nicht überschreiten; wir sollen uns von derselben nicht verleiten lassen, den verführerischen Worten derselben, mit welchen sie uns zum Abfalle von dem wahren Glauben zu bewegen suchen, nachzugeben, und, aus Gefälligkeit gegen sie, Gott treulos zu werden. Dann ist es Zeit, solchen Gegnern des heiligen Glaubens gegenüber, unerschrocken mit den Aposteln zu sagen: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." (Apostelgesch. 5, 29.)

Beispiele. *a*) Der selige Johannes de Britto. Der selige Johannes von Britto, welcher in zehn Tagen 12,000 Heiden zum Christenthume bekehrt, und vom Papst Pius IX. im Jahre 1853 selig gesprochen worden war, wurde sammt seinen Gefährten aufgefordert, die Götzenbilder von Marava anzubeten, oder den Tod zu erwählen. Er antwortete im Namen Aller, daß sie Christen, und bereit seien, lieber tausendmal zu sterben, als ihren Glauben zu verläugnen. Des folgenden Tages wurde der standhafte Bekenner von seinen Gefährten getrennt, und nach Oriur gesendet, wo er nochmal zum Abfall vom Glauben versucht, und endlich zum Tode verurtheilt wurde. Das Brevier unter dem Arme und einige Reliquien am Halse, mit heiterm, freudigem Angesicht und festem Schritt, ging Britto zum Richtplatze. Dort warf er sich auf die Knie und betete, bis der Henker ihm zuerst einen Hieb auf die Schulter gab, und mit dem zweiten ihm das Haupt abschlug. Dieser glorreiche Triumph des Glaubens an Jesus Christus ereignete sich am 4. Februar 1693, nachdem P. Johannes de Britto sein 46. Lebensjahr erreicht, 31 Jahre in der Gesellschaft Jesu und 13 Jahre in der Mission von Madura verlebt hatte. Als die Nachricht von dem Martertode des Seligen nach Europa kam, war seine Mutter Beatrix noch am Leben, und statt sich zu betrüben, war die edle Frau höchst erfreut, schmückte ihre Wohnung festlich aus, zog die kostbarsten Kleider an, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß Er sie des Glückes gewürdiget habe, die Mutter eines Märtyrers zu sein (Biographie.)

β) Der Knabe und das Goldstück. Ein Knabe fand ein gutes, altes Goldstück. Da seine Inschrift durch das Alter ganz verwittert war, konnte er den Werth desselben nicht erkennen. Während er nun das Goldstück aufmerksam betrachtete, kam ein Jude herbei. Dieser wußte ihm dasselbe, als falsch, so verdächtig zu machen, daß er es wegwarf.

Wie bereute es nun der Knabe, als er vernahm, daß er betrogen worden sei! „Sieh', lieber Sohn!" sprach sein Vater, „so geht es Allen, welche den Verführern trauen. Sie werden um ihr höchstes Gut — unsern heiligmachenden Glauben — betrogen, welcher kostbarer ist, als alle Schätze der Welt."

γ) Die Schafbremse. Ein junger Herr, der, wie es viele eitle Leute zu thun pflegen, sich nicht nach der wahren Religion, sondern nach dem Zeitgeiste richtete, redete einst in Gegenwart seines weisen Oheims allerlei Dinge, die wohl gelehrt schienen, sich aber mit der ewigen Wahrheit nicht vereinigen ließen. Der Oheim ließ ihn eine Weile reden, dann sagte er: „Es giebt eine Art Bremsen, welche den Schafen, Ziegen und Hirschen in die Stirnhöhle kriechen, und ihre Eier hineinlegen. Auch dir ist, wie mir scheint, der Zeitgeist — diese lose Bremse — in dein Gehirn gekrochen, und hat seine Eier hineingelegt. Und wenn ihr Neulinge den Kopf voll solcher Bremseneier habt, dann haltet ihr euch für aufgeklärt. O, ihr Thoren, die ihr die wahre, alleinseligmachende Lehre Christi verwerfet, und die Menschen mit euren Bremseneiern gut, weise und selig machen wollt!"

Wenn wir einen Menschen erblicken, der mit einem schmerzlichen Krebsgeschwüre behaftet ist, so haben wir, obwohl sein Anblick Eckel erweckt, doch mit seinem Elende großes Mitleid. So ist es auch unsere Pflicht, das Laster zwar zu verabscheuen, den Menschen aber, der sich dadurch nicht bloß zeitlich, sondern auch ewig unglücklich macht, zu bedauern. Auch der ärgste Verbrecher ist unser Mitbruder. Wenn der liebe Gott die bösen, lasterhaften Menschen, die Er doch vermöge Seiner unendlichen Macht mit einem einzigen Blitze vertilgen könnte, duldet, und ihnen unzählige Wohlthaten erweiset, warum sollen wir nicht auch jene lieben, und wenn wir zwar, um nicht selbst von ihnen verführt zu werden, einen vertrauten Umgang mit ihnen vermeiden, doch die menschliche Natur und Würde an ihnen achten? Sollen wir nicht in die Fußstapfen Desselben treten, Der auf die Welt kam, zu suchen, was verloren war, und Seine unendliche Güte gegen die Sünder in dem Gleichnisse

von dem verlornen Schafe auf eine rührende Weise darstellt? Sollen wir sie nicht durch Belehrung, Ermahnung und gute Beispiele zu bessern suchen, und für sie beten? Sollen wir nicht zu unsrer Lebensregel die Worte des heiligen Kirchenlehrers Augustin machen, welcher sprach: „Liebe in deinen Nächsten nicht den Fehler, sondern den Menschen; denn der Mensch ist ein Werk Gottes; der Fehler ein Werk des Menschen; liebe das, was Gott gemacht, nicht aber, was der Mensch gemacht hat."

(St. August. tract. 6. in I. ep. Joann. n. 11.)

Beispiele. α) Die Thränen des Einsiedlers. Ein alter, frommer Einsiedler fing jederzeit, sobald er vernahm, daß Jemand gesündigt habe, bitterlich zu weinen an. „Ach!" pflegte er dann auszurufen, „heute dir, morgen mir! Heute bist du in eine Sünde gefallen; Gott gebe, daß morgen mich nicht dasselbe Unglück treffe!"

β) Die Weissagung des heiligen Martinus. Der heilige Martinus, Bischof von Tours, hatte einen Schüler, der einen hellen Verstand, und ein gutes Herz besaß, in kurzer Zeit aber so ausartete, daß alle übrigen Mitschüler sich an seinem leichtsinnigen Lebenswandel ärgerten, und ihrem Lehrer den Rath gaben, jenen ausschweifenden Jüngling, der Britius hieß, aus ihrer Gesellschaft ganz zu entfernen. Allein der gute Lehrer, der noch die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, der Verirrte werde sich bessern, gab ihnen zur Antwort: „Jesus schickte das verlorne Schaf ja auch nicht noch tiefer in die Wildniß hinein, sondern suchte es auf, und trug es zur Heerde zurück. Er kannte den bösen Judas, und duldete ihn unter seinen Schülern, und den unfruchtbaren Feigenbaum ließ Er stehen, um zu sehen, ob er nicht, wenn er sorgfältig gepflanzt werde, doch noch Früchte trage." „Duldet den Britius," sprach er zu seinen Schülern, „suchet durch euer Beispiel ihn aufzumuntern, betet für ihn! Ich sehe voraus, daß unsere Mühe nicht fruchtlos sein werde. Britius wird noch ein würdiger Bischof werden!" Diese Weissagung ging später wirklich in Erfüllung. Britius folgte später dem heiligen Martinus auf dem bischöflichen Stuhle.

γ) Der reumüthige Sünder. Als der heilige Corbinian von Pipin, dem Großhofmeister des königlichen Hauses, eingeladen war, nach Paris zu kommen, und sich schon der Stadt näherte, wurde eben ein Mann herausgeführt, der wegen Diebstahl zum Strang verurtheilt war. Corbinian hatte mit dem unglücklichen Menschen das innigste Mitleid. Er bat die Gerichtsdiener und das Volk, ein wenig zurück-

zutreten, und ermahnte den armen Sünder, ihm zu beichten. Der Mann, Adelbert mit Namen, faßte zu dem liebreichen, freundlichen Bischofe das größte Zutrauen, und bekannte unter heißen Thränen alle seine Sünden. Corbinian überzeugte sich von dessen aufrichtiger Reue, sprach ihn von Sünden los, und bat die Gerichtsdiener, mit der Hinrichtung noch zu warten, indem er hoffe, für den armen Sünder Begnadigung zu erflehen. Die Gerichtsdiener schienen dazu geneigt. Corbinian eilte nach Paris, warf sich dem Pipin zu Füßen, flehte um Gnade für den reumüthigen Verbrecher, und erhielt sie. Ebenso schnell eilte er, von einem Bevollmächtigten Pipin's begleitet, zurück zur Richtstätte. Allein die Gerichtsdiener hatten sich nur so gestellt, als achteten sie auf Corbinian's Worte; der Unglückliche war bereits gehängt. Corbinian befahl, ihn augenblicklich herabzunehmen. Der Mann kam wieder zum Leben. Alles Volk hielt dieses für ein augenscheinliches Wunder. Adelbert aber fiel vor dem heiligen Manne auf die Knie nieder, und gelobte ihm zeitlebens zu dienen, und unter seiner Leitung ein frommes Leben zu führen. Er hielt sein Wort, und ward von dieser Zeit an ein gottesfürchtiger Mann, der sich nicht mehr das geringste Unrecht zu Schulden kommen ließ.

(Chr. v. Schmid's „Apostel Deutschland's.“)

δ) Die kleinen Obstdiebe. Der heilige Fridolin, Abt von Seckingen in Schwaben, verstand es, mit größter Milde Fehlende zurechtzuweisen, und zur Besserung zu bringen.

Einst kamen zwei kleine Knaben in den Klostergarten und kletterten auf einen Baum, um Obst zu stehlen. Aber wie erschracken sie, als sie einen Klostergeistlichen herbei kommen sahen, und wie vergrößerte sich ihre Furcht, als sie bemerkten, daß es der Abt, der heilige Fridolin selbst sei! Sie wollten sogleich herabsteigen und der verdienten Strafe entlaufen. Allein der liebevolle Mann sagte, sie sollten nicht so sehr eilen, daß sie nicht fallen und beschädigt würden. Er belehrte sie, wie abscheulich das Stehlen sei. „Wenn ihr Obst haben wollt,“ sagte er unter Anderm, „so kommt und bittet darum, dann wird euch gewiß davon gegeben werden.“ Die Kinder folgten dieser Einladung gerne, und kamen öfter in den Garten. Der heilige Abt theilte unter sie Obst aus, und erzählte ihnen Vieles vom lieben Gott. Die Kinder hörten zu stehlen auf, und wurden rechtschaffene, brave Menschen.

ε) Eine morgenländische Sage. Es standen eines Tages mehrere Leute bei einem todten Hund, der auf der Straße lag. Jeder wußte etwas über den Hund zu schelten. Der Eine sagte: „Ei, wie arg dieses Aas stinkt!“ und hob die Nase zu; der Andere: „Wie er

voll Koth ist!“ und spie ihn an; der Dritte: „Er hat ja fast gar keine Haare mehr;“ ein Vierter sagte: „Pfui!“ und stieß ihn auf die Seite. Da kam auch der göttliche Heiland hinzu und sprach freundlich: „Aber seht, seine Zähne sind schön und glänzend weiß, wie Elfenbein.“ Da schämten sich die Tadler, daß sie nur das Häßliche betrachteten, wurden vor Scham roth und schwiegen.

Auch wir sollen in Beurtheilung der Menschen nur auf ihr Gutes sehen, und nicht auf ihre Fehler. Dieß verschafft uns Freude, erspart uns viel Unannehmlichkeit, und bessert uns. Wenn man aber die Aufmerksamkeit nur immer auf die Fehler der Menschen richtet, so hat man dabei keine, oder nur eine böse Schadenfreude, thut Andern leicht Unrecht, und wird dabei selbst lieblos und stolz.

Obwohl wir endlich jenen, mit denen wir durch Bande der Natur, Pflicht und Dankbarkeit verbunden sind, z. B. Eltern, Lehrern, Vorgesetzten, Wohlthätern u. s. w., Liebe, Hülfe und Ehre vorzüglich bezeigen sollen, sind wir doch auch schuldig, unsern Beleidigern und Feinden alles Gute zu wünschen und zu thun, sie zu lieben, gegen sie sanftmüthig und versöhnlich zu sein, und für sie zu beten. „Denn,“ sprach der göttliche Heiland, „wenn ihr nur diejenigen liebet, die euch lieben, was werdet ihr für einen Lohn davon haben? Thun dieses nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr da Großes? Thun dieses nicht auch die Heiden?“ (Matth. 5, 46—48.) „Segnet daher,“ sagt der heilige Apostel Paulus, „eure Verfolger, segnet, und fluchet nicht. Vergeltet Niemanden Böses mit Bösem; sondern, wenn eure Feinde Hunger haben, so gebet ihnen zu essen; wenn sie Durst haben, so tränket sie; denn thut ihr dieses, werdet ihr feurige Kohlen auf ihre Häupter sammeln; lasset euch nicht vom Bösen überwinden, sondern überwindet Böses durch Gutes.“ (Vergleiche Röm. 12, 14. 17. und 6, 20.) Und der heilige Gregorius, der Große, lehrt: „Der hat die wahre, die vollkommene Liebe, der seinen Feind in Gott und wegen Gott liebt.“ (St. Greg. hom. 17.)

Beispiele. *α*) Ludwig der Heilige. Eine Frau glaubte in einem Rechtshandel gekränkt zu sein, und warf in der größten Hitze dem heiligen Ludwig, König von Frankreich, vor, er sei es gar nicht werth, die königliche Krone zu tragen und in Frankreich zu leben.

„Ihr habt Recht, liebe Frau!“ gab ihr der heilige König zur Antwort, „ich bin es nicht werth, und wenn man mit mir so handeln

7*

würde, wie ich es verdient hätte, so würde man mich nicht bloß aus Frankreich, sondern aus der ganzen Welt zu entfernen suchen."

Hierauf ließ er ihr ein ansehnliches Almosen darreichen, und die arme Frau war mehr beschämt, als wenn er ihr die empfindlichste Strafe auferlegt hätte.

β) Der heilige Franz von Regis. Der heilige Franziskus von Regis begegnete einst einem Jünglinge, der ihn ermorden wollte. Schon zog der Unglückselige den Dolch aus dem Mantel hervor, um ihn in die Brust des heiligen Mannes hineinzustoßen. Allein der liebevolle Diener des Herrn redete ihn voll der Freundlichkeit mit folgenden Worten an: „Mein lieber Bruder! warum sinnst du auf so viel Böses gegen einen Mann, der es mit dir so wohl meint, und dir gerne mit seinem eigenen Blute das ewige Heil, das größte Gut verschaffen möchte?"

Der Sünder zitterte, warf den Dolch von sich, lag zu den Füßen des Heiligen, und erhielt von ihm Verzeihung und den Segen zur Besserung seines Lebens.

γ) Der heilige Einsiedler Abraames. Als Abraames, der heilige Einsiedler, der in Phönizien den Glauben an Jesus Christus verkündete, in ein einsames, abgelegenes Dörfchen kam, um auch den Bewohnern dieser Ortschaft den wahren Glauben zu bringen, wurde er von einigen Männern überfallen, und unter gräßlichem Geschrei und unter derben Streichen in die Mitte des Dorfes gebracht. Hier wollten sie ihn so lange schlagen, bis er seinen Geist ausgehaucht hätte. Aber der heilige Mann duldete alle diese Mißhandlungen so geduldig, und betete mit solcher Inbrunst für seine Peiniger um Verzeihung, daß sie endlich gerührt wurden, und ihm sogar gestatteten, einige Zeit im Dorfe verweilen zu dürfen.

δ) Der Christensklave. Ein Sklave in Algier, dessen Herz durch die christliche Liebe nicht erwärmt war, sagte einst zu seinem Kameraden während ihrer Arbeit: „Bruder, die Zeit der Rache ist gekommen. Sieh dort unsern Aufseher, der uns auf eine so unmenschliche Weise quält, wie er, vom Weine betäubt, in tiefen Schlaf versunken, unter dem Baume schnarcht. Immer näher wälzt er sich an den Rand des Abgrundes. Eile hin, und gieb ihm einen Stoß; der geringste Stoß bringt ihn in den Abgrund, wo er mit zerschellten Gliedern den Tod finden muß. So kannst du dich von deinem Peiniger befreien, der sein kostbares Vergnügen darin findet, dich täglich grausam zu mißhandeln, und noch dabei zu verhöhnen. Geh' hin, räche dich, Niemand sieht dich!"

Der Christensklave, welcher ein katholischer Geistlicher war, und als Verkündiger des wahren Glaubens reisend, den Seeräubern in die Hände gefallen war, sah seinen Gefährten, der ihm einen so schlechten Rath ertheilt hatte, mit einem warnenden Blicke an, und sprach: „Laß ab von diesen rachgierigen Worten. Ich bin ein Christ; mein Glaube lehrt, daß ich auch meine Feinde lieben soll, und diese Lehre will ich fern von allem Rachgefühle befolgen. Nur Verzeihung ist des Christen würdig."

Er eilte hin zum Schlafenden, der ihm in seiner Gefangenschaft so viel Böses zugefügt hatte, sah eine giftige Schlange, welche eben dem Schlafenden einen tödtlichen Biß versetzen wollte, tödtete sie, und kehrte mit dem frohen Bewußtsein, edel an seinem Feinde gehandelt zu haben, zu seiner Arbeit zurück. (Chimani.)

ε) Der heilige Andreas Avellinus. Einen rührenden Beweis der Versöhnlichkeit gab der heilige Andreas Avellinus, als sein Neffe, ein hoffnungsvoller Jüngling, den er wegen seiner Frömmigkeit und seines tugendhaften Wandels zärtlich liebte, von einem rachgierigen Menschen meuchlerisch ermordet wurde. Der heilige Andreas Avellinus kannte den verruchten Meuchelmörder; es stand auch in seiner Gewalt, ihn den Gerichten anzuzeigen. Er wollte aber nicht den Anschein geben, als ob er Rache an dem Mörder seines Neffen üben wolle; sondern verschwieg den Namen desselben. Später wurde der Thäter doch entdeckt. Der Bruder des heiligen Andreas Avellinus wollte an dem Meuchelmörder Rache nehmen; der Heilige hielt ihn aber zurück, und brachte ihn dahin, daß er es den Gerichten überließ, den Schuldigen zu bestrafen. Der heilige Mann flehte sogar die Richter an, den Verbrecher so mild als möglich zu behandeln. (Ebend.)

η) Edelmuth. Ein Soldat war in Kriegsgefangenschaft gerathen; er fand aber Gelegenheit zu entwischen. Er floh durch Wälder, um verborgen zu bleiben; der Hunger aber zwang ihn, ein bewohntes Haus aufzusuchen, um Nahrung zu erhalten.

Am Saume des Waldes kam er zu einzelnstehenden Hütten. Furchtsam näherte er sich einer derselben, pochte an, und bat um ein Stück Brod. Der Bewohner derselben, ein Holzhauer, trat ihm mit einem Lichte in der Hand entgegen, und der Soldat erschrack, daß er zu bekannten Leuten gekommen, bei welchen er vor einiger Zeit einquartiert gewesen, und ziemlich ungestüm und begehrlich, wie es in Kriegszeiten die Soldaten zu thun pflegen, sich betragen hatte. Auch der Holzhauer hatte ihn sogleich erkannt; aber, anstatt Rache an ihm zu nehmen, sah er in ihm nun den wehrlosen, unglücklichen Kriegs-

gefangenen, welcher sich zu retten suchte. Er gab ihm einen halben Laib Brod und ein Stück Käse, und sagte zu ihm: „Eile von hier weg in den Wald, suche dort ein Nachtlager, damit du nicht entdeckt wirst. Noch immer streifen feindliche Wachposten herum."

Der Soldat dankte ihm herzlich; er war über seinen Edelmuth, der Böses mit Gutem vergalt, innig gerührt, befolgte seinen Rath, und gelangte glücklich zu den Seinigen. (Erzählungsbuch der Großmutter.)

ϑ) Versöhnlichkeit Ludwigs XII. Ludwig XII., König von Frankreich, hatte als Herzog von Orleans, ehe er den Thron bestieg, viele Gegner, besonders aber einen einflußreichen angesehenen Mann, La Tremóville mit Namen, der sich als Werkzeug gebrauchen ließ, um den Herzog von Orleans zu unterdrücken. Als Ludwig den königlichen Thron bestiegen hatte, wurde La Tremóville von ihm in der Schlacht von Saint Aubin gefangen genommen. Mehrere riethen dem Könige, an diesem seinem Feinde Rache zu nehmen. Ludwig aber gab ihnen zur Antwort: „Ein König von Frankreich rächt nicht die Unbilden, welche man dem Herzog von Orleans zugefügt hat. Wenn La Tremóville meinen Feinden treu gedient hat, so wird er, von meinem Edelmuthe überzeugt, auch mir später treu dienen." (Chimani.)

ι) Gelassenheit. Der berühmte Raleigh wurde von einem jungen, leidenschaftlichen Menschen einst sehr beleidigt. Der Unbesonnene spie dem braven Mann sogar in's Gesicht. Allein Raleigh zog ganz gelassen sein Schnupftuch aus der Tasche, und sagte mit der größten Gemüthsruhe: „Armer, junger Verirrter, könnte ich dein Blut ebenso leicht von meinem Gewissen wegwischen, wie diesen Schimpf von meinem Gesichte, ich würde dir im nämlichen Augenblicke das Leben nehmen." (Magazin moral. Erzählungen.)

ϰ) Alphons V. Der König Alphons von Arragonien eilte einst durch einen dichten Wald. Vor ihm war ein Edelknabe zu Pferde, der einen Zweig aus dem Wege bog, aber mit so geringer Vorsicht, daß der König einen starken Schlag in's Auge erhielt. Erschrocken kam das Gefolge des Königs herbei, sah nach dem Schaden, und fragte, ob er viele Schmerzen empfände. Der König litt gewiß an der Verletzung; aber er unterdrückte den Schmerz, und gab mit ruhiger und lächelnder Miene die Antwort: „Ich denke weniger an mich, als an den armen Edelknaben, dem der Zweig aus der Hand entwischt ist, und der in der größten Verlegenheit sich befinden wird."

Mit diesen Worten reichte er dem zitternden Edelknaben die Hand, und Alles war vergessen.

λ) Vater Radetzky. Als Radetzky, der mit Lorbeer bekränzte

Feldherr der Oesterreicher, den jeder gemeine Soldat mit Liebe „Vater" nennt, am 6. August des Jahres 1848 in die wiedereroberte Hauptstadt der Lombardei, Mailand, einzog, ermahnte er alle seine Kriegsleute, den Feinden alles Böse zu verzeihen, was sie ihnen im Verlaufe des Krieges zugefügt hatten.

μ) Der edle Tasso. Man hinterbrachte dem Dichter Tasso die Nachricht, daß einer seiner Feinde zu Allen Uebles von ihm spreche. „Laßt es gut sein," gab er zur Antwort, „es ist besser, daß Er zu Allen Böses von mir spricht, als wenn Alle Uebles von mir reden würden." (Jugendztg. v. Dolz.)

ν) Die ausgesöhnten Nachbarn. Als im Anfang dieses Jahrhundertes die französischen Kriegsheere auch in die Gegenden Salzburgs drangen, wurde in einem gewissen Orte jedes Haus ausgeplündert, wodurch viele Familien in große Armuth geriethen. Einige von diesen Unglücklichen hatten nichts mehr, als nur wenige Kleidungsstücke — und außerdem nicht einmal einen Bissen Brod. Nur ein einziger Bewohner dieses Ortes, der Peter Müller hieß, war noch der Glücklichste. Er hatte früher seine besten Sachen in einen sichern Ort gebracht, den die französischen Kriegsheere nicht auffanden.

Sein Nachbar aber hatte nichts mehr zu leben. Schon zwei Tage lang hatte er mit Weib und Kindern nur Angst und Schrecken ausgestanden, und Hunger gelitten. Dieser Nachbar lebte mit Peter Müller vor der Ankunst der Franzosen in großer Feindschaft; kaum hörte aber dieser die traurige Lage seines Nachbars, so eilte er hin, tröstete ihn, und brachte ihm verschiedene Lebensmittel. Gerührt durch diese Güte, umarmte der Nachbar seinen Wohlthäter, dankte ihm, und bat um Vergebung, daß er ihm früher so feindselig begegnete.

„Lieber Nachbar!" sprach Peter Müller, „daran denken wir nicht mehr. Jetzt wollen wir uns desto aufrichtiger lieben! Hier hast du meine Hand! — Ich bleib' dein Freund bis zum Tode!" (Pureberl.)

ξ) Großmuth. Münnich, ein berühmter General, der in Rußland großes Ansehen hatte, fiel später in die Ungnade des Kaisers, und wurde nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Der Kommandant des Ortes, wo er sich aufhalten mußte, suchte ihm sein Schicksal dadurch zu erleichtern, daß er ihm Schreib- und Reißzeug gab, und ihm erlaubte, allein und frei im Orte herumgehen zu dürfen. Da der Verbannungsort weit von der kaiserlichen Residenz entfernt ist, so war nicht zu befürchten, daß der Kommandant wegen dieser Erleichterung, die er, ohne bei dem Kaiser anzufragen, sondern nur aus Nachsicht

dem Sträfling ertheilt hatte, angeklagt würde. Allein ein Offizier, dem Münnich viel Gutes erwiesen, und zu seinem Glücke verholfen hatte, bemerkte auf seiner Durchreise diese Begünstigung, und war so niederträchtig, sie bei Hofe anzuzeigen. Der Kommandant wurde abgesetzt; Münnich aber strenger gehalten. Nach einigen Jahren wurde er zurückberufen, in seine Ehrenstellen wieder eingesetzt, und es fügte sich, daß jener Offizier, der ihn verrathen hatte, zu ihm kam. Voll der Angst warf der ehemalige Verräther sich ihm zu Füßen. „Stehen Sie auf," sagte der Greis, „wenn mein Herz dem Ihrigen gleich wäre, dann könnte ich vielleicht darauf denken, mich zu rächen; aber jetzt weiß ich, Sie können Niemanden mehr schaden, und mithin können Sie ganz ruhig sein." (Jugendztg. v. Dolz.)

o) Ein Spiegel für Eltern und Kinder. Es giebt viele thörichte Eltern, welche durch Wort und Beispiel dahin arbeiten, die edle Himmelspflanze der Feindesliebe von dem reichlich empor wuchernden Unkraute des Hasses und der Bosheit ersticken zu lassen. Wie oft geschieht es, daß ein unverständiger Vater, wenn sein kleines Kind vor Zorn schreit, mit den Füßen stampft, oder die ältern Geschwister schlägt, statt dasselbe abzustrafen, darüber die größte Freude zeigt, und lächelnd die Bemerkung macht: „Ei, aus dir wird noch ein arger Schelm werden!" Wie oft geschieht es, daß eine unvernünftige Mutter das schreiende Kind dadurch zu beschwichtigen sucht, daß sie den Stein, die Bank oder den Tisch schlägt, woran sich das Kind gestoßen oder weh gethan, und dabei mit ernster Stimme auf diesen Gegenstand schimpft! Wie oft hört man Eltern zu ihren klagenden Kindern geradezu sagen: „Das hättest du nicht leiden sollen; hättest auch du ihnen weh gethan!" Wie viele Eltern giebt es, die ihren beleidigten Kindern sogar versprechen, an dem beleidigenden Kinde selbst Rache zu nehmen! Ein herrliches Beispiel, ein Spiegel für Eltern und Kinder ist daher wohl jene anmuthige Begebenheit, welche der ehrwürdige Verfasser der Ostereier, Chr. v. Schmid, in seinen schätzbaren Erinnerungen aus seinen Jugendjahren uns mittheilt:

„Ein Knabe warf," erzählt uns der edle Greis, „mit einem Steine meinen Bruder, vielleicht nur aus Versehen, an den Kopf, daß er blutete. Wir beide Brüder eilten zum Vater, und forderten ihn auf, den bösen Buben zu verklagen, damit er gezüchtigt werde. Allein der Vater sprach: „Diese Leute sind, wie ich höre, arm, haben viele Kinder, und noch überdieß ist die Mutter krank. Wir wollen dem muthwilligen Knaben verzeihen. Wir müssen nach der Lehre des Evangeliums Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten!" Er gab uns ein

Stück Geld, es den armen Leuten zu bringen, ohne des Steinwurfes zu erwähnen. Die beiden Eltern hatten aber schon vernommen, was für Unheil ihr Knabe gestiftet habe, und waren darüber bestürzt. Um so mehr erstaunten sie, als wir ihnen das Geld brachten, und ihnen nun erzählten, was unser Vater gesagt hatte. Sie priesen seine Gutherzigkeit, waren immer sehr freundlich gegen uns, und keines ihrer Kinder fügte uns mehr das geringste Leid zu. Ja, der Knabe brachte meinem Bruder zu einiger Vergütung einen sehr schönen Kranz von Feldblumen. Die schärfste Züchtigung des Knaben hätte dieses nicht bewirken können, sondern würde vielmehr das Gegentheil bewirkt haben.

Soll aber unsere Nächstenliebe einen Werth vor Gott haben, so muß sie nicht bloß allgemein, sondern auch b) uneigennützig sein. Die Nächstenliebe soll nicht aus der Begierde nach unserm eigenen Vortheil, dem Verlangen nach Ehre, Ansehen, zeitlichem Gewinne, sondern mehr aus der Sorge für das Wohl Anderer hervorgehen. Es ist keine Uneigennützigkeit vorhanden, wenn jeder Liebesthat, die wir dem Nächsten erweisen, immer die Frage, als wäre es das Nothwendigste, vorausgeht: „Was bekomme ich dafür?" Wir sollen nicht bloß bereit sein, dem Nächsten nur dann unsere Liebe zu bezeigen, wenn wir sehen, daß unsere Liebesthat von Andern gesehen, gelobt oder belohnt werden könne. Es ist keine wahre, uneigennützige Liebe, wenn man höchstens nur deßwegen den Armen etwas giebt, weil man sonst desselben nicht los werden könnte, oder weil uns dasselbe, was wir den Dürftigen reichen, zu unserm eigenen Gebrauche zu gering ist. Ohne Uneigennützigkeit hat auch das beste Werk der Liebe keinen Werth; sie ist gleichsam die Seele der Nächstenliebe. Deßwegen warnt uns auch der göttliche Heiland vor dem Ehrgeize, indem Er spricht: „Wenn du Almosen giebst, so laß es nicht in den Synagogen und auf der Straße vor dir her ausposaunen, wie es die Heuchler machen, damit sie von den Menschen gelobt werden. Wahrhaftig, das ist auch Alles, was sie davon haben." (Matth. 6, 2.) Und der heilige Apostel Paulus spricht sich in seinem anmuthigen Bilde, das er von der wahren christlichen Liebe entwirft, so aus: „Die Liebe ist nicht ehrsüchtig, sie sucht nicht ihren eigenen Nutzen." (I. Kor. 13, 5.) Auf die nämliche Weise spricht auch der heilige Ambrosius: „Bei der Freigebigkeit wird nicht gefragt, wie viel, sondern mit welchem Gemüthe gegeben wird; denn jene Freigebigkeit ist nicht die voll-

kommene, wenn du mehr aus Ruhmsucht, als aus Barmherzigkeit giebst." (St. Ambros. in epist. ad Cor.)

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. Als der König von Sodoma dem Abraham für die Hülfe, die er demselben im Kriege geleistet hatte, die ganze Beute schenken wollte, rief dieser aus: „Ich hebe meine Hand auf zum Herrn, dem allerhöchsten Gott, dem Besitzer Himmels und der Erde, daß ich von Allem, was dein ist, nicht einen Faden oder Schuhriemen nehme."

Wie schwer Gott den Eigennutz bestrafe, sehen wir in der Geschichte des Loth. Denn Loth hätte gegen Abraham, den Bruder seines Vaters, mehr Ehrfurcht haben sollen. Er folgte aber nur seinem Eigennutze, und glaubte, indem er den schönsten Theil des Landes wählte, eine sehr glückliche Wahl zu treffen. Allein er hatte, wie denn eigennützige Menschen sich am Ende in ihrer Rechnung fast immer selbst betrügen, nur sein Unglück gewählt; er wurde von dem Könige von Elam seines Vermögens beraubt, und mit seinem Weibe und seinen zwei Töchtern in die Gefangenschaft abgeführt; ja er wäre später mit jenen bei dem Untergange Sodoma's bald umgekommen, wenn sie nicht Gott noch wunderbar durch die Engel gerettet hätte.

Rebekka bezeigte sich schon, als sie noch nicht gewußt hatte, daß der Diener Abraham's sie so reichlich beschenken werde, gegen diesen fremden Mann sehr dienstfertig; Laban, ihr Bruder hingegen, hatte die goldenen Armbänder und Ohrenringe an seiner Schwester schon gesehen; in der Hoffnung, gewiß auch etwas zu bekommen, lief er eilends zu dem Manne hinaus an den Brunnen, und sprach zu ihm: „O du Gesegneter des Herrn! Was stehst du da draußen? Komm' geschwind herein!"

Moses dachte gewiß an keinen Lohn, als er die Töchter des Jethro gegen die rohen Hirten beschützte.

Barzillai wurde vom Könige David um der Treue willen, die er ihm auf der Flucht bewies, eingeladen, bei ihm seine alten Tage in Ruhe zuzubringen; allein der liebenswürdige Greis war bei aller seiner Güte so uneigennützig, daß er dieses Anerbieten nicht annahm.

Ein ebenso schönes Beispiel uneigennütziger Güte ist Elisäus. Er hätte durch das Geschenk des Naaman, den er vom Aussatze geheilt hatte, reich werden können, und lebte dennoch lieber mit Wenigem zufrieden, that viel Gutes, und verlangte nichts dafür. Giezi, sein Diener, aber mag zu einem warnenden Beispiel allen Denjenigen dienen, die ihm in Hinsicht des Eigennutzes und der Niederträchtigkeit gleichen.

Der König Balthasar hätte gern den Daniel für den Dienst, den er ihm durch die Auslegung der räthselhaften Schrift an der Wand erwiesen hatte, reichlich belohnt, ihn mit Purpur bekleidet, mit einer goldenen Kette geziert, und zum dritten Mann nach ihm erhoben; allein Daniel sprach: „Behalte deine Gaben für dich, mein König, und gieb deine königlichen Geschenke einem Andern. Diese Schrift will ich dir aber dennoch auslegen, und ihre Bedeutung dir zeigen.“

Das schönste Beispiel edler, uneigennütziger Nächstenliebe hat uns der göttliche Heiland selbst gegeben. Nur aus Liebe zu den Menschen wirkte Er Seine Wunder, und diese erhielten erst durch die liebevolle Absicht, mit welcher Er dieses that, die wahre Anmuth und Würde. Nicht um Aufsehen zu machen, die Neugierde eitler, zerstreuungssüchtiger Menschen zu befriedigen, Lob und Beifall derselben zu ernten, war es Ihm zu thun; sondern Seine wunderbaren Thaten sollten, wie Er wünschte, nur dazu dienen, den Unglücklichen wohlzuthun, Seiner Lehre den Eingang in ihr Herz zu bereiten, sie aus ihrer Gefühllosigkeit für Wahrheit und Tugend zu wecken, und durch dieselben dem ganzen, in Elend versunkenen Menschengeschlechte feierlich die Erlösung anzukündigen. Es wäre Ihm etwas Leichtes gewesen, vermöge Seiner Allmacht, mit der Er während Seines Lebens auf Erden unzählige Wunder wirkte, auch auf eine wunderbare Weise Seinen schauerlichen Schmerzen ein Ende zu machen; aber nein! Er wollte nicht um Seines eigenen Vortheiles willen, sondern, um Andere zu beglücken, und zum Guten zu führen, Seine Wunderkraft benützen. Er wollte alle Ehre vor den Menschen verläugnen, die tiefste Schmach dulden, unter die Uebelthäter gezählt, ja für das Haupt derselben gehalten werden. Alle Ehre vor den Menschen war Ihm nichts, da es darauf ankam, die Menschen zu retten. Alle Freude, Blut und Leben gab Er für sie dahin; Er duldete Dornspitzen, Geißelstreiche, Nägelwunden, alle Qualen des schrecklichsten Todes — um des Heiles Anderer willen. Ebenso uneigennützig bewiesen sich auch die heiligen Apostel, welche, um Andere durch die frohe Botschaft Christi glücklich zu machen, die größten Verfolgungen, ja selbst den schmerzlichsten Tod freudig litten.

b) Noch andere Beispiele. α) Die Fischgräte. Der heilige Petrus Damiani pflegte, als er noch außerhalb des Klosters als Priester lebte, täglich einen armen Blinden mit sich speisen zu lassen. Da geschah es eines Tages, daß nur Ein Laibchen weißen, bessern Brodes im Hause war. Die Dienstleute meinten daher, der Heilige sollte dieses bessere Brod genießen; für den Blinden wäre ein

Stück schlechteren Brodes nebst der übrigen Kost gut genug. Als der Heilige sich mit dem armen Blinden zu Tische setzte, wollte er schon dem Blinden, weil er diesen an Christi Statt ernährte, das bessere Brod überlassen. Aber die böse Begierde, die in ihm auf einmal wach wurde, sagte: „Was werden deine Hausleute sagen? Hast du diesen Blinden dazu in dein Haus aufgenommen, daß er die bessern Bissen genieße, du aber dich mit dem Schlechtern begnügen solltest? Ist es nicht genug, daß er, der sonst Hunger leiden müßte, an deinem Tische speist? Er müßte ja schon zufrieden sein, wenn du ihn mit der Dienerschaft essen ließest.“ Und wirklich ließ sich, wie denn auch der Gerechte zuweilen schwache Stündlein hat, Petrus Damiani von der Eigenliebe so sehr bereden, daß er anfing, das weiße Semmelbrod zu essen, und dem Bettler das gewöhnliche Hausbrod zu lassen. Aber das Gewissen ließ dem Heiligen dennoch keine Ruhe. Immer war es ihm, als wenn eine innere Stimme ihm zurufen würde: „Für deine sündhafte Eigenliebe wird dich gewiß Gott strafen!“ Bald darauf wurden Fische aufgetragen. Als Petrus Damiani davon aß, blieb ihm eine große Fischgräte im Halse stecken; er konnte sie trotz aller Anstrengung weder herauf, noch hinab bringen, und schon fürchtete er, dieser Unfall werde ihm das Leben kosten. Der Tod wäre ihm sonst nicht schrecklich vorgekommen; aber der Gedanke an seine sündhafte Eigenliebe war ihm eine Qual. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, tauschte er mit dem Blinden das Brod, gab ihm das bessere, und begnügte sich mit dem rauhern. Und schon beim ersten Bissen, den er davon nahm, schlüpfte die Fischgräte in den Hals hinunter, ohne ihm einen Schaden zu verursachen. Er erkannte diesen Unfall als eine Strafe Gottes für die sündhafte Bereitwilligkeit, mit welcher er der allzu großen Eigenliebe gefolgt war.

β) Die Feuersbrunst.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Ergab sich jüngst dieß Trauerspiel.
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Der edle Fürst, des Landes Vater, sah
Des Kindes Noth, rief vieles Volk zusammen,
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
D'rauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil Keiner sonst es retten wollte,
Hin durch die lichte, heiße Glut;
Und seinem Heldenmuth

Gelang die schöne That. — Dem Tod entrissen
Legt er das Kind zu seinen Füßen.
„Freund!“ — sprach der Fürst — „du bist recht lobenswerth,
Hier nimm noch mehr, als du begehrt!“ —
„Nein!“ — sprach der Arme — „Gott, der Herr,
Hat schon gelohnt — Er half. Wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Goldes nicht;
Sie mögen's armen Leuten geben!
Das, was ich that, war meine Pflicht.“
(Prakt. Sittenlehre.)

γ) Die Rübe. Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herren verehren,“ sagte er; „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle ein großes Kalb. Giebt er für eine lumpigte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als Euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauern — die ihm wohlbekannte, große Rübe. (Chr. v. Schmid.)

δ) Der dienstfertige Holzhacker. „Wo finden wir am besten und sichersten durch diesen Wald, um nach der nächstgelegenen Stadt zu kommen?“ fragten einst drei reisende Handwerksbursche einen Bauer, welcher nicht fern vom Walde einen Zaun ausbesserte. Der Wald lag weit und groß und dicht vor ihnen, und es durchkreuzten sich so viele Wege, daß man nicht leicht wissen konnte, ob man den rechten treffen würde.

„Was gebt ihr mir,“ antwortete der Bauer, „wenn ich euch den rechten Weg zeige? Allein werdet ihr,“ setzte er hinzu, „denselben gewiß nicht finden, und ihr könntet den ganzen Tag, und auch noch die ganze Nacht hinzu, im Walde herumlaufen.“ Gern wollten ihm die Handwerksbursche eine kleine Erkenntlichkeit geben; aber der Mann forderte viel, und sie hatten nur wenig Geld in der Tasche.

Zum Glücke sahen sie einen Holzhacker aus dem Walde kommen. „Vielleicht,“ dachten sie, „ist dieser gefälliger,“ und ließen den Bauer stehen. „Lieber Mann!“ fragten sie, „wo geht der Weg in die nächste Stadt?“ „In die nächste Stadt?“ fragte der Holzhacker, „o, der ist gerade unter Allen am schwersten zu finden! Es würde doch nichts helfen, wenn ich euch denselben auch noch so genau beschriebe. Kommt! ich will selbst mitgehen!“

Er führte die Reisenden über eine Stunde weit, bis er sie endlich auf einen stark betretenen Weg brachte. „Geht auf diesem Wege fort,“ sagte er, „und wenn er sich bei einer Eiche in zwei Wege theilt, so nehmet den linker Hand, und ihr könnet nicht mehr irren. Lebt wohl, und reiset glücklich!“

Herzlich dankten die Handwerksbursche dem gefälligen Holzhacker, und wollten ihn für seine Mühe nach ihrem Vermögen belohnen; aber er nahm durchaus nichts an, so sehr sie ihn auch dazu nöthigten. „Behaltet eure Kreuzer,“ sagte er, „ihr werdet sie wohl noch brauchen.“

Die Reisenden richteten sich nach der Anweisung, die ihnen gegeben war, und in drei Stunden sahen sie die Stadt schon vor sich liegen, die sie auch bald erreicht hatten. (Schulfreund.)

e) Opfer der Ehrsucht. Herr Hill, ein reicher Mann, that nur dann Gutes, wenn er sah, daß seine wohlthätigen Werke von den Menschen beobachtet, und gelobt werden könnten.

Eines Tages ritt Herr Hill spazieren. Es war ein sehr kalter Wintertag, und schon fing es an, dunkel zu werden. Da traf er auf dem Wege eine arme Frau mit zwei Kindern an, die gerade in die Stadt gehen wollte; allein von der Thorwache, trotz ihres flehentlichen Bittens, zurückgehalten wurde, weil die Obrigkeit der Stadt, bei der täglich mehr zunehmenden Noth und dem allzu großen Zudrange der Armen, es für besser hielt, alle jene, die nicht zur Stadt gehörten, abzuweisen. „Ach, lieber Herr!“ sprach die arme Frau, indem sie die Hände flehentlich erhob, „nehmen Sie sich meiner, wie auch dieser armen Kleinen, gütigst an; sorgen Sie doch dafür, daß ich, nachdem ich von den Thorwächtern fortgewiesen wurde, eine freundliche Aufnahme in der Stadt finde, und nicht mit meinen Kindern hier in Nacht und

Frost umkommen muß!" Der Anblick der jammernden Mutter und der armen Kinder, die vor Frost zitterten, durchdrang sein Herz. Es wäre ihm etwas Leichtes gewesen, sie in der Vorstadt unterzubringen. Allein er dachte bei sich selbst: „Was hätte ich auch für die Mühe, die zur Hülfe dieser Unglücklichen erforderlich wäre? Es ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen, der mein Verdienst anerkennen, und mich dafür loben könnte." Er warf der armen Frau ein Geldstück zu, ritt vorbei, und bekümmerte sich um die armen Leute nicht mehr.

Am folgenden Morgen sah man die Frau mit ihren Kindern todt auf der Straße liegen. Ihre Mattigkeit erlaubte ihnen nicht mehr, das nächste Dorf zu erreichen; die Nacht überfiel sie, und so sank sie kraftlos in den Schnee, und erfror mit ihren Kindern. Man forschte näher nach, woher die Unglückliche wäre. Wer beschreibt aber das Entsetzen des Herrn Hill, als er vernahm, daß jene unglückliche Frau, die er mit ihren Kindern unbarmherziger Weise dem Tode preisgegeben hatte, seine Schwester war. Sie war in einem weit entfernten Lande verheirathet, hatte frühzeitig ihren Ehegatten verloren, und wollte nun ihren Bruder aufsuchen, um seine Hülfe in ihrer großen Dürftigkeit anzuflehen. Diese Begebenheit machte auf Herrn Hill großen Eindruck. Er klagte sich selbst als die Ursache an dem Tode seiner Schwester und ihrer Kinder an, verwünschte seine übertriebene Ehrsucht, und hatte sein ganzes Leben lang keinen frohen Augenblick mehr. Noch auf dem Todbette beklagte er seine unglückselige Leidenschaft, und seine letzten Worte waren: „So mußte sogar meine gute Schwester mit ihren Kindern ein Opfer meiner Eitelkeit werden. Gott sei mir armen Sünder gnädig!" (Lehre und Beispiel.)

η) Die Kornähren. (Eine Parabel.) Der göttliche Heiland ging einst mit Seinen Jüngern durch die reifenden Saatfelder, und sie streiften Aehren aus, um ihren Hunger zu stillen. Da sprachen die Kornähren zum Herrn: „Gerne speisen wir Dich und Deine Jünger mit unserer Kraft, da ihr das Brod des ewigen Lebens allen Menschen bringet; aber wie viele Unwürdige schneiden unsere Halme ab, und nähren sich von unserm Mahl. Herr, wehre ihnen das, und laß uns wachsen zu Deiner Ehre, um nur den Redlichen eine Speise zu sein!"

Der Herr des Lebens aber antwortete den Kornähren: „Meine geliebte Saat, immer doch bleibst du ein Bild Meiner Güte und Meiner Barmherzigkeit, die über Gottlose, wie über Fromme ausgeschüttet werden; Diesen zum Dankopfer, Jenen zur Gnadenfrist. Also blühst du Mir doch immer zur Ehre, und giebst zum Segnen deine heilige Frucht her. Darum sei getrost, mein geliebtes Korn, und wachse

fröhlich aus dem Schooße der Erde, und gleiche darin deinem Schöpfer, daß du hundertfältig wucherst, dem Unwürdigen, wie dem Würdigen, dem Bösen, wie dem Frommen! Bleibst du doch, was du bist, obwohl der Sanftmüthige dich nur besitzet, und der Dankbare in dir nur das Brod des ewigen Lebens findet." So sprach der Herr; aber die Kornähren verneigten sich alle tiefer, und verstummten über die weisen Worte des heiligen Lehrers.

So diene auch du, o Mensch, deinen Nebenmenschen mit deiner Gabe, und kümmere dich nicht darum, ob sie dir dafür danken werden, denn Alles, was du hast, kommt von Gott.

9) Noch eine andere Parabel. An einem Sommertage sandte der Himmel einen milden Regen auf die lechzende Erde. Noch lange glänzten die Tröpflein, von der wieder scheinenden Sonne vergoldet, wie schöne Dankesthränen auf den erquickten Blumen und Halmen. Aber im Sande, in welchem Gotthold mit seinem Freunde am Ufer eines Flusses wandelte, war bald keine Spur des Regens mehr.

Da sprach Gotthold zu seinem Freunde: „So versiegen und verschwinden die Wohlthaten in den Herzen der Menschen, wenn diese nur Sand, und kein gutes Erdreich der Tugend sind. Nicht einmal eine Spur vom Nutzen des Regens zeigt sich im Sande. Wir haben nur den Vortheil, daß er uns an den Füßen nicht mehr so glühend brennt. So geht es auch mit den Wohlthaten, die wir einem Unwürdigen erweisen. Sie nützen uns wenigstens dadurch, daß die Bösen, um der Wohlthaten willen, die ihnen erwiesen wurden, anfangen, in der Gluth ihrer Leidenschaften weniger arg zu sein. Und wäre auch dieses nicht, so soll uns der Gedanke, dem Vater im Himmel ähnlich zu werden, genügen."

Gleichnisse und Denksprüche. Wer gute Werke ausübt, um von den Menschen gelobt zu werden, verkauft Edelsteine für Pfenninge.

Die Sonne leiht schon seit Jahrtausenden dem Monde ihr Licht, und stellte nie die Anfrage an ihn: „Wie viel bekomme ich Zins dafür?" So seien auch wir stets bereit, dem Nächsten zu helfen, ohne vorher zu fragen: „Was giebst du mir dafür?"

Der Eigennützige ist im Stande, dem Nachbar das Haus anzuzünden, um bei dem Feuer sich ein paar Eier zu sieden.

Jedes gute Werk, das man nur aus Eigennutz verrichtet, ist eine falsche Münze, die keinen Werth hat.

Jede gute Handlung wird ausgestrichen aus dem Buche des

Lebens, wenn wir sie selbst bekannt machen, um von den Menschen gelobt zu werden.

Die linke Hand soll nicht wissen, was die Rechte thut.

Jedem Werke der Nächstenliebe wird gleichsam der Kopf abgeschlagen, wenn wir dasselbe aus Ehrsucht vor den Menschen ausposaunen.

Diene dem Dankbaren gern; aber erwarte nie Dank.

Das Veilchen.

Nicht auf den Höhen wirst du's finden,
Es blüht in still versteckten Gründen
In sanfter Zierde, holder Pracht,
Das blaue Aug' im Perlenthaue,
In Himmelsduft, auf grüner Aue,
Von sanften Lüften angefacht.
So streu' auch du die stillen Saaten,
Und wirk' verborgen gute Thaten,
Mit starker Hand, in regem Fleiß,
Dann lächelt dir, in ird'scher Hülle,
Schon hier des Himmels süße Fülle,
Und reicht dir dort das Palmenreis.

Sowie aber aus einem edlen Saamen gewöhnlich auch reichliche und gute Früchte kommen, so pflegt aus einer uneigennützigen Gesinnung auch eine regsame Bereitwilligkeit, Andern mit Wort und That zu helfen, hervorzugehen. Denn wer eine reine, uneigennützige Liebe gegen Andere hat, es mit denselben wahrhaft gut meint, ist auch gewiß bereit, sie aus ihrer Noth zu retten.

Deßwegen muß auch die Nächstenliebe c) thätig sein. Nur derjenige hat eine thätige Nächstenliebe, der seine Liebe gegen die Nebenmenschen durch seine Werke zeigt. Obwohl wir verpflichtet sind, auch in unsern Reden Alles zu beobachten, was die Höflichkeit anräth, und uns Andern angenehm macht, so wäre es doch nicht genug, wenn unsere Nächstenliebe nicht in Werken der Erbarmung, sondern bloß in gehaltlosen, modernen Formeln der Höflichkeit, in leeren Komplimenten und schönen Worten bestehen würde. Was hälfe es uns auch, wenn wir in großer Noth wären, und man uns, statt aller Hülfe, nur die eitlen Worte zurufen würde: „Ich mache mir ein großes Vergnügen daraus, dir zu helfen," würde uns diese leere Versicherung nützen? Deßwegen sagte auch der göttliche Heiland: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen" (Matth. 7, 12); Er sagte

aber nicht: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute sagen sollen, das saget auch ihr ihnen." Und der heilige Apostel Johannes sprach: „Meine lieben Kinder! lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit lieben." (I. Joann. 3, 17. 18.) „Denn," lehrt der heilige Kirchenlehrer Gregor der Große, „das Werk ist ein Beweis der Liebe. Die Liebe muß wirken, und große Dinge thun; sonst ist sie keine Liebe."

Beispiele. aa) Ein schönes Beispiel thätiger Nächstenliebe giebt uns der heilige Apostel Paulus, welcher für das Wohl der von ihm gestifteten Gemeinden so sehr bemüht war, daß er von sich selbst sagen konnte: „Ich bin Allen Alles geworden, um überall Einige zu retten." (1. Kor. 9, 22.)

bb) Der heilige Laurentius, Erzbischof von Dublin. Wie sehr wir uns bemühen sollen, unsere Liebe gegen den Nächsten auch in der That zu zeigen, lehrt uns das Beispiel des heiligen Laurentius, Erzbischofes von Dublin. Als er das bischöfliche Amt verwaltete, wurde seine Gemeinde zweimal mit einer großen Theuerung heimgesucht. Da bewies er sich als einen barmherzigen Vater der Nothleidenden, und wandte Alles auf, ihnen Nahrung und Kleidung zu verschaffen. Durch drei Jahre gab er dreihundert Menschen Speise in der Stadt Dublin, und in andern Orten seines Bisthumes. Er nahm sich vieler Kinder an, welche von den Müttern vor den erzbischöflichen Palast gelegt wurden. Als er einst auf einer Reise von Räubern angefallen, sammt seinen Begleitern ausgeplündert, und Einer derselben sogar ermordet wurde, verschaffte er der Wittwe des Ermordeten ein sicheres Auskommen, und ließ den Sohn desselben seinem Stande gemäß erziehen.

cc) Der heilige Dominikus. Der heilige Dominikus hatte eine so thätige Nächstenliebe, daß er mit Freuden Sklave wurde, um einen armen Jüngling zu befreien, und seiner jammernden Schwester wieder zu geben. Und als er einst, voll der Begeisterung, eine Predigt gehalten hatte, in welcher er die Herzen der Sünder zur Buße entzündete, und von andern Geistlichen gefragt wurde, aus welchem Buche er diese Predigt geschöpft hätte, gab er ihnen zur Antwort: „Das Buch, dessen ich mich bedient habe — ist das Buch der Nächstenliebe." (Münchn. Jugendbibl.)

dd) Sparsamkeit aus Menschenliebe. Der letzte Abt des Benediktinerstiftes Banz im Würzburgischen, Gallus mit Namen, war gewohnt, sich selbst Vieles zu entziehen, um desto reichlicher Noth-

leidende unterstützen zu können. Einst sagte ihm sein Diener, daß der gnädige Herr einen neuen Rock und einen neuen Hut nothwendig habe, weil beide mehr abgenützt seien, als es sich für seine Würde schicke. „Der alte Hut ist gut für mich," antwortete er, „ich bin ja auch alt, und statt eines neuen Rockes thut der alte auch noch seine Dienste, wenn man ihn wendet." An dem nämlichen Tage schickte er einer armen Familie in der Nachbarschaft vierzig Gulden zum Ankaufe einer Kuh, und einer armen Wittwe 300 fl. zur Ausstattung ihrer Tochter.

(Prämienbibliothek.)

ee) Die drei edlen Jünglinge. Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300 Thalern erspart. Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise auf das Land machen wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubniß dazu. Sie reisten also ab, und freuten sich schon zum Voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein großes Feuer bemerkten. Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Bewohner mit dem Löschen eines Brandes beschäftigt, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte. Die edlen Jünglinge blieben keine müssigen Zuschauer dabei. Sie halfen vielmehr, so sehr sie konnten, und der Brand wurde gelöscht. Man dankte ihnen für ihre Hülfeleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, gingen auf den Pfarrherrn zu, der in der Nähe stand, und übergaben ihm die 300 Thaler, welche sie zu ihrer Lustreise verwenden wollten. „Verwenden Sie dieses," sagten sie zu ihm, „zum Besten der armen Abgebrannten. Wir haben den Zweck unserer Reise schon erreicht, und können nun wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und dieses ist nun geschehen."

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen, kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute, und Aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

(J. H. Campe.)

ff) Die edle That eines Sterbenden. Unvergeßlich hat sich durch seine Wohlthätigkeit ein Mann in einer Gebirgsgegend Salzburgs gemacht.

Einen ziemlichen Theil traf dort das Hagelwetter, und zerstörte die Feldfrüchte, wodurch besonders die Bewohner eines Dorfes in große Armuth geriethen.

Ein Bürger in dem nahegelegenen Markte — Johann Buchhamer in Saalfelden — erbarmte sich dieser Unglücklichen, und befahl auf seinem Todtbette, 700 fl. unter die Beschädigten jenes Dorfes auszutheilen. (Pureberl.)

gg) Eine wohlthätige Frau. Katharina war ein eingezogenes, frommes Mädchen. Ihr Vater, ein Kaufmann zu Wels, und dann später zu Steier, hatte durch verschiedene Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verloren; ja, es kam mit ihren unglücklichen Eltern so weit, daß sie in die größte Noth geriethen, und vor Hunger hätten beinahe umkommen müssen, wenn nicht ihre Tochter sie durch die Arbeit ihrer Hände unterstützt hätte. Nach einigen Jahren waren ihre Eltern aus Kummer über ihre zerrütteten Vermögens-Umstände gestorben. Eine Beamtenfrau, die mit ihnen verwandt war, nahm sich der verlassenen Waise an, und sorgte für sie mit wahrhaft mütterlicher Liebe.

Da geschah es am 25. Juni des Jahres 1850, daß Katharina Nachmittags mit ihrer Verwandten gegen Guggenthal ging. Sie waren von der großen Sommerhitze ganz erschöpft. Um möglichst schnell weiter, und nach Fuschlsee, dem Ziele ihrer Reise, zu kommen, wollten sie in einer Postkutsche, welche leer zurückkehrte, mitfahren. Die Beamtenfrau meinte, sie wollten den Weg bis zum Gasthofe im Guggenthal noch zu Fuß machen, und dort erst aufsitzen. Da aber das Mädchen über Müdigkeit klagte, so stiegen Beide in das Wägelein, in dem sich bereits ein Bauer befand, ein. Nach einer kurzen Strecke kamen sie zum Gasthause im Guggenthal. Vor dem Hause standen zwei bepackte Reisewägen. Mehrere vornehme Damen, welchen die Reisewägen gehörten, standen in der Nähe, und bewunderten die schöne Aussicht in der Nähe gegen Salzburg. Beide Reisende wollten vorbeifahren; da rief plötzlich eine der Damen im gebrochenen Deutsch den in der Postkutsche Reisenden zu: „Sie — absteigen — Ihr Wagen brennt!" Sogleich sprang die Beamtensfrau vom Wagen, während die Verwandte auf der andern Seite den Straßenboden erreichte. In dem nämlichen Augenblicke schlugen an der Kleidung des Mädchens die Flammen lichterloh vom untern Theile des Kleides herauf, ergriffen den Oberleib, und schlugen über den Kopf zusammen. Obwohl sich die Unglückliche auf der Erde wälzte, konnten die Flammen erst gelöscht werden, nachdem schon Hut und Kleider vom Feuer verzehrt waren, und die Arme an allen Theilen des Leibes verbrannt war. Sogar der Grasboden, auf welchem sich die Unglückliche gewälzt hatte, war vom Feuer versengt.

Die vornehmste der Damen nahm an der Armen besonders liebe-

vollen Antheil. Sie ließ sogleich einen ihrer zwei Reisewagen abpacken, und gab ihren Bedienten zur Begleitung mit, um die arme Verbrannte, die, anstatt der versengten Kleider, in ein großes Leintuch eingehüllt worden war, in die Stadt zurückzuführen. Sie sprach der Beamtensfrau den tiefsten Schmerz über diesen schrecklichen Unglücksfall aus. Kaum war sie in Salzburg angekommen, so ließ sie sich erkundigen, wie die Verbrannte sich befinde, und als sie am folgenden Tage erfuhr, daß die Arme in der Nacht ausgelitten habe, so wollte sie nicht mehr länger in einer Gegend verweilen, in welcher sie einen so schrecklichen Unglücksfall erlebte. Sie nahm am Wagen wehmüthigen Abschied von der Beamtensfrau, und trat noch am nämlichen Tage ihre Heimreise an. Und wer war diese menschenfreundliche Dame, die für ein unbekanntes Mädchen solche Theilnahme gezeigt hatte?

Sie war im Fremdenbuche als Madame S. de Cartagi, Gattin des Bojaren Cartagi aus Jassy in der Moldau eingeschrieben. Sie gehörte einem der edelsten Bojarengeschlechter in der Moldau an, kam von Jassy, über Wien, Ischl, und ging mit zwei Töchtern und Dienerschaft über München in die Schweiz nach Bern, wo sie ihre Kinder in einer Erziehungsanstalt besuchen wollte.

Da diese Begebenheit nur in einem Zeitungsblatte mitgetheilt wurde, und der lieben Jugend zur Nachahmung dienen kann, so glaubte ich, dieselbe in diesem Werke, welches besonders zur Förderung christlicher Gesinnungen dienen soll, erwähnen zu müssen.

hh) Auch eine leere Hand kann Vieles geben.

In einem dunklen Busche kniete
Abdallah's Jünger, Aladin,
Und bat den Vater aller Güte
Um Reichthum. „Sohn, wo denkst du hin?"
Rief hier sein Meister, der ihn hörte,
„Ist dieß die Weisheit, welche dich
Dein edler Vater eifrig lehrte?"
„Gott weiß," sprach jener, „daß für mich
Mein Herz die Schätze nicht begehrte;
Ich wollte sie den Armen weih'n;
Es ist schön, ihr Trost zu sein."
„Ja wohl, doch dazu braucht man eben
Kein Gold, nur Willen und Verstand;
Mein Sohn, auch eine leere Hand
Kann," rief Abdallah, „Vieles geben." (Pfeffel.)

ii) Bedarf Derjenige, der sich als einen Armen ausgiebt, auch unserer Gabe? Ein reicher Mann hatte seine größte Freude daran, den Nothleidenden viel Gutes zu thun.

Unter jenen Dürftigen, die er jährlich am Versöhnungsfeste zu beschenken pflegte, befand sich auch ein ehrwürdiger Greis, der früher in großem Wohlstande gelebt hatte, durch verschiedene Unglücksfälle aber sehr herabgekommen war. Diesem schickte er alle Jahre 400 Thaler. Da geschah es, daß er einst diese Gabe durch seinen Sohn hinschickte.

„Aber, lieber Vater!" sprach sein Sohn, „du bist zu freigebig. Der Mann, zu welchem du mich mit jenem ansehnlichen Geschenke schicktest, ist desselben gar nicht werth. Ich habe den Mann gesehen, den du für arm hältst, und welcher sich schämt, von deinen Gaben leben zu müssen. Ich habe ihn und seine Familie in großem Wohlleben gefunden, und wie sie köstlichen Wein tranken."

„Hast du?" fragte der Vater wohlwollend noch einmal. „Nun so laß dir sagen, daß dieser Unglückliche einst bessere Tage gesehen hat. Ich wundere mich, wie er, gewöhnt an solche, mit der kleinen Gabe ausreicht, die wir ihm reichen. Trage dieses Geld noch zu ihm hin, und laß das Almosen für ihn verdoppelt sein!"

So vertheilt der Barmherzige seine Gaben nach den Umständen Derjenigen, die seiner Hülfe bedürfen, und bekümmert sich nicht so ängstlich darum, ob der Nächste auch wirklich seiner Hülfe bedürfe. Er denkt:

Die Sterne scheinen alle Nacht,
Die Quelle fließt das ganze Jahr;
Nie Schattenzeiger Stillstand macht,
Der Acker lohnet immerdar.
Christ! Tritt herzu!
Thust so auch du?
Ach! du allein
Willst nicht so sein,
Wie Acker, Zeiger, Quell' und Stern?

Endlich muß auch die Nächstenliebe d) treu und beständig sein. Wir sollen nicht sogleich denken, genug gethan zu haben, wenn wir dem Nächsten eine Gefälligkeit erwiesen, oder ihm eine milde Gabe darboten; sondern es soll vielmehr unsere wichtigste Sorge sein, dem Nächsten jederzeit, in allen Verhältnissen des Lebens, in freudigen und traurigen Tagen unsere liebevolle Theilnahme zu bezeigen, und ihm Gutes zu thun. Deßwegen war auch den Israeliten schon im alten Bunde die Liebe zu sich selbst als die Richtschnur angegeben, wie sie ihren Nächsten lieben sollten, und ihnen geboten: „Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst." (3. Moses 19, 18.) Denn, wie treu sorgen wir für Alles, was

zu unserm eigenen Wohle dient! Wie gering erscheinen uns auch die größten Gefahren und Unannehmlichkeiten, wenn es gilt, unser Vermögen, unsere Ehre, unser Leben zu retten! Wahrhaftig, wenn die Menschen sich nur gewöhnen würden, etwa den dritten Theil der andauernden Liebe und Anhänglichkeit, mit welcher sie auf ihren eigenen Vortheil bedacht zu sein pflegen, dem Wohle des Nächsten zuzuwenden, wie angenehm müßte unser gemeinschaftliches Leben auf Erden werden! Darum wollen wir uns jener andauernden, treuen Nächstenliebe befleißen, von welcher der heilige Bernard spricht: „Die Liebe erliegt nicht in Widerwärtigkeiten, weil sie geduldig ist." (S. Bern. tract. de charit.)

Beispiele. aa) Ein schönes Bild der Treue und der ausdauernden Liebe ist Jonathas, der edle Königssohn Als David, sein geliebter Freund, sich vor Saul geflüchtet hatte, und sich in der Felsenhöhle aufhielt, suchte er ihn noch auf; ja selbst damals, als er in die wildesten und abgelegensten Gegenden der Wüste entwich, kam Jonathas zu ihm, weinte mit dem Weinenden, und tröstete ihn freundlich und vor Gottes Angesicht: „Fürchte dich nicht; meines Vaters Hand wird dich nicht erreichen. Du wirst noch König werden über das Volk Israel."

bb) Der heilige Isidor. Selbst auf dem Todtbette vergaß der heilige Isidor der Nächstenliebe nicht; er ermahnte Alle, die um sein Bett, stille weinend und betend, herumstanden, zur gegenseitigen Liebe, und ordnete an, daß alle Schuldscheine von Jenen, die ihm noch etwas schuldig waren, zerrissen werden, und das Geld, das noch vorhanden war, unter die Armen vertheilt werden sollte. (Legende der Heiligen.)

cc) Die barmherzigen Schwestern in Rußland. Besonders bewundernswerth war in dem letzten Kriege die Ausdauer und treue Nächstenliebe jener edelgesinnten Frauen, welche, am Schlusse des Jahres 1854, berufen von der Kaiserin und der Großfürstin Helena, auf den Kriegsschauplatz eilten, um dort den verwundeten Kriegern Trost und Linderung zu spenden. Reichlichst ausgestattet mit Allem, was dazu nöthig war, handelte es sich indeß vor allen Dingen um den guten Willen und um Muth, und die Anstalt hat in dieser Hinsicht alle Erwartungen übertroffen. Im einfachen, dunkelbraunen Kleide, ein breites, himmelblaues Band um den Hals tragend, an welchem ein glänzendes Kreuz mit dem Bildniß des Gekreuzigten hing, waren diese Frauen nicht allein beschäftigt in den Spitälern von Baktschisarai, Sympheropol, Perekop, sondern auch in Sebastopol selbst die verwundeten

Krieger zu verpflegen. Nachdem hundertsechsunddreißig von diesen edlen Frauen umgekommen waren, blieben noch fünfundsechzig derselben in emsiger Thätigkeit. Obwohl sie den höchsten Ständen angehörten, so entzogen sie sich doch keiner Gefahr; während die Stadt in Brand geschossen wurde, und die Kugeln über sie hin- und herflogen, fuhren sie unerschrocken über die Bucht in andere Theile der Stadt, um auch dort den Verwundeten Rettung zu bringen. Stundenlang verweilten sie in dem kleinen Cholera-Spitale, und ließen sich nicht abhalten dadurch, daß eine Mitschwester als Opfer dieser Krankheit fiel.

(Salzb. Kirchenbl.)

dd) Die Beförderung des Freundes. Sadi, ein berühmter Dichter, hatte einen guten Freund, der unvermuthet zu einer hohen Ehrenstelle erhoben wurde. Alle seine Freunde, und auch Viele, die ihn gar nicht gekannt hatten, kamen nun zu ihm, um ihm Glück zu wünschen, und sich seiner Gnade zu empfehlen. Nur Sadi blieb zu Hause. Ein treuer Diener fragte ihn, warum er denn nicht auch zu seinem hochgestellten Freunde hingehe, und ihm zu seiner Beförderung Glück wünsche? Allein der Weise sprach: „Nein! Jetzt wird mein Freund überall mit Glückwünschen überhäuft, und bedarf meines Besuches nicht; wenn er aber einmal unglücklich, und von allen seinen Freunden, die er jetzt hat, verlassen wird, dann will ich sogleich zu ihm eilen, um ihn zu trösten, und ihm Hülfe zu bringen."

ee) Ein treuer Freund. Die Engländer kämpften unter Anführung des Kapitäns Cook mit den Einwohnern der Insel Owaihi in Australien.

Die Bewohner der Insel erlitten eine gänzliche Niederlage und ergriffen in wilder Verwirrung die Flucht.

Ein Insulaner aber kam wieder zurück, und wollte seinen Freund, der im Kriege umgekommen war, mitten unter dem Feuer der Kämpfenden hervorholen und mit sich forttragen; da er aber von einer feindlichen Kugel getroffen wurde, so verließ er den Leichnam wieder, und zog sich zurück.

Nach einigen Minuten aber kam er wieder, um den Leichnam seines Freundes mit sich fortzutragen; da er aber wieder verwundet wurde, zog er sich zum zweiten Male vom Leichnam zurück.

Da kam der Kapitän Clark, und sah, wie der gute Insulaner zum dritten Male verwundet und blutend zurückeilte. Als man ihm erzählte, was geschehen war, so verbot er den Soldaten, weiter zu kämpfen. Man ließ den treuen Insulaner seinen Freund ruhig wegtragen.

Kaum hatte er aber dieses gethan, so fiel er zur Erde nieder, und gab seinen Geist auf.

Der Bruderliebe heil'ge Pflicht erfüllen,
Aus edlem Drang, aus reiner Lust,
Dabei sein Leben selbst zum Opfer bringen,
Dem Tode bieten seine Brust —
Hoch schlägt das Herz für diesen Menschenfreund,
Wer ist, der ihm nicht eine Thräne weint!

§. 5. Mittel, um zur wahren Nächstenliebe zu gelangen.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß unsere Nächstenliebe, wenn sie vor Gott und den Menschen einen Werth haben sollte, allgemein, uneigennützig, thätig und treu sein müsse. Nun drängt sich aber einem Jeden, dem sein ewiges Wohl am Herzen liegt, die wichtige Frage auf: „Wie können wir zu einer solchen ächten Nächstenliebe gelangen?"

Die Mittel, wodurch wir zu dieser wahren Nächstenliebe gelangen können, sind folgende:

a) Daß wir uns vorstellen, als wenn der göttliche Heiland selbst der Arme wäre, der uns um Hülfe bittet. Es gründet sich auf das göttliche Wort: „Was ihr Einem aus Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan." (Matth. 25, 40.) Daher sagt der heilige Augustin also: „Ich will euch zeigen, wie man den Herrn finden und erkennen kann, wenn euch daran gelegen ist, Ihn zu sehen. Wenn du den Herrn sehen willst, so suche einen Dürftigen auf, sieh einen Armen an, nimm einen Fremden auf, besuche einen Kranken, begieb dich in die Gefängnisse; wenn du Gott sehen willst, so löse den Gefangenen die Fesseln." ..... (S. Aug. de bona discipl. c. 8.) Und in einer andern Stelle spricht der nämliche Kirchenlehrer: „Christus spricht zu dir (durch den flehenden Armen): Gieb mir von dem, was ich dir gegeben habe. Gieb, und erstatte wieder. Ich war dein Wohlthäter; mache mich zu deinem Schuldner; ich will es dir mit großen Zinsen vergelten. Du giebst mir etwas Zeitliches; ich werde dir etwas Ewiges dafür geben." (St. Aug. de verb. Dom.)

b) Das zweite Mittel der Nächstenliebe ist, daß wir den Nächsten als unsern Bruder betrachten. Daher ermahnt uns auch der heilige Gregor von Nazianz, und spricht zu Jedem

von uns: „O Knecht Gottes und Christi, beseelt von Menschenliebe, verachte den Bruder nicht, übergehe ihn nicht, wende dich nicht von ihm, als wie vor dem Laster und allem Bösen, das man fliehen muß. Er ist dein Glied, obwohl es durch Unglück gebrochen ist.“ (S. Greg. de Naz. in orat. de paup. Amor.)

c) Das dritte Mittel der Nächstenliebe heißt: Bewahre dich vor Geiz. „Denn der Geiz,“ sagt der heilige Augustin, „reißt immer an sich, und wird nie satt; er fürchtet weder Gott, noch achtet er den Menschen; er schont weder Vater, noch erkennt er seine Mutter; er berücksichtigt weder seinen Bruder, noch hält er seinem Freunde die Treue. Er unterdrückt die Wittwen, fällt die Waisen an, macht die Kinder zu Sklaven, und legt falsches Zeugniß ab.“ (St. Aug. de verb. Domini.) Kurz aber treffend ist das Sprüchlein des unvergeßlichen Verfassers der Ostereier: „Geiz macht ein Herz — zu Stein und Erz.“

Ein warnendes Beispiel, zu welchen Lieblosigkeiten der Geiz den Menschen verleiten könne, ist Judas, der, um einer unbedeutenden Summe Geldes willen, es über das Herz brachte, seinen lieben Herrn und Meister zu verrathen.

Ebenso heilsam ist es d) den Stolz und Hochmuth zu fliehen. Je mehr wir einsehen, daß wir selbst genug Fehler an uns haben, und an unserer Besserung zu arbeiten haben, desto nachsichtiger und liebevoller werden wir auch gegen den Nächsten sein. Der Stolze hingegen ist immer gegen Andere lieblos, und richtet überall, er mag was immer für einem Stand angehören, Unheil an. Wie viele Eroberer haben so, um sich Ruhm und Ehre im Kriege zu verschaffen, viele Tausende von Jünglingen hingemordet, und ihren Müttern unzählige heiße Thränen ausgepreßt! Es kann zwar, Gott sei Dank! nicht jeder Stolze so viel Unglück bringen; allein ist nicht jeder Mensch, der sein Herz nicht vor dem Hochmuthe bewahrt, auch in seinem kleinen Kreise gegen seine Nebenmenschen lieblos, und sucht er nicht, so viel als möglich, ihnen an ihrem Vermögen oder an ihrer Ehre zu schaden? Deßwegen sagt der heilige Johannes Chrysostomus: „Aus dem Stolze entsteht die Verachtung der Armen.“ (S. Chrysost. hom. 43. ad popul. Antioch. post. med. col. 314. C. tom. 6.) Und der heilige Prosper lehrt: „Die Stolzen sind zu guten Werken träge, im Umgange mürrisch, zu jedem Liebesdienst unbarmherzig.“ (Lib. 3. de vita contemplativa,

cap. 8. ante et post med. apud. Bibl. Patr. tom. 5. part. 3. pag. 72. col. 2. E. G. edit. Colon. 1618.)

Das fünfte Mittel ist e) ein brennendes Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande zu haben. Daher ermahnt uns auch der heilige Johannes Chrysostomus, durch Werke der Nächstenliebe uns der himmlischen Freuden theilhaftig zu machen, indem er spricht: „Lasset uns Alles thun, damit wir dort nicht dürftig und arm sind. Denn was ist das für ein Nutzen, wenn wir im fremden Lande viele Reichthümer hinterlassen, und im Vaterlande am Nothwendigen Mangel leiden? Daher bitte ich, lasset uns eilen, da es noch Zeit ist. Was wir durch die Hände der Armen vorausschicken, bringen wir sicher dorthin, und legen es in einem Schatze nieder, der nicht geraubt werden kann." (St. Joann. Chrysost. hom. 49 in Gen. XXIV.)

Beispiele. aa) Die himmlische Erscheinung. Der heilige Johannes, wegen seiner besonders thätigen Nächstenliebe „der Almosengeber" genannt, hatte schon von früher Kindheit an eine besondere Freude, Gutes zu thun. Ein Traum aber war es, was ihn noch mehr zu Werken der Wohlthätigkeit antrieb. Als er nämlich fünfzehn Jahre alt war, erschien ihm eine ansehnliche, weibliche Gestalt, deren Stirne mit Lorbeeren bekränzt war. In der rechten Hand hielt sie einen goldenen Stab. Er erschrack, und fragte sie: „Wer bist du?" Lächelnd antwortete die himmlische Gestalt: „Ich bin die Barmherzigkeit, die Erstgeborne des himmlischen Königs; wenn du mit mir dich vereinigen willst, so werde ich dich zur Anschauung Seiner Herrlichkeit bringen. Ich vermag bei Ihm sehr viel. Ich habe Ihn bewogen, Mensch zu werden, zur Errettung des Menschen." Dann war sie verschwunden. Johannes erkannte aus dieser himmlischen Erscheinung, daß Mitleid und Erbarmung gegen alle Menschen, die derselben bedürfen, als die vorzüglichste Tugend vom Himmel selbst ihm empfohlen sei, und wurde der Vater der Armen und Bedrängten.

bb) Ein Thürsteher des Himmels. Der heilige Odo, Abt von Klugny, war gewohnt, die Blinden und Lahmen „die Thürsteher des Himmels" zu nennen. Als er einst zufällig hörte, daß einer von seinen Dienern einen lahmen Bettler mit rauhen Worten zurückwies, rief er den Armen zurück, und lud ihn ein, zu ihm zu kommen. Der Heilige bezeigte sich gegen den Armen sehr freundlich, und überhäufte ihn mit reichlichen Geschenken. Dem unbarmherzigen Diener gab er einen ernstlichen Verweis, und sprach zu ihm: „Sieh,

ebenso hart und unbarmherzig, wie du den Armen zurückgewiesen hast, wirst auch du einst von der himmlischen Pforte zurückgewiesen werden." Seit dieser Zeit wagte es Niemand von den Dienern des Heiligen mehr, mit Armen unbarmherzig zu sein, und einen Hülfsbedürftigen zurückzuweisen. („Hortensia" von Nelk.)

Ein ebenso bewährtes Mittel der Nächstenliebe ist f) der Umgang mit guten, liebevollen Menschen. Es giebt in der Welt nichts Heilsameres, als bei guten Menschen zu wohnen, sie zu besuchen, ihre Reden zu hören, von ihren guten Thaten zu reden, und ihr Beispiel zu beherzigen. Wenn schon ein Werk der Nächstenliebe oft andere zur Folge hat, wie eine Kerze andere anzündet, um wie viel mehr muß der beständige Umgang mit ihnen, die andauernde Betrachtung ihres liebevollen Wirkens für uns auch eine Schule der christlichen Liebe sein! Wie schnell werden wir aber durch den Umgang mit boshaften, schadenfrohen, verleumderischen Menschen auch ebenso lieblos und grausam! Daher sagt schon der Sirazide: „Wie wenn der Wolf mit dem Lamme Freundschaft machen wollte, so ist es auch, wenn der Böse sich zum Guten gesellt." Und ein morgenländischer Dichter erzählt uns folgendes schöne Gleichniß:

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt', als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel,
Zur segensreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.

Wenn nun schon der Umgang mit einem guten Menschen ein besonders wirksames Mittel der Nächstenliebe ist, um wie viel nützlicher wird es erst für uns sein, wenn wir g) dem Beispiele Christi und der Heiligen folgen. Stets wollen wir uns Desjenigen erinnern, der uns zuvor geliebt hat! „Denn," sagt

der heilige Prosper, „sowie kein Wandersmann ohne Weg an das Ziel seiner Reise gelangen kann, so können auch die Menschen ohne die Liebe Christi (auf ihrer Lebensreise) nicht vorwärts kommen; sondern sich nur verirren." (S. Prosp. Lib. 3. de vita contemplat. cap. 13. in fine, apud Bibl. Patr. tom. 5. part. 3. pag. 75. col. 1. edit. Coloniae, 1618.) „Die Liebe Christi aber," spricht der heilige Augustin, „ist nicht in Jenen, die sich über das Unglück des Nächsten nicht betrüben." (S. Aug. Ep. 137. apud Clerund statim ab initio, pag. 423. A. tom. 2.) Und daß wir auch den Heiligen in ihrer Nächstenliebe nachfolgen sollen, lehrt der heilige Basilius mit folgenden Worten: „Gleichwie ein Maler, welcher ein Bildniß von dem Andern abmalen will, seine Augen sehr oft auf das Vorbild wendet, damit er alle Züge wohl ausdrücke, also soll Derjenige, welcher tugendhaft leben will, seine Augen auf die Lebensgeschichte der Heiligen wenden, und ihnen in ihren guten Werken nachfolgen."

Beispiele. aa) Die glühende Kohle. Ein alter Einsiedler saß einst mit seinem Jünger am Kaminfeuer, und redete mit ihm Vieles von dem Reiche Gottes. Da machte der ehrwürdige Greis, der überall etwas Nützliches und Lehrreiches zu sagen wußte, den Jüngling darauf aufmerksam, welche Verwandlung mit einem Stück Holz, das man in's Feuer legt, vorgehe; wie es zuerst schwarz wird und raucht, und erst dann zur glühendrothen, leuchtenden, feurigen Kohle wird, wenn die Flamme alle Feuchtigkeit darin fast verzehrt und vernichtet hat.

„Sieh, mein Sohn!" sprach der heilige Mann zu seinem Schüler, „wie von der Flamme die Feuchtigkeit vernichtet wird, ebenso muß das Feuer der Liebe Gottes, welches nur durch Betrachtung Seiner unendlichen Erbarmungen genährt wird, alle Feindseligkeit in unserem Herzen verzehren, auf daß Ersteres allein darin herrsche, und dasselbe allein besitze! So lange dieses göttliche Feuer das Herz noch nicht ganz durchdrungen hat, ist das Letztere mit einem rauchenden Holze zu vergleichen, weil die Handlungen, die daraus hervorkommen, von den bloß natürlichen Empfindungen, die noch darin leben, zeugen. Nur, wenn die Liebe Christi allein von unserm Herzen Besitz genommen hat, ist es ganz Liebe — ganz leuchtend von himmlischer Glut, und keine Spur von einer feindseligen Stimmung ist mehr darin wahrzunehmen."

(Nach Bonaventura.)

bb) Der Kuß. Der heilige Hugo, Bischof von Lincoln, bildete

sich auf seine hohe Würde so wenig ein, daß er die Armen und Bedrängten in ihren elenden Hütten aufsuchte, und nach Kräften unterstützte. Ja, seine Nächstenliebe war so groß, daß er, wie der heilige Bischof Martin von Tours, die Aussätzigen, ungeachtet ihrer abscheulichen, ansteckenden Geschwüre, umarmte und küßte. Man sagte zu ihm: „Warum thust du dieß? Wozu soll dieses nützen? Durch den Kuß des heiligen Martin wurden die Aussätzigen rein; dieses geschieht aber bei dir nicht.“ Allein der fromme Mann sagte: „Der Kuß des heiligen Martin heilte den Leib des Kranken; mein Kuß des Kranken heilt aber meine Seele.“

Der heilige Mann wollte mit diesen Worten sagen: „Wenn zwar der Leib des Kranken, wie es bei dem heiligen Martinus geschah, durch das Werk meiner Liebe nicht geheilt wird, so bringt doch dasselbe deßwegen meiner eigenen Seele großen Nutzen, indem sie dadurch in den Gesinnungen der Nächstenliebe befestigt wird.“

Da aber „jede gute und vollkommene Gabe von Oben, von dem Vater des Lichtes herabkommt“ (Jac. 1, 17.) und „Gott nur Denjenigen Seine Gnade giebt, die Ihn darum bitten“ (Luc. 11, 13.), so ist auch b) das Gebet ein vorzügliches Mittel der Nächstenliebe. Deßwegen nennt der heilige Bischof Epiphanius das Gebet „einen Zaum für den Zorn, eine Arznei wider die Rachsucht, eine starke Waffe wider den Neid, ein Schutzmittel des Friedens.“ (De oratione ante med. pag. 14. E. tom. 1.) Und der heilige Kirchenlehrer Ambrosius spricht: „Das Gebet ist ein starker Schild, welcher alle feindlichen Wurfgeschosse unschädlich macht.“ (S. Ambr. De obitu Valentiniani, circa med. coll. 448. A. tom. 3.)

Beispiele. aa) Der Zweikampf. Ein Rechtsgelehrter bekam von seinem Neffen eine Ohrfeige. Er wurde darüber sehr aufgebracht, und es kam mit ihrem heftigen Streit, der daraus entstanden war, so weit, daß an eine Aussöhnung nicht mehr zu denken war. Der Onkel wollte nicht verzeihen; der stolze Neffe nicht um Verzeihung bitten. Da gab sich ein frommer Geistlicher große Mühe, Beide miteinander auszusöhnen. Er bat nun Beide, sie möchten eine kurze Zeit vor dem allerheiligsten Altarssakramente beten. Dieses geschah.

Während sie aber beteten, kam in ihre Herzen eine andere Gesinnung. Der Neffe bat seinen Onkel um Verzeihung, und dieser verzieh ihm auch wirklich.

bb) Der Ausspruch eines weisen Mannes. Constant,

ein weiser Mann, hatte einen Feind, der ihm durch verschiedene Ränke zu schaden suchte. Allein der gute Mann war gegen seinen Feind immer freundlich und liebreich, und erzeigte ihm viele Gefälligkeiten.

Sein Nachbar fragte ihn: „Sag' mir einmal, wie du es anfangest, daß du auch deinem ärgsten Feinde immer liebreich begegnen kannst? Wenn ein Mensch mir so vielen Verdruß machen würde, als du von deinem Feinde erfahren mußt, so könnte ich mich nicht enthalten, ihm Böses nachzureden, und ihm ebenfalls feindselig zu begegnen."

Allein der edle Mann gab ihm zur Antwort: „Das will ich dir gern erklären: O glaube mir, daß ich ebenso leicht zum Zorne gereizt werden kann, wie du. Aber das Mittel, wodurch ich meinen Zorn überwinde, ist das Gebet. Denn wenn ich bisweilen unwillig werden will, und auf den Gedanken komme, mich an meinem Feinde zu rächen, dann bete ich: „Ach, lieber Gott! Du verzeihst mir so viele Sünden; hilf mir, daß auch ich meinen Mitmenschen vergeben möge. Hat doch mein göttlicher Heiland Seinen ärgsten Feinden verziehen, die Ihn bis zum Tode am Kreuze haßten und verfolgten. Er hat für sie gebetet: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!" Und Er hat uns ausdrücklich befohlen: „Liebet eure Feinde; thut Gutes Denen, die euch hassen; betet für die, welche euch beleidigen und verfolgen." — Wenn ich mir dann den liebevollen Gott recht lebhaft vorstelle, der Seine Sonne auch über Jene aufgehen läßt, die Ihn lieben, und Seinen Regen herab fallen läßt auch über die Felder Derjenigen, die von dem Wege Seiner Gebote abweichen und der Sünde sich hingeben, dann legt sich sogleich mein Unwillen, und es entsteht in mir ein herzliches Verlangen, meinem Feinde recht viel Gutes zu thun."

cc) Ein weiser Rath. Ein Jüngling, der sich, trotz aller ernstlichen Mühe, seinen Zorn nicht abgewöhnen konnte, klagte einem Manne, welcher im Rufe großer Frömmigkeit stand, seine Noth, und sagte, mit Thränen im Auge, zu ihm: „Sage mir, geistlicher Vater! was soll ich denn thun, damit ich die leidenschaftliche Hitze in mir ersticken kann?"

Der fromme Mann nahm den geängstigten Jüngling bei der Hand, und sprach freundlich: „Nimm zu dem Gebete jederzeit, so oft dich der Zorn hinreißen will, deine Zuflucht, und du wirst deine Seele, frei von Zorn und Unmuth, in Liebe bewahren."

Er warf sich mit demselben auf die Knie; sie beteten anhaltend und inbrünstig, und der Jüngling wurde allmälig von seiner leidenschaftlichen Hitze geheilt.

So oft er in der Folge merkte, daß ihn der Zorn wieder ergreifen

wolle, nahm er seine Zuflucht zum Gebete, und er siegte über seine Leidenschaft. Er wurde ein liebreicher, sanftmüthiger Mann.

dd) Ein Gleichniß. Als König Oswin von England sich mit der Prinzessin Eadfriede, die sich bei ihrem Bruder Eadbald aufhielt, vermählen wollte, schickte er einen alten, ehrwürdigen Geistlichen, der Utta hieß, und bei allen Fürsten in hohem Ansehen stand, dahin, um sie abzuholen. Utta hatte im Sinne, zu Land dahin zu reisen, die königliche Braut aber zu Schiffe hieher zu führen. Er nahm, bevor er abreiste, mit seinen Gefährten von dem heiligen Bischofe Aidan Abschied, und bat, er möchte ihnen noch den Segen ertheilen. Der Bischof segnete sie, und sagte zu dem Priester Utta, indem er ihm ein Fäßchen voll geweihten Oeles übergab: „Es wird euch auf eurer Seereise ein heftiger Sturm überfallen. Gieße dann dieses Oel in das Meer, und es wird ruhig werden.“ Was der heilige Bischof vorher gesagt hatte, geschah auch wirklich. Ein heftiger Sturm entstand, und das Meer fing an, hohe Wellen zu werfen. Utta goß das Oel in das Meer, und es wurde wieder ruhig. Alle, die dieses selbst sahen, oder davon hörten, hielten dieses Ereigniß für ein offenbares Wunder.

„So gleicht,“ sagte ein frommer Lehrer zu seinen Schülern, als er ihnen diese Begebenheit erzählt hatte, „auch unser Gemüth einem Meer, welches von ungestümen Winden bewegt, und beunruhigt wird. Diese Winde sind die Leidenschaften und feindseligen Gesinnungen, welche in unserm Innern aufsteigen, unser Gemüth beunruhigen, und unsere christliche Liebe oft an den Rand des Verderbens bringen. Auch uns ist von Gott ein heiliges Oel gegeben worden, welches, wenn wir es wohl gebrauchen, unsere Nächstenliebe vom Untergange retten kann, und dieses heilige Oel ist das Gebet. Wohl uns, wenn wir zur Zeit, wo feindselige, argwöhnische Gedanken unser Gemüth bestürmen, eifrig beten! Dann würde aller Andrang von Haß und feindseliger Stimmung in unserm Innern aufhören, und die wahre, christliche Liebe der ungetrübte Spiegel unsers Herzens sein.

Da nun aber die Andacht, welche unser Gebet vor Gott wohlgefällig macht, nur aus reiner Liebe zu Gott hervorgeht, und es ohne Liebe zu Ihm auch keine Nächstenliebe geben kann, so ist es auch ein sehr wirksames Mittel derselben: i) täglich das göttliche Herz Jesu anzubeten, und es beständig zu verehren. Denn wir können nicht mehr zur Liebe gegen Gott entflammt werden, als wenn wir täglich die unendliche Erbarmung betrachten, mit welcher der göttliche Heiland sein eigenes Leben am

harten Kreuzesstamme opferte, nachdem Er uns in der Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes ein Unterpfand Seiner Liebe zurückgelassen hatte. Und kann uns, da die Ausdrücke „Liebe" und „Herz" gleichbedeutend sind, Seine Liebe anschaulicher gemacht werden, als durch das Bild Seines menschlichen Herzens, das uns die heilige, katholische Kirche auf ihren Altären darstellt? Hat die katholische Kirche bei der Vorstellung der Wunden Christi nicht auch die Absicht, uns die unendliche Liebe Jesu anzudeuten, mit welcher Er für uns litt und starb? Wenn die Bilder der Heiligen, oder die Vorstellungen einer ausgezeichneten Handlung, welche von ihnen bewirkt wurde, dazu dienen, die christliche Frömmigkeit anzuregen, unsere Sinne zu fesseln, und auf unser Gemüth einen so tiefen Eindruck hervorzubringen, daß wir uns bei solchem Anblicke angereizt fühlen, jene Helden der Religion nachzuahmen, um wie viel mehr müssen wir bei dem Anblicke des allerheiligsten Herzens Jesu, welches wir als edelsten Mittelpunkt der Thätigkeiten der Seele Jesu Christi ansehen, zur Liebe gegen Gott, und gegen den Nächsten entflammt werden? Wie soll daher, wenn aus dem Herzen des heiligen, von der Gottesliebe brennenden Columban von Siena ein so helles Licht hervorbrach, daß dadurch sein ganzes Zimmer erleuchtet wurde, nicht aus der beständigen Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu auch für uns ein Strahl der göttlichen Gnade hervorleuchten, wodurch wir uns angeregt fühlen, Ihn über Alles und den Nächsten wie uns selbst zu lieben! Deßwegen sprach auch der göttliche Heiland zur ehrwürdigen Mutter Margaretha Maria Alacoque, da Er ihr darüber mehr geoffenbart hatte: „daß Er überall, wo das Bild Seines allerheiligsten Herzens zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wäre, alle Segnungen ausgießen würde." Deßwegen wurde die Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu seit langer Zeit von frommen und verständigen Männern anempfohlen, und so vielen Feinden derselben*) gegenüber laut vertheidigt; daher hatten sehr

*) Die Gegner dieser Andacht berufen sich gewöhnlich darauf, daß bei dieser Verehrung des Herzens Jesu der Verstoß einer Theilung oder Trennung vorkomme. Wie unbegründet aber diese Ansicht sei, erhellt schon aus den Worten des Papstes Pius VI., der in der berühmten Verbannungs-Bulle der Synode von Pistoja also spricht: Die Gläubigen beten das Herz Jesu, als das Herz Jesu an, d. i. als das Herz der Person des Wortes, mit dem es unzertrennlich vereinigt ist, ganz auf dieselbe Weise, wie der entseelte Leib Christi in den drei

viele Bischöfe die Tagzeiten derselben und die betreffende Messe bei der heiligen Congregation der Gebräuche mit großem Nachdrucke begehrt; daher hatte Papst Clemens XIII., wie es auch andere Päpste gethan haben, sie förmlich bestätigt, und den wahren Verehrern des heiligsten Herzens Jesu den Schatz vieler Ablässe bewilligt; daher hat auch der jetzt regierende Papst Pius IX. die Andacht des allerheiligsten Herzens in der ganzen katholischen Kirche eingeführt. Fürwahr, welcher fromme Christ wird nicht von dem Nutzen dieser schönen erhabenen Andacht überzeugt sein, und nicht in die Worte jener gottseligen Dienerin, die wir schon oben erwähnt haben, beifällig einstimmen: „Wenn man wüßte, wie theuer Jesu diese Andacht ist, so gäbe es keinen Christen, wie wenig er auch immer diesen liebenswürdigen Heiland lieben möge, der sich nicht sogleich daran gäbe, sie in Ausübung zu bringen."

Wie sehr uns diese Andachtsübung zur Nächstenliebe bewegen und befestigen könne, lehrt uns das Beispiel von dem segensreichen Wirken der frommen Frauen des allerheiligsten Herzens Jesu.

Dieser ausgezeichnete Orden, dessen erster Grundsatz „Ein Herz und Eine Seele im Herzen Jesu" heißt, verdankte einem frommen, französischen Geistlichen, Leonhard Franz Tournelly mit Namen, sein Entstehen. Dieser fromme Priester hatte sich, als am Ende des verflossenen Jahrhundertes in Frankreich die Revolution ausgebrochen war, mit mehrern andern geistlichen Mitbrüdern nach Deutschland geflüchtet, und war auf seiner Flucht nach Augsburg gekommen, wo Alle (acht oder zehn an der Zahl) in Einem Zimmer, das ihnen zum Schlaf-, Speise- und Betsaale diente, gemeinsam wohnen mußten, und unter dem Namen „Väter des Glaubens" einen klösterlichen Verein bildeten. Obwohl P. Tournelly noch sehr jung war, wurde er doch von den Uebrigen, weil er sie an Frömmigkeit überstrahlte, als ihr Vorsteher anerkannt. Während P. Tournelly hier in stiller Zurückgezogenheit und Beschauung lebte, fühlte er sich von Gott oft angetrieben, einen neuen Frauenorden zu gründen, welcher der besondern Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu, wie auch der Erziehung der weiblichen Jugend sich widmen sollte. So vielerlei Bedenken und Zweifel über ein solches Unternehmen in ihm aufstiegen — der von Gott eingegebene Gedanke wurde immer klarer und lichtvoller, der

Tagen nach Seinem Tode, ohne Trennung oder Absonderung von der Gottheit, im Grabe anbetungswürdig war." (Censura 62, pag. 33.)

innere Antrieb immer mächtiger. Er entdeckte daher das Geheimniß seines Herzens seinen Mitbrüdern, deren Stimme er als den Ausspruch Gottes ansehen wollte. Alle erklärten die Sache einmüthig als einen Wink von Oben, und Tournelly zögerte nun nicht mehr, an die Ausführung zu denken. Eine gottselige Frau, von edler Herkunft, die in einen strengen Orden treten wollte, stimmte in seinen Vorschlag ein, und versprach, auch einige Genossinen zu dem Werke herbeizurufen, das, wie man überein gekommen war, in Augsburg begonnen werden sollte. Unterdessen rückte das französische Kriegsheer in Deutschland immer weiter vorwärts. Tournelly mußte mit seinen geistlichen Mitbrüdern eiligst Augsburg verlassen, und flüchtete sich nach Passau, wohin jene vornehme Frau, begleitet von den bereits gewählten Genossinen, ohne die Sache mit den geistlichen Vätern verabredet zu haben, durch eine wunderbare Fügung Gottes gekommen war. Hocherfreut über dieses glückliche Zusammentreffen, ermuthigt in ihrem schönen Vorhaben, beschlossen Alle, von Passau nach Wien zu reisen, wo, vermöge der allergnädigsten Bewilligung des Kaisers die französischen Geistlichen in einem Augustiner-Kloster, die Frauen aber in dem Kloster der Salesianerinen eine freundliche Aufnahme fanden. Schon wollte P. Tournelly, von der besten Hoffnung beseelt, für seine künftige, kleine Genossenschaft einige Regeln vorschreiben, als jene vornehme Dame nach einem Monate erklärte, sie wolle zurücktreten, und sich einem ganz beschaulichen Leben widmen. Sein kaum begonnenes Werk war nun mit Einem Schlage zerstört — vernichtet. Der fromme Mann war darüber höchst bestürzt. „Lieber Freund!" sagte er eines Tages auf einem Spaziergange zu P. Varin, seinem vertrautesten Freunde, wehmüthig, „ich glaubte, es sei das Werk Gottes; und wenn es das nicht ist, so gestehe ich, daß ich jetzt den Geist der Lüge und den Geist der Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden weiß." Nach diesen Worten senkte er das Haupt und schwieg still. Einige Augenblicke darauf wendete er sich zu seinem Freunde, und sprach mit entflammtem Angesichte und im prophetischen Tone: „Es ist Gott, Der die Sache will. Ich kann mich zwar getäuscht haben über die Mittel und Werkzeuge, so wie über die Zeit; aber der neue Orden wird entstehen!" Wirklich gingen diese prophetischen Worte des frommen Mannes auch später in Erfüllung. Denn drei Jahre waren seit dem Tode des frommen Gründers der Hoffnung und dem Willen nach (1797) verflossen, als das herrliche Werk schon zu Stande kam. Nicht großer Macht, sondern nur geringer Mittel wollte sich Gott bedienen, um das Gebäude, das zu Seiner Ehre sich erheben sollte, zur Vollendung

zu bringen. Kaum waren seine hinterbliebenen Mitbrüder, nachdem der Friede wieder hergestellt war, in ihr Vaterland zurückgekehrt, als P. Varin, den sie nach Tournelly's Tode zu ihrem Obern gewählt hatten, von einem Priester besucht wurde, der in die arme Genossenschaft aufgenommen werden wollte. Er hieß Barat, und hatte eine kleine Schwester, die er selbst erzog, und in den Wissenschaften unterrichtete. Obwohl dieses Fräulein noch sehr jung und unvermögend war, so glaubte P. Varin, nachdem er sie mehr kennen gelernt hatte, in ihr einen angemessenen Grundstein zu dem Gebäude, das zur Ehre des allerheiligsten Herzens Jesu sich erheben sollte, gefunden zu haben. An dieses Fräulein schlossen sich bald noch zwei andere Fräulein an, von denen die Eine Vorsteherin einer Erziehungsanstalt zu Amiens war. Nun war dadurch der Anfang zu dem herrlichen Werke gemacht. Die Frauen vom allerheiligsten Herzen Jesu verbreiteten sich mit Schnelligkeit in Frankreich, errichteten sich in Paris ein großartiges Ordenshaus, und gründeten in jeder Diözese Häuser ihrer Gesellschaft. Ihr Ansehen wurde noch mehr vermehrt, als Leo XII., auf Ansuchen vieler Bischöfe von Frankreich, durch ein Schreiben vom 22. Dezember des Jahres 1826 den neuen Orden der Frauen vom allerheiligsten Herzen Jesu bestätigte, und demselben auch einen Cardinal als Protektor vorsetzte. Gegenwärtig zählt dieser Orden nicht bloß in Frankreich sechzig Häuser, sondern hat auch in Belgien, im römischen Kirchenstaate und in andern Theilen Italiens, ja auch in Afrika und Amerika seine Niederlassungen. Ueberall bilden die Zöglinge der Frauen vom allerheiligsten Herzen Jesu die Zierde der Gesellschaft, und begründen, was weit mehr ist, das Glück der Familien. So schrieb z. B. vor einigen Jahren ein Bischof aus den vereinigten Staaten Amerika's: „Unsere glücklichsten und zugleich liebenswürdigsten Missionäre sind die Zöglinge vom allerheiligsten Herzen Jesu. Wir schätzen uns glücklich, bereits sechzehn Häuser in unserm, früher in katholischer Beziehung so kalten Nordamerika zu besitzen." Auch andere Erzbischöfe und Bischöfe preisen sich glücklich, in ihrer Diözese ein solches Haus zu haben, und verkünden es laut, daß der Geist mancher Stadt seitdem sich umgewandelt habe. Mit welcher aufopfernden Nächstenliebe aber diese frommen Frauen alle Stände der Gesellschaft umfassen, und wie sehr sie die Liebe zu dem heiligsten Herzen Jesu zu verbreiten suchen, geht schon aus der Zweckmäßigkeit jener vier Mittel hervor, die sie mit größtem Fleiße anwenden. Das erste Mittel besteht in den Pensionaten oder Erziehungsanstalten für die höhern und begüterten Stände der Gesellschaft; denn die ehrwürdigen Frauen sind überzeugt,

daß, so wie in Frankreich zur Zeit der Revolution, auch sonst das sittliche Verderben zunächst von den obern Ständen der Gesellschaft ausgehe, auch von ihnen wieder das gute Beispiel ausgehen müsse, damit auch allmälig die untern Klassen der Menschen für das Gute gewonnen werden könnten. Das zweite Mittel sind ihre Armenschulen, in welchen die Kinder der oft so schrecklich vernachläßigten arbeitenden Klasse sowohl in der Religion, als auch in den nothwendigen Kenntnissen und Arbeiten unterrichtet werden. Das dritte Mittel sind die geistlichen Uebungen für diejenigen, welche in der Welt beschäftigt, nicht im Stande sind, der Angelegenheit ihres ewigen Heiles täglich eine längere Zeit zu widmen, und dennoch das Bedürfniß fühlen, bisweilen einen ernsten Blick in ihr Inneres zu thun. Solche Seelen voll guten Willens können in einem Hause des Ordens um Aufnahme für acht oder neun Tage anhalten, um während dieser Zeit in dem Hause des Herrn Gott und sich zu erfreuen. Schon viel hundert Seelen hatten solchen Tagen der Ruhe neue Kraft und neuen Muth zu verdanken, die Bürde der Familiensorge und der täglichen Lebenslasten im Geiste des Christenthumes wieder auf sich zu nehmen, und im freudigen Gottvertrauen ferner zu tragen. Das vierte Mittel besteht darin, die schuldigen Familien- oder durch den Beruf gebotenen Rücksichten nicht aufzuheben. Hierin erkennen die Frauen ein Mittel, unendlich viel Gutes durch Wort und Beispiel zu wirken. Ebenso wird durch solche Anstalten der äußere Wohlstand vieler Menschen befördert. Manche Lehrer finden durch sie ein sicheres Auskommen; die verschiedenen Bedürfnisse bringen Leben in Verkehr und Erwerb. Es ist buchstäblich wahr, daß seit Errichtung eines solchen Hauses mehr als Eine Gemeinde in ihren Vermögensumständen sichtbar emporgekommen ist, und die umliegenden Ortschaften ihren Vortheil dabei gefunden haben.

So großen Gewinn, so reichlichen Segen hatten diese gottseligen Frauen seit der Entstehung ihres Ordens nicht bloß einzelnen Familien, sondern auch großen Städten, ja auch ganzen Ländern gebracht. Mit Recht können wir ihre Ordenshäuser „Wohnstätten des wahren Glückes" nennen. Woher bekamen aber wohl diese schwachen, unvermögenden Frauen Kraft und Muth, so Großes zum Wohle der Nebenmenschen zu wirken, als durch die unablässige Verehrung des heiligsten Herzens Jesu, das uns unendlich geliebt, das, von der Lanze unserer Sündenschuld durchbohrt, zu einem reichlichen Gnadenquell sich eröffnet, und den letzten Tropfen Blutes für die gefallene Menschheit vergoß? Darum wollen wir eifrige

Verehrer des allerheiligsten Herzens Jesu sein, täglich dasselbe verehren, und wir werden auch bald mit inniger Freude die Bemerkung an uns machen, wie auch wir anfangen, allmälig jede lieblose, feindselige Gesinnung abzulegen, uns an wahre Nächstenliebe zu gewöhnen, und untereinander liebevoll — Ein Herz und Eine Seele zu sein.

§. 6. Von den zehn Geboten Gottes im Allgemeinen.

„Es lebte einst," erzählt Aegidius Jais*), „ein guter Vater, der viele Kinder hatte. Er meinte es mit ihnen sehr gut, und wünschte nichts so sehr, als daß sie Alle tugendhafte und glückselige Menschen werden möchten. Er sagte ihnen daher, was sie wahrhaft gut und glücklich macht; befahl ihnen, das Gute zu thun, verbot ihnen aber das, was böse ist, und sie zeitlich und ewig unglücklich machen würde. Vieles davon schrieb er ihnen selbst als allgemeine Lebensregeln auf, und gab jedem Kinde eine Abschrift davon, damit sie wüßten, was sie zu thun und zu meiden hätten.

Die Kinder lasen diese Regeln, und überlasen sie öfters; aber öfter entstand in ihnen eine Lust zum Bösen, und sie dachten dann an die Vorschrift des Vaters wenig daran. Sie legten Einige nur so aus, wie es ihnen gefiel, und suchten sich von den Andern durch verschiedene Vorwände zu entschuldigen. Oft, wenn ihnen ein Gebot zu schwer vorkam, oder wenn das Verbotene zu anlockend war, sagten sie mürrisch: „Wir müssen so blindlings gehorchen!" oder sie dachten wohl gar nicht mehr an das Gesetz.

Dieses that nun dem guten Vater sehr leid. Er war also auf ein Mittel bedacht, wie seine Kinder die Lebensregeln, die er ihnen vorgeschrieben hatte, genauer beobachten möchten.

Eines Tages rief er alle Kinder zusammen. Er versicherte sie, daß er es gewiß recht gut mit ihnen meine, und Alles weit besser, als sie, verstehe. Dann sah er Alle bedeutend an, und schwieg eine Weile. Endlich erklärte er ihnen abermals die Gesetze, und sagte dann mit nachdrücklicher Stimme: „Kinder! hört es: Ich, euer Vater, ich habe diese Lebensregeln, die ich euch vorher erklärt habe, und die ihr in euren Händen habt, als Gesetze, Gebote oder Pflichten für euch aufgesetzt. Es ist mein ernstlicher Wille, daß ihr dieselben zu euerem Besten genau befolget." Die Kinder sahen sich einander

---

*) Nach seinen: „Schönen Geschichten und lehrreichen Erzählungen zur Sittenlehre für größere Kinder." Zweites Bändchen.

mit Beschämung und den Vater mit Ehrfurcht an. Dieser fuhr in einem noch lebhafteren Tone fort: „Weil ich aber weiß, wie leichtsinnig Einige aus euch sind, und wie schwer es euch manchmal ankommen werde, meinen Willen zu thun, so sag' ich euch: ich werde euch, wenn ihr eines meiner Gebote übertretet, nach Verschulden bestrafen; aber auch, wenn ihr alle genau beobachtet, reichlich dafür belohnen."

Von dieser Zeit an ging es besser. Die Kinder befolgten jetzt die vorgeschriebenen Lebensregeln genauer. Sie hatten keine Ausrede mehr. „So will es der Vater!" Dieses war ihnen schon genug, „und sein Wille," dachten sie, „muß auch geschehen; er meint es ja so gut mit uns; er will ja nur, was recht ist!" Wenn ihnen ein Gebot oder Verbot zu hart fiel, so erinnerten sie sich an die angedrohte Strafe, und noch öfters an die verheißene Belohnung. Der Vater hielt auch Wort. Er bestrafte jeden Ungehorsam, und belohnte das Gute nach Verdienst. Und so ging es immer und immer besser.

So hat uns auch der himmlische Vater, der uns mehr liebt, als ein Vater seine Kinder lieben kann, eine Lebensregel, ein Gesetz gegeben, aus welchem wir lernen können, was Recht und was Unrecht ist; ja, Er hat es sogar, damit wir es desto leichter befolgen könnten, gleichsam in unser Herz selbst geschrieben. Dieses nennen wir das natürliche Gesetz, weil wir es schon von Natur aus mit zur Welt bringen. Das natürliche Gesetz beruht aber auf der weisen Einrichtung Gottes, daß wir von der Vernunft und dem Gewissen darüber belehrt werden, was wir thun, und was wir meiden sollen. Diese innere Stimme Gottes sagt uns, daß wir Gott über Alles, und den Nächsten, wie uns selbst, lieben sollen. Sie stellt uns die herrlichen Belohnungen vor Augen, die uns Gott für unsere erprobte Tugend ertheilen wird, und warnt uns vor den schrecklichen Strafen, welche uns treffen, wenn wir in Gottlosigkeit unser Leben zubringen, und unser Herz mit abscheulichen Verbrechen, als Mord, Unkeuschheit, Diebstahl, Meineid und Verleumdung beflecken würden. Wie viel Gutes könnte schon Ein Blick in unser Herz uns lehren! Wenn wir ein Gesetz übertreten, das von einer weltlichen Obrigkeit gegeben wurde, so kann uns zuweilen der Umstand vor einer Strafe bewahren, daß wir das übertretene Gebot vielleicht nicht wußten, und es daher nicht erfüllen konnten. Allein bei dem natürlichen Gesetze kann eine solche Entschuldigung nicht stattfinden. „Denn,"

sagt der heilige Apostel Paulus, „es giebt Keinen, der nicht fühlt, daß ihm von Gott ein Gesetz in das Herz geschrieben sei, wodurch er das Gute von dem Bösen, das Ehrbare von der Schande, das Rechte vom Unrecht unterscheiden kann.“ (Röm. 2, 14.) Jeder Mensch, der nicht ganz ohne guten Willen und Vernunft ist, kann sie da lesen. Ja, auch der verstockteste Bösewicht kann sein Herz gegen diese innere Stimme des Gewissens nicht ganz verhärten. Und wie leicht ist die Anwendung dieses Gesetzes! „Was fordert, Israel! dein Gott von dir,“ sprach schon Moses zu dem israelitischen Volke, „— als daß du Ehrfurcht habest vor Ihm, und auf Seinen Wegen wandelst, und Ihn, deinen Herrn und deinen Gott liebest von ganzem Herzen und von ganzer Seele.“ Und dieses Gebot, das ich euch da gebe, ist weder zu hoch für euch, noch zu weit von euch entfernt. Es ist nicht im Himmel droben, daß ihr sagen könntet: „Wer von uns steigt da hinauf, und bringt es herab, damit wir es hören und erfüllen können?“ Es ist nicht über dem Meere, daß ihr vorwenden und sagen könntet: „Wer von uns fährt über das Meer, es zu holen, damit wir es vernehmen und vollbringen können?“ Es ist dir ganz nahe gelegt — es ist in deinem Munde und in deinem Herzen, damit du es leicht erfüllen könnest.“ (5. Moses 30, 11—14.)

Die Stimme des Freundes. Theodor befand sich fast immer in der Gesellschaft eines sehr tugendhaften Jünglings, der Sophron hieß. Dieser wurde sein Freund und Rathgeber. So oft Theodor nur im geringsten von dem Wege der Pflicht abweichen wollte, warnte ihn des Freundes Stimme, und er gehorchte ihr. Zuweilen folgte er einer thörichten Neigung; er glaubte sie vor seinem Freunde geheim halten zu können; doch dieser, dem das Wohl seines Lieblings so sehr am Herzen lag, war ihm nahe, als er den Fehltritt begehen wollte. Des Freundes Stimme warnte ihn, und er gehorchte. Allein eines Tages gesellten sich böse Buben zu Theodor; diese suchten ihn gegen seinen tugendhaften Freund aufzureizen, und sagten zu ihm, er sollte sich von seinem Freunde, den sie spöttisch seinen Sittenrichter nannten, nicht ferner am Gängelbande leiten lassen; er wisse ja selbst, was recht sei. Diese giftigen Worte waren für das Herz Theodors von schlimmer Wirkung. Denn als er einst sehr nahe daran war, einen Fehler zu begehen, und ihn des Freundes Ruf, wie gewöhnlich, davon zurückhalten wollte, sagte Theodor kalt und trotzig: „Ich bin es überdrüssig,

mich bei jedem Schritte führen zu lassen!" Umsonst suchte ihn Sophron von seinen guten Absichten zu überzeugen; der thörichte Theodor folgte der Begierde mehr, als der Warnung des Freundes, und sündigte. Noch war der Fehltritt nicht sehr bedeutend; und als er Tags darauf einen größern begehen wollte, und Sophron lauter und nachdrücklicher warnte, schämte sich der Jüngling, und unterließ ihn. Aber was half es? Das Gift jener bösen Buben wüthete noch in seinem Innern, und nach und nach gab er der Stimme des Freundes kein Gehör mehr. Armer Theodor!

Traurig zog sich Sophron nun zurück, und nur, wenn Theodor gar zu verderbliche Fehler begehen wollte, ließ er, bald bittend, bald drohend seine Stimme vernehmen. Doch sie wurde überhört, und von der Stimme der Leidenschaft übertönt. Sophron, der verachtete Sophron, schwieg endlich ganz.

Was Sophron dem Theodor war, ist das Gewissen einem jeden unverdorbenen Menschen, und wie Theodor mit seinem Freunde verfuhr, so verfährt der Sünder mit dem Richter in seinem Innern. Dem Bösewichte fehlt dieser so wenig, als dem Theodor der Freund gefehlt, nur daß jener, wie dieser, auf seine Stimme nicht höret.

Nach einem Jahre erwachte der betäubte Theodor aus seinem Traume, und sah den tiefen Abgrund, der ihn zu verschlingen drohte, wenn er seinen lasterhaften Wandel fortsetzte. Er nahm sich vor, sich selbst zu überwinden. Mit zerknirschtem Herzen warf er sich in die Arme des edlen Sophron, und dieser nahm ihn auf, und drückte ihn mit Innigkeit an seine Brust. Von dieser Zeit an gehorchte Theodor auch dem leisesten Rufe seines erfahrenen Freundes, der ihn zur Tugend ermunterte, und vom Laster abschreckte. „Wenn ihr die Stimme Gottes höret, so verhärtet eure Herzen nicht." (Ps. 94, 95, 8.)

Ein Glöcklein hängt in meiner Brust,
Das hat gar hellen Schlag;
Wenn mir was Böses ist bewußt,
Dann quält's mich Nacht und Tag.
Doch hab' ich Recht vor Gott gethan,
So hör' ich meine Freude d'ran.

Obwohl aber uns schon die Stimme unsres Herzens anzeigt, was wir zu thun, und was wir zu meiden haben, so können wir doch, da durch die Erbsünde unser Verstand geschwächt, und unser Wille mehr zum Bösen geneigt wurde, die Aussprüche unserer innern Stimme nicht mehr recht verstehen und befolgen. Verblendet durch die böse Lust, die uns immer zum Verbotenen antreibt, halten wir

gerne dasjenige, was uns gelüstet, auch für erlaubt, und das, was uns oft zu schwer ankommt, oft nicht mehr für Pflicht. Wir suchen durch allerlei Ausreden das Böse zu entschuldigen, oder uns selbst zu bereden, daß wir zu jenem, was uns Mühe und Anstrengung kostet, nicht verpflichtet wären. Oft sehen wir es zwar ein, was Recht, und was Unrecht ist; aber unser Wille ist zu schwach, die Anlockungen des Bösen zu überwinden, die Hindernisse des Guten zu bekämpfen, und so geschieht es nicht selten, daß wir ganz wider Vernunft und Gewissen handeln. Deßwegen hat der liebe Gott, als der gütigste Vater aller Menschen, uns belehrt, wie wir Ihn über Alles, und den Nächsten wie uns selbst lieben sollten. Und „damit die Menschen," wie der heilige Kirchenlehrer Augustin bemerkt, „sich nicht beklagen können, so wurde das, was sie in ihrem Herzen nicht lesen wollten, auch auf Tafeln geschrieben. Es stand allerdings in ihnen geschrieben; aber sie wollten es nicht lesen. Da ward ihnen auch äußerlich vor die Augen gehalten, was sie im Gewissen zu sehen genöthigt werden sollten, und indem gleichsam von Außen Gottes Stimme an das Ohr drang, ward der Mensch in sein Inneres zurückgetrieben." (St. Aug. enarr. in Ps. 57.) In dieser Absicht hatte also Gott auf dem Berge Sinai den Israeliten die heiligen Gebote verkündet, und sie ihnen auf steinernen Tafeln durch Moses gegeben, damit sie dasjenige auf den Tafeln von Gottes Finger geschrieben und bestätigt finden könnten, was sie in ihrem Innersten nicht mehr finden wollten. So giebt man sich ja auch viele Mühe, die Inschrift eines ehrwürdigen Denkmales wieder aufzufrischen und lesbar zu machen, wenn die Buchstaben derselben durch Alter, anhaltende Regengüsse, und andere Ereignisse verwittert oder gänzlich erloschen sind.

So wie aber aus dem Entschlusse Gottes, Seine heiligen Gebote auf steinerne Tafeln zu schreiben, und sie dem israelitischen Volke durch Moses zu übergeben, Seine weiseste Absicht hervorleuchtet, so waren auch alle jene Anordnungen Gottes und alle wunderbaren Erscheinungen, unter welchen Er Seine Gebote verkündete, von weiser Bedeutung. Das reine, neugewaschene Kleid, mit welchem angethan jeder Israelite am dritten Tage unten beim Berge erscheinen mußte, sollte sie erinnern, daß die Erfüllung der göttlichen Gebote nicht in äußerer, scheinbarer Werkheiligkeit oder leeren Ceremonien, sondern in wahrer Reinheit des Herzens,

und in aufrichtiger Buße bestehe. Die Anordnung Gottes, daß Moses allein zu Ihm auf den Berg kommen sollte, während das Volk unten am Berge ehrerbietig stehen bleiben mußte, machte den Moses besonders ehrwürdig in den Augen der Kinder Israels, und sollte ihnen zur Erinnerung dienen, daß sie den Moses, als den Vermittler zwischen Gott und ihnen vorzüglich ehren, und gehorchen sollten. Alle jene schrecklichen Naturereignisse, welche auf den Wink Gottes sich zutrugen, als Blitz und Donner, der Schall der Posaune, die Wolke, aus welcher Gott mit Moses redete, der rauchende Berg, die erzitternde Erde — kurz Alles dieses sollte dem israelitischen Volke, welches noch roh war, und daher solcher nachdrücklicher Zeichen bedurfte, eine heilsame Furcht einflößen, es erschüttern, und ihm die große Wichtigkeit dieser Gebote recht tief einprägen; uns Christen aber kann die Betrachtung der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai an jenes noch wichtigere Pfingstfest im neuen Bunde mahnen, wo unter Feuerflammen und Sturmesbrausen auch ein neues Gesetz — das Gesetz der Gnade, den versammelten Aposteln ertheilt wurde. Ebenso waren die göttlichen Gebote nicht auf Einer, auch nicht auf drei oder vier oder noch mehreren, sondern auf zwei steinerne Tafeln geschrieben, um anzudeuten, daß die zehn Gebote Gottes auf den zweien Hauptgeboten der Liebe beruhen, ja, im eigentlichen Sinne des Wortes eine nähere Erklärung derselben enthalten. Die eine Tafel theilte ihnen die Pflichten gegen Gott mit; auf der andern aber konnten sie lesen, was sie auch gegen den Nächsten schuldig seien. Möchten nur auch wir den Sinn dieser göttlichen Gebote so tief, als wären sie in Stein eingegraben, in unserm Herzen bewahren, und sie treu befolgen!

Die zehn Gebote.

I.

„Ich bin der Herr, dein Gott! in Zeit und Raum
Bin Ich allein Mir selber ewig gleich;
Ich wecke Zeit und Welten aus dem Traum,
Ich bin dein Gott; Mensch, du bist ewig reich.“

Du bist mein Gott, Herr! wenn ich Dich nur habe,
So mag der Himmel und die Welt vergeh'n;
Wenn Leib und Seele schmachtet dort am Grabe,
Mit Dir will ich den großen Kampf besteh'n.

II.

„Du sollst den Namen Gottes nicht entweihen!
Vor Ihm erbebt der große Weltenplan;
„Ich bin der Herr!“ spricht Gott zu Seinen Treuen,
„Ich donn're und Ich liebe; — bete an!“

Ich bete an, voll Demuth und voll Liebe,
Ein süßer Schauer dringt durch mein Gebein;
Du bist mein Lied; o kindlich fromme Triebe!
Das Leben kann in Gott nur selig sein.

III.

„Bereite dich, den Ruhetag zu feiern!“
Er ist der Seele köstlich Eigenthum;
Wie Licht und Wärme die Natur erneuern,
So winkt die Andacht in dem Heiligthum.

Die Welt mit ihrer Herrlichkeit verschwindet,
Wenn sich der Geist zu Dir, o Gott! erhebt;
Die Fessel sinkt; der Ruhetag entbindet
Die müde Seele, und der Glaube lebt.

IV.

„Du sollst den Vater und die Mutter ehren!“
Die Gottheit spricht: bewahre dieses Wort.
Die Urne winkt: sie soll dich Liebe lehren,
Dann lebt dein Glück in deinen Kindern fort.

O sanfter Zug, der unser Leben weihet,
Er kommt von Dir, dem Vater der Natur.
Die Welt ist todt; durch Liebe nur gedeihet
Das Leben und der Freude Blumenflor.

V.

„Du sollst nicht tödten!“ Rache schreit die Erde,
Wenn Bruderblut die Menschenhand entweiht;
Der Mörder bebt; der Schutzgeist weicht vom Heerde,
Und Nachtgewölke deckt die Ewigkeit.

Du bist die Liebe! säuselt's unter Sternen;
Du bist die Liebe! tönt's im Erdenthal;
Könnt' ich mich je von Dir in Nacht entfernen,
O Vater dort! dann leuchte mir dein Strahl!

VI.

„Du sollst der Ehe frommen Bund nicht brechen!“
Du warst ja frei! Gott hörte deinen Schwur.
Die Keuschheit blüht; verwelkte Jahre rächen
Die Sünde an der heiligen Natur.

Süß ist die Lust, und mächtig lockt die Sünde,
Doch, ach! die blasse Reue folgt geschwind;
Rein ist das Licht; hilf, daß ich überwinde;
Denn selig sind, die reinen Herzens sind.

VII.

„Du sollst nicht stehlen!" Engel lächeln wieder,
Wenn Recht und Treue unter Menschen wohnt;
Der Wilde raubt, die Keule mordet Brüder,
Wo Habsucht unter Diebsgesellen thront.

Ich kann nicht irren, wenn die Habsucht winket,
Der inn're Richter spricht: „Es ist nicht dein!"
Wenn Alles vor dem Götzen niedersinket,
Laß mich gerecht und Deiner würdig sein!

VIII.

„Du sollst kein falsches Zeugniß geben!" Frage
Dein Herz, und rede, wie es dir gebeut!
Das Herz ist wahr; Gott winkt in jeder Lage,
Und wer ihm folget, hat es nie bereut!

Der falsche Mund besteht nicht im Gerichte;
Die Wahrheit, nicht die Lüge, lenkt die Welt.
Du bist mein Gott, Du wohnest in dem Lichte,
Du winkst, der Redliche behält das Feld.

IX.

Die Schlange lispelt, „laß dich nicht gelüsten
Begehre nicht des Nächsten Gut und Haus;"
Der Thor mag sich im lecken Schiffe brüsten,
Das letzte Urtheil spricht der Himmel aus.

Laß' mich zuerst nach Deinem Reiche trachten,
Dann schenke mir, o Gott! Zufriedenheit;
Laß' mich das Kleine lieben, nicht verachten,
Der Mensch braucht wenig, und auf kurze Zeit.

X.

„Der Apfel locket, laß dich nicht gelüsten;"
Das Aug' schielet gerne nach verbot'ner Frucht,
Doch weh dem Herzen, wenn es unter Wüsten
Nach dem verlor'nen Paradiese sucht.

Der Geist ist willig; aber stark die Sünde;
Laß' die Versuchung, Herr! vorübergeh'n,
Das Fleisch ist schwach; am Grabe fällt die Binde,
Laß' mich den Himmel ohne Vorwurf seh'n!

(Nach M. A. Nickel.)

§. 7. Sind wir schuldig, die zehn Gebote Gottes zu halten?

Obwohl die zehn Gebote von Gott den Israeliten auf dem Berge Sinai verkündet wurden, und also zuerst für diese galten, so darf man doch nicht glauben, daß nur diese, nicht aber wir Christen dazu verpflichtet seien. Denn daß auch wir die zehn Gebote des Herrn beobachten sollen, erhellt aus folgenden Gründen:

a) Die innere Stimme befiehlt, daß wir Gott über Alles, und den Nächsten wie uns selbst lieben sollen. Wir können aber unsere Liebe gegen Gott und den Nächsten nicht besser beweisen, als wenn wir die Gebote Gottes halten. Daher sagte der göttliche Heiland: „Wer Meine Gebote hat, und sie beobachtet, der ist es, der Mich liebt." (Joh. 14, 21.) Ebenso lehrt der heilige Apostel Johannes: „Wenn wir Gott lieben, so sollen wir auch Seine Gebote halten. Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir Seine Gebote halten." (Johannes 5, 3—4.) „Wie kannst du daher sagen, du liebest Gott," fragt der heilige Kirchenlehrer Ambrosius, „wenn du Seine Gebote verachtest?" Wer ist, der da mit Wahrheit sagen könnte: „Ich liebe den Kaiser; aber sein Gesetz achte ich nicht?"

b) Die Juden verstanden den Sinn der zehn Gebote Gottes nicht vollständig; ja, die Schriftgelehrten und Pharisäer waren boshaft genug, dieselben so auszulegen, wie es ihnen beliebte, und stellten sich, während sie das göttliche Wort nach ihrer Willkühr verdrehten, dabei so eifrig, als wenn ihnen an denselben sehr viel daran gelegen wäre. Ja, Einige warfen dem göttlichen Heilande sogar vor, daß Er Alles, was Moses und die Propheten gelehrt hatten, abschaffen wollte. Allein der göttliche Heiland sprach: „Glaubet nicht, Ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern gänzlich zu vollbringen — zu zeigen, wie man sie auf die beste Art erfüllen kann. Ja, Ich versichere euch hoch und theuer, eher werden Himmel und Erde vergehen, als nur der geringste Buchstabe, oder auch nur das kleinste Tüpflein des Gesetzes wegkommen oder unerfüllt bleiben sollte." (Matth. 5, 17—18.) Er erklärte ihnen nun, nachdem Er ihre Gemüther durch unzählige, ebenso wohlthätige, als wundervolle Handlungen auf Seinen Vor-

trag vorbereitet hatte, voll der Huld und Freundlichkeit die zehn göttlichen Gebote, widerlegte die Irrlehre der Pharisäer, und gab ihnen die Mittel an, wodurch seine Zuhörer zur Vollkommenheit in Beobachtung der Gebote gelangen könnten. Wie treu aber Jesus selbst in Erfüllung der zehn Gebote war, bewies Er nicht bloß durch Seine Lehre; sondern auch durch Sein schönes Beispiel. Er setzte auf Seinen himmlischen Vater ein solches gläubiges Vertrauen, daß selbst Seine Feinde von Ihm nichts anderes zu sagen wußten, als: „Er hat auf Gott vertraut; der möge Ihm helfen!" Er suchte den Namen Seines himmlischen Vaters überall, wo Er nur hinkam, zu verherrlichen, und konnte Sich selbst das schöne Zeugniß geben: „Vater! Ich habe Denen, die Du mir gegeben hast, Deinen Namen bekannt gemacht!" (Joh. 17, 4—6.) Er heiligte den Sabbath auf die schönste Weise, indem Er in der Synagoge lehrte, und den Mann mit der lahmen Hand gesund machte. Er ehrte Seine Mutter nicht nur in Seinem Leben; sondern war noch in den letzten Augenblicken, als Er unter den größten Schmerzen am Kreuze hing, für sie besorgt, und empfahl sie dem liebevollen Schutze des Johannes. Er sorgte für das körperliche Wohl der Mitmenschen, indem Er Seine Wundergabe nur dazu benützte, jene große Volksschaar, die Ihm in die Wüste nachfolgte, mit wenigen Broden zu sättigen, die Kranken zu heilen, und die Todten zum Leben zu erwecken. Er war der Sohn der reinsten, unbefleckten Jungfrau, und liebte selbst die Reinheit des Herzens so sehr, daß Er Sich den engelreinen Johannes zu Seinem vertrautesten Freunde wählte. Er brachte viele Zöllner, die von den Leuten zu viel nahmen, und sich aus der Bereicherung mit fremdem Gute kein Gewissen machten, zur Erkenntniß ihrer Ungerechtigkeit und zur wahren Buße zurück. Er war gekommen, Zeugniß von der Wahrheit zu geben, und tadelte strenge die Falschheit der Pharisäer. Wie sehr Er Seine Begierden zu beherrschen wußte, zeigte Er, als Er die königliche Krone, welche Ihm das Volk zugedacht hatte, nicht annahm, sondern lieber mit einer Dornenkrone, weil das Wohl der Menschen dieses erforderte, aus der Welt gehen wollte. Wenn nun Jesus Christus, unser göttlicher Herr und Lehrmeister, mit so großer Treue die Gebote Seines himmlischen Vaters beobachtete, warum sollen wir, die wir doch Seine Schüler

sind, und uns „Christen" nennen, Bedenken tragen, das zu thun, was Gott uns in diesen Geboten befiehlt, und dasjenige zu meiden, was uns dadurch verboten wird?

c) Die genaue und willige Beobachtung der Gebote Gottes ist jene enge Pforte, durch welche wir allein in das Himmelreich eingehen können. Denn, als jener reiche Jüngling den göttlichen Heiland fragte: „Guter Lehrer! was soll ich denn thun, damit ich das ewige Leben erlange?" gab Er ihm zur Antwort: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." (Matth. 19, 17.) Und ein anderes Mal sagte Er: „Sein Gebot (des himmlischen Vaters) ist ewiges Leben." (Joh. 12, 50.) Und der heilige Augustin sagt: „Derjenige kann die himmlischen Verheißungen nicht erlangen, der die Gebote des Himmels nicht erfüllen wollte." (S. Aug. Serm. 1. fer. post. Dom. Quadrages. et in ord. 76. in fine tom. 10.) Wer wünschte denn nicht einst, nach diesem mühevollen Leben auf Erden, in den Ort ewiger Seligkeit eingehen zu können! Darum wollen wir stets willig und genau die göttlichen Gebote befolgen, und uns als treue Diener Gottes beweisen, von denen Gott auch sagen kann, wie der Hauptmann von Kapharnaum von seinem Knechte: „Ich darf nur zu ihm sagen: Thue das, so thut er es." (Matth. 8, 9.) Dann wird der göttliche Richter einst auch uns zurufen: „Wohlan, ihr getreuen Diener! Ihr waret im Wenigen getreu; Ich will euch über Vieles setzen. Gehet ein in die Freude eures Herrn!" (Matth. 25, 21 und 23.)

§. 8. Könnte Eines von diesen Geboten wegbleiben?

Nein! Denn so wie das Gebet des Herrn sich durch seine symmetrische, planmäßige Ordnung auszeichnet, so bilden auch die zehn Gebote Gottes ein vollständiges, abgeschlossenes Ganzes, einen Körper, dessen Glieder die einzelnen Gebote sind. Deßhalb sagte der heilige Johannes Chrysostomus: „Alle Gebote scheinen gleichsam Ein Gebot zu sein, weil sie so unter einander zusammenhängen, daß Eines ohne das Andere nicht bestehen könnte." (Joann. Chrysost. hom. 42. sup. Matth. oper. imp. post med. col. 104.)

Wir beginnen die zehn Gebote mit der Pflicht des Glaubens an Gott; denn Er soll der Anfang und das Ende unserer Gedanken und Empfindungen sein. Was dem Vogel die Luft, und dem Fische

das Wasser ist, das ist für den Menschen der wahre Glaube. Dazu ermahnt uns das erste Gebot: „Du sollst allein an Einen Gott glauben." Je mehr wir aber auf Gott unser gläubiges Vertrauen setzen, desto mehr werden wir Seine Freundlichkeit und Güte erfahren, und Ihn lieber gewinnen. Gleichwie aber ein Diener, der seinen Herrn liebt, alle Mühe anwendet, die Ehre desselben zu befördern, und Alles vermeidet, was derselben hinderlich sein könnte, so werden auch wir, wenn wir Gott wahrhaft lieben, uns angetrieben fühlen, den Namen Gottes so viel als möglich zu verherrlichen. So schließt sich an das erste Gebot das zweite an: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen." Wer aber aufrichtig bemüht ist, an der Verherrlichung des göttlichen Namens zu arbeiten, begrüßt einen jeden Feiertag als eine willkommene Gelegenheit, dieses desto ungehinderter thun zu können. Daher ist uns das dritte Gebot gegeben: „Du sollst den Feiertag heiligen." Durch die drei ersten Gebote ist uns also angedeutet, was wir Gott gegenüber schuldig sind; allein wer kann uns nächst Gott theurer sein, als unsere lieben Eltern, denen wir so viel Gutes verdanken? Deßhalb fordert uns Gott besonders zur kindlichen Dankbarkeit gegen sie auf, und verspricht jedem Kinde, das seine Eltern ehrt, reichlichen Segen, indem Er im vierten Gebote sagt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und es dir wohlgehe auf Erden." Nun giebt es aber außer den Eltern noch viele andere Menschen auf Erden. Auch diesen sind wir Liebe schuldig. Nun hat uns Gott verschiedene Güter verliehen, die wir zur Erfüllung unserer Bestimmung bedürfen, und die uns so theuer sind, daß es uns hart fällt, dieselben zu verlieren. Es ist daher unsere Pflicht, diese Güter nicht bloß für uns, sondern auch für Andere zu schützen. Das Erste von diesen irdischen Gütern ist das Leben. Dieses verlieren, sterben müssen, oder vielleicht gar einen plötzlichen, durch Gewaltthätigkeit herbeigeführten Tod nehmen, ist für alle Menschen, die nur des Verstandes mächtig sind, ein schrecklicher Gedanke. Sollen wir daher einem Andern jenes schreckliche Loos bereiten, das wir selbst so sehr verabscheuen? Nein! Wir wollen Niemanden an seinem Leben schaden, oder ihm dasselbe unnöthiger Weise verkümmern; denn das fünfte Gebot ruft uns zu: „Du sollst nicht tödten!" Die schrecklichste Mörderin ist aber die Unkeuschheit; durch sie kamen seit Anbeginn der Welt mehr

Menschen um, als durch Gift und Dolch. Wer sollte sich daher wundern, wenn Gott, gleichwie ein liebevoller, verständiger Vater seinem Kinde zuruft: „Rühre diese Pflanze nicht an; denn sie ist giftig!“ uns Menschenkinder vor der Unkeuschheit warnt, und spricht: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ Um sich und Andern das Leben erhalten zu können, bedürfen wir irdischer Güter. Auch diese müssen gesichert sein. So wie es uns selbst unangenehm wäre, wenn Andere unser Eigenthum antasten würden, so dürfen wir dieses auch Andern nicht thun. Dieses sprach daher Gott selbst schon auf dem Berge Sinai mit folgenden Worten aus: „Du sollst nicht stehlen.“ Allein die meisten Menschen besitzen außer dem Eigenthume auch noch ein anderes großes Gut, das jedem rechtschaffenen, vernünftigen Menschen nicht um vieles Geld feil wäre. Dieses Kleinod ist unsere Ehre. Auch diese soll, unsern natürlichen und billigen Wünschen zu Folge, unangetastet bleiben. Es ist unsere Schuldigkeit, nicht nur unsere, sondern auch die Ehre unseres Nebenmenschen zu schützen. Wie wir dieses thun können, erklärt das achte Gebot mit folgenden Worten: „Du sollst kein falsches Zeugniß geben.“ Und da gewöhnlich wir dadurch zum Bösen verleitet werden, wenn wir begehren, was einem Andern gehört, so ist es nothwendig, daß wir unsere Begierden beherrschen, und deßwegen hat uns Gott die Gebote gegeben: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau,“ und „du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.“

So stehen alle zehn Gebote im schönsten Verbande, und diese geregelte Ordnung deutet darauf hin, daß auch wir, um die zehn Gebote Gottes erfüllen zu können, unsere Kräfte, sowohl die körperlichen, als auch die geistigen ordnen sollen. Denn wenn wir die leiblichen Kräfte der Vernunft, die Vernunft aber Gott unterordnen, so wird es uns etwas Leichtes sein, die Gebote Gottes zu erfüllen.

So wie es fast bei einem jeden Gesetze der Fall ist, enthält auch ein jedes Gebot zwei Theile. Der Eine besteht in dem, was wir, um das Gebot zu erfüllen, thun sollen; der Andere besteht in dem, was wir, um das Gebot nicht zu übertreten, nicht thun sollen. Vergleichen wir aber die verschiedenen Gebote unter einander, so giebt es Gebote, welche vorzugsweise einen Befehl enthalten, z. B.: Du sollst Vater und Mutter ehren, und Gebote, welche eigentlich nur ein Verbot zu enthalten scheinen, z. B.: Du

sollst nicht tödten, u. dgl. Daher sagt auch der heilige Hieronymus: „Es giebt zwei Gattungen der Gebote, die Eine des Verbietens, die Andere des Befehlens; denn wie das Böse verboten wird, so wird das Gute befohlen; hier wird die Unterlassung, dort die Ausübung geboten; dort wird der Geist zurückgehalten, hier angetrieben; hier ist es Sünde, es gethan zu haben; dort aber, es nicht gethan zu haben."

§. 9. Wie sollen wir die Gebote Gottes halten?

Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß es unsere Pflicht sei, die göttlichen Gebote zu halten. Allein so wie es bei einem jeden Geschäfte, das uns aufgetragen wird, der Fall ist, so kommt es auch hier nicht allein darauf an, daß die Gebote erfüllt werden, sondern auch darauf, wie man dieselben erfülle.

Wenn also unser Eifer in Erfüllung der göttlichen Gebote Gott wohlgefällig sein soll, so müssen wir a) alle Gebote halten. Die zehn Gebote Gottes stehen, wie wir schon oben gesehen haben, in einem so innigen Zusammenhange, daß Derjenige, der Ein Gebot übertritt, nothwendiger Weise hingerissen wird, bald auch ein anderes, dann ein drittes, und zuletzt alle Gebote zu verletzen. Wer schon so wenig Liebe zu Gott empfindet, daß er ungescheut Ein Gebot übertreten kann, hat keine Gottesfurcht mehr, und würde gewiß auch alle Gebote übertreten, wenn er dazu Gelegenheit hätte. Wie thöricht ist daher die Ausrede jener lauen Christen, welche zu sagen pflegen: „Es ist genug, wenn man ein rechtlicher Mensch ist, man mag dann glauben, was man will!" Denn wie kann man ein rechtlicher Mensch sein, d. i. ein Mensch, welcher alle seine Pflichten treu erfüllt, das Gute thut, und das Böse meidet, wenn man kein Freund Gottes ist, der uns allein helfen kann, alle Versuchungen und Hindernisse einer treuen Pflichterfüllung zu überwinden? Oder ist es, um in den Himmel zu kommen, schon genug, wenn man nicht mordet, nicht stiehlt, nicht raubt, oder überhaupt gerade kein so schlechter Mensch ist, daß man eingesperrt, oder gar aufgeknüpft werden müßte? Ebenso verkehrt ist die Ansicht derjenigen Leute, welche meinen, es sei schon genug, wenn man einige Gebete hersagt, eine Wallfahrt unternimmt, sich in eine Bruderschaft einschreiben läßt, oder andere Werke der Andacht verrichtet, sonst aber

seine alten Feindschaften nicht aufgiebt, und in Sünden und Lastern dahinlebt. Solchen Leuten gelten auch die Worte des Propheten Jeremias, der auch zu den werkheiligen Juden sprach: „Sagt nicht immer: Hier ist der Tempel des Herrn! Der Tempel des Herrn! Der Tempel des Herrn! Nur wenn ihr euer Leben und euren Sinn ganz bessert, daß ihr recht handelt, Einer gegen den Andern, Fremdlinge, Waisen und Wittwen nicht unterdrücket — nur dann werde Ich euch in dem Lande, das Ich euern Vätern gegeben habe, auf immer vor Mir wohnen lassen. Aber so verlaßt ihr euch auf Lügen, die euch nichts nützen werden. Ihr mordet, treibet Unzucht, stehlet, schwöret falsch — darauf kommt ihr, tretet vor Mein Angesicht in diesem Hause, und sagt: „Wir haben einen Freiheitsbrief, alle diese Gräuel zu verüben." Haltet ihr denn dieses Haus, das nach Meinem Namen genannt wird, für eine Mördergrube? spricht der Herr." Auch kann man auf solche Menschen die Gleichnißrede des göttlichen Heilandes anwenden, welcher sprach: „Niemand, der sich wohlanständig kleiden will, flickt ein Stück neues Tuch auf ein altes Kleid. Er zerstückelt ja sonst das neue Tuch nur vergebens, und das neue Stück schickt sich nicht einmal zu dem alten Kleid. Es hält auch nicht lange daran, und am Ende wird der Riß nur noch größer." So ist es auch mit der Treue in Haltung der Gebote. Wer sich schon für gut hält, weil er einiges Gute thut, wer z. B. heute strenge fastet, und morgen sich wieder betrinkt — dessen Tugend ist nur ein elendes Flickwerk. Unser Betragen muß einem Kleide ähnlich sein, welches aus Einem Stücke Tuch gemacht ist. „Und," sagt der heilige Apostel Jakobus, „wer das ganze Gesetz befolgt, aber Ein Gebot übertritt, der hat das ganze Gesetz übertreten. Denn der, welcher sagte: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben," sagte auch: „Du sollst nicht tödten." Wenn du nun kein Ehebrecher, aber ein Mörder bist, so hast du das Gesetz übertreten." (Jak. 2, 10.)

Gleichnisse. Ein Blumentopf voll Levkoyen. Eberhard hatte mehrere sehr schöne Levkoyen in Einen Blumentopf gepflanzt; allein sie wollten nicht gedeihen. „Es sind zu viele in dem Topfe," sagte er, „ich will einmal eine herausziehen, damit die übrigen mehr Raum haben." Er that es, und alle übrigen fingen an zu trauern, und verwelkten zuletzt gar.

Er betrachtete betrübt die Blumen, und der Vater sprach: „Du

hast mich neulich gefragt, wie die Worte zu verstehen seien: „Wer ein Gebot Gottes übertritt, hat alle übertreten.“ Da siehst du es nun mit Augen. Die Wurzeln dieser Blumen waren alle ineinander verschlungen; indem du eine Blume herauszogest, hast du auch die Wurzeln der übrigen beschädigt, ja, den ganzen Grund, aus dem sie hervorgewachsen, locker und ledig gemacht. So sind auch alle Gebote Gottes, nicht nur, wie die Wurzeln dieser Blumen miteinander in Eins verwachsen, sondern ihre Befolgung kann nur aus dem Einen Grunde eines liebenden Herzens emporsprossen, wachsen und gedeihen.“

Wer Ein Gebot zu brechen nicht erzittert,
Hat Aller Grund in seiner Brust erschüttert.
(Chr. v. Schmid.)

Wenn Ein Glied verwundet wird, leidet der ganze Körper mit; ebenso wird das ganze Gesetz verletzt, obwohl nur ein einziges Gebot übertreten wird.

Fällt in einen Becher, der mit Wein gefüllt ist, Ein Tropfen Gift, so ist der ganze Wein vergiftet. Ebenso zeigt es schon einen verdorbenen Willen an, wenn man auch nur Ein Gebot mit Gleichgültigkeit übertreten kann.

Kommt bei einem musikalischen Stücke auch nur Ein übeltönendes Instrument vor, so ist die ganze Harmonie dahin. Ebenso hört auch alle Harmonie zwischen Gott und dem Menschen auf, wenn auch nur ein einziges Gebot nicht gehalten wurde.

Wenn Eine Säule, worauf ein Gebäude ruht, hinweggerissen wird, so kann das ganze Haus einstürzen. So kann die Verachtung eines einzigen Gebotes das ganze Gebäude deiner Tugend an den Rand des Verderbens bringen.

Wegen Eines Nagels verliert das Pferd ein Hufeisen; wegen des Eisens bricht es das Bein; wegen des gebrochenen Beines stürzt der Reiter, und bricht den Hals.

Aussprüche. Wer ein Gebot beobachtet, das andere nicht, dem nützt es nichts. (S. Joan. Chrysost.)

Der Teufel achtet es nicht, daß du allen andern Sünden die Thüre versperrest, wenn du nur einer einzigen den Eingang gestattest. (S. Gregor.)

Glaube ja nicht deßwegen einige Gebote außer Acht lassen zu dürfen, weil sie minder wichtig sind; denn sowohl die wichtigsten, als auch die minder wichtigen sind ausdrückliche Befehle, und die Gering-

schätzung was immer für eines Gebotes ist Beleidigung des Gesetzgebers. (S. Hier. in epist.)

Es mag Gott, oder ein Mensch, oder dessen Stellvertreter ein Gebot geben, so ist es mit gleicher Sorgfalt und Ehrfurcht zu betrachten und zu halten, wenn nicht das menschliche Gebot dem Gebote Gottes widerspricht. (S. Bern. de praec. et discip.)

Es ist aber nicht genug, die zehn Gebote Gottes bloß in einzelnen Fällen zu halten; sondern wir sollen dieselben b) ganz und zu jeder Zeit beobachten. Der alte Tobias ermahnte seinen Sohn, nicht bloß im Allgemeinen die Gebote Gottes zu halten, sondern er sagte zu ihm: „Habe dein Leben lang Gott im Herzen, und hüte dich, daß du nie in eine Sünde willigst, und etwas thust, das gegen die Gebote Gottes ist." (Tob. 4, 6.) Und der Sirazide spricht: „Halte immer die Gebote des Herrn, und übe dich emsig in Seinen Vorschriften." (Sir. 6, 37.) Daß es daher nicht hinreichend sei, die Gebote Gottes bloß auswendig zu wissen, ohne sie zu befolgen, lehrt der heilige Hieronymus mit folgenden Worten: „Glaube nicht, es sei für dich schon genug, die Gebote Gottes im Gedächtnisse zu behalten, und in den Werken zu vergessen; sondern lerne dieselben deßwegen kennen, damit du auch thun kannst, was du thun zu müssen gelernt hast." (Tom. 1. Epist. 14. ad Celant. ante med. p. 110. D.)

Beispiele. aa) Viele Schriftgelehrte und Pharisäer waren zur Zeit Jesu Christi gewohnt, die Gebote Gottes sich so auszulegen, und dem Volke zu erklären, wie es ihnen, ohne ihre verdorbenen Gesinnungen deßwegen ändern zu dürfen, am bequemsten schien. Sie verwarfen alle jene Gebote, welche ihnen minder wichtig vorkamen, und lehrten, es sei z. B. schon genug, wenn man keinen Menschen ermorde, oder nicht Unkeuschheit treibe; es sei zwar verboten, vor Gericht falsch zu schwören; aber erlaubt, zur Bekräftigung seiner Aussage Schwüre oder Anrufungen Gottes zu gebrauchen; es sei gestattet, jederzeit, so oft wir beleidigt werden, dem Beleidiger eben dieselbe zugefügte Unbild zuzufügen; endlich sei es zwar verboten, den Bruder zu hassen, aber erlaubt, die Feinde zu verachten. Allein der göttliche Heiland verwarf diese falschen Lehren, und sprach: Wenn ihr nicht an Gerechtigkeit (Gewissenhaftigkeit in der Haltung der Gebote) die Pharisäer übertreffet, könnt ihr in das Himmelreich nicht eingehen. Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt wurde: „Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, soll des Gerichtes schuldig sein." Ich aber sage euch: „Wer über seinen

Bruder nur unbillig zürnt (und ihn gerne tödten würde, wenn er nur dazu Gelegenheit hätte), der verdiente schon, als des Todes schuldig, vor Gericht *) gefordert zu werden; wer aber seinem Bruder noch überdieß aus Zorn mit großer Verachtung begegnet, der ist es werth, vom hohen Rathe (zur geschärfteren Todesstrafe der Steinigung) verurtheilt zu werden; wer aber seinen Bruder einen Thoren, d. i. einen, der keine Erkenntniß von Gott hat, nennt, der macht sich der Feuerstrafe — des höllischen Feuers — schuldig. Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt wurde: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben." Ich aber sage euch: „Wer immer eine Ehefrau mit unlauterer Begierde ansieht, hat schon gesündigt." Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: „Du sollst nicht (vor Gericht) falsch schwören; sollst aber die Eidschwüre, die du bei dem Namen Gottes gethan hast, fleißig halten." Ich aber sage euch: „Ihr sollt gar nicht (unnützer Weise) schwören, weder bei dem Himmel, weil er der Thron Gottes ist; noch bei der Erde, denn sie ist sein Fußschemel; noch bei der Stadt Jerusalem, denn sie ist die Stadt Gottes; du sollst auch nicht schwören bei deinem Haupte, weil du nicht ein Haar davon weiß oder schwarz machen kannst. Eure Rede sei: „Ja, ja! Nein, nein! Alle übrigen unnützen Betheuerungen sind sündhaft." Ihr habt gehört, daß gesagt worden sei: „Auge für Auge, Zahn für Zahn." **) Ich aber sage euch: „Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen — euch an eurem Beleidiger nicht selbst rächen; sondern wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar." Ihr habt gehört, daß gesagt worden sei: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen." Ich aber sage euch: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verläumden." Mit diesen und ähnlichen Worten warnte der göttliche Heiland die Israeliten vor einer oberflächlichen, unvollständigen Beobachtung

---

*) Um diese Worte Jesu zu verstehen, muß man wissen, daß, wie viele bewährte Theologen sagen, bei den alten Israeliten über große, größere und die größten Verbrechen dreierlei Strafen stattfanden. Die Gerichte im Lande konnten zum Tode verurtheilen; der hohe Rath zur geschärfteren Todesstrafe der Steinigung; die größte Strafe war die Feuerstrafe, das Verbrennen eines Missethäters in dem schauerlichen Thale Gehenna, in welchem solche schauerliche Hinrichtungen vorgenommen wurden.

**) In dem Gesetze Mosis wird gesagt, daß Derjenige, der einem Andern ein Aug' ausschlug, vor Gericht verurtheilt werden soll, auch ein Aug' zu verlieren; wer dem Andern einen Zahn ausschlug, mußte vor Gericht wieder mit dem Verlust eines Zahnes bestraft werden, und dieses galt auch bei andern Wunden und leiblichen Verletzungen. Die spätern Israeliten legten dieses Gesetz, nach dem die Richter die Schuldigen bestraften, so aus, als dürfte man sich selbst rächen, und den, der uns schlägt, wieder schlagen.

der göttlichen Gebote, und belehrte sie, daß man dieselben ganz halten müsse. (Vergl. Matth. 5, 20—48.)

bb) Das väterliche Gebot. (Parabel.) Ein vornehmer, mächtiger Herr hatte viele Kinder. Einst mußte er eine weite Reise in eine Stadt, die noch viel größer und schöner war, machen. Er übergab ihnen eine große Stadt, wies einem Jedem eine Wohnung an, und gab ihnen so viel, als sie, um anständig leben zu können, brauchten „Liebe Kinder!" sprach er zu ihnen beim Abschiede, „nur ein einziges Gebot gebe ich euch: „Liebet euch unter einander." Wenn ihr dieses thut, so werde ich euch einmal in jene schönere Stadt abholen, wo ich gewöhnlich bin; sollt ihr euch aber einfallen lassen, dieses Gebot zu übertreten, so werde ich euch Alle an Einem Tage zu Grunde gehen lassen."

Der Vater trat nun seine Abreise an, und die Kinder nahmen Besitz von ihren Wohnungen. Da gab es nun Einige, die den Vater, und aus Liebe zum Vater, auch ihre Brüder lieb hatten. „Der Vater ist so gut mit uns, hat uns so väterlich versorgt; es wäre undankbar, wenn wir ihm nicht gehorchen wollten," — sprachen sie, und behielten das väterliche Gebot immer vor Augen, und in ihrem Herzen. Kam ein Nothleidender vor ihre Hütte, so hatten sie inniges Mitleid, tröſteten ihn, und erquickten ihn durch treue Bruderliebe. Andere aber sprachen wohl vieles von Bruderliebe; ja sie hatten an ihrem Hause eine Marmorplatte eingemauert, worauf das Gebot des Vaters mit großen Buchstaben zu lesen war. Wenn dann Wittwen und Waisen zu ihnen kamen, und um Hülfe weinten, versperrten sie sich in die innerste Kammer, und wollten von dem Wehgeschrei der Armen nichts hören. Endlich gab es auch solche Leute, welche von dem Gebot des Vaters gar nichts wissen wollten; sie schlugen daher Gezelte auf, aßen und tranken, sangen, spielten und tobten, so lange sie Behagen daran fanden. Und wenn sie auf dem Wege ein dürftiger Nachbar um Hülfe ansprach, so hieß es: „Wir haben für uns zu sorgen; möge dir Gott helfen!" Ja, Einige unter ihnen schämten sich sogar ihrer ärmern Mitbürger, und gingen in ihrem thörichten Stolze so weit, daß sie an ihrer Brust ein goldenes Schildchen ausgehängt hatten, worauf zu lesen war: „Wir haben nirgends unsers gleichen." Andere waren voll Neid gegen ihre Mitbrüder, weil diese reichlicher mit irdischen Gütern gesegnet worden waren, und sie selbst keinen Mangel leiden wollten. „Ei," sagten sie, „wir sind Alle Kinder des nämlichen Vaters; was einem Kinde gehört, gehört auch dem andern, warum sollen gerade wir Hunger leiden?" — und gingen hin, brachen in die Häuser der Reichen,

und plünderten ihre Schätze. Unter diesen Menschen war denn auch immer Unfriede, Plage und Fluch.

Da kam nun einmal der Vater, wie er es versprochen hatte. Er befahl seinen Dienern, die guten Kinder zu seiner Rechten, die Bösen zur Linken zu stellen.

Nun rief der Vater jene, die zu seiner Rechten standen, zu sich, nahm sie in seinen herrlichen Wagen, und führte sie mit großer Pracht in die schöne Stadt, welche er ihnen verheißen hatte. Die aber zur Linken standen, mußten zurückbleiben. Als sie nun ihren bessern Mitbürgern in ihrer Herrlichkeit nachschauten, da winkte der Vater, und sieh! die Erde that sich auf, und verschlang die bösen Kinder.

(Nach „Schwäbl's Hauslegende.")

Eben dasselbe sagte auch Jesus, und zwar noch einfacher in Seiner Weissagung des letzten Gerichtes.

cc) Die Zurechtweisung. „Nun bei mir, dächte ich, wäre die Sache wohl schon in Ordnung," sagte eine alte Bäuerin zum Herrn Pfarrer, der sie in ihrer Krankheit besucht hatte. „Ich habe die Gebote Gottes gewiß treu gehalten. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst fleißig besucht, und auch daheim meine Gebete nie unterlassen; auch habe ich einmal, als ich noch gesund war, eine Wallfahrt gemacht und sechs Messen lesen lassen. Kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann sagen, daß ich ihn leer gehen ließ. Sonst kann mir auch Niemand etwas Schlechtes nachreden. Ich habe zwar, wenn mir die Arbeit nicht nach meinem Wunsche gehen wollte, zuweilen ein wenig gescholten, und mich gegen das zweite Gebot versündigt; gegen die übrigen Gebote aber: Du sollst nicht tödten, und wie sie noch weiter heißen, glaube ich nicht gefehlt zu haben. Ich möchte nur wissen, wie man anders sein kann."

„Wie irrt ihr euch, liebe Frau!" gab ihr der würdige Pfarrer zur Antwort; „glaubet nicht, daß man sich mit einigen Worten, die man auswendig daher sagt, mit Gott abfinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen entledigen könne. Was nützen euch alle Werke der Frömmigkeit, da euch gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehlt? Wie kann, so heilig die Pflicht ist, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, euer Kirchengehen für euch verdienstlich sein, da ihr dadurch nicht besser werdet! Was kann euer Gebet nützen, da es aus einem lieblosen Herzen kommt? Ihr habt zwar eure alten Eltern zu euch genommen, und ihnen gegeben, was zu ihrem Lebensunterhalte nöthig war; allein wie habt ihr ihnen,

die doch für euch gespart und gesorgt haben, jeden Bissen in den Mund hinein gezählt, und die herzliche Liebe, die sie euch erwiesen hatten, mit Undank und Lieblosigkeit vergolten! Ihr habt freilich keinen Menschen lebensgefährlich beschädigt; aber ihr habt durch Geiz und Zorn eurem Manne großen Kummer bereitet, und ihn nach langer Qual in's Grab gebracht. Ihr habt Eurem Manne die eheliche Treue nie gebrochen; allein, anstatt ihm eine treue Gefährtin des Lebens zu sein, waret ihr seine Quälerin, und die größte Plage, die er je auf Erden hatte. Ihr hattet nicht gestohlen und betrogen; allein wie waret ihr darauf bedacht, durch schändlichen Getreidewucher aus fremder Noth euren Nutzen zu ziehen! Wie oft habt ihr euren Dienstboten schlechte Kost gegeben und sie dadurch zum Diebstahl, zur Untreue und zu andern sündhaften Dingen selbst verleitet! Wie oft habt ihr, da ihr doch das Geld dazu gehabt hättet, euren Taglöhnern und Handwerkern den schon festgesetzten Lohn lange Zeit vorbehalten, oder auf ungerechte Weise verkümmert! Ist das nicht auch gestohlen? Ihr habt zwar vor Gericht kein falsches Zeugniß, und keinen Meineid abgelegt; allein wie oft habt ihr durch eure Geschwätzigkeit Andere um ihren guten Namen gebracht! Ihr habt vielleicht nie nach fremdem Gute begehrt; allein wie oft habt ihr eine boshafte Freude gezeigt, wenn das Getreide sehr theuer wurde, weil ihr schon die sichere Hoffnung hattet, euch bereichern zu können, und es galt euch gleich viel, wenn gleich Tausende dadurch arm würden, oder gar verhungern müßten. Ihr ließet zwar keinen Armen, der vor eure Thüre kam, leer fortgehen; allein mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die ihr bei eurem großen Vermögen einem Armen, bloß um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichtet, habt ihr die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit noch keineswegs erfüllt. Wann habt ihr je mit einer Metze Getreide, obwohl ihr deren tausende auf dem Kornboden liegen hattet, einem Hausarmen, der eine solche Hülfe verdient hätte, aus der Noth geholfen? Waren eure Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, nicht immer die geringsten? Seht, liebe Frau! so ist es nicht genug, bloß in einzelnen Fällen die Gebote Gottes zu halten. Denkt einmal darüber selbst nach, was würdet ihr sagen, wenn ihr eine Magd hättet, die nicht Alles so, wie ihr es derselben anschaffet, thun würde; sondern mehr ihrem eigenen Willen folgen wollte? Würdet ihr sie nicht aus dem Dienste jagen? Kann es daher Gott gefallen, wenn ihr euch in Erfüllung Seiner heiligen Gebote nur nach eurem eigenen Sinne, nicht aber nach Seinem Willen richtet?"

(Nach Chr. v. Schmid.)

Gleichnisse. Bei einem Kranken ist es nicht genug, die vorgeschriebene Arznei bloß zu nehmen, wie und wann es ihm beliebt; sondern er muß, um die Gesundheit zu erlangen, dieselbe genau so gebrauchen, wie es der Arzt anordnet. Die Gebote Gottes sind aber auch Heilmittel, wodurch unsere Seele von Krankheiten — Sünden geheilt, und im Guten stärker werden. Es ist daher nicht hinreichend, dieselben bloß zu beobachten, wie es uns gefällt, sondern wir sollen sie so beobachten, wie es Gott haben will.

Ein guter Schütze begnügt sich nicht damit, bloß die Scheibe nicht zu verfehlen; sondern er sucht auch den schwarzen Punkt, der sich in der Mitte derselben befindet, zu treffen. So begnügt sich auch der gute Christ nicht damit, bloß die Scheibe, d. i. einen äußern Schein von Rechtschaffenheit zu erzielen, sondern er sucht auch den Punkt wahrhafter, innerer Vollkommenheit, der den Meisten unbedeutend scheint, und daher so leicht verfehlt wird, zu treffen.

Wie sind wir im Umgange mit angesehenen Personen so ängstlich bemüht, alle Regeln des Anstandes und der Höflichkeit auch in den unbedeutendsten Dingen zu beobachten. Gott ist der König aller Könige, und wie viele Menschen nehmen es so leicht mit Seinen Geboten, als wenn es in ihrer Macht stände, ihnen zu gehorchen oder nicht!

Sei in Sinn und Wort und That ein Christ!
Gott kennt, was an und in dir ist.
Vor Menschen kann man „scheinen;"
Gott aber kennt die Seinen.

Soll unsere Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der zehn Gebote Gott gefallen, so muß sie c) aus einem frohen Herzen kommen. Es ist nicht genug, daß wir alle Gebote ganz erfüllen; sondern wir müssen dieses auch gern thun. Das beste Werk der Liebe hat, wenn wir es mit Unwillen, mit mürrischem Gesichte thun, keinen Werth. „Denn nur einen fröhlichen Geber hat," wie der heilige Apostel Paulus schreibt, „Gott lieb." (2. Kor. 9, 7.) Und der heilige Prosper sagt: „Wenn du etwas Gutes thust, so thue es gern; denn wenn du etwas Gutes unwillig thust, so geschieht es mehr durch dich, als von dir." (Sent. 115. apud D. Aug. in fine tom. I. pag. 745.)

Beispiele. aa) Wie sehr der göttliche Heiland alle verkünstelte Traurigkeit, alle verdrießliche Mienen, alles widerliche, angenommene Betragen verabscheut habe, geht schon aus den Worten hervor,

mit welchen Er vor der gleißnerischen Kopfhängerei der Pharisäer Seine Zuhörer warnte: „Wenn ihr fastet, so sehet nicht so traurig darein, wie die Heuchler, die ihr Angesicht verunstalten, damit ihnen die Menschen ihr Fasten ansehen sollten. Wahrhaftig, ich sage euch, das ist auch ihr ganzer Lohn. Du aber, wenn du fasten willst, so wasche dein Angesicht, damit (du heiter und fröhlich aussehest, und) die Menschen es nicht merken, daß du fastest; sondern nur dein Vater, der im Verborgenen zugegen ist, und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird es dir dann öffentlich vergelten." Aus diesen Worten sehen wir, daß Jesus eine heitere, fröhliche Tugend will. Wer daher meint, um fromm und tugendhaft zu sein, müsse man traurig einher gehen, den Kopf hängen, würde sehr irren.

bb) Das Gastmahl. Cleon, ein Mann von dem edelsten Herzen, war rastlos bemüht, dem Nächsten wohlzuthun, alle seine Pflichten getreu zu erfüllen, und zur Verherrlichung Gottes durch sein uneigennütziges Wirken beizutragen. Nur hatte er einen großen Fehler. Denn was er Gutes that, das that er mit verdrossenem, unwilligem Gemüthe. Fast immer pflegte er die Klage im Munde zu führen, wie mühselig das menschlische Leben sei, und dadurch Allen lästig zu werden.

Sein Freund, der Theophron hieß, suchte ihn oft zu erheitern, und von seinem Trübsinn zu heilen; aber alles liebevolle Zureden war vergebens.

Da wurde Cleon eines Tages von seinem Freunde zum Mittagsmahle eingeladen. Alle Speisen waren gut zubereitet, aber von so bitterem und sauerem Geschmacke, daß man sie fast nicht genießen konnte. Cleon konnte sich nicht enthalten, seinen Freund bitter zu tadeln. „Aber," sagte er, „was haben doch deine Dienstleute gethan? Wie konnten sie die Speisen so sauer und bitter machen? Man kann sie ja gar nicht essen."

„Siehst du, lieber Freund!" gab ihm Theophron zur Antwort, „so ist es mit allen deinen edlen Werken! So wie eine Speise, die sonst auf die beste Weise zubereitet wird, uns nicht angenehm vorkommen kann, wenn bittere und sauere Dinge dazu genommen werden, so können auch deine edelsten Handlungen Gott keine Freude bringen, wenn sie mit einer abstoßenden Bitterkeit des Herzens vollbracht werden. Die edelste That bringt, wenn sie mit Unwillen vollbracht wird, nur Abscheu und Widerwillen hervor; die geringste That der Liebe aber gleicht, wenn sie mit freudigem Gemüth ausgeübt wird, einer köstlichen Speise, die nicht bloß den Leib nährt, sondern auch allen Gästen Freude bringt."

cc) Die fünf F. Ein Vater gab seinem Sohne zu Ostern fünf Eier; auf jedem stand ein F eingeschrieben, auf die Frage aber, was denn die fünf F bedeuten, erklärte der Vater:

Das erste F bedeutet: fromm;
Das zweite F bedeutet: fleißig;
Das dritte F bedeutet: freundlich;
Das vierte F bedeutet: folgsam;
Das fünfte F bedeutet: fröhlich.

dd) Das Kaleidoskop. „Vater!“ rief Erich mit freudestrahlendem Gesichte, „sieh, was ich bekommen habe! Ein Guckkästchen mit mancherlei Figuren, und jede trägt die Farbe des Regenbogens! Sieh nur einmal hinein, sie treiben in ewigem Wechsel, und eine ist immer schöner, als die andere!“

Der Vater betrachtete das Geschenk; es war ein Kaleidoskop. „Weißt du auch,“ sprach der Vater, „daß du die Bilder, die dich ergötzen, noch um vieles vermehren kannst?“

„Wie denn, mein Vater?“ rief jener erstaunt, und der Vater ging und brachte einige unansehnliche Stückchen Glas und mehrere kleine Steinchen.

Verwundert sah ihn der Knabe an; doch befolgte er den Rath des Vaters, und sieh, die unansehnlichen Steinchen bildeten sich in dem künstlichen Glaskästchen zu zierlichen Glanzbildern und der Knabe jauchzte, und rief: „Wie wunderbar! selbst das Geringste muß sich hier zu lieblichen Bildern formen, und runden; denn Alles spiegelt das seltsame Glas in vielfachem Glanze zurück.“

„Es ist das Bild des heiteren Gemüthes!“ sprach der Vater. „Gleich diesem theilt es jeder edlen That, die aus demselben kommt, seinen eigenthümlichen Zauber mit, und weiß selbst dem Unbedeutenden eine anmuthige Seite abzugewinnen.“ (Agnes Franz.)

Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Endlich ist unsere Gewissenhaftigkeit in Haltung der zehn Gebote Gottes nur dann Gott wohlgefällig, wenn wir dieselben nur d) aus reinen, guten Beweggründen erfüllen. Ferne sei es von uns, bei der Erfüllung der göttlichen Gebote bloß auf unsern eigenen Nutzen zu sehen, oder sich nur durch die Furcht vor der Strafe, die uns im Falle einer Uebertretung treffen würde, bewegen zu lassen! Das Ziel, das wir durch alle unsere Gedanken, Worte

und Werke zu erreichen streben sollten, bestehe vorzüglich in der Ehre Gottes und dem Wohle der Mitmenschen. Stets sollen wir denken, wie der ehrwürdige Thomas von Kempis schreibt: „Was du immer Gutes thust, so thue es zur Ehre Gottes" (in hortul. Ros. 16. in fine), oder wie der heilige Johannes Chrysostomus lehrt: „Alles für das Heil des Nächsten zu thun, das ist das Werk der Engel, mehr aber Christi." (S. Joan. Chrysost. Ep. ad Hebr. post med. col. 1678 lit. A. tom. 4.) „Hingegen," sagt der heilige Kirchenlehrer Augustin, „wenn das Gebot nur aus Furcht vor der Strafe, nicht aber aus Liebe zur Gerechtigkeit erfüllt wird, so geschieht es knechtisch, nicht freiwillig, und es hat auch keinen Werth; denn es fehlt die gute Frucht, welche sonst aus der Wurzel der Liebe hervorkeimt." (De spiritu et litera, cap. 14. sub finem, pag. 581. A. tom. 3.)

Beispiele. aa) Der göttliche Heiland saß einmal dem Opferkasten gegenüber, und sah zu, wie die Leute Geld hineinlegten. Viele Reiche warfen Vieles hinein; eine arme Wittwe aber kam, und opferte zwei Schärflein, die zusammen einen Heller ausmachten. Da rief Jesus seine Jünger zusammen, und sagte zu ihnen: „Ich versichere euch, diese arme Wittwe hat mehr gegeben, als alle Uebrigen, die in den Schatzkasten gelegt haben. Denn Alle haben nur von dem, was ihnen übrig war, Gott ein Opfer gebracht; diese hingegen hat Alles hergegeben, was sie bei ihrer Armuth hatte — all ihr Vermögen, ihren ganzen Lebensunterhalt." So läßt Gott auch nicht das geringste Gute unbemerkt, und sieht nicht auf die Gabe, sondern nur auf das Herz des Gebers. Der gute Wille — Demuth, Vertrauen, Liebe — womit ein halber Heller gegeben wird, gilt vor Gott mehr, als die reichsten goldenen Gaben, die nur aus Eitelkeit, Lobsucht und einem liebeleeren Herzen gegeben werden. Wie trostreich ist dieses für Arme, wie warnend für Reiche, wie ermunternd für Alle!

bb) Drei Beweggründe zur Tugend. Es waren einmal drei Einsiedler, die mit großer Geduld die größten Unbilden und Beleidigungen übertrugen; allein ihre Geduld war dennoch von sehr verschiedenem Werthe.

Einer derselben kam auf einer Reise bei der Wohnung eines Heiden vorbei, der ein abgesagter Feind aller christlichen Einsiedler war. Da stieß der Heide alle erdenkliche Schmähworte und Schimpfnamen gegen ihn aus, und verfolgte ihn mit Steinwürfen. Der Einsiedler fühlte in sich wohl die Aufwallungen des Zornes, und gerieth in Ver-

suchung, sich an dem Manne mit Wort und That zu rächen. Allein er gedachte des Gebotes, sich nicht zu rächen; er fürchtete, Gott würde ihn bestrafen, wenn er sich räche, und hielt sich zurück, und ging stillschweigend vorüber.

Der andere Einsiedler kam nach einiger Zeit eben des Weges, und wurde ebenso gelästert und verfolgt. Allein die Beleidigung betrübte ihn nicht, sondern er freute sich vielmehr darüber; denn er dachte des großen Lohnes, den Diejenigen im Himmel zu erwarten haben, die das Unrecht geduldig ertragen.

Als der Dritte vorbeikam, und ebenso ruchlos behandelt wurde, brach er in Thränen aus — nicht über die Beleidigung, die ihm widerfuhr, sondern darüber, daß Gottes heiliger Wille von diesem Manne so frech übertreten wurde, und daß dieser Mensch sich selbst am meisten schade, und sich große Strafen zuziehe. — Er betete von Herzen, Gott wolle dem Beleidiger vergeben, und ihm bessere Gesinnungen einflößen.

Wie mit der Geduld, so ist es mit allen Tugenden. Wenn ein Mensch das Gute thut und das Böse unterläßt aus Furcht vor der göttlichen Strafe, so ist dieß immerhin gut; besser daran ist, wer sich aus Hoffnung des Himmels dazu bewegen läßt; das Allerbeste aber ist, wenn wir aus Liebe zu Gott und den Menschen uns befleißen, so zu leben, wie Jesus Christus es durch Wort und That gelehrt hat.

(Blumen der Wüste.)

cc) Ein edler Taglöhner. Abulfeda, ein als Geschichtsschreiber berühmter arabischer Fürst, traf, als er Abends auf einer seiner Reisen nach Sichar zurückkehrte, auf einer der lebhaftesten Straßen einen Taglöhner an, der, von seiner schweren Arbeit ermüdet, sich noch viele Mühe gab, einen schweren Stein wegzurollen. „Was thust du da?" redete ihn Abulfeda an, „womit bist du noch so spät beschäftigt?" „Da lag ein großer Stein," gab ihm der Taglöhner zur Antwort, „am Wege. Ich stieß mich an ihn. Es wird nun immer dunkler, und es könnte leicht ein Anderer über ihn fallen, und sich beschädigen. Da habe ich ihn auf die Seite geschafft." Mit einer Freudenthräne blickte Abulfeda zum Himmel empor, und sprach bei sich: „O Gott! Wie vieles ist groß in den Augen der Welt, was klein ist vor Dir, und wie vieles wird von der Welt nicht geachtet, was gewiß vor Dir großen Werth hat! Es mag an diesem Tage manche große That auf Deiner Erde vollbracht worden sein; aber wie wenige mögen wohl in Deinen Augen der That dieses armen Taglöhners gleichen, der, von des Tages Last und Hitze ermattet, noch auf der Rückkehr zu seiner

Hütte sich anstrengte, um ein mögliches Uebel für Andere zu verhüten — und dieß ohne irgend einen Lohn, ohne irgend einen Dank dafür erwarten zu können, und ohne andern Beruf, als den, welchen er in seinem Herzen fand!"

§. 10. Können wir auch die Gebote Gottes halten?

Wenn wir nur auf unsere eigenen Kräfte angewiesen wären, würde es freilich unmöglich sein, die göttlichen Gebote zu halten. Denn der göttliche Heiland sprach: „Wie der Rebzweig aus sich selbst keine Frucht bringen kann, er bleibe denn am Weinstocke, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in Mir bleibet. Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Rebzweige. Wer in Mir bleibt, und Ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne Mich könnt' ihr nichts Gutes thun." (Joh. 15, 4—6.) Ein jeder kann die Worte des heiligen Apostels Paulus auf sich anwenden: „Das Gesetz ist geistlich, ich aber bin fleischlich, und unter die Sünde verkauft. Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir." (Röm. 7, 14. 18.) Wie wahr sind die Worte des gottseligen Kardinals Hugo, welcher sprach: „Was ist der Mensch? Ein Geschöpf, schwach im Fleische, von kurzer Dauer, faul durch die innere Verdorbenheit, zu Grunde gerichtet durch die Sünde, schwach zum Aufstehen, eitel im Werke, noch eitler in der Rede, am eitelsten in Gedanken, ein Knecht des Teufels durch die Sünde." (Sup. Ps. 6. Moraliter fol. 16. col. 4. tom. 2.)

Allein so beschränkt unsere eigenen Kräfte sind, so dürfen wir doch nicht verzagt werden, und die Befolgung der göttlichen Gebote für unmöglich halten; denn Gott ist es, der durch Seine allmächtige Gnade unsere Bemühungen reichlich segnet, und ihnen Gedeihen schenkt. So wie eine liebevolle Mutter ihr kleines Kind an der Hand führt, damit es nicht falle, so weiß auch der himmlische Vater uns Alles, was zur Befolgung der göttlichen Gebote dient, leicht zu machen. Deßwegen hat Er die edelsten Triebe, und die heiligsten Gefühle in unser Herz gelegt, wodurch wir angeregt werden, das Böse zu fliehen, und das Gute zu thun. Deßwegen hat Er die Menschen so eingerichtet, daß sie, wenn sie nicht durch Mangel an Erziehung oder durch Leidenschaften ganz entartet, oder unter das unvernünftige Thier herabgesunken sind, ein natürliches Bedürfniß

fühlen, an Gott zu glauben, und diesen Glauben auch äußerlich zu zeigen, deßwegen hat Er es gefügt, daß ein jeder Mensch, sogar der Roheste, mit einer seltenen Liebe an seinen Eltern hängt, so daß er dasjenige, was er bei ihnen sieht und hört, auch für das Beste hält; deßwegen hat Er den Eltern einen Funken von Seiner unendlichen Vaterliebe in das Herz gepflanzt; deßwegen hat Er uns einen besondern Trieb, unser Leben zu erhalten, gegeben; deßwegen hat Er es angeordnet, daß wir einen natürlichen Abscheu vor einem Mörder, einem Wollüstling, einem Dieb oder einem falschen Ankläger empfinden; deßwegen gab Er der Unschuld die Schamröthe gleichsam zum warnenden Engel; deßwegen läßt Er endlich die traurigen Folgen der bösen Handlungen oft schon hier auf Erden ebenso eintreten; wie Er die Tugend reichlich segnet. So will Gott die Menschen vom Bösen abschrecken, und jeden Fortschritt im Guten erleichtern, und damit wir unsere bösen Begierden und Leidenschaften überwinden können, verleiht Er uns Seine allmächtige Gnade. Daher sagt auch der heilige Thomas von Aquin: „Gleichwie die Sonne ihr Licht über Alle ergießt, und nur Diejenigen desselben beraubt werden, die sich freiwillig verblenden, so theilt Gott Allen zur Beobachtung der Gebote Seine Gnade mit, und man verliert sie nur in dem Maße, als man sie nicht gebrauchen will" (S. Thom. in Ep. ad Hebr. 12.)

Daß die Befolgung der göttlichen Gebote für uns nicht unmöglich sei, lehrt uns auch überdieß die Reihe jener frommen und heiligen Menschen, welche, wie die heilige Schrift uns erzählt, die Gebote des Herrn mit unerschütterlicher Treue befolgt haben. So hielt Tobias alle Gebote Gottes getreu, und ermahnte auch seinen Sohn: „Dein Leben lang habe Gott im Herzen, und hüte dich, daß du nie in eine Sünde willigest, und etwas thuest, das gegen die Gebote Gottes ist" (Tob. 4, 6.). Daniel hatte schon in seiner Jugend an dem Gehorsame gegen Gott seine größte Lust; er sah, als er mit den übrigen israelitischen Knaben von königlicher und fürstlicher Abkunft täglich von der Tafel des Königs zu essen bekam, gutes Essen und Trinken für kein so großes Glück an; sondern dachte: „Auf die Tafel des Königs kommen allerlei Speisen, die in unserm Gesetze verboten sind. Lieber will ich mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, als bei einer königlichen Mahlzeit mich der Gefahr aussetzen, das Gesetz auch nur im Geringsten zu übertreten." Nehemias war immer darauf

bedacht, die Gebote Gottes zu halten, und drang darauf, daß auch Andere sie befolgten. Eleazar sagte zu Jenen, die ihn verleiten wollten, die göttlichen Gebote zu übertreten, und ihm sogar mit dem Tode drohten: „Was hätte ich auch davon, wenn ich jetzt den Strafen der Menschen entginge — da ich doch der Hand des Allmächtigen, ich sei todt oder lebendig, nicht entfliehen könnte? Daher will ich als ein Mann in den Tod gehen, und mich meines hohen Alters würdig betragen, und der Jugend ein kräftiges Beispiel zurücklassen, für Gottes herrliche, heilige Gesetze willig und muthig zu sterben, wie ich." Ebenso waren alle sieben Machabäischen Brüder gesinnt." Der Aelteste aus ihnen sagte zu dem Könige: „Wir wollen lieber sterben, als etwas gegen das göttliche Gesetz unserer Väter thun," und der Jüngste sagte: „Ich gehorche allein dem Gebote Gottes, das Er uns durch Moses gegeben hat." Der Priester Mathathias sprach zu den Abgeordneten des Königs Antiochus, welche ihn bereden wollten, von dem wahren Gott abzufallen: „Wenn gleich alle Völker dem Könige Antiochus gehorchten, und von ihrem väterlichen Gesetze abfielen, so wollen doch ich und meine Söhne und Verwandten dem Gesetze unserer Väter getreu bleiben. Davor bewahre uns Gott, daß wir von Gottes Geboten und Anordnungen abfielen! Das wäre uns nicht gut!" (1. Mac. 2, 19—21.) Ebenso wird von Zacharias und Elisabeth, den ersten heiligen Personen, die in der Geschichte des neuen Bundes vorkommen, gesagt, was auch auf die Uebrigen angewendet werden kann: „Beide waren gerecht vor Gott, hielten alle Gebote Gottes, befolgten alle Seine Anordnungen, und ihr Leben war daher ohne allen Tadel" (Luc. 1, 6.). Wie der göttliche Heiland, als Er noch auf Erden in menschlicher Gestalt wandelte, die Gebote Seines himmlischen Vaters beobachtete, haben wir schon oben gesehen. So befolgten auch alle Heiligen die Gebote Gottes, und wollten lieber alle Todesqual leiden, als dieselben auch nur in dem geringsten Stücke übertreten.

Wenn nun diese, obwohl sie auch, wie wir, mit Versuchungen aller Art zu kämpfen hatten, von Gewissensunruhen beunruhigt wurden, und tausendfachem Elende ausgesetzt waren, die göttlichen Gebote befolgen konnten, warum sollten wir dieses nicht thun können?

Aussprüche. Die Gebote Gottes sind nicht nur nicht unmöglich, sondern auch nicht einmal schwer (**S. Aug. De perf. justit. post init.**).

Gott würde nicht etwas gebieten, wovon er wüßte, daß es vom Menschen nicht geschehen könnte (Id. de gratia et libero arbit.).

Der Weg der Gebote ist für Diejenigen, welche (Gott) lieben, breit; für Diejenigen, die (Ihn) nicht lieben, enge (S. Bon. Serm. 2. de decem praecept.).

Je leichter die Gebote Gottes sind, desto größer wird die Strafe Derjenigen sein, welche sie nicht befolgen (Id. Lib. 2. Pharetrae, cap. 44. in princ.).

Du sagst vielleicht: „Es ist eine schwere Arbeit," aber blicke darauf hin, was verheißen ist. Jedes Werk pflegt leicht zu werden, wenn man sich an seine Belohnung erinnert (S. Hieron. Ep. 1. ad Demetriad. ante fin.).

„Mein Joch ist sanft," (sagt Christus) „und Meine Bürde ist leicht; süß für Diejenigen, welche wollen, hart für Diejenigen, welche nicht wollen" (S. Hieron. Sup. Ps. 16, v. 5.).

Was ist hier Lästiges oder Schweres? Du brauchst nicht unschiffbare Meere zu übersetzen, und zwar bei stürmischer Witterung, umgeben von Fluthen; du brauchst nicht beschwerliche und unwegsame Fußsteige zu gehen; du brauchst keine Reisen anzutreten, auf welchen du dich vor wilden Thieren und Räubern fürchten müßtest; du brauchst nicht unter freiem Himmel Wache zu halten, ausgesetzt den Nachstellungen der Feinde, o nein, genug ist es, wenn der Geist einwilligt, sogleich wird Alles leicht werden (Phil. Jud. Lib. II. de victimis, prope med.).

Gott begehrt von dir, o Seele! nichts Schweres und Hartes, sondern nur Leichtes (Ibid. prope med.).

Wenn ich wollte, was ich sollte,
Könnt' ich Alles, was ich wollte.

Beispiele. a) Gott versüßt alle Mühen, die man Seinetwegen auf sich nimmt. Ein frommer Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu hielt einst eine Mission, und wußte seinen Zuhörern mit so ergreifenden Worten an das Herz zu reden, daß Viele davon in Thränen zerflossen, und sich zu bessern gelobten. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Jüngling, welcher ganz in die Lustbarkeit und Gelüste der Welt verstrickt war, und nun, gerührt durch die Worte des eifrigen Missionärs sich wieder zu Gott bekehren wollte. Er bereute seine jugendlichen Verirrungen, trennte sich von der Welt los, und begab sich in ein Kloster, um dort nur Gott und der Ewigkeit zu leben. Nach einigen Jahren kam der Missionär auf seiner Reise in das Kloster, wo sich der bekehrte Jüngling befand. Er wünschte,

seinen frühern Schüler wieder zu sehen. Nachdem sie sich nun hocherfreut begrüßt hatten, fragte der Missionär den Schüler: „Bist du auch zufrieden? Erscheint dir das Joch des Herrn nicht angenehm? Wie findest du dich in dieses Leben?“ „Ach, mein Vater!“ gab ihm der Jüngling zur Antwort, „ich habe oft traurige Stunden. Das Stillschweigen, das Fasten, die Nachtwachen, Alles kommt mir oft noch so ungewohnt und beschwerlich vor, wie am ersten Tage meines Noviziates; wenn ich aber dann wieder bedenke, daß ich durch diese Mühen und Trübsale der Hölle entgehe, und daß mich Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit einst dafür mit unaussprechlicher Seligkeit belohnen wird, so wird mir Alles leicht und süß, und deßwegen preise ich täglich Gott wegen meines Glückes.“

b) Die Spinne. Robert Bruce, König von Schottland, wurde von seinen Feinden, den Engländern, des Thrones beraubt, und mußte lange im Gefängnisse schmachten. Er hatte schon viele Versuche gemacht, wieder seinen Thron zu gewinnen, allein seine Bemühungen waren vergebens, und er gab daher alle Hoffnung auf, daß ihm dieses gelingen werde. Da sah er einst an der Mauer seines Gefängnisses eine Spinne, die sich lange bemühte, einen ihrer langen Fäden, die von der Decke des Gefängnisses herabhingen, an eine Seitenwand zu befestigen, und ihn so zum Hauptträger des Gewebes zu machen, das sie spinnen wollte. Schon oft hatte sie es versucht, sich so zu schwingen, daß sie die Wand berühren könnte, aber immer vergebens. Der König beobachtete das beharrliche Thierchen mit großer Aufmerksamkeit, zählte die vergeblichen Versuche desselben, und sagte: „Auch ich habe, wie diese Spinne sechsmal es versucht, meine Krone zu erlangen; wir zwei haben das nämliche Schicksal.“

In diesem Augenblicke erreichte die Spinne mit größter Mühe die Wand, welche gegenüber zu sehen war. „Guter Himmel!“ rief der König, „zum siebenten Male hat sie es versucht, und es ist ihr gelungen, kann das nicht auch bei mir geschehen? Ich will nicht verzagen; sondern noch einen Versuch machen.“ Dieses geschah; Bruce erlangte die Freiheit, erfocht über seine Feinde einen glänzenden Sieg, und wurde wieder König von Schottland.

Wohl uns, wenn auch wir von jenem beharrlichen Thierchen uns nicht beschämen lassen, sondern im Guten beharrlich sind, und durch manche oft scheinbare Hindernisse von der Befolgung der göttlichen Gebote nicht abgeschreckt werden! Dann werden auch wir einst eine noch herrlichere Krone — die Krone des Lebens erlangen;

denn so ruft der Geist der Wahrheit durch Seine heiligen Bücher uns zu: „Sei getreu bis in den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben" (Offenb. 2, 10.).

c) Der Erlösete. Ein Mann, welcher von seinen Feinden gefangen, und in ein finsteres Gefängniß geworfen wurde, hatte endlich die Freude, von seiner langen Gefangenschaft erlöst zu werden. Der menschenfreundliche Befreier hatte ihm schon alle Fesseln abgenommen, und zeigte ihm das offene Thor, dessen Schloß sonst Niemand öffnen konnte. „Steh' auf, lieber Freund!" sagte er zu ihm, „gehe hinaus in das Freie; überall wirst du eine gute Aufnahme finden, bis du deinen Geburtsort, deine geliebte Vaterstadt, erreicht haben wirst."

Allein der Gefangene hatte noch allerlei Bedenken, und es entspann sich zwischen ihm und seinem edlen Befreier folgendes Gespräch:

Der Gefangene. Ach, mein Herr! Wie gütig seid ihr gegen mich! Ihr seid es gewesen, der sein Leben daran wagte, und durch Finsternisse, Dornen und Schwerter drang, damit ihr mich befreien könntet. Welch' großen Dank bin ich euch dafür schuldig! Es hätte mich auch Niemand Anderer retten können, als ihr. Ja, ich will aufstehen, und bald hinausgehen!

Der Erlöser. Ja, bester Freund! mache dich auf, und komme heraus! Ich kann nicht immer in sichtbarer Gestalt bei dir sein, dich aufmuntern und führen, und ich sage es dir vorher, die Thüre bleibt nicht immer offen; sie fällt in einer Stunde zu, die du nicht kennst, und dann geht sie in aller Ewigkeit nicht mehr auf, und überdieß bist du ja noch nicht daheim, wenn du dich schon aufmachst. O mache mir die Freude, selbst mitzuwirken, daß dir meine Erlösung, so bald als möglich, zu Gute komme.

Der Gefangene. Ach, Herr! ich komme bald heraus; das glaube ich nicht, daß die Thüre bald zugehen werde; aber das glaube ich gewiß, daß ihr mir sie aufgethan habt; es ist mir, als ob ich schon draußen wäre.

Der Erlöser. Mein Freund! Betrüge dich nicht. Es sind schon Viele auf dieselbe Weise, wie du, eingeschlossen worden; hüte dich, daß es dir nicht auch so gehen möge, wie Jenen!

Der Gefangene. Aber ach, o Herr! wenn ihr nur wüßtet, wie schwer es mich ankommt, aus dem Gefängnisse zu gehen. Denn seht, von meinen Fesseln bin ich an den Füßen so wund und schwach geworden, daß ich fast nicht zur Thüre hinausgehen kann; auch habe ich während meiner langen Gefangenschaft mich so sehr an das Sitzen

und Liegen gewöhnt, dann fürchte ich auch, die frische Luft möchte mir zu rauh sein; überdieß werde ich mich an die Lebensmittel, die ich draußen bekommen werde, lange nicht gewöhnen können; endlich fürchte ich, daß ich den Leuten, mit denen ich reisen sollte, nicht nachfolgen kann.

Der Erlöser. Ei, du thörichter Mensch, wie verzagt bist du! Ich will dir ja heraushelfen. Je länger du aber im Gefängnisse bleibst, desto schwächer wirst du noch werden. Hier wird es nie besser mit dir. Wenn du aber in das schöne, blühende Land hinauskommst, so wird neue Kraft, neues Leben sich über deine Seele ausgießen; deine Reisegefährten werden dir freundlich beistehen, und die Beschwerden des weiten Weges zu erleichtern suchen. Und welche Freude wird erst dein Herz erfüllen, wenn du schon von Weitem deine freundliche Vaterstadt, die herrlichen Gärten, die sie umgeben, die Weinberge, Aecker und Wiesen, die sich in weite Ferne hinziehen, erblickst! Wie wird dieser liebliche Anblick dich gleichsam fortziehen! Und glaubst du denn, daß ich nicht auf eben dieselbe Weise, wie ich dir dieses Gefängniß aufthat, und dir eine freundliche Entlassung erwirkte, auch Anstalten zu deinem spätern Fortkommen treffen könne? Nur auf dich kommt es an, ob du in deine freundliche Vaterstadt gelangst, und dort glücklich wirst, oder nicht. Darum eile, wenn es dir auch Anfangs Schmerzen verursacht, von hier hinweg; dieß muß sein! Du hast noch eine weite Reise vor dir!

Der Gefangene. Ach, wie seid ihr doch so gütig! Machet euch doch nicht so viel Mühe mit mir! Freilich muß ich mich etwas anstrengen; freilich wird es sich allmählig schon geben. Ach, wenn ich dieser Aenderung schon gewohnt wäre!

Hier entfernte sich der Erlöser; die Thüre stand noch offen; aber der Gefangene verließ sein Gefängniß noch nicht; er besann sich lange, ob er jetzt seinen Weg antreten sollte, oder ob eine andere Woche, eine andere Reisegesellschaft, welche er durch das Fenster gehen sehen könnte, dazu schicklicher wäre.

Sein Erlöser schickte ihm täglich Alles, was er zu seiner Reise bedurfte; er ließ ihm durch seine Diener und Freunde sagen, er sollte nur unbekümmert sein; denn er werde in jeder Herberge Alles finden, was er brauche, aber jetzt noch für ihn zu stark wäre. Allein die Diener kamen unverrichteter Sache wieder zurück, und sagten: „O Herr! dem Gefangenen ist weder zu rathen, noch zu helfen. Bald weint er über seine Schwäche; bald steht er auf, und schwankt gegen die Thür hin, und geht dann wieder zurück; bald schläft er; bald singt er Lieder

zum Lobe seines Befreiers. Dann bittet er wieder um seine Befreiung, und thut, als wenn er nichts davon wüßte. Bemühe dich mit diesem Elenden nicht mehr länger, denn er ist deiner Güte und Barmherzigkeit, wahrlich! nicht werth!"

So gab der Gefangene der freundlichen Stimme seines edlen Befreiers und seiner treuen Freunde kein Gehör, sondern blieb noch länger in seinem zwar weiten, aber eckelhaften und dunklen Gefängnisse. Er bildete sich sogar ein, er brauche die Reise nicht zu thun, sondern er dürfe nur, wenn die Thüre zugehen wollte, geschwind zu derselben hinauseilen, und dann werde er plötzlich durch die Luft in die glänzende Vaterstadt versetzt werden. Die Thüre ging ein paar Mal nur halb zu, und wenn er sich im Schrecken aufraffte, und gegen dieselbe hinschwanken wollte, ging dieselbe wieder auf. Da dachte er, mit dem Offenbleiben der Thüre habe es wenigstens keine Gefahr: „Und die Thüre wurde zugeschlossen" (Matth. 25, 10.).

Möchten wir doch, so lange die Thüre der göttlichen Gnade uns offen steht, die Zeit nicht versäumen, dem göttlichen Erlöser zu folgen, die Gebote zu halten, und an unserm Seelenheil eifrig zu arbeiten! Denn wie traurig wäre es, wenn es uns so ergehen würde, wie jenem thörichten Manne, der in dem Gefängnisse verschmachten mußte, weil er der Stimme seines liebevollen Erlösers nicht folgen wollte!

Laß' deine heiligen Gesetze
Mir immer gegenwärtig sein;
Laß' mich, daß ich sie nicht verletze,
Dich, den Allwissenden, stets scheu'n.
Dein Joch ist sanft, leicht ist die Last,
Die Du uns auferleget hast.

§. 11. Welchen Nutzen bringt uns die Haltung der Gebote?

Ein bewährtes Mittel, welches uns nächst dem Gebete und der Nachfolge Christi und der Heiligen zur Haltung der göttlichen Gebote besonders anspornt, ist die Betrachtung des Nutzens, welchen uns dieselbe gewährt.

Der Nutzen einer treuen Gewissenhaftigkeit in Haltung der Gebote besteht in der Heiligkeit und der Seligkeit.

Die Erfüllung der Gebote Gottes ist der Weg zur Heiligkeit. Dieses kann man schon bei Kindern sehen. Ein Kind, das gegen Gott die größte Ehrfurcht und Liebe empfindet, seinen Eltern gern

gehorcht, Niemanden vorsätzlich einen Schaden zufügt, nichts Unehrbares denkt, redet oder thut, Niemanden etwas nimmt, gern die Wahrheit sagt, ja sogar, nichts Böses zu thun begehrt, ist schon auf dem Wege, wahrhaft tugendhaft, und in den Augen Gottes und guter Menschen wohlgefällig zu werden. Ebenso ist es auch bei Erwachsenen. So lange ein Mensch sich nicht ernstlich entschließt, Gott wahrhaft zu lieben, den Eltern und Vorgesetzten zu gehorchen, Niemanden an seinem Leben oder seiner Gesundheit zu schaden, keusch und ehrbar zu sein, die Lüge zu meiden, fremdes Eigenthum zu ehren, und sich sogar vor unreinen Gedanken und Begierden zu hüten, kann er noch nicht als wahrhaft tugendhaft gelten. Wollen wir daher keine schlechte, nichtswürdige, sondern gute, vollkommene Menschen werden, so müssen wir damit anfangen, die Gebote Gottes zu halten. „Denn," sagt Laktantius, ein ehrwürdiger Kirchenschriftsteller, „die Gebote Gottes bringen, obwohl ihrer nur wenige sind, in dem Menschen eine ganze Umänderung hervor, und machen aus dem alten Menschen einen neuen, so daß man nicht erkennen kann, daß es der nämliche sei" (Lib. 3. de instit. div. cap. 26. in fine.). Und der heilige Papst Leo I. spricht: „In Seinen Geboten hat die erfinderische Barmherzigkeit Gottes den trefflichsten Spiegel geschaffen, in welchem der Mensch das Bild seines Geistes erforschen und sehen könnte, wie dasselbe übereinstimmend oder ähnlich mit dem Bilde Gottes wäre" (Serm. 11. Quadrag. post med.). Deßwegen nennt auch der heilige Augustin die zehn Gebote Gottes „einen kurzen Auszug aller göttlichen Gesetze und Gebote" (S. Aug. Lib. 2. Sup. Exod. quaest. 130.). Denn obwohl der Herr weit mehr, als die zehn Gebote, gesprochen und angeordnet hatte, so wurden dem Moses doch nur zwei steinerne Tafeln gegeben, die man die Tafeln des zukünftigen Zeugnisses in der Arche nennt; alles Uebrige nämlich, was Gott geboten hat, hängt, wie man sieht, an jenen zehn Geboten, welche auf den zwei Tafeln geschrieben sind, wenn man sie genau erwägt, und recht versteht, wie denn diese zehn Gebote selbst wieder aus jenen zwei Geboten, der Liebe nämlich Gottes und des Nächsten, an welchen das ganze Gesetz und die Propheten hängen, hervorgehen. So gründen sich auch alle Gesetze, welche von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten gegeben werden, und wahre Religiösität, Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, Sicherheit des Lebens, der öffentlichen Zucht und

Ehrbarkeit, des Eigenthumes, Erhaltung der Treue und des Glaubens zum Ziele haben, auf die zehn Gebote Gottes, und sind nur Erläuterungen derselben, welche aber Alle auf das Eine hindeuten, daß Gott wahrhaft geliebt, und das Wohl des Nächsten bewerkstelligt werde.

Der heilige Makarius. Ein Bruder fragte den Abt Makarius, worin denn die Vollkommenheit bestehe?

Der Greis antwortete: „Der Mensch ist noch weit von der Vollkommenheit, so lange ihm innere und äußere Demuth gebricht, so lange er noch auf sich selbst viel hält, und nicht in seiner Demuth sich unter alle Geschöpfe erniedrigen kann. Er ist noch ferne von der Vollkommenheit, so lange er über Jemand andern, als über sich selbst richtet, so lange er nicht Schmach ertragen kann, und alle Bosheit aus seinem Herzen zu verbannen sucht. Er ist ferne von der Vollkommenheit, so lange er nicht sich Gewalt anthut, den göttlichen Geboten getreu, langmüthig, freundlich, liebevoll, züchtig und mäßig zu sein; denn es steht geschrieben: „Nur die Gewalt brauchen, reißen das Himmelreich an sich."

(Noch ungedrucktes Manuscript von Chr. v. Schmid.)

Die Befolgung der Gebote Gottes ist aber auch der Weg zur Seligkeit. Dieses sagt schon unser eigenes Herz. Denn wenn wir die göttlichen Gebote getreu erfüllt haben, so belohnt das gute Gewissen uns mit innerer Freude, und wir fühlen uns froh und heiter; sobald wir aber etwas thun, was den Geboten Gottes widerspricht, so werden wir von Unruhe und Angst gepeinigt. Wie beseligend ist das Bewußtsein, im Guten wieder erfreuliche Fortschritte gemacht zu haben! Deßhalb sagt auch der heilige Kirchenlehrer Hilarius: „Wer den größten Fleiß anwendet, die Gebote Gottes zu befolgen, ist selig, indem er die Gelüste des Fleisches bezähmt, die Verirrungen des Geistes verhütet, das unersättliche Verlangen des Geizes überwindet, das Haschen nach irdischen Ehrenbezeugungen vermeidet" (S. Hil. in Explanat. sup. Psalm. 118.). Und wie schön würde es sein, in einem Lande zu leben, wo alle Menschen nur sich bemühen, die göttlichen Gebote zu erfüllen! Welche Seligkeit würden sie in Gott finden! Welche Freuden würden die Eltern an ihren Kindern erleben! Wie keusch würden Jünglinge und Jungfrauen heranblühen, wie glücklich wäre eine jede Ehe! Wie glücklich würden die Bewohner eines Landes sein, wo man nichts von Mord,

von boshafter Beschädigung, nichts von Unkeuschheit, Diebstahl, Betrug oder von Unredlichkeit wüßte! Wie gut wäre es, wenn die Menschen sich sogar gewöhnen würden, jede böse Neigung aus ihrem Herzen zu verbannen! Ein solches Land würde das Glücklichste unter der Sonne sein. Die Erde würde, wenn die Gebote Gottes zur Norm unsres Lebens gemacht würden, so voll der Seligkeit, wie der Himmel werden. „Denn," sagt der heilige Laurentius Justinian, „das Gesetz Gottes ist voll der Freude, überfließend von Süßigkeit" (S. Laurent. Justin. in fasciculo amoris, cap. 3. in princ.). „Und," spricht der heilige Prosper, „Gott befiehlt nichts, was Ihm nützt; sondern, was Demjenigen nützt, dem Er es befiehlt" (Apud Div. August. in fine, tom. 3. sent. 39.).

Beispiele. a) Schon Moses sprach, nachdem er kurz vor dem Tode dem Volke die zehn Gebote wiederholt eingeschärft hatte: „Haltet und thut nun, was Gott, der Herr, euch geboten hat, wandelt auf dem Wege, den der Herr, euer Gott, euch vorgeschrieben hat, und weichet weder zur Rechten, noch zur Linken davon ab; so werdet ihr leben, und es wird euch wohl gehen. Die Worte, die ich dir heute verkünde, sollen immer in deinem Herzen sein; du sollst sie deinen Kindern erzählen, du sollst darüber nachdenken, wenn du zu Hause sitzest, oder draußen auf dem Wege wandelst, wenn du dich niederlegest, und wenn du aufstehest; du sollst sie als ein Zeichen, gleichsam wie einen Ring, an deiner Hand tragen" (5. Mos. 5, 32 — 33. 6, 6 — 8.). „O erkennet es doch einmal, und nehmet es zu Herzen: „Er, der Herr allein ist Gott — oben im Himmel, und unten auf Erden, und außer Ihm ist kein Gott. Erkennet es: Er, der Herr, euer Gott, ist ein mächtiger und treuer Gott! der seine Macht und Treue an Allen beweiset, die Ihn lieben, und Seine Gebote halten — und Der es denen vergilt, die Ihn hassen, und ihnen widerfahren läßt, was sie verdienen" (5. Mos. 4, 39. 7, 9 — 10.). „Seht, Ich lege euch Segen und Fluch vor. Segen, wenn ihr die Gebote des Herrn, eures Gottes, haltet; Fluch, wenn ihr sie nicht haltet. Ich nehme heute Himmel und Erde zu Zeugen, daß ich euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt hatte. So wählet nun das Leben! Liebet den Herrn, euren Gott, höret Seine Stimme, und hanget Ihm an. Denn das ist euch euer Leben, und die Verlängerung eurer Tage. So werdet ihr das Land, das Er euren Vätern Abraham, Isaak und Jakob versprochen hat, lange besitzen" (5. Mos. 30, 19 — 20.). Und was Moses gesprochen hatte, ging auch in Erfüllung. Denn so lange die

Israeliten in dem gelobten Lande die Gebote Gottes hielten, ging es ihnen gut; und Glück und Segen, Friede und Wohlstand waren in schönster Blüthe; wenn sie aber die göttlichen Gebote übertraten, ging es ihnen schlecht; sie wurden von Krieg, Hunger, Pest und großem Jammer heimgesucht. Nur dann, wenn sie wieder auf den Weg des Guten zurückkehrten, hörten ihre Plagen wieder auf. So ging es zu den Zeiten Gedeons, Heli's und Samuels, zur Zeit der Könige, der Hinwegführung des Volkes in die Gefangenschaft und der Heimkehr des Volkes in das Land seiner Väter. So ging es auch immer. Wie in einem Lande die fromme Ehrfurcht vor Gott und der Gehorsam gegen Ihn, die Liebe zu den Menschen, Treue und Glauben, die Reinigkeit der Sitten abnimmt, so nimmt das Elend zu. Wo aber Gottesfurcht und Tugend blühen, kommen auch Friede und Segen zur schönsten Blüthe; denn wo wahre Tugend ist, da ist auch wahre Glückseligkeit.

b) Das goldene Röslein. Herr Reinhold war aus einem armen Jünglinge ein reicher Mann geworden, und jetzt ein sehr ehrwürdiger, glücklicher Greis. Manche Leute glaubten jedoch, er habe sich ganz eigener, geheimer Mittel bedient, zu einem so großen Glücke zu gelangen. Seine jüngste Enkelin hörte solche Reden, und sagte: „Liebster Großvater, sagen Sie mir doch auch ein Mittel, wie ich recht glücklich werden kann."

„O recht gerne, mein liebes Kind," sagte Reinhold. „Sieh, da habe ich ein kleines Röslein; das Blümchen sowohl, als das Laub daran ist vom reinsten Golde. Wenn du das Röslein, das zu einer Vorstecknadel dient, beständig an der Brust trägst, und nichts von dem vergessest, was dabei zu beobachten ist, so wirst du gewiß glücklich."

„Nun," rief Aline freudig, „was ist denn dabei zu beobachten? Ich werde es gewiß nicht vergessen."

Der Großvater sprach: „Erstens darfst du das Röslein nicht vorstecken, bevor du deine Morgenandacht verrichtet, und es nicht weglegen, bevor du dein Abendgebet andächtig verrichtet hast.

Zweitens darfst du, so lange du das Blümlein vorgesteckt hast, nie mit müssigen Händen dasitzen.

Drittens vertragen sich mit dem Blümlein keine kostbaren Kleider von reichen Stoffen, keine theuren Spitzen und Bänder, sondern nur eine einfache zierliche Kleidung.

Viertens darfst du das Röslein Abends nie weglegen, ohne daß du den Tag hindurch einem Menschen eine Wohlthat oder wenigstens eine kleine Gefälligkeit erwiesen hast, ja du mußt das Unter-

lassene, wo möglich noch am Abende, oder doch am folgenden Tage wieder hereinbringen.

Fünftens darfst du in deinem Herzen, an dem du das Glücksröslein trägst, keine Gedanken nähren, die du deinem Großvater nicht sagen könntest, ohne roth zu werden.

Wiederhole diese fünf Stücke täglich an deinen fünf Fingern, beobachte sie, und das Röslein wird dein Glück sein."

Aline that es, und wurde eine sehr glückliche Frau. Der Großvater erlebte noch ihr Hochzeitfest, und sagte zu ihr: „Nicht das goldene Röslein, sondern deine Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Sittsamkeit, Wohlthätigkeit und Unschuld haben dein Glück gemacht. Das Röslein that nichts, als daß es dich an deine Pflicht erinnerte. Und in der That braucht auch der Mensch solcher sichtbarer Mittel, die ihn an das erinnern, was ihm zum Heile ist, damit es ihm nicht aus dem Sinne komme."

Nichts führt zu wahrem Glück auf Erden,
Als fromm und tugendhaft zu werden.

(Weihnachtsblüthen, 13. Jahrg.)

Die Befolgung der Gebote Gottes macht uns aber nicht bloß glücklich in dieser, sondern auch in der andern Welt. Sie ist gleichsam eine Hand am Wege, die uns andeutet, wohin wir gehen sollen, damit wir in den Himmel gelangen. Deßhalb sprach auch der göttliche Heiland zu jenem reichen Jünglinge: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote" (Matth. 19, 17.). Und der heilige Laurentius Justinian sagt: „Das Gesetz Gottes ist voll vom Lohne, nicht bloß vom zeitlichen, sondern auch vom ewigen" (S. Laurent. Just. in fasciculo amoris, cap. 3. in princ.).

Das Wettlaufen. Ein König gab seinen Einwohnern ein Wettlaufen. Alle erhielten den Ruf, mitzulaufen, und einen Stab, an dem sich die Müden anhalten könnten. Er bestimmte das Ziel, wie auch die Zeit, wann sie am Ziele ankommen sollten, und ließ im ganzen Lande ausrufen, wie groß die Belohnung Derjenigen sein werde, welche am Ziele ankommen. Damit sie des Preises nicht vergessen möchten, ließ er ihn in allen Städten und Marktflecken des Landes an einem Schilde aushängen. Der Preis war dieser: „Wer zum Ziele kommt, der wird in der königlichen Residenz an der Seite des Königs und des Kronprinzen ausruhen, an ihrer Tafel speisen, und an den Freuden des Hofes auf immer Theil nehmen."

Der Preis gefiel; das Wettlaufen begann; aber das Ziel wurde nur von Wenigen erreicht.

Auf der Wettbahn begegneten nämlich den Läufern mancherlei gefährliche Plätze, die sie zurückhielten.

Auf einer Seite erblickten sie einen Platz, der ihnen von ferne einen hellen Schimmer entgegenwarf. Als sie näher kamen, sahen sie Schätze im Ueberflusse. Viele Wanderer waren schon müde; sie traten herzu, und ruhten aus. „Hier ist es gut sein," dachten sie, „laßt uns eine Weile hier bleiben, und von dem Vorrathe nehmen; wir kommen dennoch zum Ziele. Der blendende Glanz zog sie immer an; sie dachten immer weniger an das Fortlaufen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis.

Auf der andern Seite der Laufbahn war ein Lustgarten. Flöten und Cythern ertönten von Weitem, und lockten eine Menge Leute hinein. Da waren Wein und verschiedene Speisen da, und Männer und Weiber in prächtigen Kleidern versammelt. „Kommt, ihr Lieben," riefen ihnen diese voll Freundlichkeit zu, „und ruhet aus. Setzet euch, und erquickt euch da nach Herzenslust; ihr kommet doch noch zum Ziele!" Viele nahmen die Einladung freudig an, blieben, und ließen es sich wohl sein. Je länger sie aber blieben, desto weniger dachten sie an's Weiterlaufen. Im Taumel des Vergnügens vergaßen sie endlich Residenz, König und Preis.

Weiter vorwärts sahen sie eine Anhöhe, welche von Menschen wimmelte. Diese gingen stolz einher, und ließen sich von Sklaven bedienen; Andere ließen sich in Sesseln herumtragen, Weihrauch um sich herstreuen, mit Trompeten voranblasen, und ihre Namen öffentlich verkünden. Viele blieben stehen, und konnten sich an dieser Pracht nicht satt sehen. „Steiget herauf," riefen sie den Wanderern im Thale zu, „und bleibet bei uns! Wir wollen euch Platz machen, und eure Namen unter lautem Jubel ausposaunen lassen!" Mehrere nahmen den Antrag an, warfen den Wanderstab weg, dachten immer weniger an das Fortgehen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis.

Indeß so Viele auf der Laufbahn zurückblieben, liefen die Andern emsig fort, ließen sich von den Lockungen rechts und links nicht irre machen, hielten sich fest an ihrem Stabe ein, und erreichten glücklich das Ziel.

Hier warteten ihrer der Kronprinz und die Freunde des Königs, reichten ihnen liebreich die Hand, und führten sie mit Freuden in den Pallast des König ein. Der König kam ihnen, wie ein Vater, ent-

gegen, umarmte sie, legte ihnen königliche Kleider an, setzte sie neben seinen Thron, und ließ sie, wie seine Kinder sein.

Nun hatte die letzte Stunde der bestimmten Zeit geschlagen. Die zurückgebliebenen Unterthanen eilten also, ohne mehr an ihr Ziel zu denken, gerade dem Pallaste des Königs zu, und wollten den Preis haben. Allein der König hatte das Thor verschlossen, und rief ihnen zu: „Weg von mir, ihr Nichtswürdigen! Wer mich nicht gesucht hat, soll mich auch nicht finden! Gehet hin, und holet euren Lohn bei Denen, die ihr mehr, als mich, gesucht habt!“

Weh dem, der, gleich jenen sorglosen Wettläufern, sich durch die Lockungen der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens abhalten läßt, den Weg, den uns Gott durch Seine Gebote vorgezeichnet hat, zurückzulegen, und die Krone des Lebens zu erringen!

Wenn ich mich im Gehorsam übe,
Und Deinen Willen treulich thu';
So bleib' ich, Gott! in Deiner Liebe,
Und hab' in des Gewissens Ruh'
Den Himmel hier schon in der Zeit,
Und mehr noch in der Ewigkeit.

§. 12. Von dem ersten Gebote: „Du sollst allein an einen Gott glauben.“

Pflichten gegen Gott.

Ein angesehener, reicher Herr nahm einen armen Waisenknaben, der von Allen verlassen war, an Kindesstatt an, und erzog ihn mit außerordentlicher Sorgfalt und Liebe. Wie wohl dem armen Knaben, der seit seinem dritten Lebensjahre nichts als Noth und Elend gesehen hatte, diese väterliche Pflege that, ist leicht einzusehen. Er nahm sich daher vor, seinem guten Pflegevater Freude zu machen, und erfüllte alle seine Pflichten gegen ihn mit unverbrüchlicher Treue. Alles, was sein Wohlthäter ihm sagte, oder was seine Lehrer ihm von den trefflichen Eigenschaften desselben erzählten, war ihm ehrwürdig, und galt ihm als reine Wahrheit. Er setzte auf die Weisheit und Güte desselben ein so großes Vertrauen, daß er, sobald er etwas bedurfte, zu ihm hinging, um ihn darum zu bitten. Er hoffte ganz zuversichtlich, sein Wohlthäter werde ihm helfen. Mit inniger Liebe hing er an diesem guten Manne; deßhalb fürchtete er sich auch vor allem Bösen, weil sein Wohlthäter dadurch betrübt werden, oder daran Mißfallen finden könnte. Er hatte die herzlichste Freude, wenn andere Dorfbewohner ihm erzählten, wie verständig, gerecht und liebevoll ihr Gutsherr

sei, und wie viele Wohlthaten er ihnen erwiesen hatte. Davon hörte er Andere am liebsten reden; davon sprach er selbst am liebsten mit Andern. Er bezeugte allen Freunden seines Wohlthäters tiefe Ehrfurcht; die größte Verehrung aber fühlte er gegen diesen selbst. Oft dachte er voll der ungeheuchelten Dankbarkeit bei sich selbst: „Alles, was ich bin und besitze, habe ich ihm zu verdanken; ohne ihn wäre ich vielleicht schon lange nicht mehr beim Leben.“ Wenn er sein Haus, das ihm sein Wohlthäter noch, bevor er in ein fremdes Land abreiste, sammt Feldern, Wiesen und aller Einrichtung gekauft hatte, erblickte, so war sein Gedanke: „Alles dieses hätte ich nicht, wenn nicht mein Wohlthäter gewesen wäre!“ Er liebte auch die zwei Kinder, welche sein Wohlthäter auf seinem Gute hinterlassen hatte, und suchte sich, so oft er konnte, ihnen gefällig zu bezeigen. „Denn,“ sprach er, „meinem Wohlthäter selbst kann ich seine Gutthaten nicht vergelten; wenn ich aber seinen Kindern Liebe erzeige, so sieht er dieses so an, als wenn ich es ihm selbst gethan hätte.“ Endlich war er sehr gehorsam, und immer der Erste und Eifrigste in der Vollziehung jener Befehle, welche der abwesende Gutsherr durch seinen Verwalter an die Unterthanen erlassen hatte. Er munterte auch Andere zum Gehorsam gegen den Gebieter auf. „O,“ sprach er, „unser Herr weiß am besten, was uns nützlich ist, und will gewiß nichts, als was uns wahrhaft glücklich macht.“

So trachtete dieser gute Pflegesohn seinem Wohlthäter Freude zu machen, und alle Pflichten gegen ihn zu erfüllen.

Auf eine ähnliche Weise können wir dieses Gott gegenüber thun, indem wir

A. fest und unerschütterlich glauben, was Er uns geoffenbart hat, oder durch Seine Diener uns zu glauben vorstellt;

B. Unser Vertrauen auf Ihn setzen, auf Ihn hoffen;

C. Ihn über Alles lieben, und deßwegen uns auch fürchten, Ihn mit einer Sünde zu beleidigen;

D. Ihm unsere größte Verehrung erzeigen — Ihn anbeten;

E. Ihm mit Wort und That für die Wohlthaten, die uns Seine milde Vaterhand spendet, danken;

F. Und mit willigem Gehorsam Seinen heiligen Willen befolgen.

Wir wollen nun von jeder dieser Pflichten, die wir Gott gegenüber zu erfüllen schuldig sind, einzeln sprechen und hören, wie

reichlich der Segen sei, den uns die genaue Befolgung derselben bringe.

§. 13. Glaube an Gott.

Die erste Pflicht, die wir Gott gegenüber beobachten sollen, besteht darin, daß wir

A. Alles glauben, was Gott geoffenbart hat, oder was Er uns durch Seine heilige, katholische Kirche zu glauben vorstellt. Wir halten einen Menschen nur dann für glaubenswürdig, wenn er nicht bloß Kenntniß der Sache, sondern auch so viel Redlichkeit des Herzens besitzt, daß er uns auch jederzeit die Wahrheit sagen will. Wem sollen wir daher auch in Dingen, welche wir nicht ganz verstehen, lieber glauben, als dem lieben Gott? Denn als der Allwissende kann Er uns die Wahrheit offenbaren; als der höchst Heilige verabscheut Er jede Lüge, und als der höchst Gütige meint Er es mit uns am besten. Gott will uns daher auch immer die Wahrheit sagen. Es ist also unsere heiligste Pflicht, Alles, was Gott offenbart, fest und ungezweifelt zu glauben, wenn wir es auch nicht immer ganz einsehen. Wie nothwendig der Glaube sei, lehrte der göttliche Heiland mit den Worten: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden; wer aber (durch eigene Schuld) nicht glaubt, wird verdammt werden." (Mark. XVI. 16.) Die edlen Früchte des Glaubens aber beschreibt uns der heilige Augustin, indem er spricht: „Es ist kein größerer Reichthum, kein größerer Schatz, keine größere Ehre und kein größeres Vermögen in dieser Welt, als der katholische Glaube, der den Sünder errettet, die Blinden erleuchtet, die Schwachen heilt, die Gläubigen rechtfertigt, die Lasterhaften bekehrt, die Gerechten vermehrt, die Blutzeugen krönt, die Jungfrauen, Wittwen, Ehegatten in keuscher Scham erhält, die Priester weiht, und uns mit den heiligen Engeln in den Besitz der ewigen Erbschaft setzt." (S. Aug. de verb. Dom.) Und der heilige Eusebius spricht: „Der Glaube ist das Licht der Seele, das Thor des Lebens, der Grund des ewigen Heiles. Christus, der Herr, hat ihn uns, da Er uns in den Irrsalen des Lebens den Weg zeigen wollte, wie eine große Lampe aufgehängt, damit wir durch ihn den unbekannten Gott erkennen, an den Erkannten glauben, und Ihn durch den Glauben finden können." (St. Euseb. Emiss. hom. 2. de symb.)

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. Außer den biblischen Beispielen, welche im historischen Katechismus (sieh im I. Bde. S. 6 u. S. 22), wie auch in diesem Werke (sieh I. Band S. 44) vorkommen, können auch hier noch angegeben werden: Noe, der mitten unter den Gottlosen ein Gott gefälliges Leben führte, und seinen heiligen Glauben bewahrte; Joseph, der von seiner Kindheit an seinen Glauben an Gott, in That und Leben zeigte, bis er voll des Glaubens an Gottes Verheißungen, sanft und getrost verschied; Moses, der in dem Glauben an Gott mit einem so heiligen Eifer lebte, daß er die Schmach, die er wegen seines Glaubens an Gottes Verheißungen leiden mußte, allen Schätzen Aegyptens vorzog; Josue, der noch auf dem Todbette das Volk Israel zur Glaubenstreue und Furcht Gottes ermunterte; Gedeon, der zuerst, um destomehr Segen zur Ueberwindung der Madianiten und zur Erlösung des Volkes Israel von Gott zu erhalten, den Altar des Baal zerstörte, und seine Landsleute zur Annahme des wahren Glaubens zu ermuntern suchte; Samuel, der schon in seiner Jugend ein treuer Diener des Herrn war; David, der fromme König, dessen letzte Sorge vor seinem Tode noch darin bestand, daß vor Allem der Glaube an Gott erhalten, und Gott auf eine würdige Weise angebetet werde; Elias, dessen Herz von Eifer für die Erhaltung des wahren Glaubens brannte; Tobias, der, als ein gänzlich verarmter, verachteter, erblindeter Mann, dem Glauben an Gott noch so treu blieb, wie in den Tagen des Wohlstandes; Daniel, der sogar sein Leben willig daran wagte, die Babylonier von ihrer thörichten Bilderanbetung zum wahren Glauben zu bringen, und Mathathias, der auf die verführerischen Vorschläge der königlichen Abgeordneten mit nachdrücklicher, kräftiger Stimme zur Antwort gab: „Und wenn gleich alle Völker dem Könige Antiochus gehorchten, und von ihrem väterlichen Gesetze abfielen, so wollen doch ich und meine Söhne und Verwandten dem Gesetze unserer Väter getreu bleiben. Davor bewahre uns Gott, daß wir von Gottes Gesetzen und Anordnungen abfielen! Das wäre uns nicht gut!" —

b) Noch andere Beispiele. aa) Die heiligen Märtyrer von Otranto. Als diese standhaften Bekenner auf Befehl des türkischen Sultans Muhamed II. zum Tode geführt wurden, hielt ihnen ein Türke eine Tafel mit türkischer Inschrift vor, und ließ ihnen auch durch einen Dollmetscher verkünden: „Wer glauben will, was hier geschrieben steht, wird begnadigt; wer es nicht glauben will, soll getödtet werden." Nicht ein Einziger wurde wankend; wohl aber fanden Einige Gelegenheit, zu entweichen, und so ihr Leben zu retten; alle

Andern empfingen mit heiterm Angesichte den Todesstreich, und unter ihnen zuerst Grimaldus, der ehrwürdige Greis, der bis zum letzten Augenblicke nicht aufhörte, seinen Gefährten Muth einzusprechen.

(Nach Mätzler.)

bb) Der heilige Knabe Zirikus. Ein herrliches Beispiel der Glaubenstreue ist der heilige Zirikus, ein dreijähriges Knäblein, das, getreu der Ermahnungen seiner heiligen Mutter Julitta, willig alle Qual litt, und auf die Versprechungen des Richters, ihn als Kind anzunehmen, wenn er ein Heide werde, sprach: „Hab' wohl einen Vater, einen viel reichern, als du bist. Jesus, der Kinderfreund, ist mein Vater!" Voll der Wuth faßte der grausame Richter das unerschrockene Knäblein bei einem Fuße und stürzte ihn von seinem erhöhten Sitze mit solcher Gewalt auf die Erde hinunter, daß das Gehirn den Richterstuhl bespritzte, und das Blut ringsumher floß. Auf der Stelle gab der heilige Knabe seinen Geist auf. Dieß geschah zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung, wahrscheinlich i. J. 305 n. Chr. G.

(Nach Ebend.)

cc) Petrus, der heilige Martyrer. Der heilige Petrus, Mönch aus dem Prediger-Orden, unterließ es bei der Entrichtung des heiligen Meßopfers nie, um die Gnade zu flehen, sein Leben für den allein seligmachenden Glauben an Christum opfern zu dürfen. Dieser herzliche Wunsch des heiligen Mannes wurde auch erfüllt. Denn wirklich fiel er, noch bevor er sein Glaubensbekenntniß vollenden konnte, unter den gezückten Dolchen der Ketzer, am 6. April d. J. 1252.

dd) Der selige Andreas von Bobola. Andreas von Bobola, der von Papst Pius IX. am 30. Oktober 1853 selig gesprochen wurde, war einer alten, adeligen polnischen Familie entsprossen, welche sich schon frühzeitig im Kriege durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, und erblickte auf einem Edelsitze in der Umgebung von Sandomir i. J. 1592 das Licht der Welt. Durch die Unterweisungen und das Beispiel seiner vortrefflichen Eltern, besonders seiner frommen Mutter herangebildet, flößte er schon als Knabe Allen die Hoffnung ein, er werde seiner Familie große Ehre machen. Nachdem er zu Sandomir, voll der Unschuld und Reinheit seiner Sitten, die Studien vollendet hatte, faßte er den Entschluß, sich vollkommen Gott zu weihen, und in den Orden der Gesellschaft Jesu zu treten. Seine gottesfürchtigen Eltern legten ihm, so schwer es ihnen ankam, ihren geliebten Sohn zu verlieren, kein Hinderniß in den Weg, und so erblicken wir den edlen Jüngling im neunzehnten Lebensjahre zu Wilna im Noviziate der Gesellschaft Jesu. Hier war er seinen Mitnovizen nicht nur ein geliebter

Mitbruder; sondern auch durch sein Beispiel ein Sporn, in der Wissenschaft der Heiligen muthig vorwärts zu schreiten. Nachdem er im Jahre 1630 seine Ordensgelübde abgelegt hatte, und zum Priester geweiht worden war, beschäftigte er sich eine Zeit lang mit dem Unterrichte der Jugend in der christlichen Lehre und in andern Wissenschaften. Zum Prediger in der Kirche des heiligen Kasimir zu Wilna ernannt, unterließ er es niemals, vom heiligen Eifer durchglüht, das Wort Gottes zu verkündigen, und that dieß mit einem solchen Erfolge, daß er Viele zur Buße bekehrte. Ebenso segensreich war sein Wirken, als er in das Collegium von Pinsk versetzt wurde, wo seine Thätigkeit in den Volksmissionen sehr in Anspruch genommen ward. Auch am Krankenbette wirkte er viel Gutes. Als die Pest zu drei verschiedenen Malen, i. J. 1625, 1630 und 1633 ganz Europa durchzog, eilte er ohne Furcht und mit freudiger Opferwilligkeit, begleitet von andern Mitbrüdern, auf den Schauplatz des Elends, und widmete sich ganz der Pflege der Unglücklichen, die von der ansteckenden Seuche befallen wurden. Acht seiner Mitbrüder waren als Opfer ihrer Liebe von der Pest hinweggerafft worden. Auch Andreas hätte sich glücklich gepriesen, wenn er als Märtyrer der Nächstenliebe hätte sterben können. Er blieb aber von der Pest verschont; denn Gott hatte ihm eine andere noch höhere Siegeskrone des Marterthums aufbewahrt, nämlich für den christkatholischen Glauben Blut und Leben hinzuopfern. Es war damals in jener Gegend eine stürmische Zeit. Die Kosaken, welche von der katholischen Kirche abgefallen waren, drangen in das einst so blühend katholische Königreich Polen ein, und bedrängten die Katholiken. Besonders verhaßt schienen denselben die Väter der Gesellschaft Jesu zu sein. Schon wurden mehrere Ordenshäuser derselben zerstört, und vierzig Söhne von der Gesellschaft Jesu getödtet. Die Feinde drangen auch in jene Gegenden, wo Andreas sich aufhielt. Furchtlos ging der würdige Geistliche den drohenden Gefahren entgegen; mit aller Kraft und Anstrengung kämpfte er gegen die Verführung; mit heiliger Freude ertrug er die größten Widerwärtigkeiten. Die Feinde schworen ihm nun den Tod, und suchten, um ihr abscheuliches Vorhaben ausführen zu können, seinen Aufenthalt zu erspähen. Zwei Offiziere der Kosaken mit vielen Soldaten suchten ihn auf, und fanden ihn auf dem Wege von Janow nach dem Dorfe Perelynda. Sie fesselten ihn, während er auf die Knie fiel, seine Augen und Hände zum Himmel erhob, und sich mit den Worten: „Gott, Dein Wille geschehe!" dem Herrn zum Opfer darbrachte. Knirrschend vor Zorn standen die Grausamen um ihn herum, und Einer derselben versetzte ihm zwei so gewaltige Streiche

auf den Arm, daß der Diener Gottes zu Boden stürzte. Sie hoben ihn auf, schleppten ihn zu einem nahen Baum, banden ihn an denselben fest, und geißelten ihn mit einer ähnlichen Wuth, wie einst die Gerichtsdiener den göttlichen Heiland geißelten, indem sie dadurch bei ihrem wilden Hauptmanne sich einzuschmeicheln suchten. Der Mißhandelte war aber durch seine himmlische Geduld ein herrliches Schauspiel für den Himmel; ohne aufzuhören erneuerte er das Opfer seines Lebens, und vereinigte es mit dem Opfer Jesu am Kreuze. Nun banden sie ihn vom Baume los, warfen ihm einen Strick um den Hals, schwangen sich auf ihre Pferde, und nöthigten den Diener Gottes, in ihrer Mitte zwischen zwei Pferden sich fortzuschleppen. Dieser Leidensweg dauerte eine halbe Stunde, bis sie Janow erreichten, wo die Kosaken ihren Gefangenen dem Hauptmanne vorstellten. Dieser forderte von ihm gebieterisch, er sollte seinem katholischen Glauben entsagen; wüthend über die Standhaftigkeit des heiligen Mannes hieb er ihm mit dem ersten Säbelhieb beinahe die Hand ab, mit dem zweiten verwundete er ihn am Fuße; ein Soldat stieß ihm ein Auge aus. Dann schleiften sie ihn fort in den Laden eines Fleischers, und brannten ihn mit angezündeten Fackeln, um ihn ordentlich zu braten, bis das Fleisch flüssig würde; sie zogen ihm die Haut vom Kopfe und von den Händen herab zur Verachtung der priesterlichen Würde; sie fuhren dann fort, auf dem Rücken ihm die Haut abzuziehen, vergrößerten seine Wunden, schlugen dann Rohre zwischen die Nägel und das Fleisch der Finger, schnitten ihm den untern Theil der Nase und die Lippen ab, brachten ihm am Hinterkopfe eine große Wunde bei, und nahmen dann die Zunge heraus. So ließen sie ihn im Kothe liegen, und da der Hauptmann nach einigen Stunden sah, daß er noch nicht todt sei, so machte er dem Leben des heiligen Martyrers mit einem wiederholten Säbelhieb ein Ende. (Nach Kirchenblättern.)

ee) Ein Spiegel für Landleute. Ein schönes Vorbild für das christliche Landvolk sind wohl jene Bauern in Rußland, welche voll der Anhänglichkeit an den katholischen Glauben i. J. 1836 auf die falschen Vorspiegelungen der kaiserlichen Commissäre, sie wollten dieselben mit Erlaubniß ihres Landesfürsten für steuerfrei erklären, wenn sie von der katholischen Kirche sich lostrennen würden, zur Antwort gaben: „Lieber wollen wir sterben, als unsern wahren Glauben verlassen." Viele wurden von den rohen Soldaten niedergehauen oder erschossen; Andere flüchteten sich in einen gefrornen Teich; das Eis brach ein, und so mußten sie auf eine elende Weise zu Grunde gehen. So zogen diese heldenmüthigen Landleute den qualvollen

Tod einer treulosen Verläugnung des christlichen Glaubens vor. Möchten doch unsere Landleute diesem Beispiele nachfolgen, und nicht, wie es oft geschieht, dasjenige, was ihnen ein verdorbener Landstreicher, oder Wahrsager und Zeichendeuter, Kartenschlägerinnen und Kaffeesatzauslegerinnen gegen gute Bezahlung vorlügen, lieber, als was Christus und Seine Kirche lehrt, glauben!

ff) Die Heuschrecken. Im siebenzehnten Jahrhunderte wirkte unter andern apostolischen Priestern in China zur Ehre Gottes auch ein würdiger Geistlicher, der Faber hieß. Er war aus der Gesellschaft Jesu. Dieser fromme Mann wollte einst auch in der Provinz Chensi, welche zwölf Tagreisen von Peking, der Hauptstadt des Kaiserthums, entfernt war, das Evangelium verkünden. Ueberall sprach man schon von den erhabenen Tugenden dieses Mannes; aber wie es zu geschehen pflegt, begnügte man sich nur damit, dieselben zu preisen, ohne ihnen nachzufolgen. Allein sieh! jetzt suchte Gott eine große Stadt mit einer furchtbaren Plage heim. Es kam eine große Menge von Heuschrecken. Sie fielen gleich Wolken ein, und bedeckten Alles. Die Feldfrüchte wurden, wie das Gras, bis auf die Wurzeln zerfressen. Sie entlaubten alle Bäume. Alle Mittel, die man nur anwenden konnte, blieben fruchtlos. Die Einwohner suchten nun endlich bei Faber Hülfe. Der fromme Mann verhieß ihnen zu helfen, wenn sie den Glauben an Jesum annehmen würden. Sie versprachen, sich dieser Bedingung unterwerfen zu wollen. Der vom Geiste Gottes erleuchtete Mann wandelte in priesterlicher Kleidung um die Felder herum, besprengte sie mit Weihwasser, und betete darüber verschiedene Gebete, welche von der katholischen Kirche vorgeschrieben wurden. Und sieh! am nächsten Tage war das gefräßige Ungeziefer verschwunden. Aber wie groß ist doch der Leichtsinn der Menschen! Die Einwohner vergaßen ihr feierliches Versprechen, und nahmen den Glauben an Jesum, der sie von ihrer furchtbaren Plage befreit hatte, nicht an. Da kehrten die Heuschrecken zurück, und verheerten die Felder noch mehr, wie früher. Nun beschuldigten die Treulosen einander selbst; Einer warf dem Andern vor, er habe Gott das Wort gebrochen. Schaarenweise eilten sie zu dem ehrwürdigen Priester, fielen ihm zu Füßen, bekannten ihren Fehler, und versprachen, sie wollten Alle an Jesum glauben, wenn Er ihnen nochmal hälfe. Der Mann Gottes wollte ihren Glauben prüfen, und ließ sich lange Zeit bitten. Endlich aber, da er sich von der Aufrichtigkeit ihrer Besserung überzeugt hatte, ging er noch einmal hin, und segnete ihre Felder. Und sieh! am nächsten Morgen war keine Heuschrecke mehr zu sehen. Erstaunt über dieses Wunder nahmen Alle

das Christenthum an, und in kurzer Zeit zeichnete sich diese christliche Gemeinde durch Frömmigkeit und Glaubenstreue vor allen übrigen aus.

gg) König Friedrich II. und General Ziethen. Der wackere General Ziethen war ein besonderer Liebling Friedrich II., des Königs von Preußen. Einmal lud dieser denselben für den Charfreitag zur Tafel. Ziethen entschuldigte sich, er gehe an diesem Festtage — wie es bei frommen Protestanten gebräuchlich ist — zum heiligen Abendmahl, und wolle sich in seiner andächtigen Stimmung nicht stören lassen. Bald darauf erschien Ziethen wieder bei der königlichen Tafel. Da fragte ihn der König spöttisch: „Nun, Ziethen! wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitag bekommen? Hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?" Die Gäste brachen, um dem König zu gefallen, in ein schallendes Gelächter aus. Der fromme General schüttelte sein graues Haupt, und nachdem er sich tief vor dem König gebeugt hatte, sagte er mit lauter, fester Stimme: „Euer königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet, und überall, wo es darauf ankam, mein Leben für Sie gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es sein muß, und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr, als Sie und ich, und mehr, als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie und uns Alle gestorben, und Alle mit Seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verspotten; denn auf Ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee gekämpft und gesiegt; untergraben Euer Majestät diesen Glauben, so untergraben Sie zugleich die Wohlfahrt des Staates; das ist gewiß wahr! Halten zu Gnaden!" Auf diese Worte wurde die Gesellschaft mäuschenstill. Sichtbar ergriffen reichte der König dem wackern General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter, und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe alle Achtung vor Seinem Glauben! Halte Er ihn fest; es soll nicht mehr geschehen."

(Stern Kaldr. f. 1852.)

hh) Napoleon vor seinem Tode. So lange Napoleon noch von seinem Glücke, von seinen Siegen und seinem Ruhme völlig betrunken war, kümmerte er sich wenig um den christlichen Glauben und um die katholische Kirche. Und doch pries er den Tag seiner ersten Kommunion als den glücklichsten seines ganzen Lebens. (Sieh hist. Katechismus III. Bd. S. 69.) Auch ist von ihm die Aeußerung

aufbewahrt: „Ich bin ein römisch-katholischer Christ; mein Sohn ist es, wie ich, und es würde mir großen Kummer machen, wenn mein Enkel es nicht sein könnte." Noch tiefer über Religion nachzudenken fing Napoleon an — als er zwischen den nackten, meerumspülten Felsen der Insel St. Helena, zwischen den großartigen, natürlichen, zum Himmel aufragenden Kerkermauern saß. Da glaubte er an die Wahrheit und Heiligkeit der katholischen Kirche. Er ließ einen katholischen Priester nach St. Helena kommen, bei welchem er seine Beicht verrichtete, und der zu Zeiten der Krankheit in seinem Zimmer die heilige Messe las. Er befolgte nun auch das Fastengebot, und befahl seinem Koch, an Fasttagen keine Fleischspeisen zu kochen. Er selbst sprach oft mit den Genossen seiner Verbannung über die Grundlehren der katholischen Kirche, so daß diese über seine Sinnesänderung erstaunten. Als Napoleon dem Tode sich nahe fühlte, hieß er die Aerzte ihn verlassen, und sprach zu seinem Kaplan, dem Abbé Signali: „Ich glaube an Gott; ich bin geboren in der katholischen Kirche; ich will erfüllen die Pflichten, die sie auferlegt, und die Sakramente empfangen, die sie ausspendet." Nachdem der Exkaiser die heiligen Sakramente empfangen hatte, sprach er zum General Montholon: „Ich wünsche Ihnen, General, bei Ihrem Tode dasselbe Glück zu genießen. Ich habe es nicht gethan auf dem Throne, weil die Macht die Menschen verblendet. Aber ich hatte stets den Glauben; der Schall der Glocken macht mir Vergnügen, und der Anblick eines Priesters rührt mich. Ich wollte aus all' dem ein Geheimniß machen; aber das ist Schwäche. Ich will Gott die Ehre geben. General! Ertheilen Sie Befehl, daß in dem anstoßenden Zimmer ein Altar aufgerichtet, und auf demselben das allerheiligste Sakrament des Altars ausgesetzt werde. Ich zweifle, daß es Gott gefalle, mir die Gesundheit wieder zu geben. Allein ich will darum flehen. Ordnen Sie das vierzigstündige Gebet an. — Doch nein, warum Ihnen diese Verantwortlichkeit aufbürden? Man würde sagen, Sie edler Ehrenmann! seien es gewesen, der Alles dieß nach seinem Kopf angeschafft habe. Ich selbst will die Befehle dazu geben." So sprach Napoleon, und starb, was viele gottlose Bücherfabrikanten geflissentlich verschweigen, als ein frommer Christ im Schooße der katholischen Kirche.

(Salzb. Correspondent.)

ii) Der todte Grenadier.

Dort bei Custozza flogen
Viel Kugeln her und hin;
Im Dampf der Pulverwogen
Sank mancher Held dahin.

Eine Kugel kam geflogen,
Traf einen Grenadier,
Und riß ihn wild darnieder
Wie todt lag er allhier.

Auf's Leichenfeld, bedecket
Mit Todten, schien der Mond,
Und hat ihn aufgewecket
In mitternächt'ger Stund!

Er hebt sich matt und blutend
Auf aus der Todten Schaar,
Und lächelt, als gesieget
Im Kampfe Oestreichs Aar.

Im Herzen fängt zu brennen
Die Kugel an aufs Neu',
Er fühlet, daß gekommen
Sein letztes Stündlein sei.

„O hätt' ich einen Priester,"
Ruft er in seiner Noth,
„Der mir zum Troste reichte
Das ewige Himmelsbrod!"

Doch stille, todtenstille
War Alles ringsumher;
Von seinen Kameraden
Rührt sich nicht Einer mehr.

Sieh, da tritt aus den Wolken
Der Mond vor, hell und mild,
Bestrahlt mit seinem Lichte
Am Weg ein Kreuzesbild.

Es war, als ob d'ran riefe
Der Heiland: Komm zu mir
In deinen Todesnöthen,
Du frommer Grenadier!

Und zu dem Kreuze schleppet
Der Grenadier sich hin,
Beim Morgenrothe fanden
Die Seinen todt hier ihn.

Den tapfern Arm geschlungen
Um's Kreuz, das Haupt geneigt,
So haben die Kam'raden
Dem Hauptmann ihn gezeigt.

Gewiß, du hast gebetet,
Bevor du starbest hier,
Auch noch für deinen Kaiser,
Du braver Grenadier! (Alb. Werfer.)

kk) Das Bekenntniß eines verurtheilten Missethäters. Es war am 18. März d. J. 1815, in der Schweiz, daß ein Mann vom Leben zum Tode hingerichtet wurde. Er hatte sehr viel gelesen, und bildete sich auf sein Wissen, das wohl noch sehr beschränkt war, nicht wenig ein. Deßhalb wurde er von der göttlichen Gnade verlassen; denn „Gott widersteht den Hoffärtigen; den Demüthigen aber gibt Er Seine Gnade.“ (1. Petr. V. 5.) Das Licht des Glaubens erlosch allmälig in ihm, wie er es selbst eingestand; die Furcht Gottes wich aus seinem Herzen; mit ihr wich auch die Tugend. Er fiel in Sünden und Laster, und es kam mit ihm so weit, daß er, des Mordes schuldig, dem Gerichte überantwortet, und zum Tode verurtheilt wurde. Nachdem ihm das Urtheil gesprochen, und er in das gewöhnliche Zimmer der Missethäter oder sogenannten armen Sünder eingetreten war, begann er mit dem Geistlichen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte, über politische Ereignisse jener Zeit, über Sokrates im Kerker und andere gelehrte Dinge, statt über Gott und die Ewigkeit zu reden. Er meinte, er dürfe nicht sterben, er müsse begnadigt werden, weil er der wichtigste Mann im ganzen Lande wäre; so sehr baute er auf seine vermeintliche Gelehrsamkeit, und so wenig baute er auf Gott! Der Priester machte ihm begreiflich, daß von einer Begnadigung nicht mehr die Rede sein könne, weil seinetwegen der Gerichtsrath innerhalb zwei Tagen nimmer zusammentreten werde; er also am dritten Tage gewiß sterben müsse. Da fiel der Missethäter aus Schrecken darüber in Ohnmacht. Nachdem er sich wieder erholt hatte, sagte zu ihm der Geistliche: „Wie ich sehe, hat nicht der Richter, sondern ich dir das Leben abgesprochen. Das gegenwärtige Leben verlierst du gewiß. Ich verheiße aber im Namen Jesu Christi, der auch dich theuer erlöst hat, ein anderes — das ewige Leben. Höre das Wort, und glaube!“ Der Geistliche verkündigte ihm mehrere Stunden lang Gottes Wort aus den Aposteln und Propheten, und erklärte ihm zur Erforschung seines Gewissens die zehn Gebote Gottes. Da wurde der Mann durch die Kraft des göttlichen Wortes und durch die himmlische Gnade ganz zerknirscht. Es wurde in ihm licht. Sein merkwürdigstes Wort aber, welches er nach gehaltenem Vortrag gesagt hat, und das hieher gehört, war folgendes: „Nun sehe ich es klar ein: Hätte ich das erste Gebot nicht übertreten, so hätte ich keines übertreten.“

(Nach H. Hald's Katechesen.)

Aussprüche und Gleichnisse. Nicht umsonst stellte sich Moses auf einen Felsen, um daselbst die Gottheit zu schauen; ebenso

wird derjenige, der nicht auf dem Felsen des Glaubens steht, Gott nicht erkennen. (St. Aug. serm. de symb.)

Sowie ein Schiff ohne Anker auf offener See hin und her geworfen wird, so wird auch unser Verstand, wenn er nicht vom Glauben geleitet und gekräftigt wird, von den Wellen irriger Meinungen hin und hergeworfen. (St. Chrysost. hom. 11.)

Sowie die Pflanzen besser gedeihen, wenn sie begossen werden, so blüht auch unser Glaube herrlicher, wenn er angefochten wird. (St. Chrysost. serm. in jus et Max.)

Manche Heilmittel sind in allen Krankheiten dienlich und heilsam; so ist es auch mit dem Glauben; er bietet bei allen Krankheiten der Seele ein kostbares und heilsames Arzneimittel dar. (St. Hilar. lib. 2 de trinit.)

Der Glaube mit Liebe ist der Glaube des katholischen Christen; der Glaube ohne Liebe ist der Glaube des Teufels. (St. Aug. de Charit.)

Die Trennung der Liebe ist der Tod des Glaubens. Glaubst du an Christum, so übe die Werke Christi, damit dein Glaube lebe. Dein Glaube muß durch die Liebe belebt, und durch deine Handlungen bewiesen werden. (St. Bern. sup. Cant.)

Von Tosso, einem frommen Priester aus dem Bisthume Augsburg, der zur Zeit des heiligen Magnus lebte, wird erzählt, daß er ein Licht hatte, das ihm auch zu Nacht auf allen dunkeln Wegen leuchtete, und das kein Sturmwind und kein Platzregen auslöschen konnte. So hat auch ein jeder fromme Christ ein solches Licht — das Licht des Glaubens, das uns auch auf den dunkelsten Wegen des Lebens eine sichere Leuchte ist, und wenn wir es anders bewahren wollen, von allen Stürmen der Welt nicht kann ausgelöscht werden.

Natur und Glaube.

Fragst du, warum ein Christ
So liebvoll, fromm und treu?
So fragest du, warum
Ein Lamm kein Tieger sei. (Ang. Sil.)

Das Goldmachen.

Man träumt, es sei ein Stein,
Der mache Gold aus Erz!
Doch Alles wird zu Gold
Für ein gottselig Herz. (Ebend.)

Die Hirten machen oft ein großes Feuer im Freien an, um die wilden Thiere abzuschrecken, die im nahen Gebirge sich aufhalten, das Feuer scheuen, und dann ihre Heerde nicht überfallen. So ist auch der christliche Glaube ein großes Feuer, welches wir auch in unserm Herzen anzünden sollen, um die Leidenschaften, die auch wilden Thieren gleichen, von uns ferne zu halten. —

Der christliche Glaube gleicht dem Polarstern: der Schiffer auf wilder See steuert beruhigt nach seinem Lauf, und wenn er durch widrige Stürme verschlagen wird, leitet ihn das Licht desselben wieder auf die rechte Bahn; der Glaube ist ein ewig frischer Quell in dem öden Wüstenlande des Lebens; der Glaube ist der Flammenzeiger auf Tugend und Seligkeit; der christliche Glaube ist der Gnadenkelch Gottes, gefüllt mit seiner unendlichen Liebe!

Glauben, als wenn ich Dich sähe,
Flöß' mir, Unsichtbarer, ein!
Im Gefühl von Deiner Nähe
Laß mein Herz sich täglich freu'n!
Aechten Glauben schenk vor allen
Andern Gaben, Vater, mir!
Wem er fehlt, muß Dir mißfallen,
Wer ihn hat, ist Eins mit Dir!
Er belebe meine Triebe,
Sei der Stab, die Hand der Liebe,
Er besiege, wie ein Held,
In mir Satan, Fleisch und Welt!

So wie es aber die Nothwendigkeit erfordert, unserer Lampe, damit sie nicht erlösche, von Zeit zu Zeit aufs Neue Oel nachzugießen, so müssen wir auch ohne Aufhören das Licht des Glaubens in unserm Herzen zu erhalten suchen. Dieß geschieht besonders durch ein beharrliches, inbrünstiges Gebet. Daß dieses das wirksamste Mittel zur Vermehrung unsers Glaubens sei, zeigte schon der göttliche Heiland mit jenen Worten an, die er zu Petrus sprach: „Ich habe für dich gebetet, damit dein Glaube nicht abnehme." (Luc. XXII. 32.) Ebenso sagt der heilige Johannes Chrysostomus: „Der Glaube wird durch das Wort Gottes erzeugt, durch den Frieden bewahrt, und durch die Liebe zu Gott, (und daher auch durch das Gebet) genährt." (St. Joan. Chrysost. hom. 26 sup. Matth. oper. imperf. in princ.) Endlich sagt der selige Aegidius von Assisi: „Dieß sind die Früchte des innigsten Gebetes: Es erhellet unsern Verstand; es kräftigt uns im

Glauben und in der Liebe zum Guten." Aus dem inbrünstigen Gebete schöpften auch die heiligen Blutzeugen jene Festigkeit und Kraft des christlichen Glaubens, mit welcher sie für die Lehre Jesu freudig in den Tod gingen, und auf diese Weise die Wahrheit derselben nicht bloß in ihrem Leben verkündigten, sondern auch im Tode mit ihrem Blute versiegelten. So beteten auch die heiligen Geschwister Cantius, Cantian und Cantianilla vor ihrer Enthauptung: „Herr Jesu Christe, allmächtiger Gott! schicke uns zu Hülfe Deinen heiligen Engel, damit beschämt werden alle die, welche die Götzenbilder verehren. Wir flehen zu Dir, o Herr! daß Du uns in unserm Bekenntnisse standhaft erhaltest, zum Lobe und zur Verherrlichung Deines Namens, und zur Bekräftigung Aller, die an Dich glauben, damit die Götzendiener erkennen, daß Du allein seist der wahre Gott, dem auch die Engel dienen." In unserer Zeit haben freilich die Christen-Verfolgungen fast überall aufgehört, und so scheint zwar unser Glaube nicht mehr so vielen Gefahren ausgesetzt, und einer Vermehrung der Gnade bedürftig zu sein, wie es zur Zeit der heiligen Martyrer der Fall war. Allein wenn gleich die Christen-Verfolgungen jetzt beinahe überall aufgehört haben, so gibt es doch noch viele Hindernisse des Glaubens, welche bis an das Ende der Welt fortdauern werden, und die zuweilen gefährlicher sind, als Feuer und Schwert. Solche sind die Gewohnheiten der Welt, welche dem lebendigen Glauben widerstreiten, böse Beispiele, feinere und gröbere Verspottungen, Verführungen, u. dgl. m. Bösen Menschen, die uns gewaltsam das kostbare Gut des Glaubens rauben wollen, kann man doch widerstehen, oder sich davor hüten; aber ganz anders verhält es sich mit einem geheimen Feinde, der uns fortwährend, vielleicht unser ganzes Leben lang, durch sinnliche Freuden lockt, und anstatt unsere ganze Kraft zum Widerstande zu wecken, sie durch List einschläfert, schwächt, und zu gewinnen sucht? Wir können daher nichts Besseres thun, als täglich an Gottes Allwissenheit und höchste Wahrhaftigkeit denken, uns Seiner göttlichen Aussprüche und Offenbarungen erinnern, Gott oft kindlich um das Licht des Glaubens bitten, und dadurch die Gesinnungen des Glaubens an Gott erwecken und vermehren. Dieß kann auf folgende Weise geschehen:

„Ich glaube an Dich, wahrer, dreieiniger Gott, Vater, Sohn

und heiliger Geist; der Du Alles erhältst und regierest, der Du das Gute belohnest, und das Böse bestrafest. Ich glaube, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist, um uns durch Seinen Tod am Kreuze zu erlösen; und daß der heilige Geist durch Seine Gnade uns heiligt. Ich glaube und bekenne Alles, was Du, o Gott, geoffenbart hast, was Jesus Christus gelehrt, was die Apostel gepredigt haben, und was die heilige, römische, katholische Kirche uns zu glauben vorstellet. Dieses Alles glaube ich, weil Du, o Gott! die ewige Wahrheit und Weisheit bist, welche weder betrügen, noch betrogen werden kann. O Gott, vermehre meinen Glauben!"

Ein Gleichniß. In einem Dorfe verbreitete sich einst eine neue, verheerende Religionspartei. Mancher hoffnungsvolle Jüngling ließ sich von ihren verführerischen Reden blenden, und verlor das Leben des Glaubens. Ein frommer Greis von achtzig Jahren, der dort, wie ein zweiter Noe mitten unter den Ungläubigen lebte, wurde von seinem Enkel, dem an dem Seelenheile sehr viel gelegen war, gefragt, wie man sich am besten gegen diese Irrlehre verwahren könne? Der fromme Großvater erzählte: „Als ich noch ein Knabe von zwölf Jahren war, brach in unserm Dorfe eine tödtliche Krankheit aus. Viele Leute wurden von ihr ergriffen, und starben nach wenigen Stunden dahin. Da kam ein fremder Mann in unser Dorf, ließ die Vorsteher der Gemeinde zusammenkommen, bot ihnen ein Arzneimittel, das bisher noch unbekannt war, an, und fügte die Worte bei: „Nur dann, wenn ihr dieses Mittel fleißig gebrauchet, könnt ihr gesund werden. Darum kommet, ihr lieben Leute! herbei, und wendet dieses Mittel, das aus den kräftigsten, besten Kräutern bereitet ist, wohl an!" Wirklich gingen auch seine Worte in Erfüllung. Wer jenes Arzneimittel gebrauchte, wurde gesund; diejenigen aber, welche dieses unterließen, mußten sterben. So gibt es auch gegen jene Krankheit der Seele, welche sich jetzt überall verbreitet, und eine noch viel größere Verheerung anrichtet, ein bewährtes Arzneimittel. Dieß ist — die andauernde, beharrliche Erweckung des Glaubens. Denn nur wer Gott aufrichtig liebt, und ohne Unterlaß zu Ihm um Erleuchtung fleht, wird auch bei den heftigsten Stürmen, die über ihn kommen mögen, fest und standhaft im christlichen Glauben bleiben. Was kann uns daher auch in dieser großen Noth mehr schützen, als das inbrünstige, unaufhörliche Gebet: „O Gott, vermehre meinen Glauben!"

§. 14. Hoffnung und Vertrauen auf Gott.

Es ist eine alte Erfahrung, daß diejenigen, welche, vermöge ihres Ansehens und ihrer zeitlichen Güter, Mittel genug zur Unterstützung der Nothleidenden hätten, diesen aber nicht helfen wollen; ebenso lehrt uns die Erfahrung, wie gern Viele Andere helfen wollten, wenn es ihre traurigen Vermögens-Umstände nur erlauben würden. Allein wie ganz anders ist es mit dem lieben Gott! Bei Ihm finden wir unendliche Macht mit unbegränzter Güte vereinigt. Als der Allmächtige kann Er uns jederzeit helfen; als der Allgütige will Er uns auch alles nöthige Gute geben; als der Allwissende und Allgegenwärtige kennt Er alle unsere Bedürfnisse, und ist überall bei uns. Wir sollen daher

B) jederzeit in allen unsern Nöthen und Bedürfnissen auf Gott hoffen, fest auf Gott vertrauen, von Ihm alles nöthige Gute mit Zuversicht erwarten. Der Prophet Jeremias sagt: „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, dessen Zuversicht der Herr ist." (Jerem. XVII. 7.) Voll der Hoffnung und des zuversichtlichen Vertrauens auf Gott ruft der Weltapostel aus: „Wenn Gott mit uns ist, wer kann gegen uns sein?" (Röm. 8, 31.) Ebenso ermahnt der heilige Augustin einen Jeden aus uns: „Setze deine Hoffnung alle Zeit auf Gott, und in jeder Sache, welche dir begegnet, sei sie gut oder böse, damit du thuest, was gut ist, und ertragest, was böse ist, sage allzeit vom Herzen und mit aufrichtiger Meinung: „Herr, merke auf meine Hülfe; eile mir zu helfen!" (St. Aug. de jejun. quadr. serm. 1.) Und der heilige Vinzenz von Paula spricht: „Wenn die ganze Erde wider uns aufstände, so wird uns doch nichts widerfahren, als was dem Herrn gefällt, auf den wir unsere Hoffnung gesetzt haben."

Beispiele. a) Ein schönes Beispiel des gläubigen Vertrauens gibt uns jener Blindgeborne, der von Jesu sehend gemacht wurde, und der, wie der göttliche Heiland es ihm befohlen hatte, ohne darüber nachzugrübeln, zum Teiche Siloe hinging, sich wusch, und erleuchtet zurück kam!

b) Die heilige Verena. Diese heilige Jungfrau wurde wegen ihrer christlichen Glaubenstreue ins Gefängniß geworfen. Sie flehte zu Gott um Kraft, für Ihn zu leiden und zu sterben. Da erschien ihr in einem Traume, in verklärter Gestalt, ihr Onkel, der heilige Mau-

ritzius, der kurz vorher mit seinen Gefährten für Jesum sein Blut aufgeopfert hatte; in einem weißen Kleide und einem Purpurmantel schwebte er auf goldenen Wolken, und eine Menge verklärter Jünglinge in weißen Kleidern und mit Palmenzweigen in den Händen, begleiteten ihn. Er aber sprach: „Fürchte dich nicht, Verena! und vertraue auf den Herrn, und Er wird mit dir sein." Diese Worte gingen in Erfüllung; denn bald darauf wurde der gottlose Richter, der die unschuldige Jungfrau ins Gefängniß werfen ließ, blind. Verena betete über ihn, und er bekam wieder sein Augenlicht. Gerührt entließ er die Jungfrau aus dem Gefängnisse, und gestattete ihr, überall im Lande nach ihrem Glauben zu leben.

(Nach Chr. v. Schmids: „Apostel Deutschlands.")

c) Der heilige Columban. Als der heilige Columban sich in der Gegend von Bregenz aufhielt, gerieth er mit seinen Genossen in sehr große Noth. Es war ein Mißjahr, und über die ganze Gegend weit umher brach eine harte Theuerung ein. Die frommen Männer hatten gar nichts mehr, als ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, der die Seinen nie verläßt. Als sie nun wirklich in Gefahr standen, Hungers zu sterben, sieh! da fiel mit einem Mal eine große Schaar von Vögeln ein, die ringsumher Bäume und Sträuche gleichsam bedeckten. Columban erkannte es für eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß diese Vögel ihren Zug gerade hieher genommen, sie vom Hungertode zu retten. Mit heiterm Angesichte forderte er seine Brüder auf, Gott für diese Speise, die ihnen wie vom Himmel kam, zu danken, und so viele von den Vögeln, als sie erhaschen konnten, zu fangen. Wirklich gelang es ihnen auch, ehe die Vögel weiter zogen, so viele zu bekommen, daß sie auf drei Tage lang hinreichend mit Speise versehen waren. Gerade am vierten Tage aber kam Getreide an, das ihnen wohlthätige Leute aus der Ferne zugesendet hatten. Alle wurden im Glauben und Vertrauen auf Gott neuerdings gestärkt, daß diese Vögel ihnen gerade so lange das Leben gefristet hatten, bis das Getreid' angekommen war, und daß auch dieses Getreide eben so lange zureichte, bis das Korn auf ihrem eigenen Ackerfelde reif war, sie die Sichel anschlagen, und nun von dem Brode, das sie selbst gebaut, leben konnten. (Nach Ebend.)

d) Der umstürzende Baum. Der heilige Martin, Bischof von Tours, war mit rastlosem Eifer bemüht, die Ueberbleibsel des Heidenthums zu zerstören, was ihm desto leichter war, da er mit der Gabe, Wunder zu wirken, unterstützt wurde. Er ließ die Götzentempel niederreißen, und mehrere Bäume, welche die Heiden ihren Göttern

geweiht hatten, umhauen. Da er einst an einem Orte einen Götzentempel zerstört hatte, wollte er auch eine Fichte, welche vor demselben stand, umhauen lassen. Die Götzendiener wollten es nicht zugeben; endlich sprachen sie: „Hast du so großes Vertrauen auf deinen Gott, so wollen wir selbst den Baum umhauen, wenn du auf jene Stelle, auf welche sich der fallende Baum neigen wird, stehen willst.“ Martinus willigte ein, ließ sich von den Heiden binden, und auf jenen Ort stellen, auf welchen der Baum hinfallen sollte. Es war eine große Menge Menschen versammelt. Martins Schüler und alle anwesenden Christen zitterten, in der bangsten Besorgniß für das Leben ihres Bischofes. Der Baum schien schnurgerade auf diesen zu fallen; er aber rief im vollen Vertrauen: „O Gott, nicht meinetwegen, sondern zur Bekehrung dieser Verirrten zeige Deine Macht!“ Auf einmal wurde der Baum, wie vom heftigen Sturme getrieben, auf die andere Seite geworfen, so daß es den Heiden kaum möglich war, zu entfliehen. Erstaunt standen diese da, warfen sich zu den Füßen des heiligen Mannes, verlangten Belehrung im Christenthume, und die heilige Taufe.

(Nach Mätzler.)

e) Hülfe in der Noth. Der heilige Bonifazius hatte einst sein Gezelt an der Weser in einer Wüste aufgeschlagen. Als Mittag längst vorüber war, trat er aus seinem Zelte hervor, und befahl seinem Diener, er solle doch einmal den Tisch decken. Dieser antwortete bekümmert und jammernd, er habe nicht einen Bissen, den er ihm vorsetzen könnte. Allein Bonifazius sprach: „Sollte denn Derjenige, der hunderttausende von Menschen vierzig Jahre lang mit Brod vom Himmel wunderbar erhalten hat, mir, Seinem unwürdigen Diener, nicht für einen einzigen Tag Speise verschaffen können, um in dieser Wildniß mein Leben zu fristen?“ Kaum hatte er dieses gesagt, so flog von dem nahen Flusse plötzlich mit weit ausgebreiteten Flügeln ein Wasseradler empor, der einen großen Fisch in Schnabel und Krallen trug — und ließ ihn zunächst bei dem Tische herabfallen. Bonifazius dankte Gott mit aufgehobenen Händen, ließ den Fisch, der ihm und seinem Diener auf einen Tag hinreichende Nahrung gewährte, zurichten, und entging so dem drohenden Hungertode. (Chr. v. Schmid.)

f) Der Alliirte. Als König Friedrich II., König von Preußen, i. J. 1761 im Kriege fortwährend Unglück hatte, und seine Hoffnung, seine Unternehmungen mit einem günstigen Erfolge gekrönt zu sehen, aufgab, so theilte er seinen Vertrauten seine trüben Befürchtungen mit. Der wackere General Ziethen suchte ihn zu trösten, und sagte, es werde noch Alles gut enden. Da fragte ihn der König schmerzlich

lächelnd, ob er ihm etwa einen neuen Bundesgenossen verschafft habe? „Nein!" sagte Ziethen, „aber unser bisheriger Alliirter — er wies dabei zum Himmel — verläßt uns gewiß nicht!" „Ach!" rief Friedrich, „der thut keine Wunder mehr!" „Deren braucht's auch nicht," sprach der fromme Ziethen, „Er streitet dennoch für uns, und läßt uns nicht sinken!" Nicht zwei Jahre waren vergangen, so ging es mit Preußen besser und Friedrich sprach einst zu Ziethen: „Der Alliirte hat doch Wort gehalten." (Gold. Kinderbuch.)

g) Die Kaiserin Maria Theresia. Wohl wenige Menschen werden so hart bedrängt gewesen sein, als Maria Theresia, die edle Kaiserin Deutschlands. Viele Fürsten wollten sie als Herrscherin nicht anerkennen. Von allen Seiten bedrängt, doch voll des Vertrauens auf Gott, floh sie zu den Ungarn. Mit ihrem kleinen Sohne, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, trat die bedrängte Kaiserin in die Reichsversammlung der Ungarn, und bat sie, mit ihrer gewohnten Treue ihr beizustehen, und ihrem Kinde zu seinem väterlichen Gute zu verhelfen. Die Ungarn waren über das traurige Schicksal der edlen Fürstin tief gerührt. Unter dem Geklirre ihrer Säbel riefen sie aus: „Laßt uns sterben für Maria Theresia, unsere Königin! Blut und Leben für sie!" Sie hielten auch Wort. Das ganze Volk rüstete sich zum Kriege. In kurzer Zeit stand ein mächtiges Kriegsheer zum Schutze der Königin bereit da. Ihre Feinde wurden gedemüthigt, und Maria Theresia ging wieder glorreich aus dem Kampfe hervor.

h) Und doch! „Gott nährt auch die Vögel unter dem Himmel!" las ein Knabe, und blickte hinaus auf die beschneite Flur. „Nein!" sprach er, „Gott hat die Vögel vergessen." Seine Mutter hörte es, und verwies ihm seinen Vorwurf; aber er zeigte ihr das öde Schneefeld, und fragte: „Wo sollen die Vögel jetzt Nahrung finden?" „Laß uns einmal sehen," antwortete die Mutter, und öffnete ein Fenster. Da erschien ein Sperling, dann noch Einer, und mehrere. „O gib mir etwas Brod," rief der Knabe. „Sieh, die armen Vögel hungert!" Die Mutter gab es ihm, und sagte: „Nun, mein Kind! Nährt nicht auch Gott die Vögel unter dem Himmel? Deßhalb legte Er dir das Gefühl des Mitleids in dein Herz, damit es durch dich Gutes wirke."

i) Der Trost im Tode. Der französische Volksrepräsentant Salle sagt am Schlusse des Briefes, den er wenige Augenblicke vor seiner Hinrichtung zur Zeit der Revolution in Frankreich an seine Gemahlin schrieb: „Ich hoffe auf Den, der Alles kann. Er ist mein Trost im letzten Augenblicke. Er ist allmächtig, höchst gerecht und

gütig, der Gott, vor dessen Richterstuhl ich jetzt erscheinen werde; ich bringe Ihm ein Herz, das nicht frei von Fehlern und Schwachheiten, doch frei von Verbrechen und voll der reinsten Absichten ist, und wie Rousseau (Russo) so schön gesagt hat: „Wer in dem Schooße seines Vaters einschläft, darf wegen des Erwachens unbesorgt sein." (Prüfungsgesch. v. A. Link.)

(Noch andere Beispiele sieh in diesem Werke im I. Bde. S. 140—142, dann im II. Bde. S. 218—241, dann S. 309—312, und endlich S. 399–401.)

Aussprüche und Gleichnisse. Die Hoffnung ist eine goldene, feste Kette, die vom Himmel herabhängt, und an welcher wir unsere Seelen emporführen. Bald wird diese Kette zu oberst hinaufgezogen, und zieht diejenigen, welche sie fest in den Händen halten, über die höchst gefährlichen Wogen des gegenwärtigen Lebens hinaus. Wer daher weichlich ist, und aus Nachlässigkeit diesen heiligen Anker verliert, der fällt auf der Stelle herab, sinkt in die Tiefe der Bosheit, und ertrinkt. — (St. Chrysost. ad Theod. laps. paraen.)

Gib deine Hoffnung nicht auf, verliere die Liebe nicht. Zitterst du vielleicht, weil irdische Reiche untergehen? Es ist dir ja ein himmlisches Reich versprochen, auf daß du mit dem irdischen nicht zu Grunde gehst. Es wird Der kommen, von Dem geschrieben steht: „Sein Reich wird kein Ende haben." (St. Aug. serm. 29, de verb. Dei.)

So wie es sich ziemt, Niemanden anzubeten, als Gott allein, so sollen wir auch auf Niemanden Andern hoffen und vertrauen, als auf Gott, dem Herrn aller Dinge. (St. Basil. M. de virt. et vitio art. 20.)

Die Hoffnung ist ein Anker, nur mit dem Unterschiede, daß der Anker in der Tiefe, die Hoffnung aber in der Höhe ihren Anhaltspunkt finden; nur in Gott kann sie haften, weil auf Erden nichts fest und dauerhaft ist. (St. Thom. in cap. 6, ad Hebr.)

Der Wanderer müht sich ab, und thut es gerne, weil er hofft. Nimm ihm die Hoffnung, an sein Ziel zu kommen, sogleich wird er seine Lust zum Weitergehen verlieren. (Ebenso der Christ.)
(St. Aug. serm. 27, de verb. apost.)

Diejenigen, welche auf die Güter dieser Erde ihr Vertrauen setzen, gleichen jenen Unglücklichen, welche Schiffbruch gelitten haben, und nach jedem Gegenstande, der ihnen zunächst vorkommt, greifen, z. B. nach schwachen Stangen, Wurzeln, u. dgl. Da ihnen aber dieses keinen

Anhaltspunkt gewährt, so gehen sie zu Grunde. (St. Bern. serm. 1. de Adv.)

Die Hoffnung allein findet Eingang bei der Barmherzigkeit Gottes, und das Oel der Barmherzigkeit wird bloß in dem Gefäße des Vertrauens aufbewahrt. (St. Bern. serm. 3, de anno Dom.)

Ein Christ, der auf Gott hofft und vertraut, kann angefochten, aber nicht überwunden werden; denn wo immer er sich befindet, ist er nicht ohne Gott, nicht ohne Stärke, nicht ohne Erleuchtung, nicht ohne Trost, nicht ohne göttlichen Beistand. (St. Cypr. libr. 4, ep. 6, ad Tob.)

Alles wird durch die Vorsehung Gottes regiert, und was man oft für eine Strafe hält, ist wohlthätige Arznei. (St. Hieronym. in comment. in Eccl.)

Soll aber Gott unser Vertrauen gegen Ihn wohlgefallen, und bei Ihm Erhörung finden, so muß es auf folgende Weise beschaffen sein:

a) Das erste Haupterforderniß ist, daß es thätig sei, d. i. wir müssen selbst so viel thun und mitwirken, als wir können, um das nöthige Gute von Gott zu erlangen. „Denn," sagt der heilige Laurentius Justinian, „gewiß ist nur jene Hoffnung, welche von guten Werken begleitet ist; welche aber allein ist, muß eine Vermessenheit genannt werden." (S. Laurent. Justin. De casto connubio, c. 14, post med. pag. 176, col. 2, D. part. 1.) „Und," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „wer nicht thut, was Gott befohlen hat, der hofft vergebens zu erlangen, was Gott versprochen hat."

Beispiele. aa) Als die Israeliten in das gelobte Land kamen, und die Erde bauen konnten, so gab Gott ihnen kein Brod mehr vom Himmel. Der wunderbare Segen in dem Mehlkasten der Wittwe dauerte nur so lange, bis Gott wieder regnen ließ, und die Hungersnoth aufhörte. So dürfen auch wir nicht sogleich eine wunderbare Hülfe von Gott erwarten; denn Gott wirkt keine Wunder, um die Menschen in ihrer Faulheit zu unterstützen; sondern nur dann, wenn trotz aller thätigen Mitwirkung derselben die natürlichen Mittel nicht mehr hinreichen, ihnen zu helfen. —

bb) Jesus hätte den Blindgebornen mit einem Winke sehend machen können; ja Sein bloßer Wille wäre schon genug gewesen. Aber Er sprach zu ihm: „Gehe hin, und wasche dich in dem Teiche Siloe!" Er wollte dem blinden Jünglinge damit andeuten, daß er selbst seine

Kräfte anwenden müsse, um das Augenlicht zu erlangen. Und der Blinde ging hin, wusch sich, und kehrte sehend zurück! —

cc) Bete und arbeite! Ein Bauer führte Holz zur Stadt; er hatte aber sein Wägelchen überladen, und so blieb es in einem Moraste stecken, daß das Pferd nicht im Stande war, es herauszuziehen. Die Sonne stand schon hoch; der Wagen steckte noch immer tief, und der Bauer wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Da setzte er sich in seiner Herzensangst, daß er die Marktzeit versäume, am Rand der Straße nieder, und betete hinauf zum blauen Himmel, und flehte, der liebe Gott möchte ihm doch seine Fuhre Holz herausziehen. Als er so saß, und betete, kam ein alter Mann des Weges; dieser sah den Bauer da sitzen, und beten. Als er merkte, was geschehen war, rief er: „Was hilft dir denn dein Beten, du Thor! Nimm deine Hacke, räume den Koth vor den Rädern weg, wie es sich gehört, dann stemme deine Schulter an, und peitsche auf dein Pferd, aber nicht unmäßig, los; dazu sprich ein kurzes Gebet, und glaube mir, Gott steht dir bei!" So sprach der Alte; der Bauer that nach seinen Worten, und brachte sein Holz glücklich nach der Stadt, wo er es gut verkaufte. Als er nach Hause fuhr, dachte er bei sich:

Arbeit mit Gebet verbinden,
Macht uns Gottes Segen finden.

dd) Die Lerche. Vater Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweißen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb, und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall geliebt und geehrt.

An einem heitern Frühlingsmorgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das freundliche Lied der Lerche die Freuden des Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabei freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Eltern gestorben.

„Vater Simon!" so sprach er, „mein Herz hat dich allzeit verehrt; denn du verstehst zu rathen, und klugen Bescheid von mancherlei Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren, und gewirthschaftet im Segen; denn Gottes Hand

war sichtbar mit dir. Sieh, ich bin noch jung, und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sage mir, was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem deinigen werde, und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?"

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche? Sie lehrt dich, was du von mir begehrest. Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebt und webt zwischen den Furchen der Erde; aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder. Also, mein Sohn! ist auch jedem Menschen, er mag Bürger sein, oder Bauer, auf und zwischen der Erde, sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrießen lassen der Mühe; denn es steht geschrieben: „Du sollst dir dein Brod im Schweiße deines Angesichtes verdienen!" Aber von der Erde soll er vertrauensvoll sein Herz zum Himmel erheben, und beten mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von Oben herab, und dann — mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebet wird auch dein Leben schön und im Segen dahinfließen; denn es bleibt doch ewig wahr, was das Sprüchlein sagt:

„Es wird bei Arbeit und Gebet
Das Lebensglück gewonnen;
Wer die zwei Schwestern nicht versteht,
Der hat noch nicht begonnen."

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug; Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen. (Nach Fr. Xav. Schwäbl.)

Sprichwörter. Auf Gott vertrau, arbeit' nicht lau, und leb' genau. — Die Hand sei bei der Arbeit; aber das Herz bei Gott. — Bet' und arbeit'; Gott hilft allzeit. — Hilf dir selber, so hilft dir Gott. — Gebet und Arbeit ist der schönste Gottesdienst. Gott gibt die Kuh; aber nicht beim Horn. — Leg' die Hand an den Pflug; aber sieh nicht mehr um. — Frömmigkeit ohne Arbeit ist ein Körper ohne Leben. — Nur dem fleißigen Arbeiter hilft Gott. — Wer das Brod aus dem Bettelsacke verliert, hat nicht Gott, sondern sich selbst anzuklagen. — Was du säest, das wirst du ernten.

Nun gibt es aber viele Leute, welche zwar ihr ganzes Vertrauen auf Gott setzen, und selbst alle Kräfte anwenden, um das

nöthige Gute von Gott zu erlangen, die aber, wenn ihnen nicht sogleich die erwünschte Hülfe zu Theil wird, bald verzagt werden, und sagen: „Gott hilft mir auch nicht mehr. Ich habe schon oft Ihn gebeten, Er möge mir helfen; aber es hat nichts geholfen!" Es ist daher nicht genug, daß wir bloß einige Zeit auf Gott vertrauen, sondern unser Vertrauen auf Ihn muß

b) fest und unerschütterlich sein. Wenn der liebe Gott uns aus großer Noth nicht sogleich hilft, sollen wir uns mit dem Gedanken trösten: „Wer mit Thränen säet, wird mit Freuden ernten," und: „wenn die Noth am größten zu sein scheint, ist Gottes Hülfe am nächsten." Daher ermahnt der heilige Augustin einen Jeden aus uns: Setze deine Hoffnung allzeit auf Gott, und in jeder Sache, welche dir vorkommt, sei sie gut oder böse, damit du thuest, was gut ist, und ertragest, was böse ist, sage allzeit vom Herzen und mit aufrichtiger Meinung: „Herr, merke auf meine Hülfe; eile mir zu helfen!" (St. Aug. de jejun. quadr. serm. 1.) Und in der Erklärung des ein und neunzigsten Psalmes sagt eben derselbe Kirchenvater: „Unsere Hoffnung sei unveränderlich, und habe ihren Haltpunkt in Gott; sie schwanke nicht, und werde nicht hin und hergetrieben; sondern sei standhaft, wie Gott, auf den sie sich stützt, nicht wankt."

Beispiele. aa) Ein so festes Vertrauen auf Gott hatte David, der auch in den größten Leiden voll kindlicher Ergebung sprach: „Wenn auch gleich die Erde wankte, und die Berge sänken, in des Meeres Grund, so fürchte ich mich nicht; denn Gott ist mit mir; ich wanke nicht; Gott hilft zur rechten Zeit."

bb) Ebenso unerschütterlich war das Vertrauen, welches der heilige Apostel Paulus auf Gott setzte, indem er sagte: „Wenn Gott mit uns ist, wer kann wider uns sein?" (Röm. 8, 31.)

cc) Der heilige Severin. Als der heilige Severin, um das Evangelium zu predigen, nach Wien gekommen war, das damals Fabiana genannt wurde, und schon eine bedeutende Stadt, allein im Vergleiche mit der jetzigen, prächtigen Kaiserstadt nur unbedeutend war, wurden die dortigen Einwohner von einer großen Hungersnoth geplagt. Denn da eben der strenge Winter alle Flüsse mit einer dicken Eisdecke überzogen hatte, und durch hohen Schnee alle Wege ungangbar machte, war die Zufuhr aus fernen Gegenden zu Wasser und zu Land gehemmt. Auch konnte unser Vaterland, welches damals noch größten-

theils mit Wäldern und Sümpfen bedeckt war, die erforderliche Menge Brodfrüchte noch nicht hervorbringen. Die Einwohner wußten sich gar nicht mehr zu helfen, und schickten einige Mitbürger zu dem heiligen Manne, welche ihn bitten sollten, daß er doch zu ihnen kommen, und ihnen Hülfe spenden möchte. Der heilige Mann konnte zwar nicht recht einsehen, wie da zu helfen sei. Er überlegte mit Gott, ob er mit ihnen gehen sollte, und wurde innerlich ermahnt, diesem Rufe zu folgen. Er kam in Wien an, und ermahnte die Einwohner zur Buße und zum anhaltenden Gebete, damit sich Gott ihrer erbarme, und ihnen Hülfe sende. Er selbst vereinigte sein Gebet mit dem kindlichen Flehen der hart bedrängten, christlichen Gemeinde. Seine apostolischen Worte rührten eine reiche Wittwe, welche sehr viel Korn vorräthig hatte, dasselbe aber, um es zu noch höhern Preisen verkaufen zu können, verheimlichte, so sehr, daß sie von diesem Tage an den reichen Vorrath unter die hungrigen Armen mit freudigem Herzen austheilte. Da war in der ganzen Stadt große Freude; doch die Freude der wohlthätigen Frau war noch größer, da sie jetzt das erste Mal die Seligkeit des Gebens fühlte. Auch an ihr bewährte sich die Wahrheit der Worte Jesu: „Geben ist seliger, als nehmen." Indeß ging das Getreide der reichen Wittwe zu Ende, und die Hungersnoth drohte der Stadt aufs Neue. Allein Severin ermahnte das Volk, im Gebete nicht nachzulassen, und im Vertrauen auf Gott nicht zu wanken, so werde er gewiß helfen. Da trat nun auf einmal starkes Thauwetter ein, und dadurch wurde die Stadt gerettet. Denn sieh — ganz unerwartet erblickte man auf der Donau, die jetzt wieder von dem Eise befreit war, mehrere schwer beladene Schiffe mit Getreid' aus Baiern. Die Schiffe waren auf dem Innflusse fest eingefroren gewesen, allein, sobald das Eis sie nicht mehr aufhielt, unverzüglich nach Wien abgefahren. Die Freude der Einwohner und der Jubel des zusammenlaufenden Volkes, als die Schiffe ausgeladen wurden, war unbeschreiblich; nun hatte alle Noth ein Ende. Alle fingen an Gott zu loben und zu preisen, daß Er sie vor dem nahen Hungertode gerettet habe; sie waren überzeugt, daß Gott auf das Gebet seines Dieners Severin, früher, als gewöhnlich Thauwetter habe eintreten, und die Schiffe gerade noch zur rechten Zeit habe ankommen lassen. („Apostel Deutschlands.")

dd) Drei Samenkörner. — Ein frommer Mann wurde einst von großen Leiden heimgesucht. Eine bittere Trübsal folgte auf die andere. Er hatte alle diese Bedrängnisse geduldig ertragen; als er aber vom Kriege heimkehrte, und die schreckliche Nachricht vernahm, wie die Feinde seinen Sohn erschlugen, und sein Weib tödteten, wurde er von

der Heftigkeit des Schmerzes überwältigt, und er murrte laut über Gott. „Ach, mein Gott!“ rief er aus, „warum hast Du mir alle meine Lieben hinweggenommen? Warum hast Du mich allein von den Spießen und Pfeilen der Feinde verschont, und mich so auf eine grausame Weise einem traurigen, fast unerträglichen Leben aufbewahrt?“ Er wünschte sich, wie Jonas, zu sterben; ja, er wollte sich sogar selbst tödten. Da tröstete ihn Gott durch einen lieblichen Traum. Es war ihm, als sähe er einen Engel, der mit drei großen Samenkörnern sich ihm näherte, und dieselben auf das Land ausstreute. Zwei derselben wuchsen empor, schöner als Tulpen und Lilien, und lieblicher duftend, als Rosen und Hyazinthen. Er fragte den Engel, warum das dritte Samenkorn nicht auch zur schönen Blume auftreibe, und erhielt zur Antwort: „Es war noch nicht reif.“ Als er nun erwachte, betete er zum Herrn und sprach: „Du bist der weise Vater, und was Du thust, ist wohlgethan. Du läßt mir noch einige Zeit, damit ich mich noch mehr im Guten vervollkommne, und daß unser Wiedersehen im Himmel desto freudiger werde. Vergib mir, daß ich gegen Dich murrte.“ Von dieser Stunde an war er getröstet, und ertrug mit Ergebung in den göttlichen Willen jede Trübsal. Er sagte oft: „Festes, zuversichtliches Vertrauen auf Gott, und Zufriedenheit mit der göttlichen Leitung ist das größte Glück der Menschen.“

Diese Erzählung kann auch dir, christliche Mutter! Beruhigung gewähren, wenn der Tod dir schnell nacheinander deine lieben Kinder hinwegrafft, und du mit heißen Thränen die Blumen benetzest, womit du die kleinen Gräber bekränzt hast. Auch du wünschest dir vielleicht den Tod, allein der Herr wollte dir noch mehr Zeit gönnen, um deine Tugend und Frömmigkeit mehr zur Reife zu bringen, und dich auf jene Freude noch mehr vorzubereiten, womit Er einst dein gefühlvolles, weiches Mutterherz beglücken will. Darum trockne deine Thränen, und sei getrost! —

ee) Die Ueberschwemmung zu Neckarhausen. Im Februar d. J. 1784 wurde bei einer großen Ueberschwemmung, die ringsumher große Verheerung anrichtete, der Ort Neckarhausen, in der Nähe der Stadt Heidelberg, fast gänzlich zu Grunde gerichtet.

Als an demjenigen Tage, an welchem dieses traurige Schicksal über Neckarhausen kam, das Wasser, worin ungeheure Eisschollen schwammen, mit starken Fluthen diesen Ort erreichte, stießen die Eisschollen mit solcher Gewalt an die Gebäude an, daß jeder Bewohner des Ortes sogleich schreckliche Verwüstungen befürchtete. Unter den-

jenigen, die bei dieser Ueberschwemmung aus großer Todesgefahr errettet wurden, befand sich auch eine Frau, die in Neckarhausen diente. Diese Frau floh, da die Fluth große Eisschollen gegen dasjenige Haus trieb, wo sie in Diensten war, mit dem Sohne ihres Herrn, der noch ein junger Mensch war, in das Haus eines Nachbars. Allein auch hier glaubte sie nicht mehr sicher zu sein. Sie eilte daher, nebst ihrem Begleiter, in eine Scheune. Hier kletterten Beide auf das Gebälk, und von da auf den Giebel. Indem sie auf dem Giebel standen, sahen sie zu ihrem größten Entsetzen, wie sechs benachbarte Häuser einstürzten. Von schrecklichen Gedanken wurden in diesem Augenblick ihre Seelen durchdrungen. Sie zitterten bei dem Gedanken, daß es auch mit der Scheune, auf deren Giebel sie sich befanden, bald ebenso gehen werde. Wirklich stürzte auch diese Scheune bald ein. Beide stürzten in den Schutt und in das Eis herunter. Sie halfen sich aber wieder heraus, und flüchteten sich auf das Heidelberger Marktschiff, welches einige Wochen vorher mit Pferden aus dem Eise ans Dorf herüber geschafft worden war. Allein auch dieses Schiff ging bald zu Grunde. Der junge Begleiter wagte es, das Schiff zu verlassen, und sich über das Eis zu flüchten; die arme Frau aber gerieth auf eine Eisscholle, und wurde mit derselben vom Wasser umhergetrieben. Sie fiel zweimal von der Eisscholle herunter und sank bis an den Hals ins Wasser. Aber jedesmal gelang es ihr wieder, sich hinauf zu helfen. So wurde sie noch lange mit der Scholle hin- und hergetrieben, und schwebte schon sechs und zwanzig Stunden lang in der größten Gefahr. Ihr einziger Trost war nur der göttliche Heiland, der auch Seinem treuen Schüler Petrus, als er im Meere unterzusinken anfing, Seine schützende Hand darreichte, und auch sie auf eine ähnliche Weise retten konnte. Und ihr festes, gläubiges Vertrauen wurde auch belohnt. Denn zu eben derselben Zeit fuhr der edle Schiffskapitän Becüff, mit einigen Matrosen auf einem Brücken-Nachen umher, um zu sehen, wo man seiner Hülfe bedürfe. Kaum sah er die arme Frau auf der Eisscholle sitzen, so beschloß er, sie zu retten. Nach längerer Anstrengung war ihm auch wirklich dieses edle Werk gelungen. Das erste und wichtigste Geschäft der guten Frau aber war, dem lieben Gott für ihre unerwartete Rettung zu danken. (Nach Mauerer.)

ff) Noch ein Gleichniß. Der König Cyrus hatte zwei Söhne, von denen der Eine gut, der Andere böse war. Gegen den edlen Sohn bewies sich Cyrus immer strenge; gegen den Bösen aber gut und freundlich.

Sein vertrautester Freund, welcher Chrysippus hieß, fragte ihn

einmal, warum er beide Söhne so ungleich behandle, dem Bösen eine blinde Zärtlichkeit zeige, den Guten aber mit stiefväterlicher Härte züchtige? Da gab ihm der König zur Antwort: „Sieh, lieber Chrysippus! der Sohn, den ich ohne Strafe lasse, wird auch für immer ohne Erbschaft bleiben; derjenige aber, der jetzt die Ruthe so hart empfinden muß, wird auch künftig den Scepter führen; er ist zum Throne bestimmt, und durch scharfe Zucht will ich ihn dazu tauglich machen."

So will auch der liebe Gott durch Leiden uns jener Freude würdig machen, die Er im Himmel Seinen treuen Dienern bereiten wird. „Denn unser bester Lehrmeister ist das Kreuz und die Trübsal," sagt der heilige Johannes Chrysostomus. Wer sollte daher auch nicht selbst dann, wenn er durch Leiden schwer geprüft wird, und es ihm unbegreiflich scheint, wie sich seine Trübsal noch hier auf Erden in Freude verwandeln könne, felsenfest auf Gottes heilige Vorsicht vertrauen?

Dir trau' ich, Gott! und wanke nicht,
Auch wenn von meiner Hoffnung Licht
Der letzte Schimmer schwindet.
Mein Helfer und mein Gott bist Du,
Durch den mein Herz doch endlich Ruh
Und Freude wiederfindet.
Von jeher hast Du mich geführt,
Und meines Lebens Lauf regiert,
Mit segensvoller Vaterhand
So manche Noth von mir gewandt.
Unendlicher, ich trau auf Dich!
Du leitest mich,
Auch künftig immer väterlich! (Theophania.)

Da aber mancher Mensch, wenn ihn Schlag auf Schlag Leiden treffen, allen Muth verlieren, und an Gottes Hülfe verzweifeln könnte, so ist es nothwendig, öfter die Gesinnung der Hoffnung und des Vertrauens auf Gott in uns zu erwecken und zu bewahren. „Denn," sagt der heilige Bernard, „sowie ohne Zunder die Flamme nicht lange dauern kann, (denn nimm den Zunder hinweg, so erlöscht sie, halte ihn hinzu, so erhält sie wieder neues Leben) so stürzt die Hoffnung ohne Grundstein; so stirbt sie ohne Nahrung; so erlöscht sie ohne Erregung, und verdorrt, wenn die Wurzel weggeschnitten wird." (Serm. 1. sup. Salve Regina, ante fin. fol. 363. col. 4. M.) Wir sollen daher Gott recht oft um die Gabe eines kindlichen Vertrauens bitten, an Gottes Allmacht, Güte und Wahr-

haftigkeit, und an Seine göttlichen Verheißungen denken, und dadurch die Gesinnung der Hoffnung und des Vertrauens auf Gott in uns befestigen. Wir können dieses auf folgende Weise thun:

„Ich hoffe und vertraue auf Deine unendliche Güte und Barmherzigkeit, o Gott! daß Du mir durch die unendlichen Verdienste Deines eingebornen Sohnes, Jesu Christi, in diesem Leben die Erkenntniß, wahre Reue und Verzeihung meiner Sünden ertheilen, nach dem Tode aber die ewige Seligkeit geben, und verleihen wirst, Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, zu lieben, und ohne Ende zu genießen. Ich hoffe auch von Dir die nöthigen Mittel, alles dieses zu erlangen. Ich hoffe es von Dir, weil Du es versprochen hast, der Du allmächtig, getreu, unendlich gütig und barmherzig bist. O Gott! stärke meine Hoffnung."

Ein trostreiches Lied. Ein Handwerksmann gerieth in so bedrängte Umstände, daß er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. In seiner Verzweiflung verfiel er auf den schrecklichen Gedanken, sich selbst das Leben zu nehmen. Er ging wirklich hinaus an den Fluß, um sein mühseliges Leben in den Fluthen zu endigen. Schon ging der arme Mann in der Verwirrung seines Geistes am Wasser auf und ab, und wollte sich einen Ort suchen, wo es tief genug wäre, um sein unglückseliges Vorhaben ausführen zu können. Da fing gerade gegenüber ein frommer Bauersmann bei seinem Pfluge an, folgendes schönes Lied zu singen:

Auf meinen lieben Gott
Trau' ich in Angst und Noth:
Er kann mich allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöthen;
Mein Unglück kann er wenden,
Es steht in Seinen Händen.

Der Verzweifelte blieb stehen, und horchte; die Thränen traten ihm in die Augen; er stand von seinem bösen Vorhaben ab, ging nach Hause, kehrte zu Gott zurück, und fand bald einen glücklichen Ausgang aus allen seinen Leiden.

Wenn nun schon ein einzelner frommer Vers, wie wir aus dem oben erzählten Beispiele gesehen haben, einen Verirrten von dem Abgrund der Verzweiflung zurückzuhalten, und sein erloschenes Vertrauen auf Gott wieder zu erwecken vermag, um wie viel mehr müssen wir mit kindlichem Vertrauen auf Gott und mit neuer Kraft zu allem Guten erfüllt werden, wenn wir es uns zur Tagesord-

nung machen, nicht bloß mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen die Worte auszusprechen: „O Gott, stärke meine Hoffnung!"

Oel mußt in die Lampe gießen,
Sonst verlöscht das zarte Licht;
Und Gebet muß immer fließen,
Sonst gedeiht die Hoffnung nicht.
Hoffnung will genähret werden
Durch beständig fromme Bitte;
Denn so ist es auch auf Erden,
Hoffnung wächst mit jedem Schritte.

Obwohl wir aber auf Gott unser ganzes Vertrauen setzen dürfen und sollen, so sagt uns doch ein natürliches Gefühl, daß wir als elende Sünder von Gott keine Barmherzigkeit erwarten können. Wie tröstlich ist es daher für uns, daß wir an Jesu Christo, dem göttlichen Sohne, einen höchst gütigen Vermittler und Fürsprecher bei Seinem himmlischen Vater besitzen! Fürwahr! ohne diesen trostreichen Gedanken müßte alle unsere Hoffnung auf Gott erlöschen. Sollte also unser Vertrauen auf Gott fest und unerschütterlich sein, so muß es sich nothwendiger Weise

c) auf die Verdienste Jesu Christi gründen. Denn daß wir, wenn wir im Namen Jesu bitten, viel leichter Erhörung hoffen können, sagte schon der göttliche Heiland mit den Worten: „Alles, um was ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, wird Er euch geben." (Joh. 16, 23.) Und der heilige Ephrem lehrt: „Christus ist Alles in Allem: das Paradies, der Baum des Lebens, eine Perle, eine Krone, ein Baumeister, ein Ackersmann. Weil Christus König der Könige ist, so beschenkt Er Alle mit einem Königreiche; weil er der hohe Priester ist, läßt Er Allen Verzeihung angedeihen. Unter Kranken ist Er ein Arzt; unter kämpfenden Helden der Vertheiler des Kampfpreises; unter Streitsüchtigen ein Richter; unter Bösewichtern ein Rächer; unter Waisen ein Schützer; unter Wittwen ein Versorger. Gegen stolze Fürsten benimmt Er sich als König, und den Demüthigen naht Er sich, wie ein Bruder. Fremdlingen geht Er als ein alter Bekannter entgegen, und unter Waisen läßt Er sich als Vater finden."

Beispiele. aa) Im Namen des Gekreuzigten! Als Andreas, ein römischer Kriegsoberster, der aber sich im Stillen schon

zur Lehre Christi bekannte, eines Tages mit größter Aufmerksamkeit in den heiligen Büchern las, kam ihm ein Bote entgegen, und rief: „Ein gewaltiges Heer ist eingefallen in Syrien. Die Feinde wachsen stündlich, wie die Heuschrecken im Lande. Weh, weh uns, wenn wir Syrien verlieren; wir verlieren die Gnade des Kaisers. Andreas, der Kaiser vertraut auf deine persönliche Tapferkeit. Auf, nimm die Tapfersten der Römer, und eile dem Feinde entgegen, ehe er sich in unserm Lande befestigt hat." Andreas folgte sogleich diesem Rufe. Er wählte sich, wie ihm der Kaiser erlaubt hatte, aus den Reihen der aufgestellten Mannschaft diejenigen heraus, die ihm gefielen. Und als er die auserwählte Zahl beisammen sah, war es eine Schaar treu bewährter Christenbrüder. Voll festen Vertrauens auf Gott, und frohen Muthes führte er sie dem Feinde entgegen. Da sie diesen im Angesichte hatten, wandte sich der Kriegsoberste an seine Krieger, ermahnte sie, in dieser gefährlichen Lage auf Gott zu vertrauen, und möge es zum Tode, oder zum Siege gehen, das Vertrauen auf den gekreuzigten Erlöser nicht zu verlieren. Dann kniete er auf einer Anhöhe nieder. Alle folgten dem Beispiele ihres Obersten, den sie von Herzen liebten. Sie verwünschten laut und öffentlich den eitlen Götzendienst, bekannten mit Einer Stimme — schon rückte der Feind heran — den Namen Jesus, und eilten muthig in die heiße Schlacht. Der Kampf war heftig — allein die römischen Krieger ermunterten sich gegenseitig mit dem Zurufe: „Im Namen des Gekreuzigten!" drangen ein, und zerrissen die Reihen der Feinde. So kamen die Perser in Verwirrung, und der christliche Oberste führte seine christlichen Krieger siegreich vom Schlachtfelde. (Nach Bauberger's heil. Sage.)

bb) Der heilige Valentin. Als der römische Kaiser Claudius, gerührt durch die Worte des heiligen Valentin, sich zu seinen Hofherren wandte, und sagte: „Wahrhaftig, dieser Mann redet sehr vernünftig, und seiner Lehre läßt sich nicht widersprechen," rief Einer derselben, welcher Calpurnius hieß, mit lauter Stimme: „Seht, wie er den Kaiser bethört hat! Wie? wir sollten den Glauben unserer Voraltern verlassen, und einer unbegreiflichen, unbekannten Religionspartei anhängen? Nein, das wollen wir nicht!" Diese Worte erschreckten den Kaiser, und machten ihn von dem gefaßten Vorsatze abwendig, ein Christ zu werden. Er überließ es daher dem Calpurnius, der das Amt eines Stadtpflegers verwaltete, nach den bestehenden Gesetzen zu richten. Valentinus wurde daher sogleich gefesselt, und zu dem Richter Asterius geführt. Kaum hatte der heilige Mann das Haus dieses Richters betreten, als er mit zum Himmel gewandtem

Blicke Christum bat, Er wolle sich über die Bewohner dieses Hauses erbarmen, und sie mit dem Lichte des wahren Glaubens erleuchten, daß sie die Finsterniß ihrer Irrthümer verlassen, und Jesum Christum, das wahre Licht, erkennen möchten. Als Asterius dieses hörte, sagte er zum heiligen Valentin: Ich kann mich nicht genug verwundern, daß du, als ein so kluger Mann, für welchen man dich hält, deinen Jesum Christum für ein wahres Licht ansiehst! Du irrst dich, und bist deines Irrthumes wegen erbarmungswürdig. „O mein Asterius!" erwiederte der heilige Mann, „ich erkenne keine gewissere Wahrheit, als daß Jesus das wahre Licht sei, welches einen jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt." „Ich will deinen Worten glauben," versetzte Asterius, „wenn du sie durch ein Wunder beweisest. Ich habe eine Tochter, die schon viele Jahre des Augenlichtes beraubt ist. Kannst du ihr durch deinen Christus das Augenlicht wiedergeben, so will ich ein Christ werden, und all die Meinigen werden meinem Beispiele folgen." Voll des Glaubens und Vertrauens auf Gott ließ der heilige Valentin die Tochter vor sich kommen, bezeichnete ihre Augen mit dem heiligen Kreuze, und sprach mit zum Himmel gerichteten Blicken: „Mein Herr und Gott, Jesus Christus, der Du einem Blindgebornen die Augen geöffnet hast, und alle Menschen selig machen willst, sei gnädig, und erhöre die Bitte Deines unwürdigen Dieners um das Augenlicht dieser Tochter!" Valentin hatte kaum ausgeredet, so wurde sein Gebet erhört, und das Mädchen sah. Asterius warf sich sammt den Seinigen zu den Füßen des heiligen Mannes, begehrte die Taufe, die sie auch nach vorhergegangenem Unterrichte erhielten, und wurde nicht lange darnach mit der Martyrerkrone geziert. (Al. Mair's Legende.)

cc) Die Wiederherstellung des zertrümmerten Gefäßes. Als der heilige Fridolin, begleitet von dem Bischofe zu Poitiers, an den königlichen Hof Klodwig's kam, gab der König ihm zu Ehren ein großes Gastmahl, und ließ die Vornehmsten des Reiches dazu einladen. Einige darunter glaubten noch nicht an Christum. Was Fridolin von dem Abfalle der Menschen von Gott, und ihrer Zerrüttung durch die Sünde, und der Wiederherstellung durch den vom Himmel gesendeten Erretter aus ihrem traurigen Zustande vorbrachte, wollte ihnen nicht einleuchten. Sie lächelten, als der heilige Mann von den Wundern Jesu und Seiner Apostel redete. Am Ende der Mahlzeit ließ der König eine kostbare Trinkschale von Krystallglas bringen, ließ sie mit Wein füllen, und trank dem ehrwürdigen Abte zu. Allein der König ließ, indem er ihm die Schale überreichen wollte,

aus Versehen sie fallen, und sie zerbrach in viele Stücke. Der König erschrack; ein Diener eilte herbei, hob die Scherben auf, legte sie auf den Tisch, und suchte sie wieder zusammenzufügen. Die ungläubigen Herrn meinten, wenn der vorgebliche Apostel dieses Glas wieder herstellen könnte, so müßte man seinen Worten Glauben beimessen. Fridolin blickte zum Himmel auf, neigte sich betend über das zertrümmerte Krystallglas, und es wurde wieder ganz, und man sah daran nicht mehr das Geringste von einem Sprunge.

Der heilige Mann wollte dem Könige durch sein Wunder nicht bloß die Freude machen, sein kostbares Krystallglas, über dessen Zertrümmerung jener so sehr erschrocken war, wieder hergestellt zu sehen; sondern er wollte ihm durch jenes wunderbare Ereigniß die wichtige Wahrheit anschaulich machen: „Die Seele des Menschen wurde von Gott hell und rein geschaffen, wie Krystall. Allein durch den Sündenfall wurde nicht nur der Verstand des Menschen getrübt; sein Herz verlor nicht nur seine Reinheit, sondern es wurde seine Seele ganz zu Grunde gerichtet; seine Seele gleicht einem zerbrochenen, zu seiner Bestimmung untauglich gewordenen Gefäße. Wer könnte ein zerbrochenes Gefäß bloß mit den Scherben wieder herstellen? Es muß da noch etwas anderes zu Hülfe genommen werden. So war es mit der menschlichen Natur in ihrem Verfalle. Nur dem göttlichen Erlöser haben wir es zu verdanken, daß wir erlöst, und zu unserer Bestimmung tauglich gemacht wurden. Auf wen können wir also mehr vertrauen, als auf den göttlichen Heiland?

Nur dieß vermag ein Christ zu denken:
Ein Gott wird uns nun Alles schenken,
Der Seinen Sohn gab in den Tod!
Wenn unser Heiland starb für Feinde,
Wie groß ist unsre Hoffnung nun!
Was wird Er erst für Seine Freunde,
Was Gott für Seine Kinder thun!

§. 15. Liebe gegen Gott.

Da Gott das allervollkommenste Wesen, und gegen uns höchst gütig ist, so sind wir verpflichtet,

C) Gott am meisten — über Alles zu lieben. Wir sollen an Ihm die größte Freude haben, und uns bestreben, Ihm vor allen andern wohlgefällig zu werden. Deßwegen wurde schon von Natur aus das Gesetz in unser Herz eingeschrieben: „Du sollst

Gott, deinen Herrn lieben, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, und aus allen deinen Kräften „Dieses ist das größte und vornehmste Gebot," sprach der göttliche Heiland, als Ihn jener Gesetzverständige fragte, was er thun sollte, um das ewige Leben zu erlangen. (Matth. 22, 38.) Deßhalb schrieb auch der heilige Apostel Paulus an die Corinther: „Wer unsern Herrn Jesum Christum nicht liebt, der sei von uns ausgeschlossen." (I. Cor. 16, 22.) „Denn," sagt der heilige Augustin: „es kann Einer alle Sakramente haben, und doch böse sein; wer aber die Liebe (Gottes) hat, kann nicht böse sein." (St. Aug. de laude charit.) Und der ehrwürdige Thomas von Kempis sagt in seinem goldenen Büchlein von der Nachfolge Christi: „Alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben, und Ihm allein dienen." (I. Buch, 1, 3.)

Biblische Beispiele über die Liebe Gottes sieh im hist. Katechismus, II. Bd. S. 1—8., wie auch im katech. Repertorium, im Anfange des III. Bandes (S. 13—17).

Noch andere Beispiele. a) Ein schönes Beispiel inniger Liebe gegen Gott sind auch die zwei heiligen Knaben Justus und Pastor, welche sich mit der größten Bereitwilligkeit um Jesu Christi willen mißhandeln, und tödten ließen. Es mußte für ein jedes frommes, christliches Gemüth sehr erfreulich und rührend gewesen sein, zu hören, wie Justus, der ältere Knabe sein kleineres Brüderchen ermahnte, sich vor dem Henker nicht zu fürchten, sondern standhaft um des Namens Jesu willen Alles zu erdulden, und sich dadurch der Krone des Lebens theilhaftig zu machen.

b) Vollkommene Liebe Gottes ist die höchste Tugend. — Einem alten Einsiedler der Wüste erschien, wie man erzählt, einmal zu Nacht — hell und glänzend in Gestalt eines Engels — der Satan und sprach zu ihm: „Ich bin von Gott gesandt, dir ein Geheimniß zu offenbaren. Wisse also: Dein jüngerer Mitbruder, den du für fromm hältst, ist ein Kind der Verdammniß. All sein Beten und Betrachten, Wachen und Fasten ist vergebens; er gehört unter die Zahl der Verworfenen." Der fromme Greis, der den Betrug nicht merkte, wurde sehr bestürzt, und so oft er von nun an diesem Bruder begegnete, brach er in Thränen aus, und weinte bitterlich. Der junge Bruder fragte ihn wiederholt, warum er denn so betrübt sei, und ließ nicht nach mit Bitten, bis der alte Mann ihm die betrübende Erscheinung mit nassen Augen erzählte.

Der Jünger gerieth über diese Nachricht nicht in Verwirrung; sondern sprach ruhig: „Gott mache es mit mir nach Seinem heiligen Wohlgefallen. Ich diene Ihm, nicht um der Herrlichkeit und Freude des Himmels theilhaftig zu werden, sondern wegen der großen Liebe, mit der Er Seinen geliebten Sohn für uns dahingegeben hat, und wegen jener Liebe, mit welcher Christus, der Sohn Gottes, so Vieles für mich gelitten, und Sein Leben am Kreuze zum Opfer dargebracht hat. Will Gott mich einmal zu sich in den Himmel nehmen, so sei Er dafür gelobt und gebenedeit; würde Er mich aber auch in die Hölle verstoßen, so wäre Sein Urtheil gerecht, und ich würde nicht aufhören, Ihn zu lieben." In der folgenden Nacht erschien dem Greise ein wahrer Engel des Lichtes, entdeckte ihm den Betrug des Satans, und sprach zu ihm: „Eine solche Liebe, wie dieser Jüngling sie hat, ist in Gottes Augen das Wohlgefälligste und Verdienstlichste; Alles, was du dein ganzes Leben hindurch in dieser Wüste Gutes gethan hast, oder dieser Jüngling noch thun wird, wäre nichts ohne Liebe. Nur Liebe giebt jedem guten Werke seinen Werth; die Seele und das Leben aller Tugend ist einzig die Liebe."

(Blumen der Wüste.)

c) Die Weihnachtgabe.

Da unser Heiland geboren war!
In Bethlehem's heiligem Thale —
Und die redliche, fromme Hirtenschaar
Ihn suchte im ärmlichen Stalle —

Und da sie ihm bracht' ein Lamm schneeweiß,
Und noch manch' andere Gabe:
Da war auch in ihrem frommen Kreis
Ein armer, dürftiger Knabe.

Der hatte nichts, als eine Schalmei;
Mit dieser kniete er nieder,
Und sang gar lieblich, und spielte dabei
Die lieblichsten Hirtenlieder.

Und eh' er wieder von dannen schied,
Da sprach er zum göttlichen Knaben:
„Ich habe nichts, als mein Hirtenlied,
Nimm dieß statt der Opfer und Gaben!"

So kam er täglich beim Morgengold,
Und kam am Abend gegangen —
Und das Jesuskindlein lächelte hold,
Und dankte mit zartem Verlangen.

Ihr, Kinder! aber habt ja ein Herz,
Dieß schenket dem göttlichen Knaben!
Erhebet es täglich himmelwärts!
Es ist Ihm lieber, als Gaben! —
(Nach Bauberger.)

d) Der abgenommene Fuß. Der ehrwürdige Pfarrer von Seeg, Johann Michael Feneberg, predigte einst am Gedächtnißtage des heiligen Wolfgang von der Geduld der Heiligen. Als er nach Hause ritt, stürzte sein Pferd; er brach den Fuß, und mußte schreckliche Schmerzen und Todesangst ausstehen. Man mußte ihm den Fuß abnehmen. Was der gute Mann dabei gelitten haben mag, läßt sich besser nachfühlen, als schreiben. Kalter Schweiß lag auf ihm, und der größte Schmerz prägte sich in seinen Gesichtszügen aus; allein er klagte nicht. „Man kann, ohne Fuß, auch Gott lieben!“ sprach er, und predigte während aller dieser Leiden, mit seinem verstümmelten Fuße, noch, was er mit Worten gelehrt — Gottesliebe und Geduld. (J. M. Sailer und Rosenlächer.)

e) Das Sakramentshäuslein im Dome zu Ulm. Im Dome zu Ulm an der Donau befindet sich ein wunderzierliches Sakramentshäuslein, das dort dem staunenden Zuschauer gezeigt wird, und das durch die Anstrengungen einer armen Wittwe zu Stande gekommen ist.

Zu jener Zeit, als die Einwohner von Ulm den Plan gefaßt hatten, das große Werk eines Dombaues ganz und allein durch ihre eigene Bemühung und Kraft *) zu vollbringen, geschah es, daß eine arme Wittwe von Ulm, die diesen großen Eifer ihrer Mitbürger mit erlebte und ansah, von dem frommen Wunsche ergriffen wurde, auch etwas zur Ehre Gottes beisteuern zu können. Sie fing daher an, von ihrem geringen und mühseligen Erwerb etwas zu sparen und zu sammeln, und brachte nach einer Reihe von Jahren die Summe von dreihundert Gulden zusammen, welche sie den Kirchenpflegern und Rathsherrn darreichte, mit der Bitte, daß man daraus ein hübsches Kästchen oder „Sakramentshäuslein“ zur Aufbewahrung des Allerheiligsten in der Kirche machen lassen möchte. Die Kirchenpfleger äußerten der armen Wittwe, daß ihr Schärflein zu gering sei, um mit demselben etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen; doch versprachen sie ihr, daß das Sakramentshäuslein, auf das sie ihren Sinn gesetzt habe, doch zum Andenken ihrer frommen Sparsamkeit, und als blei-

*) Es wurde ausdrücklich verboten, daß man dazu eine Sammlung bei Auswärtigen, weder bei Fürsten, noch Städten machen sollte.

bendes Denkmal für sie zu Stande kommen sollte. Sie nahmen daher die dreihundert Gulden in die Hand, steckten sie in ihren Handel, kauften dafür Waaren, und schifften diese auf der Donau für das Morgenland ein. Mit großem Vortheil, fast verdoppelt, kehrte das kleine Kapital aus dem Morgenlande zurück. Und indem die Vorsteher der Kirche dasselbe noch mehrere Jahre lang so verwendeten, sorgfältig verwalteten, Zinsen auf Zinsen legten, und da auch Gott immer Seinen Segen dazu gab, so wurde endlich die Summe so groß, daß man den berühmten Meister Georg Särlin ersuchen konnte, das Ulmer Dom-Sakramentshäuslein, dieses Wunder der Kunst, aus einem Stein so zierlich zu hauen, wie es sich nun noch immer der Nachwelt darstellt, und von ihr bewundert wird.

So opferwillig äußerte sich die Liebe einer armen Wittwe zu ihrem göttlichen Heilande, der da wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist im allerheiligsten Altarssakrament, um laut Seiner Verheißung bei uns zu bleiben, bis an das Ende der Welt.

(Nach Hungari.)

f) Die Schildwache. Vor einigen Jahren kam ein wackerer, französischer Soldat mit seinem Regimente nach Orleans. Seit der Ankunft dieses Regimentes bemerkte der Priester an der dortigen Domkirche jeden Tag mit Bewunderung einen Militärsmann, der eine, zwei, oft drei Stunden lang unbeweglich, aufrecht, wie eine Säule mitten in der Kirche vor dem Chorgitter sich aufhielt.

Eines Tages besuchte ein Hauptmann mit seiner Frau die Kirche. Der Pfarrer ließ ihn in die Sakristei treten, erzählte ihm die Sache, und fügte bei: „Warten Sie einen Augenblick; er muß gleich kommen." Es schlägt ein Uhr, und der Militärsmann begibt sich an seinen Posten; der Hauptmann sieht ihn, und ruft aus: „Aber das ist ja mein Vertrauenssoldat, ein trefflicher Kriegsmann, und braver Bursche." Man läßt ihn kommen. „Was machst du denn hier?" fragte ihn sein Vorgesetzter. „Herr Hauptmann, ich stehe zwei Stunden Schildwache für den lieben Gott; sehen Sie, Herr Hauptmann, das ist eine Freude für mich, das macht mir das Blut warm: es gibt überall Schildwachen; in Paris gibt es vier für den Herrn Präsidenten, der Herr General hier hat zwei! Der liebe Gott ist doch mehr, als alle diese Leute, und hat keine Schildwache; nun denn, so will ich Ihm Schildwache stehen, wenn ich Zeit habe, und ich versichere Sie, die Zeit wird mir nicht lange, weil ich Ihn liebe, wie Sie Ihn lieben, Herr Hauptmann." In der That, der Hauptmann hatte das Glück, seinem

Leben nach ein Christ zu sein; er sprach kein Wort, und lobte im Innern die Frömmigkeit des Soldaten. (Münch. Jugendfreund.)

g) Nichts, als Liebe! Der selige Raimundus Lullus war von dem Gebote der heiligen Schrift: „Liebe Gott von ganzem Herzen!" auf das Tiefste erfüllt. Wenn man ihn fragte: „Woher bist du?" so gab er zur Antwort: „„Von der Liebe!"" „Wem gehörst du?" „„Der Liebe!"" „Wer hat dich hierher geführt?" „„Die Liebe!"" „Wohin gehst du?" Antwort: „„Zu der Liebe!"" „Was willst du?" „„Die Liebe!"" „Wem lebst und stirbst du?" Antwort: „Der Liebe!" (Nach Hungari.)

Wach' auf, o Herz, erwache Geist,
Sieh, was Gott dir gethan!
Der aller Schöpfung Schöpfer heißt,
Blickt dich als Vater an!

Fall' an Sein Herz, an Seine Brust,
Als Kind in Seinen Schooß;
Du bist in Vaters Lieb' und Lust,
Mehr, als die Schöpfung groß!

Und gehe fort, an Seiner Hand,
In Lieb' und Güte fest,
Wird Ihm Sein eigens Herz entwandt,
Alsdann Er dich verläßt.

Aussprüche. Sowie viele Aeste aus der Einen Wurzel des Baumes hervorgehen, so gehen viele Tugenden aus der Wurzel der Liebe hervor. Wie aber die Aeste ihr Leben und ihre Frische verlieren, wenn man die Wurzel abhackt, so hören auch die Tugenden auf zu blühen und zu grünen, wenn man die Wurzel der Liebe wegnimmt. (St. Greg. hom. in Evang.)

Durch die Liebe ist der Arme reich, und ohne Liebe jeder Reiche arm. Diese duldet in jeder Widerwärtigkeit, mäßigt im Glücke, ist bei heftigen Leidenschaften stark, bei guten Werken fröhlich, im Zeitlichen glücklich, unter Brüdern heiter, und unter falschen behutsam. (St. Aug. de laude charit.) Die Liebe ist das Wasser, von welchem der Herr sagt: „Wer von dem Wasser trinkt, das Ich ihm geben will, den wird es ewig nicht mehr dürsten." (St. Aug. Et. habetur, part. 2. de poenit. distinct. 2. charitas, fol. 390, Col. 1.)

Sowie die Schiffe mit einem Seile zum Hafen gezogen werden, so werden auch die Menschen von dem Bande der Liebe zum Hafen des ewigen Heiles gezogen. (St. Bonac. Ser. Pentev. post med. pag. 127, col. 2, to. 3.)

Bei den Israeliten brannte vor dem Allerheiligsten unaufhörlich ein Feuer, welches die Söhne Aarons immer erhalten mußten. Möchten doch im geistlichen Sinne auch wir das Feuer reiner, heiliger Gottesliebe in uns zu erhalten suchen! Wie kann aber dieses auf eine bessere Weise geschehen, als durch unablässiges, inbrünstiges Gebet? „Denn," sagt der heilige Johannes Climakus, „sowie das Gold im Feuerofen geläutert wird, so wird auch die Liebe zu Gott nur durch die innigste Andacht im Gebete wahrhaft rein." (Joan. Clim. Grad. 18, in calce, apud Bibl. patr. tom. 6, part. 2, pag. 272. col. 1. D.) Es sei daher unsere wichtigste Angelegenheit, Gott oft um das Feuer Seiner Liebe mit kindlicher Zuversicht zu bitten, oft an Gottes vollkommenste Eigenschaften, und an Seine unendliche Güte gegen uns Menschen zu denken, und dadurch die Gesinnungen und Empfindungen der Liebe Gottes in uns zu erwecken und befestigen. Dieses sollen wir besonders thun, wenn uns die Sünde durch ihre scheinbaren Güter und Freuden von dem allein wahren Gute, von Gott abziehen will. Wir können die Liebe auf folgende Weise üben:

„O mein Gott! Ich liebe Dich aus meinem ganzen Herzen über Alles, weil Du das höchste Gut, weil Du unendlich vollkommen, und aller Liebe würdig bist; auch darum liebe ich Dich, weil Du gegen mich, und alle Geschöpfe höchst gütig bist. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich Dich eben so lieben möchte, wie Dich Deine treuesten Diener lieben und geliebt haben; mit derer Liebe vereinige ich meine unvollkommene Liebe; vermehre sie in mir, o gütigster Herr, immer mehr und mehr. Weil ich Dich nun aufrichtig und innigst zu lieben wünsche, und es zu thun mich ernstlich bestrebe, so ist es mir von Herzen leid, daß ich Dich, mein höchstes Gut, welches ich über Alles liebe, Dich, meinen Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher, erzürnt habe; es schmerzt mich, daß ich gesündigt, daß ich Dich, meinen allmächtigen Herrn, meinen besten Vater, beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, alle Sünden sammt allen bösen Gelegenheiten zu meiden, die begangenen Missethaten mehr und mehr zu bereuen, und niemals gegen Deinen heiligsten Willen zu handeln. Nimm mich wieder zu Deinem Kinde auf, und gib mir die Gnade zur Erfüllung dieses meines Vorsatzes. Darum bitte ich Dich durch die unendlichen Verdienste Deines göttlichen

Sohnes, unsers Herrn und Erlösers, Jesu Christi. O Gott, entzünde das Feuer meiner Liebe! —

O Gott, Du Quelle aller wahren Liebe!
Gieb, daß ich mich mit Ernst im Lieben übe;
Laß' mich die Liebe, wenn sie will erkalten,
Stets fest behalten!

Ach ja, Du willst dieß Feuer gern entzünden,
Du suchst uns stets in Liebe zu verbinden;
Du wirst ja auch in mir, zu Deinen Ehren,
Die Liebe mehren!

Wir sind noch in der Welt, in Aergernissen,
Wie leicht wird hier der Liebe Band zerrissen!
Du aber laß' uns liebend, mit den Frommen,
Zur Ruhe kommen! —

Die wahre Liebe zu Gott ist auch mit einer heiligen Scheue vor dem Bösen verbunden. Denn sowie ein gutes Kind, welches seinen Vater wahrhaft liebt, sich vor allem Bösen hütet, wodurch es denselben betrüben könnte, so werden auch wir, wenn es uns mit unserer Liebe zu Gott wahrhaft ernst ist, gewiß uns scheuen, etwas zu denken, zu reden oder zu thun, was Gott, dem Heiligsten, mißfällt. Diese heilige Scheue, die wir vor allem Bösen aus Ehrfurcht oder Liebe gegen Gott haben sollen, wird Gottesfurcht oder kindliche Furcht gegen Gott genannt. Diese ist, wie David (Ps. 110, 9) sagt, der Anfang der Weisheit. Deßhalb ermahnt uns schon der Sirazide: „Fürchtet Gott, und haltet Seine Gebote; denn das macht vollkommen den Menschen" (Eccl. 12, 13.) Ebenso spricht der göttliche Heiland: „Fürchtet euch nicht vor denen, die zwar den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; fürchtet euch vielmehr vor Dem, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann." (Matth. 10, 28.) Und der heilige Apostel Petrus sagt: „Fürchtet Gott, und ehret den König." (1. Petr. 2, 17.) Endlich ruft der heilige Augustin einem Jeden aus uns zu: „Fürchte Gott über Alles, dann hast du keinen Menschen zu fürchten." (St. August. sup. Ph.)

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. Schon Abraham wurde von Gott ermahnt, Ihn zu fürchten, indem Er zu ihm sprach: „Wandle vor Mir, und sei vollkommen!"

Als Joseph von dem bösen Weibe zur Sünde versucht wurde, willigte er nicht in die schändliche That; sondern er sprach: „Wie

sollte ich ein so großes Uebel thun, und sündigen wider meinen Gott?" Mit Recht konnte er zu seinen Brüdern sagen: „Thut, wie ich gesagt habe, daß ihr lebet; denn ich fürchte Gott, und thue Niemanden Unrecht." —

Als Moses erkannte, daß er bei seinem hohen Alter bald sterben werde, versammelte er noch einmal das ganze Volk Israel, nahm von Allen Abschied, wie ein sterbender Vater von seinen Kindern, und redete ihnen noch einmal an das Herz. Er zeigte ihnen, wie sich die Güte Gottes an ihnen bezeigt habe, und fügte noch die Worte bei: „Und nun, Israel! was fordert dein Gott von dir, — als daß du Ehrfurcht vor Ihm habest, und auf Seinen Wegen wandelst?"

Als Josua das israelitische Volk über den Jordanfluß geführt hatte, errichtete er zwölf Steine zu einem Denkmale, und sprach zu dem Volke: „Wenn eure Söhne künftig ihre Väter fragen werden: Was bedeuten diese Steine, so sollet ihr sie unterrichten, und ihnen sagen: „Auf trockenem Boden ist Israel durch diesen Jordan gezogen. Der Herr hat das Wasser ausgetrocknet, bis sie hinüber gezogen waren, wie Er ehevor am rothen Meere gethan hat, damit alle Völker die große Macht des Herrn erkennen lernen, und damit auch ihr zu allen Zeiten gegen den Herrn, euren Gott, heilige Ehrfurcht haben möget."

Samuel wuchs auf in der Furcht des Herrn, und blieb mitten unter bösen Buben fromm, und als ihn der Herr nach einer Reihe von Jahren zu einem Propheten erwählt hatte, legte der treue Diener Gottes dem ganzen Volke die Lehre ans Herz: „Fürchtet nur den Herrn, und dienet Ihm in Wahrheit und von eurem ganzen Herzen."

Die Leute, auf deren Schiff sich Jonas, um Gott zu entfliehen, begeben hatte, empfanden eine tiefe Ehrfurcht gegen Gott, und wollten den Jonas nicht ins Meer werfen; sie ruderten aus allen Kräften, das Gestade zu erreichen, um den Jonas an das Land zu setzen. Da das Meer aber so umgestüm tobte, daß die Wellen hoch über dem Schiffe zusammenschlugen, und da die Schiffsleute wohl einsahen, daß alle Mühe vergebens sei, beschlossen sie, dem Rathe des Propheten zu folgen. Bevor sie aber den Jonas ins Meer warfen, riefen sie noch zu Gott, und sprachen: „Ach, Herr, wir bitten Dich! Laß uns doch dieses Mannes wegen nicht zu Grunde gehen. Rechne uns seinen Tod nicht zur Sünde an."

Tobias wäre, als er die Todten begrub, bald auf Befehl des Königs Senacherib getödtet worden; aber er fürchtete Gott mehr,

als den König, und nahm die Leichname der Erschlagenen, verbarg sie in seinem Hause, und begrub sie um Mitternacht.

Daniel wollte mit seinen drei jungen Freunden aus kindlicher Ehrfurcht gegen Gott lieber mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, als bei einer königlichen Mahlzeit sich der Gefahr aussetzen, den lieben Gott durch eine Sünde zu beleidigen.

Susanna fürchtete Gott, und sprach zu den zwei Richtern, die sie zur Sünde verleiten wollten: „Ich will lieber unschuldig in die Hände der Menschen fallen, als im Angesichte Gottes sündigen!"

Mit Recht sprach Ozias mit den Aeltesten zu Judith: „Bete für uns; denn du bist ein heiliges Weib, und fürchtest Gott."

Von dem Hauptmanne Cornelius sagt der heilige Evangelist Lukas in seiner Apostelgeschichte (act. apost. 10, 1.) ausdrücklich: „Er war fromm und fürchtete Gott mit seinem ganzen Hause."

b) Noch andere Beispiele. aa) Der heilige Paschalis Baylon. Dieser heilige Jüngling hütete die Schafe eines begüterten Mannes. Er war für das unschuldige und ruhige Leben, das ihm dieser Stand bot, ganz eingenommen. Alles, was er sah, diente ihm zur Belebung seines Glaubens und seiner Frömmigkeit. Unaufhörlich las er in dem großen Buche der Natur; er betrachtete mit der heiligsten Freude die Werke Gottes, und stimmte dadurch seine Seele zur Bewunderung und zur Lobpreisung des allmächtigen Schöpfers, der Alles so schön und gut gemacht hat. Er las sehr eifrig in den heiligen Schriften, und in andern Büchern, durch die er über seine Pflichten belehrt, und zur Erfüllung derselben angeeifert wurde. Oft lag er unter einem Baum auf den Knien, und betete. In den frommen Unterredungen mit Gott, durch stete Uebung der Demuth und durch sein unablässiges Streben, alle Neigungen seiner Seele zu läutern, erwarb er sich große Kenntniß und Erfahrung in den Wegen des geistlichen Lebens, so daß selbst die Vollkommensten zur Bewunderung hingerissen wurden. Sein Dienstherr war hocherfreut über das erbauliche Leben seines Dieners, und war bis zu Thränen der Andacht gerührt, wenn Paschal, brennend in der Feuerflamme göttlicher Liebe, von der künftigen Seligkeit durch Jesum Christum sprach, und Alle zur vollkommenen Erfüllung der heiligen Christenpflichten ermahnte; noch mehr aber gewann er ihn lieb, als er bemerkte, wie der Diener den geringen Lohn an die dürftigen Eltern schickte, und die Nahrung, die man ihm auf die Weide brachte, mit den ärmern Hirten jener

Gegend brüderlich theilte. Sein Dienstherr hätte ihn sogar gerne zum Erben seiner Güter und Heerden eingesetzt, wenn nicht dieser, aus Liebe zu Jesu, lieber arm geblieben wäre. Da nun aber seine Mitknechte sahen, wie sehr dem guten Paschal der Dienstherr gewogen sei, wurden sie ihm feind, und beschlossen, sich an ihm zu rächen. Sie trieben nun ihre Heerden in fremdes Eigenthum — und wenn sie nach Hause kamen, luden sie die Schuld auf den geliebten Paschal. Sie versammleten sich um ihn, wenn er gerade unter einer Eiche im Gebete oder im heiligen Liede begriffen war, und gaben sich, weil sie wußten, daß ihm dieses das Unerträglichste war, alle Mühe, in den abscheulichsten Formeln ihre Flüche zu entladen. Kam nun dieß ihr unanständiges Betragen vor den Herrn, so wußten sie sich so fein hinauszulügen, der gute Jüngling habe sie durch Necken und Halsstärrigkeit zum höchsten Zorne aufgereizt. Mondenlang schwieg Paschal zu diesen Beschuldigungen — und duldete als ein Christ. Nun aber sprach er zu sich selbst: „Ich könnte den lieben Gott verlieren mitten unter diesen verirrten Brüdern." — Und er packte seine heiligen Bücher zusammen, nahm den Wanderstab, und zog in das Kloster der Barfüßer bei Montfort. (Nach Bauberger.)

bb) Der sterbende Vater. Ein Vater war sehr krank, und merkte, daß er bald sterben werde. Da rief er noch alle seine Kinder zusammen, ermahnte sie zu allem Guten, und segnete sie. „Aber, lieber Vater!" fragte ihn sein ältester Sohn, „du hast in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt. Sage uns, Vater, was hat dich also gestärkt in deinem mühevollen Leben?"

Der Vater sprach: „Ich habe mich immer bemüht, das Wort, das ich schon als Knabe aus dem Munde meines frommen Lehrers vernahm, getreulich zu befolgen: „Habe stets Gott vor Augen, und wandle in Seiner heiligen Furcht." Dieses Wort war mir eine feste Burg in den Tagen der Noth, ein Licht auf dunkelm Wege, und eine Waffe und Wehr zur Zeit der Gefahr. Und nun wandelt es vor mir her auf dem Wege in die himmlische Heimath, deren Schöpfer der Herr ist."

cc) Die väterliche Ermahnung. Der kleine Wilhelm hatte große Freude an Sonne, Mond und den Sternen des Himmels. Einst machte er bei dem schönsten Wetter mit seinem Vater eine weite Reise. Da sagte Wilhelm unterwegs einmal: „Es ist doch sonderbar, wo wir hinreisen, da ist auch die Sonne. Wenn sie Augen hätte, so könnte sie alle Menschen sehen und bemerken, was sie thun."

Der Vater sagte: „Die Sonne hat keine Augen; es ist aber Jemand hoch über der Sonne, und über den Sternen, der Alles sieht und hört, was die Menschen thun, und wenn es auch in der Nacht und in dem verborgensten Winkel wäre, so sieht und hört Er es. Und dieser ist Gott. Er ist es, der die Sonne, den Mond und alle Sterne, uns Menschen und die ganze Erde erschaffen hat, und uns erhält. Alles, was du thust, das sieht Er; Alles, was du sprichst, das hört Er."

Wilhelm: „Ist es möglich! Ach, ich möchte wohl Gott sehen."

Der Vater: „Kein Mensch hat Gott gesehen, obgleich Gott alle Menschen sieht. So können wir ja auch den Wind nicht sehen, und doch ist er da, und weht uns an. Du wirst dieses noch besser einsehen, wenn du einmal größer bist, und mehr Verstand hast. Merke dir nur einstweilen dieses: „Gott sieht Alles, was du thust; Er hört Alles, was du sprichst. Erinnere dich daran, wenn du etwas thun oder reden willst, was nicht recht ist."

Dieß merkte sich Wilhelm, und es fiel ihm wohl einmal recht zur glücklichen Stunde ein.

An einem schönen Nachmittage ging Wilhelm mit einigen andern Knaben vor der Stadt spazieren. Ihr Weg führte sie vor einem Garten vorbei, in dem sie die schönsten Birnen und Pflaumen hängen sahen. „Ei," sagte Einer von den Knaben, „sehet da die herrlichen Birnen, und großen, goldgelben Pflaumen, größer als Hühnereier! Kommt, Kameraden! da ist ein Loch in der Hecke, laßt uns hineinschlüpfen, und geschwind unsere Taschen füllen, und husch damit fort!" Gesagt, gethan. Sie krochen durch die Hecke, und gingen auf die Bäume los. Schon wollte Wilhelm ihnen nachkriechen, als ihm noch zu rechter Zeit des Vaters Worte einfielen: „Gott sieht Alles, und hört Alles." „Er sieht also auch, daß ich stehlen will," dachte er bei sich selbst, und sprang geschwind wieder davon. Bald darauf hörte er ein klägliches Geschrei, und das Schelten einer rauhen Stimme. Er sah durch das Laub der Hecke, und erblickte einen Mann, der unbarmherzig mit einem Stock auf einen seiner Kameraden losschlug. Dem andern lief ein großer Bursche nach, erreichte ihn noch bei dem Kleide, als er durch die Hecke entwischen wollte, zog ihn wieder in den Garten zurück, und schlug ebenso unbarmherzig auf ihn los.

Wilhelm kam ganz erschrocken nach Hause, und erzählte seinem Vater, was geschehen war. Der Vater aber antwortete: „Wohl dir, mein Sohn! daß du dich meiner Rede erinnert hast. Vergiß nie, daß Gott Alles sieht, und Alles hört, so wirst du von vielen

Vergehungen fern, und von mancher empfindlichen Strafe verschont bleiben."

Wo ich bin, und was ich thu,
Sieht mir Gott, mein Vater zu.

dd) Die fromme Schwester. Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen, und es uns recht wohl schmecken lassen."

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so gehe ich mit dir."

„Nun," sagte Jakob, „so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche," sagte Jakob; „in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesem wollen wir unser Brod eintunken."

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin hereinsehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt."

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen," sagte Jakob. „Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht."

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und ins Dunkle sieht?"

Jakob erschrack, und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun."

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall zugegen ist.

(Chr. v. Schmid.)

ee) Die Tulpen.

Alberta steht am Gartenzaun,
Des Nachbars Tulpen zu beschau'n.
Wie flammen sie so wunderhold,
In Weiß und Purpurroth und Gold!
„Nur Eine," seufzt sie, „möcht' ich pflücken!
Es kann kein Mensch mich hier erblicken."

Gesagt, gethan! Voll Heißbegier
Schlüpft Gustchen durch die Gartenthür.
Jetzt steht sie still — was mag dort sein?
Sieh, eine Lilie, weiß und rein,
Steht vor ihr, wie ein Morgenstern!
Da denkt ihr Herz an Gott, den Herrn.

Sie senkt das Köpfchen, sie erschrickt,
Als hätte Gott sie angeblickt.
„Nein," ruft sie aus, „ihr Tulpen schön,
„Ich laß' euch alle, alle steh'n!
„Wie könnte mich ein Schmuck erfreu'n,
„Müßt' ich das Auge Gottes scheu'n!"

(Agnes Franz.)

ff) Das väterliche Erbtheil. Albrecht, Graf von Habsburg, der in den nahen Schweizerlanden wohnte, ging einst mit seinem jungen Sohne in das nahe gelegene Benediktinerkloster Muri, welches unter seinem Schutze stand. Er trat mit Ehrfurcht in die Kirche, öffnete eine Seitenthüre, die hinten in der Kirche angebracht war, und führte seinen Sohn stillschweigend durch einen finstern Gang. Bald kamen sie in eine dunkle Todtengruft, die nur durch ein kleines Fenster von oben mit wenigem Licht erhellt war. Die Wände der Todtengruft waren mit alten Denkmälern geschmückt, und auf den Denkmälern prangte in Marmor eingegraben unter Schilden und Helmen das heilige Kreuz, welches das Labsal aller Sterbenden ist, und als Siegeszeichen auf den Gräbern der Todten steht. Und rings um die Grabmäler schlang sich in alten, verzogenen Buchstaben die Inschrift: „Gott fürchtet allein, und verachtet die Welt!"

Albrecht schaute mit tiefem Ernste die alterthümlichen Grabmäler an, brach in häufige Thränen aus, und redete mit inniger Vaterliebe seinen Sohn Rudolph an: „Geliebter Sohn! Dieses ist die Stätte, wo unsere Voreltern begraben sind; ihre Seelen, die schon in der himmlischen Freude für ihre Tugend belohnt sind, umschweben uns heute unsichtbarer Weise, und in ihrer ehrwürdigen Gegenwart will ich dir meine letzte, väterliche Lehre als ein heiliges Vermächtniß ans Herz legen:

Mein Haupt ist mit grauen Haaren bedeckt, und ich habe viele Gefahren und Nöthen bestanden, und keinen Trotz der Gottlosen gefürchtet. Meine Jugend war der Unschuld geweiht, und Jesus Christus war die Freude meines blühenden Lebens. Deßwegen bin ich jetzt freudig und wohlgemuth, und in meinen morschen Gebeinen regt sich noch jugendlicher Lebensgeist, der im Vertrauen auf Gott keine

feindliche Lanze und kein gezücktes Schwert fürchtet, und noch sterbend ausruft: „Es lebe Jesus Christus, der Gekreuzigte!"

„Lieber Sohn, das ist das Erbtheil deines Vaters: Gott fürchte vor Allem; aber keine menschliche Kraft!" Dann wird dein Haus grünen, und mächtig werden vor deinen Feinden; deine Söhne werden in Unschuld und Heldensinn, wie Sprößlinge des Oelbaumes dich umranken, und dir Sieg und Ruhm vor deinen Nachbarn gewinnen. Und Gott selbst breitet den Schild seines himmlischen Schutzes über dich, und zerbricht den aufgeblähten Feindestrotz, der deine Seele verderben will. Und jetzt lebe wohl auf fröhliches Wiedersehen im himmlischen Vaterlande! Ich lege morgen meine Waffenrüstung das letzte Mal an, und ziehe mit meinen rüstigen Kampfgenossen in's heilige Land, um die Stadt Jerusalem den ungläubigen Horden zu entreissen. Wer für Jesus Christus sein Leben läßt, der endet wohl. Kämpfen will ich mit meiner letzten Kraft für die Wiege des Erlösers, vergießen will ich meinen letzten Tropfen Blut, für die Krippe des Erlösers, und wenn auf fremden Boden im blutigen Tode mein Auge bricht, so rufe ich noch sterbend: „Es lebe Jesus, der Gekreuzigte!"

Rudolph befolgte diese rührende väterliche Lehre, wie ein köstliches Erbtheil genau, und wurde dadurch fromm als schlichter Graf, und fromm als römischer Kaiser, der Wiederhersteller des Friedens und der Ordnung im deutschen Reich, und noch jetzt denken wir mit tiefster Ehrfurcht an ihn, den hochgefeierten Stammvater unsers vielgeliebten Kaiserhauses.

O selig, wer also am Ende seiner Tage sprechen kann! O frommer Vater! O daß alle Väter dir glichen! O frommer Sohn! O daß doch alle Söhne dir ähnlich wären! Ueberaus reiches Erbtheil! O daß du in Aller Händen und in Aller Herzen wärest!"

(Nach Mettenleiters Thautropfen.)

Aussprüche und Gleichnisse. Der Christ ist einem Manne gleich, der, herabgelassen von einer großen Höhe, sich an dem herabhängenden Seile festhält, und ohne Unterlaß zum Herrn ruft; denn er weiß, daß er nothwendiger Weise in den Abgrund hinabstürzen, und elendiglich umkommen müßte, wenn oben das Seil nicht festgehalten würde, oder wenn er die Kräfte und den Gebrauch beider Hände verliere. (St. Ephrem.)

Wo die Furcht (Gottes) herrscht, wird man nicht geplagt von der Geldgier, nicht von Zorn, bösen Begierden oder Leidenschaften; denn gleichwie sich in einem Hause, wo ein bewaffneter Soldat steht,

kein Dieb, kein Räuber, noch sonst irgend ein Feind einzuschleichen wagt, so wird auch, wenn die Furcht (Gottes) in unserm Herzen ist, kein Feind unseres Heiles einzudringen wagen.

(St. Chrysost. hom. 15.)

Die Liebe ist die Herrin, die Furcht (Gottes) ist ihre Dienerin. Diese muß der Liebe vorangehen, damit sich der böse Feind der Seele nicht bemächtige, und muß der Liebe im Herzen der Menschen einen Sitz bereiten. (St. Aug. serm. de verb. apost.)

Fürchte Gott, und beobachte Seine Gebote; denn darin liegt der ganze Werth des Menschen. (St. Bern. sup. cant. serm. 20.)

Die menschliche Furcht hat eine Bitterkeit; die Gottesfurcht aber eine Süßigkeit. Jene zwingt zum Dienen; diese macht uns frei; jene fürchtet die Kerker, diese öffnet uns das Himmelreich. (Cassiodorus.)

Wohl gemerkt! Das kräftigste, beinahe einzige Mittel, die Kinder in der Unschuld zu erhalten, und gegen die leider! so allgemeine Verführung zu beschützen, besteht in der kindlichen angewöhnten Furcht Gottes, der Alles sieht, Alles weiß. Möchte doch diese Wahrheit, so wie sie es verdient, beherziget — möchten doch die Kinder frühzeitig zur wahren Gottesfurcht angehalten — angewöhnt werden!

(Aegidius Jais.)

„Ich," sagte einst ein alter, frommer Mann, „hörte als Kind immer: „Das ist Sünde!" Und wo ich das hörte, da wich ich mit Scheu vor der That oder vor dem Worte zurück, weil ich Gott im Herzen fürchtete. Jetzt aber sagt man: „Das ist unartig; das schickt sich nicht!" und die Erfahrung beweist am besten, welche schönen Früchte dieß bei der vornehmer erzogenen Jugend getragen hat. Ebenso hört man oft zu den Kindern sagen: „Was werden die Leute davon denken?" Selten oder nie flüstert eine gute Mutter ihrem Kinde zu: „Was wird der allwissende Gott von dir denken?" Daher kommt es denn auch, daß so vielen Menschen mehr darum zu thun ist, gut zu scheinen, als gut zu sein." — Der unabläßige Gedanke: „Fürchte Gott, und halte Seine Gebote!" ist der beste Schutzgeist der kindlichen Unschuld.

An drei Dinge mußt du immer denken, und du wirst dann niemals sündigen: an ein Auge, das Alles sieht, an ein Ohr, das Alles hört, und an ein Buch, in welchem alle Handlungen eines Menschen aufgeschrieben werden.

Dich, Vater, ehrerbietig scheuen,
Ist unser Glück, ist unsre Pflicht;

Kein Mensch kann Deiner Huld sich freuen,
Scheut er Dein heilig' Auge nicht.
O flöße, um mich Dein zu freu'n,
Mein Gott, mir Ehrfurcht vor Dir ein.

§. 16. Anbetung.

Wenn wir einem Vornehmen uns nähern, so erzeigen wir ihm alle unsere Ehrfurcht, ziehen den Hut ab, neigen das Haupt, küssen ihm die Hand, und geben ihm auch sonst auf verschiedene Weise unsere Hochachtung zu erkennen. Gott ist aber der König aller Könige, der Herr des Himmels und der Erde. Er ist das allervollkommenste Wesen, das höchste Gut. Ihm sind wir daher

D) Die tiefste Ehrfurcht — Anbetung schuldig. Schon der königliche Psalmensänger sagte: „Alles Land bete Dich an, o Herr, und lobsinge Deinem Namen. Preiset, ihr Völker! unsern Gott, und lasset hören die Stimme Seines Lobes." (Ps. 65, 66, 4 und 8.) Ebenso sprach der göttliche Heiland: „Du sollst Gott deinen Herrn, anbeten, und Ihm allein dienen." (Matth. 4, 10.) Auf eine ähnliche Weise schreibt der heilige Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an Timotheus: „Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, dem Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehr' und Preis in Ewigkeit." (1. Tim. 1, 17.) Und der heilige Johannes Chrysostomus lehrt: „Die größte Verehrung gebührt Gott, der über Alles ist, der Alles erschaffen hat, welcher der Quell alles Guten ist." (S. Joan. Chrys. hom. 36, sup. Gen. paulo ante med.) „Denn, sagte Laktantius, auch ein ehrwürdiger Kirchenschriftsteller, „alle Weisheit des Menschen besteht in diesem Einen, daß er Gott erkenne und anbete." (Lact. Lib. 3. de fals. sapient. cap. 27, in fine.)

Beispiele. a) Aus der biblischen Geschichte. aa) Als der persische König Assuerus befohlen hatte, daß alle königlichen Diener die Knie vor Aman, seinem Günstlinge beugen sollten, weigerte sich Mardochäus, obwohl er selbst wußte, daß sich dann der ehrsüchtige, boshafte Aman an ihm rächen werde, dieses zu thun. „Denn," sagte er, „Herr, Du siehst und weißt Alles. Du weißt es, daß es nicht aus Stolz geschah, daß ich vor dem stolzen Aman die Knie nicht bog. Zur Wohlfahrt Israels hätte ich wohl seine Fußstapfen geküßt. Ich fürchtete mich nur, die Ehre, die Dir, o Gott, allein gebührt, einem Menschen zu erweisen." — Die drei Jünglinge wollten

lieber den Tod im glühenden Ofen leiden, als das erste Gebot des Herrn übertreten, und der goldenen Bildsäule die höchste Ehre zu bezeigen, die nur Gott gebührt.

Als der heilige Apostel Paulus den Lahmgebornen zu Lystra durch das einzige Wort: „Steh aufrecht auf deine Füße!" geheilt hatte, wollten die Einwohner jener Stadt, voll der Verwunderung über diese wunderbare That, ihn sammt seinem Begleiter Barnabas als Götter anbeten. Der Götzenpriester brachte Ochsen und Blumenkränze herbei, und wollte, sammt dem Volke, den Aposteln ein Opfer entrichten. Da Paulus und Barnabas das sahen, zerrissen sie, vor Abscheu und Entsetzen über eine solche gräuliche Abgötterei, ihre Kleider, sprangen unter das Volk, und riefen, so laut sie konnten: „Ihr Männer, was habt ihr vor? Wir sind sterbliche Menschen, wie ihr. Wir verkündigen euch ja eben, daß ihr euch von diesen eiteln Göttern bekehren sollet — zu dem lebendigen Gott, der den Himmel und die Erde, und das Meer, und Alles, was darin ist, gemacht hat."

Der heilige Apostel Johannes sah, wie er in dem Buche von der Offenbarung (Off. 7, 10—13) schreibt, in einer Erscheinung, wie alle Engel um den Thron Gottes standen, vor dem Thron auf ihr Angesicht niederfielen, und Gott anbeteten, indem sie sprachen: „Lob und Ehre, Weisheit und Dank, Preis, Macht und Stärke sei unserm Gott in alle Ewigkeit. Amen!" Und als Johannes den Engel, der ihm den Untergang des römischen Heidenthums verkündete, für Gott hielt, und ihn anbeten wollte, wehrte er es ihm, und sprach: „Thue es nicht; denn ich bin dein und deiner Brüder, die das Zeugniß Jesu haben, Mitknecht; Gott bete an!" (Off. 19, 10.)

b) Noch andere Beispiele. aa) Die heiligen Blutzeugen von Szillity. Als die heiligen szillitanischen Martyrer in Afrika, von dem heidnischen Richter aufgefordert wurden, dem Kaiser Ehre zu bezeigen, und die Götter anzubeten, gaben sie ihm zur Antwort: „Dem Kaiser erweisen wir Ehre, wie sie ihm gebührt; unserm Gott aber die höchste Ehre und Anbetung."

bb) Der heilige Philippus, Bischof zu Heraklea. Diesen heiligen Bischof suchte der gottlose Richter Justinus durch alle erdenklichen Martern zu zwingen, den wahren Glauben zu verläugnen, und die Götzen anzubeten. Er wurde an einen Pfahl gebunden, und so lange mit Ruthen geschlagen, bis der ganze Leib zerfleischt war. Aber nicht eine Spur des wankenden Muthes ließ der heldenmüthige Greis blicken. „Du kannst," sagte er, „mich peinigen lassen; aber besiegen wirst du mich nicht. Niemand wird es von mir erzwingen,

daß ich die Götzen anbete. Was ich aber jetzt thue, geschieht nicht aus Eigensinn; sondern aus Liebe und Anbetung Gottes, welcher Alles erschaffen hat, und welcher die Lebendigen und die Todten richten wird, dessen Gebote ich nicht übertreten darf. Immerhin habe ich den Fürsten gebührende Ehre erwiesen, und ich werde fortan mich beeifern, es zu thun, in Allem, was erlaubt und recht ist; denn unsere heiligen Schriften befehlen uns ausdrücklich, zu leisten, dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." (Mätzler.)

cc) Die drei betenden Schwestern. Die drei betenden Schwestern zu Leutstetten, am Ausflusse der Würm aus dem Würmsee gelegen, sind aus den Ueberlieferungen des Volkes noch bekannt, und heißen Ainpett, Oberpett und Firpett. Sie wanderten hieher aus dem Westen, als der Völker Unruhen ihnen dort keine Stätte gewährten. Gerade gegenüber vom St. Petersbrunnen bauten sie sich mit Hülfe einiger frommer Christen eine kleine Wohnung. Eine jede hatte eine eigene Zelle, und einen eigenen Eingang; denn jede wirkte für sich. Sie widmeten ihr Leben dem Gebete, predigten muthig das Wort Gottes, heilten viele Kranke, und begnügten sich nur mit Wurzeln und Kräutern, und dem wenigen Brode, das ihnen wohlthätige Menschen darreichten. So lebten sie lange im stillen Wohlthun; als aber Eine von ihnen von umher schwärmenden Kriegsleuten gemißhandelt wurde, ergriffen sie die Flucht. Nichts, keine Spur mehr blieb übrig, seitdem sie ihre Wohnstätte verlassen, als das fromme Andenken des dortigen Volkes.

Auch die Kapelle, die statt ihrer Zelle zur stillen Verehrung errichtet wurde, ist seit zehn Jahren nicht mehr, und nur noch ihre Abbildung befindet sich in der Pfarrkirche zu Leutstetten.

(Münchner Jugendfreund.)

dd) Kaiserin Maria Theresia. Die Kaiserin Maria Theresia, die Ahnfrau unsers allgeliebten Landesfürsten zeichnete sich besonders durch ihren Eifer und ihre Frömmigkeit aus, mit der sie Gott zu dienen suchte. Sie erbaute durch ihre Andacht jeden, der sie dem Gottesdienste beiwohnen sah, und sie schloß sich oft in ihre Gemächer ein, um ungestört ihr Herz zu Gott zu erheben. Den Sterbetag ihres erlauchten Gemahls, Kaisers Franz, brachte die edle Kaiserin bei dessen Sarg mit Gebet zu. Sie litt in ihren Umgebungen Niemanden, dessen Herz von Frömmigkeit nicht erwärmt war.

(Chimani.)

ee) Aus dem Notizenbuch eines Reisenden. Im Jahre 1851 hielt zu Kollmann in Tirol die Gemeinde mit dem hochwürdigsten Gut einen Feldumzug, als eben des Weges ein vornehmer Reisender gefahren kam. Dieser ließ auf der Stelle halten, stieg aus dem Wagen, und bezeugte knieend Demjenigen, vor Dem sich Alles beugen soll im Himmel und auf Erden eine Verehrung, die Aller Herzen ergriff, und mit inniger Freude erfüllte. Wer war der hohe Reisende? Ludwig, der König von Bayern, war es, der die Sitte und den Brauch der Wittelsbacher ebenso wenig vergessen hat, als die hohen Nachkommen Rudolphs von Habsburg. O wie armselig müssen uns dagegen jene eingebildeten „Aufklärlinge" unserer Zeit vorkommen, die damit Bildung, höhern Standpunkt und Fortschritt zu beweisen meinen, wenn sie recht vornehm auf Religion und Kirche herabblicken, und wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu ergibt, Beide verachten, verspotten und verhöhnen! (Salzb. constitution. Zeitung.)

ff) Der russische Oberst. „Als im Jahre 1815," erzählt ein Jugendfreund seiner kleinen Lesewelt, „Paris zum zweiten Male von den Verbündeten erobert war, und die siegreichen Armeen in die Heimath zurückmarschirten, kam ein russischer Oberst zu mir ins Quartier, ein lieber, freundlicher Mann; er hatte die Brust voll hell glänzender Orden; aber der schönste waren seine beiden treuen Augen, die hatte sein rechter Kaiser, der Herrgott im Himmel, ihm aus Gnade verliehen. Mit diesen Augen sprach er verständlicher, als mit dem Munde; denn auf das Deutsche verstand er sich blutwenig. Als wir nun den zweiten Tag zu Mittag gegessen, und er ein wenig gebetet hatte, was man sonst bei einem Kriegsmanne selten sieht, rief er mich in sein Zimmer herein. Er öffnete einen Koffer, uud brachte ein schönes Kästchen heraus. In diesem lag ein Buch, in blauem Sammet eingebunden, mit silbernen Figuren verziert. Er schlägt es auf, zeigt es mir, und spricht: „Das is Bibel, das ich alle Tage les'!" Ich sah hinein; es war eine russische Bibel. Er wollte mit mir davon reden; fand aber die deutschen Worte nicht; blos an seinen Augen ließ er merken, daß er von der Herrlichkeit des Evangeliums reden wollte. Abends sitzen wir abermals bei einander, und weil die Musik eine Sprache ist, die Russe und Deutscher und Jedermann versteht, der ein menschliches Herz in der Brust trägt, so setze ich mich an mein Clavier, und spiele ihm Eins vor, wie es mir in den Sinn kommt. Der hört eine Weile zu, und spricht dann: „Du, spiel' sick so, wie thun die Leut', wenn sie sind in Kirk!" Ich merke, er will

einen Choral hören, und fange einen solchen an. Der Oberst steht auf, und geht still in die Nebenkammer; aber die Thür' bleibt ein wenig offen, so daß er Alles hören kann, und ich spiele meinen Choral weiter. Wie er zu Ende ist, und drinnen Alles still bleibt, — da liegt der alte Oberst auf den Knien, hat das Gesicht auf seine gefalteten Hände gedrückt, und betet. Ich kehre um, und stimme das Lied an: „Ach, bleib' mit Deiner Gnade." Wie ich das Lied zu Ende gesungen, kommt der Oberst herein. „Nun ick dank'," sagt er, drückt' mir die Hand, und spricht: „Gott segne!"

Wir sagten uns gute Nacht; aber ich konnte nicht schlafen. Welch' einen frommen Sinn hatte dieser alte Kriegsmann!

(Ill. Zeitung f. d. Jugend.)

gg) Das Gebet der Mohamedaner. Die Mohamedaner erzeigen Gott beim Gebete eine so große Ehrfurcht und Aufmerksamkeit, daß mancher laue Christ, der dieses sähe, dadurch beschämt werden dürfte. Wenn sie in ihre Kirchen, oder, wie sie sich ausdrücken, in ihre Moscheen kommen, so stehen sie in schönster Ordnung, und ganz unbeweglich da, als ob sie nicht Menschen, sondern Bäume wären, und hören mit großer Andacht die Worte der Gebete an, welche ihr Priester mit lauter Stimme vorbetet. Keiner getraut sich zu husten, auszuspeien, sich zu rühren, das Haupt zu bewegen, oder seinen Nachbar anzuschauen. Nur wenn der Priester den Namen ihrer Propheten ausspricht, neigen sie das Haupt bis auf die Knie; nennt er aber im Gebet den Namen Gottes, so neigen sie sich bis zur Erde, die sie auch küssen. Sie sind der Meinung, daß sie, wenn sie während des Gebetes an irgend einem Theile des Körpers sich auch nur leicht mit dem Finger kratzten, alle Frucht und alles Verdienst des Gebetes verlieren würden. „Denn," sagen sie, „wenn du in Gegenwart eines Pascha (Statthalters) dich mit so großer Sittsamkeit und Ehrfurcht beträgst, um wie viel mehr bist du schuldig, dieß in Gegenwart Gottes zu thun, dessen Majestät alle menschliche Größe unendlich übertrifft!" (Forsch. und Denkw.)

hh) Innige Andacht eines jungen Wilden. Ungekünstelt und rührend war der Ausdruck der Andacht bei dem jungen Prinzen der Winnebagoer, der den Capitän Carver begleitete, am Wasserfalle St. Anton.

„Wir konnten," so erzählt Carver, „schon in einer Entfernung von fünfzehn englischen Meilen das Geräusch des Wassers deutlich

hören, und mein Vergnügen und Erstaunen wuchsen immer, je näher ich diesem Wunderwerke Gottes kam. Allein ich konnte diesen Regungen nicht lange nachhängen, da das Betragen meines Gefährten meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog.

„Der Prinz hatte kaum den Berg erreicht, von welchem man diesen bewunderungswürdigen Wasserfall übersehen kann, als er anfing, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dieß einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte dem großen Geiste vor, daß er einen weiten Weg gereist wäre, um ihn hier anzubeten, und daß er ihm das beste Opfer, das er in seiner Macht hätte, darbringen wollte. Er warf darauf zuerst seine Pfeile in den Strom, und das Futteral, worin er seinen Tabak aufbewahrte; darauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, sein Halsband, das aus Drath und Rosenkränzen bestand, und zuletzt seine Ohrringe, kurz, er schenkte seinem Gotte Alles, was sich nur von einigem Werthe in seinem Anzuge befand. Während der Zeit schlug er sich oft auf die Brust, schlenderte seine Arme umher, und schien überhaupt in heftiger Bewegung zu sein. Er schloß sein Gebet endlich mit den Worten: „Großer Geist! steh mir und dem guten Mann bei, auf unserm Wege, und gib uns eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel, und helles, heiteres Wetter!" Er ging auch nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geist zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten. Ich wunderte mich ungemein, ein Beispiel von so erhabener Andacht bei einem jungen Indier zu sehen, und anstatt über seine Ceremonien zu spotten, wie mein Bedienter that, so vermehrten vielmehr diese aufrichtigen Beweise von Frömmigkeit meine Hochachtung gegen ihn, und ich zweifle nicht, daß sein Opfer und Gebet dem allgemeinen Vater der Menschen ebenso angenehm waren, als wenn sie mit größerm Gepränge und an einem geweihten Orte wären dargebracht worden."

(Vierthaler's philos. Geschichte.)

Aufwärts!

In Deiner Schöpfung Heiligthume
Weist Alles, Vater! hin zu Dir!
Dir singt der Vogel, blüht die Blume;
Der Mensch, Dein Kind, er lebe Dir!
Er preise Dich mit jedem Streben,
Er singe jubelnd himmelwärts,
Er opfre Willen Dir und Leben,
Er gebe Dir sein ganzes Herz!

(Agnes Franz.)

§. 17. Dank gegen Gott.

Gott ist aber nicht nur allmächtig, sondern auch höchst gütig. Alles Gute haben wir mittelbar oder unmittelbar von dem lieben Gott. Jeder Augenblick unsres Lebens ist ein Zeugniß unzähliger Wohlthaten, die wir aus Seiner gütigen Vaterhand empfangen. Wir sind daher

E) Ihm den größten Dank schuldig. Wir sollen recht oft an die unzähligen Wohlthaten Gottes denken, unsre dankbare Gesinnung und Empfindung im Gebete vor Gott ausdrücken, und die Wohlthaten nach Seinem heiligen Willen gebrauchen. Der heilige Apostel Paulus sagt: „Seid dankbar in Allem; denn das ist der Wille Gottes in Jesu Christo an Euch." (I. Thes. 5, 18.) Und der heilige Johannes Chrysostomus lehrt: „Ich ermahne euch, daß ihr Gott immer Dank sagt, es mag euch Böses oder Gutes geschehen. Wenn euch Böses begegnet, so wird es gut werden; und wenn es euch wohl gehet, so wird es gut bleiben." (S. Chrysost. in tract. de Symbolo.)

Danket dem Herrn allezeit.

Auf Erden ist gekommen
Der Herr zur Winterszeit;
D'rum sei von allen Frommen
Der Winter benedeit.

Es starb der Herr im Lenze,
Und stieg aus Seinem Grab:
D'rum weiht im Frühling Kränze,
Dem Herrn, der Sich uns gab.

Im Sommer das Gedächtniß,
Wie Er von hinnen schied,
Ermahn' an Sein Vermächtniß:
„Es bleibe euch Mein Fried'."

Der einst im Herbst der Jahre
Der Herr als Richter ersteht;
D'rum suchet bei Zeiten das Wahre,
Daß den Herbst ihr freudig seht.

(Jugendblätter.)

Beispiele. a) Ein schönes Vorbild kindlicher Dankbarkeit gegen Gott ist Tobias, welcher für alle Wunder der Güte und Erbarmung, die Gott ihm erwiesen hatte, tiefgerührt dankte. „Von ganzer Seele," sagte er, „will ich mich freuen in meinem Gott! Ihr, Seine Aus-

erwählten alle, preiset Ihn! Euer ganzes Leben sei Ihm ein unaufhörliches Freudenfest — ein steter Lobgesang!"

b) Das Gebet des Königs Alphons. Alphons, König von Arragonien und Sizilien, pflegte oft auf folgende Weise zu beten: „Ich danke Dir, o Gott! im Gefühle meiner Niedrigkeit, daß Du, statt mich unter die Zahl vernunftloser Thiere zu setzen, mich nicht nur zu einem Menschen, sondern auch zu einem Christen, und noch überdieß zum Beherrscher eines Königreichs gemacht hast, damit ich das Werkzeug Deiner Wohlthätigkeit werden kann."

(Jugendzeitung v. Dolz.)

c) Religiosität der Regenten Oesterreichs. Kaiser Leopold I., ein sehr frommer Fürst, ließ zum Danke für die Rettung Wiens von der Belagerung der Türken die Leopoldskirche auf dem Kahlenberge, und wegen der abgewandten Pest die Dreifaltigkeits-Säule auf dem Graben, und Kaiser Karl VI. zum gleichen Danke die schöne Karlskirche in Wien erbauen. *)

d) Die Quelle und der Knabe. Ein Knabe, der an einem heißen Tage über Feld ging, sehnte sich ungemein nach einem Trunk Wasser. Er sah sich überall um; aber nirgends konnte er eine Quelle oder einen Bach entdecken. Endlich glaubte er schon, er würde vor Durst verschmachten müssen, als er auf einmal das angenehme Rauschen eines Wassers hörte. Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, die der kleine Wanderer empfand! Schnell eilte er hinzu, und dankbar blickte er zum Himmel, als er die reinste Quelle fand, die er sich nur wünschen konnte. Doch überließ er sich nicht gleich seiner Begierde zu trinken, sondern wartete geduldig, bis er abgekühlt war, aß ein wenig Brod, und dann erst trank er von der erfrischenden Quelle, und kühlte seine schmachtende Zunge. Gerne hätte er sich noch länger an dem lieblichen Orte verweilt; allein seine Verrichtungen riefen ihn weiter, fröhlich verließ er die rieselnde Quelle, und dachte bei sich selbst: „So soll mich alle Ergötzung und Erquickung aus der Hand Gottes jederzeit dazu anspornen, desto freudiger Gutes zu thun, und Ihm zu gefallen!"

---

*) So wurde auch in neuester Zeit, wie bekannt ist, im ganzen Kaiserthume Oesterreich eine Sammlung veranstaltet, um Gott zum Danke für die Abwendung der Gefahr, in welcher das Leben unsers gnädigsten Kaisers Franz Joseph I. am 18. Februar 1853 schwebte, eine Votivkirche in Wien zu bauen, wozu im verflossenen Jahre am 24. April der Grundstein gelegt wurde.

Gewöhne dich, mein Kind! bei allem Guten, das du von Gott, dem gütigsten Wohlthäter, genießest, Ihm dafür dankbar zu sein. Brauche Seine Gaben zu deinem Besten, damit du wieder Kräfte erlangest, Gutes zu vollbringen, und dein Werk zu vollenden.

(Münch. Jugendbibl.)

e) Die Eidechse. Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg, nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. „Seht," sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, „hier an diesen Felsen herum ist Alles roth von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen."

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fing das kleine Lieschen an, laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da, und sagte: O Mutter! ein böses, giftiges Thier wollte mich beißen. Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts, als eine Eidechse!"

„Nun," sprach die Mutter, „da hättest du nicht erschrecken sollen; das schöne, goldgrüne Thierchen thut keinem Menschen ein Leid." Allein da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein so furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg wurde so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder!" sprach die Mutter, „laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten, und Ihm vom Herzen danken! Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht in dem rechten Augenblicke Lieschen so erschreckt, daß es laut schrie — so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben." (Chr. v. Schmid.)

f) Dankopfer eines Wilden. An der Küste von Neuseeland nahm ein Menschenfresser dieser Insel den Diener eines Königs anderer Wilden gefangen, zog ihn mit Gewalt in seinen Kahn, und ruderte mit ihm davon. Tajeto, so hieß der Gefangene, hatte aber das Glück, seinem blutgierigen Feinde zu entkommen, stürzte sich schnell in das Wasser, und schwamm dem englischen Schiffe zu, wo man ihm auch sogleich zu Hülfe kam. Kaum hatte er sich wieder er=

holt, so brachte er seinem Gotte ein Opfer: er gab einem Fische, den er früher gefangen hatte, die Freiheit, und warf ihn in das Meer.

(Vierthalers philos. Geschichte.)

g) Ein frommer Bauersmann. Als eines Tages ein frommer Bauersmann die Getreidefelder, die ganz ausnehmend schön und reich, ja prachtvoll standen, mit freudigen Augen betrachtete, sagte er, indem er seinen Hut, ungeachtet der großen Hitze des Sommers, in der Hand trug: „Man sollte, wenn man durch diese gesegneten Felder geht, den Hut gar nicht mehr aufsetzen — aus Dankbarkeit gegen Gott.“ (Erinnerungen von Chr. v. Schmid, III. Bdchn.)

h) Die gesegneten Dornen. In der Umgegend von Bayonne, welche in einer Ferne von vierzig Stunden einer afrikanischen Sandwüste gleicht, feiert man alle Jahre ein eigenes Fest. Alle Bewohner der Dörfer ziehen mit hohen, frischsprossenden Dornenzweigen nach der Kirche, wo dieselben vom Priester gesegnet werden. Diese Sitte hat einen bedeutungsvollen Sinn; sie wird aber auf diesem Boden, wo so viele Dornen und so wenige Rosen wachsen, tief rührend. Es liegt eine hohe Entsagung in dem frommen Glauben eines armen Volkes, wenn es weit entfernt, über die Sparsamkeit der himmlischen Gaben zu murren, den geringern Geschenken des Himmels eine höhere Bedeutung verleiht, und sich dafür dankbar zeigt. Die guten Landleute erinnern sich bei dieser bedeutungsvollen Ceremonie, wie nothwendig es sei, daß Leiden und Freuden hier auf Erden abwechseln, und wie es in der Kraft des Menschen liege, selbst die Dornen des Lebens durch die Grundsätze der Religion erträglich zu machen.

Auch wir wollen, wenn der Weg unsres Lebens zu einem Dornenwege zu werden beginnt, die Leiden dankbar aus Gottes Hand annehmen und uns dann mit den tröstlichen Worten jenes unvergeßlichen Dichters*) beruhigen:

Einem Dornpfad gleicht das Leben,
Einer rauhen Felsenbahn,
Wo wir mühsam aufwärts streben,
Wo ich oft kaum weiter kann.
Doch lacht mir auch manche Rose,
Doch ist selbst die Felsenbank,
Reich von veilchenreichem Moose —
Schöpfer, habe Dank!

(Noch andere Beispiele über die Dankbarkeit gegen Gott kommen bei Gelegenheit des Dankgebetes vor, sieh II. Bd. S. 255—261.)

---

*) Sieh: „Blüthen,“ von Chr. v. Schmid.

§. 18. Gehorsam.

Der liebe Gott meint es mit uns am Besten. Er weiß es immer, was uns wahrhaft reich und glücklich macht. Er ist unser höchster Herr, wir sind Alle Seine Diener. Wozu ist aber der Diener sonst bestimmt, als daß er thue, was sein Herr haben will? Gott ist auch unser bester Vater. Was Er uns befiehlt, gereicht uns zum Heile. Wir sind daher schuldig

F) Gott den genauesten Gehorsam zu erweisen. Der göttliche Heiland sagte: „Ihr seid Meine Freunde, wenn ihr thut, was Ich euch gebiete." (Joh XV, 14.) Und der heilige Augustin ruft gleichsam Jedem aus uns zu: „Sieh, der Engel gehorcht Gott in Allem; und du, der du Staub und eine Speise der Würmer bist, gehorchst Ihm nicht; die unvernünftigen Geschöpfe gehorchen Gott, und du, der du eine Vernunft hast, widersprichst Gott?" (S. Aug. serm. 7. in princ.)

Die Pflicht, Gott treu zu dienen, ist aber nicht nur nothwendig, sondern auch

a) höchst nützlich. Wie viele Mühen, wie viele schwere Arbeiten nimmt mancher Mensch auf sich, um sich nur einige Groschen zu verdienen! Zu welchen niedrigen Diensten und herabwürdigenden Kriechereien läßt man sich nicht selten herbei, um die Gunst eines vornehmen Herrn, die oft schneller, als der Rauch verschwindet, zu erlangen! Um wie viel größer ist aber der Lohn, der Allen zu Theil wird, welche Gott treu gehorchen! Hier auf Erden erwirbt man sich dadurch den Segen eines guten Gewissens, und wie reichlich ist überdieß der Gewinn, der einen treuen Diener Gottes nach dem Tode erwartet! Denn der göttliche Heiland sagte zu jenem reichen Jünglinge, auf die Frage, was er thun sollte, um selig zu werden: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." (Matth. 19, 16—19.) Ist die ewige Seligkeit, die Anschauung Gottes, nicht von einem unendlich größerm Werthe, als alle Schätze der Welt?

b) Die Pflicht, Gott zu dienen, ist auch leicht. Der göttliche Heiland sprach: „Mein Joch ist sanft, und Meine Bürde ist leicht." (Matth. XI, 29.) Und der heilige Johannes Chrysostomus stellt die Frage mit Recht: „Warum fliehst du? Warum zitterst du? Warum fürchtest du dich? Befiehlt dir Gott vielleicht

unmögliche Dinge?" (St. Joan. Chrysost. hom. 33. sup. Act. apost. in morali, post init.) Daß es viel leichter sei, Gott, als einem Menschen zu gehorchen, lehrt uns die eigene Erfahrung. Wie leicht kommt es uns an, einem freundlichen, wohlwollenden Manne, der uns viel Gutes erwies, Gehorsam zu erweisen! Mit Freude thun wir ihm, so zu sagen, Alles, was wir ihm an den Augen ansehen. Gott erweist uns aber zu jeder Zeit unzählige Wohlthaten; warum soll es uns schwer fallen, zu thun, was einem so freundlichen Herrn wohlgefällig ist? Bei manchen Menschen kann es oft geschehen, daß sie bei ihrem beschränkten Verstande, ihrer Verdorbenheit des Willens und Leidenschaftlichkeit mit ihren Forderungen an uns zu weit gehen, und uns Manches gebieten, was unsere Kräfte überschreitet. Der liebe Gott aber gebietet uns nichts Unmögliches; Er versucht uns nicht über unsere Kräfte. (I. Cor. X, 13.) Ueberdieß sind die Wünsche und Ansichten der Menschen sehr veränderlich. Auch dieses lehrt unsere eigene Erfahrung. Wie oft geschieht es z. B., daß ein alter Diener, der seinem Herrn bereits schon viele Jahre gedient hat, und sonst alle Wünsche desselben kennt, nicht errathen kann, was jener auf einmal in seiner Aufwallung des Gemüthes und seiner Laune von ihm haben will! Wie oft hört man eine Magd klagen: „Ach, meiner Frau kann man doch nichts recht machen! Heute schafft sie es so an, und morgen wieder ganz anders." Wir Menschen sind oft mit uns selbst den ganzen Tag nicht einig. Ein kleiner Anfall von Laune, und — wir wissen oft selbst nicht recht, was wir wollen. So wankelmüthig ist aber der liebe Gott in Seinen Entschlüssen und Einrichtungen nicht. Er bleibt immer Derselbe; Seine Gesetze ändern sich nicht. Wie leicht ist es daher, Ihm zu gehorchen! Um Gott zu dienen ist es auch nicht nöthig, ungewöhnliche, großes Aufsehen erregende Thaten zu vollbringen, Schlachten zu gewinnen, Länder zu erobern, Städte zu erbauen, große Meere zu durchschiffen. Nein! Auch im einsamen Betkämmerlein, auf dem Felde, in der Werkstätte oder Schreibstube, bei seinen Berufsgeschäften kann man ebenfalls Gott dienen. Endlich sieht der liebe Gott nicht, wie die Kinder dieser Welt, auf schöne Worte oder Ergießungen der Gefühle, die nur einem weichen, empfindsamen Herzen eigen sind. „Nicht ein Jeder, der zu Mir sagt: „Herr! Herr!" wird in das Himmelreich ein-

gehen," sprach Jesus. (Matth. VII, 21.) Frömmigkeit, Nächstenliebe, Treue in Erfüllung der Standespflichten gilt bei Ihm mehr, als höfliches Betragen und eitle Complimente Feine Sitte, ohne ein edles, gutes Herz, ist in Seinen Augen nur eine goldene Einfassung, die einen falschen Stein einschließt. Wer sollte also etwas Beschwerliches darin finden, dem lieben Gott zu dienen?

c) Die Pflicht, Gott zu dienen, ist endlich höchst ehrenvoll. Jeder Gutgesinnte würde es sich zur größten Ehre anrechnen, wenn er einem mächtigen Könige einen Dienst erweisen könnte. Gott ist der Herr des Himmels und der Erde, weit erhaben über alle Kaiser und Könige der Welt. Wie ehrenvoll ist es daher für uns, Diener Gottes zu sein! Wie glücklich dürfen wir uns fühlen, der Schaar der rechtgläubigen Christen anzugehören, von welchen der heilige Apostel Petrus spricht: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, ein heiliges Geschlecht, ein auserwähltes Volk." (I. Petr. 5, 9.) Und der heilige Chrysostomus ruft uns zu: „Wir heißen Christen, Gotteskinder, Gottesfreunde, Christi Leib. Dieser Name allein ist schon vermögend, uns mehr, als alle andern Namen zur Tugend und Rechtschaffenheit zu ermuntern. Lasset uns also diesen ehrenvollen Namen nicht durch niedrige Handlungen entweihen, lasset uns die hohe Würde eines Christen nicht vergessen. Wir sind Christen! Lasset uns die Erhabenheit dieses Namens beherzigen, und in Ehren halten." (S. Chrysost. hom. 18. (19) in Joan.) Ebenso spricht der heilige Hieronymus: „Ein Diener Gottes sein, ist die größte Ehre, und gereicht dem Menschen zum größten Verdienste."

Beispiele. aa) Als David vor seinem bösen Sohne Absalon floh, sah er unter seinen Getreuen auch den Ethai, der erst den Tag vorher in seine Dienste getreten war. Da wurde er innigst gerührt, und rieth ihm, zurückzugehen, weil er unter Absalon, dem neuen Könige, sein Glück machen könnte. Allein Ethai, der treue Diener, sprach: „So wahr der Herr lebt, und so wahr du, mein König! lebst, wo immer du, mein Herr und König, sein wirst, da werde ich, dein Knecht, auch sein — es gehe zum Leben oder zum Tode." So treu sollen auch wir im Dienste Gottes, unsers höchsten Königs und Herrn sein! Möchte bei allen unsern Worten und Handlungen der erste und letzte Gedanke bleiben: „O Jesu!

Dir lebe ich; o Jesu! Dir sterbe ich; o Jesu! Dein bin ich todt und lebendig!"

bb) Gottesdienst und Hofdienst. Ein Kammerherr des Kaisers las das Leben des heiligen Antonius, ward von einer glühenden Liebe Gottes durchdrungen, und sprach zu seinem Freunde, einem andern Hofherrn, der ihn besuchte: „Sag mir doch einmal, mein Lieber, was suchen wir durch all unsern mühsamen Hofdienst zu erreichen? Wir können nichts Größeres hoffen, als daß der Kaiser uns unter seine Freunde zähle. Allein gleicht die Gnade des Kaisers nicht dem schönen Kristallgeschirre auf dem Tische hier, das allerdings sehr kostbar, aber auch sehr leicht zerbrechlich ist? Unter lauter Gefahren schwingen wir uns empor — zu einer größern Gefahr. Je höher wir steigen, desto tiefer können wir fallen."

„Wie ganz anders ist es mit dem Dienste Gottes? Sobald wir nur ernstlich wollen, können wir es dahin bringen, von Ihm unter Seine geliebten Freunde gezählt zu werden. Wir dürfen Ihn nur lieben, und Seinen Willen vollbringen. Und dieses zu thun, ist nun mein fester Entschluß."

Sein Freund gab ihm Recht, und Beide verließen, obwohl sie auch am Hofe hätten Gott dienen können, dennoch den Hof des Kaisers, und begaben sich in die Wüste, um dem höchsten Herrn, dem König der Könige, allein und desto ungestörter dienen zu können.

(Blumen der Wüste.)

cc) Die Vorschrift. Ein Vater sah seinem Knaben zu, der eben Unterricht im Schreiben erhielt. Dieser bezeigte sich dabei sehr fleißig: zuerst sah er allemal die Vorschrift an, und dann bemühte er sich, jeden Zug, so gut, als ihm möglich war, nachzumachen. „Seht," sprach der Vater zu den Uebrigen im Zimmer, „seht, wie alle Vollkommenheit aus der Unvollkommenheit entsteht, und wie man mit Fehlern lernen muß! Von diesem Knaben fordert man nicht, daß seine Schrift der Vorschrift so ganz gleich werde, man ist mit seiner mühsamen Uebung zufrieden, und hofft, es werde immer besser gehen, bis er endlich fertig und schön schreiben kann. Wir haben auch eine Vorschrift, die schönste, die es nur geben kann — das Beispiel unsers Herrn. Möchten wir es auch, wie dieser Knabe, mit seiner Vorschrift machen, und uns alle mögliche Mühe geben, jenem heiligsten Beispiele immer ähnlicher zu werden! Wenn wir, jetzt schon zuweilen einen Fehlzug machend, nur von neuem wieder anfangen, und nicht

erliegen, — o dann ists wohl gewonnen! Gott hat Geduld mit unsern Fehlern, und gibt uns Kraft und Gnade, dieselben zu verbessern. Eines Christen Lehrjahre währen, so lange er lebt. Die besten Schüler des Herrn sind, die allzeit Schüler bleiben; die zwar täglich das Vorbild ihres Lehrers vor Augen haben, und dasselbe immer besser zu erreichen suchen, aber mit sich selbst und ihrer Nachfolge unzufrieden sind. Solche Schüler hüten sich vorzüglich vor zwei Fehlern: vor der Nachlässigkeit und der Kleinmüthigkeit. Wohl demjenigen, der in der Beachtung seiner Fehler weder zu leichtsinnig, noch zu ängstlich sich zeigt; sondern ausgerüstet mit der Gnade des Herrn rastlos bemüht ist, Seine Vorschriften getreulich zu erfüllen!" (Nach Skriver.)

dd) Eine Probe. Als Kaiser Constantin noch ein Heide war, ließ er an seinem Hofe verkünden: „Wer den Glauben an unsere Götter verlassen hat, und sich zum Christenthume bekennt, soll aus meinem Dienste entlassen werden."

Da befanden sich nun an dem kaiserlichen Hofe zwei adelige Jünglinge, welche beide christlich, aber verschiedener Gemüthsart waren. Johannes war gottesfürchtig, bescheiden, treu und gut; Domitian aber lau im Dienste Gottes, eitel und betrügerisch.

Domitian hielt den Dienst und die Gnade des Kaisers für ein größeres Gut, als die Ruhe des Gewissens. Er ging zum Kaiser hin, und sprach: „Gnädigster Herr und Kaiser! Ich habe gethan, was du geboten hast; ich habe dem Christenthum entsagt, und bin entschlossen, in den Tempeln deiner Götter zu opfern. Schenke mir, ich bitte dich, für diesen treuen Gehorsam, den ich dir erweise, deine väterliche Huld und Gewogenheit."

Johannes aber war anders gesinnt; er wollte lieber Alles, selbst das Leben verlieren, als die allein seligmachende Lehre Jesu verlassen. Er sagte zum Kaiser: „So lange ich lebe, werde ich nie die Gewogenheit vergessen, die du, gnädigster Herr und Kaiser! mir immer erwiesen hast. Mit Freuden gehorche ich dir in allen erlaubten Dingen, eingedenk der Worte der heiligen Schrift, welche uns zuruft: „Ihr Knechte, gehorcht euren irdischen Herren, nicht als Augendiener, die nur den Menschen zu gefallen suchen; sondern mit aufrichtigem Herzen, und mit Gottesfurcht."*) Allein eben dasselbe heilige Buch sagt uns auch: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."**)

*) Col. III, 22.
**) Apostelgesch. V, 29.

Lieber will ich daher, so schwer es mich ankommt, aus deinem Dienste entlassen werden, ja, sogar unter den größten Martern mein Leben aufopfern, als meinem göttlichen Erlöser, dem höchsten Herrn ungetreu werden, und von Ihm abfallen."

Da sprach der Kaiser: „Nun gut, die Probe ist vorbei! Wohlan, Johannes, du frommer Jüngling! Du sollst von dem heutigen Tage an nicht bloß mein Diener, sondern auch mein Freund sein. Die Standhaftigkeit, mit welcher du, ungeachtet meiner Drohung, in deinem Glauben verharrtest, hat meine Achtung, die ich immer gegen dich gehegt habe, noch mehr vermehrt. Du aber, gottloser Mensch! sollst immer von meinem Angesichte verbannt sein, und sobald du dich noch in meiner Residenz blicken lassest, soll jeder meiner Diener Befehl erhalten, dich zu tödten. Denn ich bin überzeugt, daß ich mich nur auf jene Diener in allen Umständen des Lebens verlassen kann, welche selbst bei Androhung der härtesten Strafen in ihrem Gehorsam gegen Gott nicht wanken. Wer treu im Dienste Gottes ist, wird sich auch gegen seine Obrigkeiten auf Erden als einen treuen Diener bezeigen; was kann ich aber von einem Menschen, der es wagt, Gott, dem höchsten Herrn, den Gehorsam zu verweigern, anders, als Untreue und Gewissenlosigkeit erwarten?"

Ebenso wurden alle übrigen Diener des Kaisers, welche trotz jener Drohung dem christlichen Glauben treu blieben, in ihrem Dienste belassen, und noch mehr mit der Gnade ihres mächtigen Herrn beehrt; diejenigen aber, welche aus schändlichem Eigennutz von der Lehre Jesu abfielen, und den Götzen opferten, auf eine schimpfliche Weise aus dem Dienste entlassen. (Nach Chimani.)

ee) Der ehrwürdige Petrus Canisius. Dieser gottselige Mann war gewohnt, alle seine Unternehmungen den Vorschriften des Gehorsams zu unterwerfen. Die Ausdrücke, deren er sich bei solchen Gelegenheiten bediente, beweisen, daß sein Mund nur aussprach, wovon sein Herz voll war. „Mit Vergnügen," sagte er, „werde ich mir Alles gefallen lassen, was der heilige Gehorsam mir vorschreibt, jeden Ort, den er mir anzuweisen für gut findet, wird er in ein Paradies für mich umschaffen. Nie werde ich mich, auch nur im Geringsten von dem entfernen, was der Gehorsam gebietet. Nur, was Gott will, soll stets mit mir geschehen! Der Herr wird unsern Arbeiten das Ziel setzen, und ich hoffe, zu sterben, als ein Kind des Gehorsams." (Seine Biographie.)

ff) Der Sterbende. Ein hochgestellter Herr am Hofe eines Fürsten starb einst halb verzweifelnd bei dem Gedanken: „Ich habe meinem Fürsten mit Ehre, mit Auszeichnung, mit Aufopferung lebenslang gedient, und was kann er jetzt für mich Sterbenden thun? Und auf Gott, den Herrn der Heerschaaren, habe ich vergessen, habe Ihm keinen Monat, keinen Tag, keinen Augenblick gedient; wie wird es mir ergehen, wenn ich vor Ihm erscheinen muß?"

(Mehlers Hausbuch.)

gg) Der neue Sohn des Hauses. Eine Familie, die man nur die „brüderliche" nannte, war nach und nach in allen Ländern bekannt. Der Vater des Hauses war der Vater aller Hausgenossen, und jeder Hausgenosse diente ihm mit der Liebe eines Sohnes. Der Erstgeborne des Hauses war der Bruder aller Hausgenossen, und jeder Hausgenosse schwur ihm Brudertreue.

Ein Fremder hörte von dieser Familie, und getrieben von der edlen Begierde, die Aufnahme in dieses Haus zu erhalten, besuchte er es. „Ich bin arm," sprach er zum Erstgebornen, „und krank; aber ich möchte unter deiner Pflege gesund werden, dann würden dir meine gesunden Glieder zu Gebote stehen. Ich wollte gerne der Geringste in deinem Hause sein, wenn du mir nur erlaubtest, dich „Herr" nennen zu dürfen." Der Sohn führte ihn selbst zum Vater dieser Familie, von dem er die freundlichste Aufnahme erhielt, und wurde selbst sein Arzt. Als der neue Bewohner des Hauses gesund war, und wieder gehen konnte, eilte er zu dem Sohne, und fiel ihm zu Füßen. „Dir," sprach er, „verdanke ich meine Genesung; nun weihe ich deinem Dienste mein ganzes übriges Leben; es ist dein; schalte damit nach deinem Wohlgefallen. Dir gehorchen sei mein Dank, dein zu sein, mein Ruhm!" Der Sohn küßte ihn, nannte ihn Bruder, und wies ihm ein Tagewerk an, mit den Worten: „Sei treu im Kleinen, dann wird dir mehr vertraut werden." Der neue Hausgenosse ging an sein Tagewerk, und arbeitete mit aller Treue, als wenn der Sohn des Hauses immer neben ihn stehen würde. Im Grunde hatte er auch nicht Unrecht; denn der Geist des Sohnes war wirklich — nicht neben ihm, sondern in ihm selbst, und das Auge des Sohnes konnte wirklich aus seinem Zimmer in alle Werkstätten sehen. Jetzt genoß der neue Arbeiter bei seiner Arbeit mehr Freude, als einst bei Allem dem, was man Freude nannte; denn er fühlte sich selig, ein Glied dieser Familie zu sein. Oft besuchte ihn der Sohn, und sprach ihm das freudenreiche Wort in die Seele:

„Guten Muthes, lieber Freund! du bist mein Bruder, und wirst einst mein Miterbe werden!“ Der Glückliche bewahrte dieses Wort tief im Herzen, und freute sich darüber unaussprechlich. Eben diese Freude glänzte auch jedem seiner Mitarbeiter aus dem Auge. „Uns liebt der Vater,“ sagten sie, „wir sind seine Kinder, und seine Erben! Uns liebt der Erstgeborne; wir sind seine Brüder, und werden seine Miterben! Und wenn wir gleich das Erbgut noch nicht besitzen, so besitzen wir doch einen Haftpfennig: den kindlichen Sinn im Herzen, den Geist des Erstgebornen.“ Dieß war der Inhalt ihrer Gespräche, womit sie ihr Mittagsbrod würzten, und ihrer Gesänge, womit sie ihre Arbeit versüßten. Mit dieser Gesinnung lebte der neue Hausgenosse in seinem Berufe. So rückte ihn der Herr des Hauses höher hinauf, vertraute ihm von Zeit zu Zeit ein wichtigeres Tagewerk, das er immer mit gleicher Treue vollbrachte, bis er auf einmal zur Besitznahme des Erbgutes auserwählt, und zur Theilnahme des Sohnes (denn der Hausvater war nicht nur der Herr dieser Hausgemeine, sondern auch Beherrscher eines unermeßlichen Reiches) heim berufen wurde.

(Nach Sailer.)

hh) Die vier Elemente. (Eine Parabel.) Theophron, ein blühender Jüngling, hatte einst einen seltsamen Traum. Es war ihm, als wenn er an einem schönen Sommertage bei dem Ufer des Meeres spazieren gehen, und dort hören würde, was die vier Elemente über ihren Nutzen sprachen.

Die Sonne, als das vorzüglichste Feuer, sagte: „Ich erleuchte und erwärme die Erde, um Gott zu gefallen; was thust aber du, um Ihm zu gefallen?“

Das Wasser sagte: „Ich durchnetze die Erde, damit sie Früchte trage, um Gott zu gefallen; was thust aber du, um Ihm zu gefallen?“

Die Erde aber sagte: „Ich bringe viele Früchte hervor, um Gott zu gefallen; was thust aber du, um Ihm zu gefallen?“

Die Luft sprach: „Ich trage zur Vervollkommnung der Erde Vieles bei, und erhalte alle Geschöpfe, um Gott zu gefallen; was thust aber du, um Ihm zu gefallen?“

„Was soll ich denn thun, um Gott zu gefallen?“ fragte der Jüngling.

Die Sonne, als das vorzüglichste Feuer, sprach: „Lasse dein Herz brennen in aufrichtiger Liebe gegen Gott und gegen den Nächsten.“

Die Luft sagte: „Seufze herzlich über deine begangenen Sünden.“

Das Wasser sprach: „Weine mit den Weinenden, und freue dich mit den Fröhlichen.“

Die Erde sagte: „Sei fruchtbar an guten Werken.“

Und der Jüngling folgte diesen Worten, wandelte vor Gott, und fand in Ihm Freude und Seligkeit.

Erde, Wasser, Luft und Feuer
Folgen ihrer Schuldigkeit;
Auch uns Menschen sei stets theuer,
Was der Dienst des Herrn gebeut.

Aussprüche. Wer Gott wegen eines zeitlichen Gewinnes dient, ist ein Miethling. (S. Aug. De verb. Dom. serm. 28, in fin.)

Willst du glücklich herrschen? Diene dem gütigen Jesu, und du wirst herrschen, weil Ihm dienen auch „herrschen“ heißt. (S. Bern. de pass. Dom. Cap. 30.)

Jener ist Gottes Diener, der kein Knecht der Sünde ist. (S. Hieron. sup. Epist. ad Rom. cap. 1.)

Gott dienen, heißt Gott lieben; wer Ihn nicht liebt, dient (Ihm) nicht; und wer (Ihn) liebt, dient Ihm; wer wenig liebt, dient wenig; wer viel liebt, dient viel, und wer vollkommen liebt, dient Ihm auch vollkommen. (Hugo a S. Vict. De Allegor. sup. Exod. lib. 3. cap. 4. circa med.)

Es sei dein einziges Verlangen: „Könnte ich Gott sehen!“ Deine einzige Furcht: „Ach, wenn ich Ihn nur nicht verliere!“ Dein einziger Schmerz: „Ach, daß ich Ihn noch nicht genießen darf!“ Und endlich deine einzige Freude: „Er führt mich zu Sich, und lieb ist mir jeder Weg, auf welchem ich zu Ihm komme!“

(Heil. Theresia.)

Herr, lehre Du mich Deinen Willen
Mit großer Treue stets erfüllen;
Dein Will' ist lauter Seligkeit!
An Dir lass' meine Seele hangen,
Es sei mein einziges Verlangen,
Zu thun, was Dein Wort gebeut!

Es wäre aber nicht genug, wenn wir zwar Gott den schuldigen Gehorsam erweisen, zugleich aber unsern bösen Begierden fröhnen wollten. „Denn,“ sagt der göttliche Heiland, „Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen, und den Andern lieben, oder doch dem Einen mehr anhangen, und den Andern mehr vernachlässigen; — Gott und dem Götzen des Reich=

thumes könnet ihr nicht zugleich dienen." (Matth. VI, 24.) Was aber Jesus von dem Geize, als einem Götzendienste, sagt, gilt auch von der Ehrsucht, der Vergnügungslust und allen solchen bösen Begierden. Deßhalb sagt der heilige Gregorius, der Große: „Wir können dem Urheber alles Guten sonst nicht anhangen, außer wir machen uns von der Begierlichkeit los, welche die Wurzel alles Bösen ist." (S. Greg. in hom.)

Beispiele. a) Als Josue merkte, daß das Ende seines Lebens nahe sei, berief er das Volk sammt den Aeltesten noch einmal zu sich, und ermahnte es auf eine wahrhaft väterliche Weise, den Bund mit dem Herrn getreulich zu halten. Er durchging die ganze Geschichte, wie gütig sich immer der liebe Gott gegen die Israeliten bezeigt habe, und sprach dann: „So fürchtet nun den Herrn, und dienet Ihm aus vollkommenem und aufrichtigem Herzen. Wenn es aber euch nicht gut dünken sollte, dem Herrn zu dienen, so habt ihr die Wahl. Wählet heute, was euch gut dünket, und wem ihr am meisten zu dienen schuldig seid, den Götzen der Amorrhiter, in deren Lande ihr wohnet — oder dem Herrn, ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Da rief alles Volk: „Ferne sei es von uns, daß wir den Herrn verlassen, und fremden Göttern dienen sollten! Wir wollen dem Herrn dienen; denn Er ist unser Gott." Und Josue sprach: „Ihr könnt aber dem Herrn und dem Götzen nicht zugleich dienen; denn der Herr ist ein heiliger Gott, ein mächtiger, eifernder Gott, und wird an euch Sünden und Laster nicht dulden. Wenn ihr den Herrn verlasset, und fremden Göttern dienet, so wird Er, der euch bisher so viel Gutes erwiesen hat, viel Uebel über euch kommen lassen, und euch zu Grunde richten." Was Josue zu den Israeliten sprach, gilt auch uns. Denn obwohl die Menschen heut zu Tage nicht mehr so vernunftlos sind, daß sie Götzenbilder anbeten, so ist doch derjenige, der die eitlen Ehren, Reichthümer und Freuden dieser Welt unmäßig liebt, um nichts besser, als ein Götzendiener. Wer sich von Ehrsucht, Habsucht und Sinnenlust beherrschen läßt, der dienet noch den Götzen, und kann nicht mit aufrichtigem, vollkommenem und ungetheiltem Herzen Gott dienen, und hat weder Heil, noch Segen zu erwarten. Allein wie damals die Israeliten gesagt haben, wollen auch wir sagen: „Nein, nein! das soll nicht geschehen, sondern wir wollen Gott, dem Herrn dienen."

b) Der nachlässige Diener. Ein reicher, mächtiger Mann wollte auf einem Platze, der ihm gehörte, ein Haus erbauen lassen.

Er ließ daher einen seiner Diener zu sich kommen, ertheilte ihm den Auftrag, jenen Bau zu besorgen, und sprach zu ihm: „Nimm hier die Zeichnungen zur zweckmässigen Einrichtung des Gebäudes, wie auch die Geldsumme, welche zur Bestreitung aller Baukosten erforderlich ist. Die Zeit, wann du heim kommen sollst, will ich dir zwar nicht bestimmen; aber halte dich jederzeit bereit, und komme getreulich dem Auftrage nach, den ich dir ertheilt habe; denn wisse: „Wenn ich glauben kann, daß du gewiß mit deiner Arbeit fertig seiest, so werde ich dich auf einmal zurückberufen. Weh dir, wenn du meinen Willen nicht erfüllt hast.“

Der Diener versprach, Alles getreulich zu thun, was der Herr ihm befahl; allein kaum war er an den Ort seiner Bestimmung angelangt, so vergaß er des ganzen Auftrages; er beobachtete alle Merkwürdigkeiten, Sitten und Gebräuche jenes Ortes; er nahm an allen Ergötzlichkeiten, welche dort gehalten wurden, Antheil, schloß Freundschaftsbündnisse mit einigen Bürgern, und that verschiedene andere unnöthige Dinge mehr. Von Zeit zu Zeit redete er mit einem Baumeister über jene Angelegenheit. Das war Alles, was er that. Bald war es eine Spazierfahrt, bald ein Geschäft, bald eine Reise, bald irgend eine andere Ursache, welche unsern Mann immer verhinderte, die Arbeit beginnen zu lassen. Da kam auf einmal ein Bote zu ihm, und sprach: „Eile, mache dich schnell auf den Weg; der Herr hat dich zu sich berufen; er möchte wissen, wie es mit dem Bau des neuen Gebäudes stehe.“ Die Verwirrung, in welcher der Strafwürdige sich befand, ist leicht zu denken. Er mußte eingestehen, das Gebäude sei nicht einmal begonnen. Er wollte sich entschuldigen, und erzählte, wie viele nützliche und ehrenwerthe Geschäfte ihn an der Ausführung seines Auftrages verhindert hätten; sein Herr aber sah ihn mit unwilligen Blicken an, und sprach: „Elender Diener! Habe ich dich deßwegen ausgesendet? Was kümmert mich Alles, was du gethan hast, wenn du das Einzige nicht ausführtest, womit ich dich beauftragt hatte? Kommt, ihr Knechte, schließt diesen ungetreuen Diener in Ketten, und werft ihn in das Gefängniß!“

Der mächtige und reiche Herr in dieser Parabel ist G o t t; der D i e n e r, den er in eine entfernte Gegend schickt, ist j e d e r v o n u n s. Indem Gott uns das Leben verleiht, s e n d e t E r u n s a u f d i e E r d e, wo wir, entfernt von dem Himmel, unserm wahren Vaterlande, leben. Der Bau, dessen Ausführung uns anvertraut ist, deutet den Bau unsres e w i g e n H e i l e s an, zu dem wir be-

rufen sind. Die Zeichnung, die uns gegeben wurde, damit wir die Einrichtung des Baues erfahren könnten, ist das Evangelium, welches uns die Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit angibt. Die Geldsummen, die uns zur Bestreitung der Baukosten gegeben sind, zeigen die unzähligen Gnaden an, die Gott uns nach unsern Bedürfnissen bewilligt. Möchten wir doch nicht dem untreuen Diener in obiger Parabel gleichen, und gleich jenem in die schrecklichen Gefängnisse der Hölle geworfen werden!

(Nach Bonaventura.)

c) Die Freuden der Welt. Als ein römischer Kaiser einst vernahm, daß sich einige Römer gegen ihn verschworen hätten, so ließ er sich nicht das geringste verlauten; sondern lud, wie von ungefähr, alle Verschworenen zur Tafel, und bewirthete sie mit großer Pracht. Die Tafel war geendet, plötzlich stand der Kaiser auf, verließ den Saal, und dieser wurde verschlossen Bald darauf öffnete sich das Oberdach des Saales, und es fielen lauter Rosen auf die Tafel herab. Dieß schien nun allen Gästen ein heitrer Scherz, eine wahre Rosenlust. Aber allmälig bildet sich ein heftiger Regen von Rosen, und der Scherz nimmt ein trauriges Ende; der Saal wird voll und voller, bis oben angefüllt — und die Gäste sterben unter den süßen Rosen den bittern Tod. So macht es auch Gott oft mit den Kindern der Welt. Er schüttet über sie lauter Rosen des Glückes; aber womit endet ein solcher Rosenregen? (Philothea.)

d) Damokles. Damokles, ein niederträchtiger Schmeichler, suchte sich bei dem Könige Dionysius beliebt zu machen, und gab sich daher alle Mühe, ihn über alle Fürsten der Welt zu erheben. Er sagte zu dem Könige zu wiederholten Malen, er übertreffe sie an Verdiensten, an Reichthümern, an Ruhm, Macht, und sogar an Glück. Der König aber, welcher sich beständig fürchtete, daß man ihm nach dem Leben trachte, schenkte solchen Lobeserhebungen wenig Glauben. Er fühlte nur zu sehr, daß er nicht der glücklichste Fürst auf Erden sei, und wollte es ebenfalls seinem Schmeichler fühlen lassen. Er befahl daher eines Tages, daß man ihn mit dem Purpurkleide und allen Zeichen der königlichen Würde bekleiden sollte. Er ließ ihn an seine Tafel setzen, und so bedienen, als ob er wirklich der Herr eines mächtigen Reiches wäre. Die Mahlzeit war äußerst prächtig, und während die köstlichsten Getränke seinen Gaumen kitzelten, bezauberte eine herrliche Musik seine Ohren. Er war über diese herrliche Lage höchst erfreut. Allein während er ihre Süßigkeit mit allem Wohl-

behagen kostete, rief ihm Einer zu: „Erhebe doch einmal deine Blicke in die Höhe, und sieh, was dich noch erwartet!" Er sah hinauf; doch wie war ihm, als er nun über seinem Haupte ein bloßes Schwert erblickte, das nur an einem Pferdhaare von der Decke herabhing! Er erblaßte, bebte, wollte seinen Platz verlassen; aber der König verbot es ihm. Man fuhr fort, ihm Alles aufzutischen, was seine Eßlust reizen konnte; die Musiker verdoppelten ihre Anstrengung, und ließen alle ihre Kunst hören; aber er verkostete nichts mehr; er hörte nichts mehr; er dachte nur an das unglückliche Schwert, das sich jeden Augenblick losreißen, und ihn treffen könnte; unaufhörlich richtete er seine Augen auf dasselbe. Die übrige Zeit, die er an der Tafel zubrachte, schien ihm ein Jahrhundert zu sein, und er hatte erst wieder Athem, als ihm endlich erlaubt wurde, diese grausame Lage zu verlassen.

Diese grausame Lage des Damokles ist die unsrige. Immer hält der Tod seine Sense über unsern Häuptern erhoben; es gibt keinen Augenblick, da er uns nicht den unvermeidlichen Streich versetzen kann. Wie können wir also ruhig uns den Reichthümern, Ehren und Freuden dieser Welt hingeben? Wie thöricht ist es, wegen einem so kurzen Vergnügen, das uns die Welt bietet, ihr dienen zu wollen! Laßt uns vielmehr Gott anhangen, der Seinen treuen Dienern ewiges Leben gibt! (Nach Bonaventura.)

e) Der Gefangene. Timur, Fürst der Mongolen, ließ den türkischen Kaiser Bajazeth, den er in der Schlacht bei Angora, im J. 1402, überwunden hatte, in einen eisernen Käfig sperren, und seinem Kriegsheere nachführen. Um ihn aber noch mehr zu demüthigen, mußte der unglückliche Gefangene im Käfige bei den schwelgerischen Mahlzeiten seines übermüthigen Ueberwinders gegenwärtig sein, und sich mit Knochen, wie man sie den Hunden vorwirft, begnügen. Sieh, Sünder! so schrecklich ist es, ein Unterthan, ein Knecht, ein Gefangener des Teufels zu sein. Alle sündhaften Neigungen sind auch gleichsam ein eiserner Käfig, worin er dich gefangen hält, und alle Freuden dieser Welt sind, so anlockend sie dir auch erscheinen mögen, nur — Knochen, welche er dir vorwirft. Welch' eine Schmach für dich, der du doch für den Himmel bestimmt, und zu einem Erben der himmlischen Krone, zu einem Miterben Jesu Christi berufen bist!

f) Der kurze Gesang. Ein Mann, dem es Ernst war, nach der christlichen Vollkommenheit zu trachten, fragte den ehrwürdigen Bruder Aegidius, der vor kurzer Zeit selig gesprochen wurde, und

der Einer der ersten Jünger des heiligen Franziskus von Assisi war: „Frommer Bruder! Was soll ich denn thun, um bei Gott wohlgefälliger zu sein?" Da sang, um den Fragenden besonders aufmerksam zu machen, zur Antwort Aegidius:

„Die Eine dem Einen,
Die Eine dem Einen!"

Und nun erklärte er ihm die Worte seines Gesanges, und sprach: „Gib deine Eine Seele deinem Einen Gott gänzlich hin!"
(Veilch, Gallerie.)

g) Aufwärts! Als bei Gelegenheit der tobenden Weltstürme i. J. 1848 einmal ein Bekannter zu Chr. v. Schmid sagte: „Es gibt jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer vorwärts, die andere immer rückwärts will," entgegnete er lächelnd: „Es gibt noch eine dritte Partei, die aufwärts will; ich denke, wir wollen es mit dieser halten." (Erinnerungen, 4tes Bändchen.)

Weichet denn, ihr Eitelkeiten!
Ihr bringet nichts, als Angst und Pein;
Christus soll zu allen Zeiten
Meine wahre Ruhe sein!
Christus nur gibt wahre Freude,
Er ist unsers Geistes Licht;
Christus ist der Seelen Weide,
Seine Liebe wechselt nicht!

§. 19. Was ist im ersten Gebote verboten?

Wer Gott mit ernstlichem, frommen Eifer dient, wird sich auch gewiß von Allem enthalten, was den Pflichten, die wir gegen Gott beobachten sollen, dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe, der schuldigen Anbetung, dem Danke und dem Gehorsam gegen Ihn gänzlich widerspricht.

Gegen den Glauben, den wir Gott schuldig sind, versündigt man sich durch Unglauben, Irrglauben, Wankelmüthigkeit oder Leichtgläubigkeit, Aberglauben, vermessentliches Nachgrübeln, durch Gleichgültigkeit oder Indifferentismus, Abfall vom Glauben, Abgötterei.

a) Unter dem Unglauben versteht man jene Verblendung des Menschen, vermöge welcher er Gott, Seine vollkommensten Eigenschaften, oder das, was Er geoffenbart hat, läugnet. Welch' schwere Sünde der Unglaube ist, wenn er aus eigener Schuld kommt, geht schon aus den Worten Christi hervor: „Wer nicht glaubt,

der wird verdammt werden." (Matth. XVI, 16.) Ebenso ruft einem Jeden aus uns der heilige Augustin zu: „Glaube, und wenn du auch gestorben sein wirst, so wirst du leben. Wenn du aber nicht glaubst, so bist du todt, auch wenn du noch lebest." (S. Aug. tract. 49. in Joan.) Und der heilige Clemens von Alexandria sagt: „Wer könnte so lasterhaft und gottlos sein, daß er nicht an Gott glaube, und von Gott Beweise verlange, wie von Menschen?" (St. Clem. Alex. strom. I, 5.)

Beispiele. aa) Ein abschreckendes Beispiel strafbaren Unglaubens gaben jene verstockten Juden, welche den Worten des heiligen Stephanus kein Gehör schenkten. Mit Recht sagte er daher zu ihnen: „Ihr Halsstärrigen und Ungeweihten an Herz und Ohren! Ihr widersetzt euch doch immer dem heiligen Geiste. Wie eure Väter es gemacht haben, so machet auch ihr es."

bb) Der Jesuit Oudin und der Gottesläugner. Ein junger Herr, der seine Ehre darin suchte, über Religion zu spotten, hatte sich nach Dijon begeben, den Jesuiten Oudin, der wegen seiner großen Gelehrsamkeit berühmt war, zu sprechen. Er wollte sich sogleich in einen Streit über die Religion mit ihm einlassen; der Jesuit aber unterbrach ihn mit dem Bedeuten, daß er nicht gerne über Religionswahrheiten disputire, und bat, ihn mit einem solchen Gespräche zu verschonen.

„Ich habe aber die Ehre, Sie, mein Pater, zu versichern," sagte der junge Herr, sich auf einem Fuße umdrehend, „daß ich ein Gottesläugner bin."

Pater Oudin betrachtete ganz erstaunt den Menschen vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Warum doch betrachten Sie mich so gierig?" sagte der junge Herr zu Oudin.

„Ich betrachte," antwortete der Pater, „das Thier, welches man den Gottesläugner nennt, und das ich noch nicht gesehen hätte."

Der junge Herr schlich sich beschämt davon.

(Philothea.)

cc) Der König und der General. Während eines Gebirgsmarsches im siebenjährigen Kriege ging Friedrich, König von Preußen, ungeduldig wegen des langsamen Vorrückens des Geschützes durch einen engen Gebirgsweg; Graf Schmettau, ein wackerer General, war sein Begleiter. Der König wollte, um sich die Langeweile zu vertreiben, den General, der ein frommer Mann war, ein wenig necken, und

erkundigte sich bei ihm, ob sein Beichtvater in Berlin sich wohl befinde; zugleich ließ der König einem Strome von Scherzreden und Spöttereien freien Lauf.

Als der General endlich einmal zum Worte kommen konnte, gab er ihm zur Antwort: „Eure Majestät sind viel witziger und gelehrter, als ich. Ueberdieß sind Sie auch mein König. Der geistige Kampf ist zwischen Ihnen und mir ungleich. Dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch, so hätten Sie mir und auch Ihnen geschadet."

Der König blieb stehen, sah den General mit zornigen Blicken an, und sprach: „Wie soll das heißen, Herr Schmettau? Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm Seinen Glauben nähme? Wie versteht Er das?" — Ruhig entgegnete ihm der General: „Euer Majestät glauben jetzt an mir einen guten Offizier zu haben; und ich hoffe, Sie werden sich nicht irren. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, so hätten Sie ein erbärmlich Ding an mir — ein Rohr im Winde, auf welches Sie sich weder bei Berathungen, noch in der Schlacht verlassen könnten."

Der König ging weiter, und schwieg eine Zeit lang in stillem Nachdenken. Dann fragte er mit freundlicher Stimme den General: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist Sein Glaube?" Der General gab ihm freudig zur Antwort: „Ich glaube an die göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt; an die Erlösung Jesu Christi, und an ein ewig seliges Leben nach dem Tode." Da sprach der König zu ihm: „Das glaubt Er wirklich mit aller Zuversicht?" Und er antwortete: „Ja, wahrhaftig Euer Majestät!" Mit bewegtem Gemüthe drückte der König dem frommen Manne die Hand, und sprach: „Er ist ein sehr glücklicher Mensch." Dann ging der König nachdenkend weiter, und von diesem Tage an spottete er nie wieder über die Frömmigkeit des wackern Generals. (Nelk, Aurikel.)

dd) Sonderbarer Fingerzeig. Ein Geistlicher wurde eines Abends zu einem Kranken geholt. Als er mit ihm allein war, erklärte ihm derselbe kurz: „Euer Hochwürden, ich habe Sie zu mir nur rufen lassen, um vor der Welt kein Aergerniß zu geben. Ihres Trostes bedarf ich nicht; denn ich glaube nicht an die Ewigkeit. Geben Sie sich also keine Mühe; sondern reden wir von gleichgültigen Dingen." Der Priester, ein Mann Gottes im Sinne der heiligen Schrift, war allerdings überrascht bei diesen Worten; doch er verlor seine Geistesgegenwart nicht. Er schwieg nach der Rede des Kranken eine

Zeit lang, und holte sich im Gebete Kraft und Erleuchtung. Dann aber zog er, immer noch stillschweigend, seine Uhr aus der Tasche, hielt sie dem Kranken vor die Augen, und sagte mit ernster, feierlicher Stimme: „Sehen Sie, jetzt ist es zehn Uhr; wenn der Zeiger auf zwölf Uhr steht, dann werden Sie erfahren haben, ob es eine Ewigkeit gibt, oder nicht." Mit diesen Worten verließ der Geistliche das Zimmer des Kranken. Und wer sollte es glauben! Schon nach einer Viertelstunde wurde der Geistliche wieder zu demselben Kranken geholt; er war bekehrt; er beichtete, empfing die heiligen Sterbsakramente, und starb zur allgemeinen Erbauung derjenigen, die sein Sterbebett umstanden. (Mettenleiter's Thautropfen.)

ee) Ein ehemaliger Gottesläugner auf dem Krankenlager. „Ein Freund," sagt d. Allgem Ztg. vom Jahre 1850, „hat den kranken Heine, einen Gottesläugner, der in der Lesewelt allgemein bekannt ist, im Herbste vorigen Jahres in Paris besucht, und schreibt nun: In einem kleinen, aber sehr reinlichen Zimmer fand ich ihn auf mehreren Matratzen, die auf dem Fußboden über einander gelegt waren, lang ausgestreckt. Obgleich jetzt gänzlich erblindet, und von den schwersten Leiden abgezehrt, war er wieder der Heine von früher; es waren dieselben feinen und geistreichen Züge. Ein schönes kastanienbraunes, langes Haar umgab den obern Theil des blassen Gesichtes, während ein sorgfältig gehaltener Bart, der sich von der Oberlippe um das Kinn zog, und unten spitzig endete, den untern Theil des Gesichtes von der weißen Decke des Gesichtes scharf abschnitt. Die abgemagerten bleichen Arme und Hände waren regungslos von beiden Seiten ausgestreckt. Es war ein Bild des Jammers, aber ein im hohen Grade fesselndes. Ich war tief erschüttert, als Heine in dieser regungslosen Lage, während man nur eine leise Bewegung des Mundes bemerkte, mit klarer, fester Stimme zu mir sagte: „Glauben Sie mir, mein Freund, denn Heinrich Heine sagt es Ihnen auf seinem Krankenlager, nach jahrelanger, reiflicher Ueberlegung, nach Abwägung alles dessen, was von allen Völkern darüber gesagt und geschrieben worden ist, bin ich zu der Gewißheit gekommen, daß es einen Gott gibt, der ein Richter unserer Thaten ist, daß unsere Seele unsterblich ist, und daß es ein Jenseits gibt, wo das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird — ja dieß sagt Ihnen Heinrich Heine, und wenn Sie je Zweifel darüber gehabt haben, so lassen Sie sie schwinden, und sehen Sie hier, wie man bei einem festen Glauben an Gott selbst die schrecklichsten, irdischen Qualen ohne Murren ertragen kann; hätte ich diesen Glauben nicht, so würde ich

bei der Gewißheit, daß mein Zustand hilflos ist, schon längst diesem elenden Leben ein Ende gemacht haben."

Tief erschüttert stand ich neben ihm, und erfaßte mit Wehmuth die erstarrte Hand, die mir den Druck, womit sich die Freude über seine Bekehrung aussprechen wollte, nicht erwiedern konnte. „Es gibt Thoren," sprach er weiter, „die, nachdem sie ein ganzes Menschenleben vom Irrthume befangen waren, und diese irrige Ansicht durch Wort und That ausgesprochen hatten, nicht mehr den Muth haben, zu bekennen, daß sie so lange irren konnten; ich aber spreche es offen aus, es war ein heilloser Irrthum, der mich so lange befangen hielt; jetzt sehe ich klar, und wer mich kennt, wer mich sieht, wird sagen, daß ich nicht aus Angst so spreche, sondern zu einer Zeit, wo die Kräfte meines Verstandes ungeschwächt, so klar sind, wie je zuvor."

Ein Ungläubiger gleicht, auch wenn er mit allen irdischen Gütern gesegnet ist, einer schönen Blume in einem Glas Wasser, ohne Wurzel und ohne Dauer. (Spiegel v. Jansa.)

ff) Der Blinde. Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdieß das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond."

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: „Es ist schrecklich anzusehen; aber doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nur mehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen, und Alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume, hat die natürliche, schöne Farbe verloren, und sieht so grau aus, wie Asche, oder gar schwarz, wie Kohlen."

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun ist die Sonne gar erloschen, und jetzt zur Mittagsstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht." Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht, und blieb darauf: „Es gibt keine Sonne mehr, und dicke Nacht bedeckt die Erde." Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

„So wie diesem Blinden," sagte ein weiser, frommer Mann, „geht es dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem einem solchen Menschen sein verfinsterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlöscht in ihm dieser tröstliche Glaube." (Chr. v. Schmid.)

gg) Der Bart des Türken. Ein Mann, der eine Reise in das Morgenland unternommen hatte, erzählte einem frommen Greise, er habe einen Türken gekannt, der seinen Bart in so hohen Ehren hielt, daß er sich einbildete, in demselben wohnen Engel.

Der fromme Greis lächelte, und sprach: „Diese Meinung kommt mir bei weitem nicht so thöricht vor, wie die Meinung vieler Gelehrten, daß in ihrem Kopfe die höchste Weisheit throne, und daß man ihren Hirngespinnsten einen größern Glauben, als den Offenbarungen Gottes schenken sollte.“

Wer, um gelehrter zu scheinen, an Gott und Seine Lehre nicht mehr glaubt, gleicht einem Wahnsinnigen, der sich die Augen verbindet, um heller sehen zu können.

hh) Ein Beweis für Gottesläugner. Auf den Eisenbahnen geschieht es den geistlichen Herren nicht selten, daß sie Gelegenheit finden, Ungläubige zu bekehren. Gewöhnlich ist es die ehrsame Menschenklasse der reisenden Musterreiter, welche sich über die Geistlichen lustig machen. Auch ein solcher ließ sich, seiner Ueberlegenheit bewußt, mit einem Franziskaner in ein Religionsgespräch ein, im Verlaufe dessen er sagte, er glaube deßwegen nicht, daß es einen Gott gebe, weil er Ihn nie gesehen hätte. Da gab ihm der Franziskaner zur Antwort: „Ebenso glaube auch ich, daß Sie keinen Verstand haben, weil ich bisher noch nichts davon gesehen habe.“

(Geistl. Kurzweil.)

ii) Warum Viele an keine Hölle glauben. Einer wurde gefragt, warum er an keine Hölle glaubte. „Wenn ich das glaubte,“ sprach er, „so müßt' ich selbst hinein, und darum glaube ich es nicht.“ Es gibt ihrer mehr, die sich damit trösten. (Ebend.)

§. 20. Irrglaube.

b) Unter dem Irrglauben oder der Ketzerei versteht man die eigensinnige und hartnäckige Verwerfung einer oder der andern Wahrheit, welche Gott geoffenbart hat, und die Annahme einer andern Lehre, die der Offenbarung Gottes widerspricht. Die Worte „Ketzer,“ oder „Ketzerei“ kommen von den Katharern oder Gazarern, einer Classe von Irrlehrern, her, welche im zwölften Jahrhunderte in Deutschland, Frankreich, Italien und England ihr Unwesen trieben; später aber wurden alle Irrlehrer mit diesem Namen belegt. Auch der Irrglaube ist, wenn sich jemand aus eigener Schuld darin befindet, und trotz aller himmlischer Mahnungen

hartnäckig in seinen falschen Lehren verharrt, eine Sünde, ja eine so schwere Sünde, daß sie, wie Jesus sagt, weder in diesem, noch in dem andern Leben nachgelassen werden kann. Schon Job nannte die Ketzer „Schmiede der Lüge und Verehrer verdorbener Lehren." (Job. 13, 4. 1.) Daß man sich vor Irrlehrern, vorzüglich dann, wenn sie auf eine einschmeichelnde Weise ihre zwar schön klingenden, aber höchst verderblichen Grundsätze verbreiten wollen, hüten soll, sagte der göttliche Heiland mit folgenden Worten: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber raubgierige Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." (Matth. VII, 15.) Auf eine ähnliche Weise ermahnte der heilige Apostel Paulus seinen Schüler Timotheus: „Wenn jemand anders lehrt, und den heilsamen Lehren unsers Herrn Jesu Christi, welche die Gottseligkeit befördern, nicht beitritt, der ist aufgeblasen, und weiß gerade nichts, sondern giebt sich mit Fragen und Wortstreitigkeiten ab, aus welchem Neid, Zank, Lästerungen und böser Argwohn entstehen, wie auch zweckwidrige Zänkereien solcher Menschen, welche ein verdorbenes Gemüth haben, und weil sie die Wahrheit nicht erkennen, meinen, die Gottseligkeit sei ein Erwerbsmittel. Von diesen Leuten sondere dich ab." (I. Tim. VI, 3. 4. 5.) Ebenso schrieb der nämliche Apostel an Titus: „Einen ketzerischen Menschen, nachdem er ein- oder zweimal ermahnt worden ist, sollst du meiden, weil du weißt, daß ein solcher verkehrt ist, sündigt, und dabei sich selbst verdammt." (Tit. III, 10. 11.) Und der heilige Ignaz der Martyrer ermahnt die Christen von Smyrna: „Flieht die verderblichen Ketzereien, wie die Quelle des Bösen." (Ep. 10. ad Smyrnenses, circa med. „Denn," schreibt eben derselbe Heilige an Philladius, „alle Ketzer sind Säulen auf Gräbern und Grabmäler der Todten, auf welchen die Namen der verstorbenen Menschen geschrieben stehen." (Ep. 9 ad Phillad. post. med.) „Weil der Teufel," sagt der heilige Augustin, „für die Christen nicht viele Götter schaffen konnte, hat er die Spaltungen vermehrt, Irrlehren ausgesäet, Ketzereien angestiftet." (De utilit. Jejunii, cap. 8. post med.) Da besonders in früherer Zeit die Ketzer, z. B. die Albigenser oder Waldenser in Frankreich, die Hussiten in Böhmen u. a. m. ihre falsche Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten suchten, so sahen sich Staat und Kirche genöthigt, alle ihre Kräfte aufzubieten, jene schwer, ja, sogar mit dem Feuertode zu bestrafen, und in der

Ausbreitung ihrer Irrthümer, so viel als möglich zu hindern; ebenso wird noch heut zu Tage den Ketzern, um die Mitglieder der alleinseligmachenden Kirche von dem Uebertritte zur Ketzerei abzuschrecken, das kirchliche Begräbniß verweigert.

Beispiele. aa) Der verdorrende Baum. Als im Jahre 1626 die Irrlehre Martin Luthers sich allmählig in Böhmen zu verbreiten anfing, wurde der Prediger Johann Ernest Hoffmann aus Kamnitz verwiesen. Dieser hielt zum Abschiede mit seinen Verwandten und Gönnern in der Nähe eines Birnbaumes ein Gastmahl, und als dasselbe sich dem Ende nahte, trank er noch einmal auf die Gesundheit der Anwesenden, warf das Glas gegen den Baum, und sprach: „Wenn mein Glaube falsch ist, so will ich, daß Gott ein Wunder thue, und daß dieser Baum verdorre.“ Dann machte er sich mit Weib und Kindern auf den Weg, und wanderte fort. Und sieh, es war nur eine kurze Zeit verflossen, so fing der Baum an, seine Blätter zu verlieren, und zu verdorren, ja, er wurde auch von einem Blitzstrahle getroffen der ihn zersplitterte. Als der protestantische Prediger dieses von seinen Bekannten vernahm, so kehrte er mit Weib und Kindern nach Kamnitz zurück, und trat zur katholischen Kirche über. (J. Gebharts heil. Sagen in Oesterreich.)

bb) Bestrafter Spott. Im Jahre 1730 hielten die ehrwürdigen Väter Minoriten zu Vasarhely in Siebenbürgen am Charfreitag, wie es damals gebräuchlich war, ein erbauliches Volksschauspiel von dem bittern Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi. Diesem zum Trotz machten sich die Anhänger Calvins auf, und spielten nach wenigen Tagen ein anderes Schauspiel vom Untergange und dem Brande der Stadt Troja, wobei sie ziemlich über die Katholiken und ihr Passionsspiel spotteten. Dieser Spott blieb von Gott nicht ungestraft; denn am Freitag darauf entstand eine so furchtbare Feuersbrunst, daß die ganze Stadt sammt Allem, was zum Jahrmarkt gebracht worden war, eingeäschert wurde. Nur das Kirchlein der Minoriten nebst einigen Häusern blieb, obwohl alle diese Gebäude nur von Holz waren, unverletzt, indem sie durch die Einsegnung mit dem hochwürdigsten Gute bewahrt wurden. (Ebend.)

cc) Die Brunnquelle. In einem großen Königreiche war eine Brunnquelle, aus welcher unaufhörlich das reinste Wasser floß, und die sich in unzählige Röhren ringsumher ausbreitete. Alle diese Röhren waren auf eine unsichtbare Weise angelegt, und hatten unzählige Oeffnungen, so daß die Leute von allen Gegenden ihre Gefäße

hinhalten, und mit Wasser füllen könnten. Da kamen viele Unterthanen des Königs herbei, brachten ihre Geschirre zur nächsten Röhre, füllten sie mit Wasser, erquickten sich damit, und gingen gestärkt wieder an ihr Tagewerk. So kamen sie alle Tage zur Quelle, holten ihr Wasser, und gebrauchten diese Gabe zur Ehre des Königs und der Quelle.

Allein so heilsam das Wasser jener Quelle war, fehlte es doch nicht an Leuten, welche diese Gabe nicht bloß selbst unbenützt ließen oder mißbrauchten, sondern auch Andere an dem weisen Gebrauche derselben hinderten.

Einige waren zu träge, die Quelle selbst aufzusuchen; sie gingen daher zum Krämer, und kauften ein Wasser, das derselbe für jenes heilsame Quellwasser ausgab, tranken die verfälschte Waare, und wurden noch elender.

Andere waren nicht bloß träge, sondern auch boshaft; sie sahen, wie elend ihre Mitmenschen durch das verfälschte Wasser wurden, und sagten zu Allen, die von der reinen Quelle trinken wollten: „Trinket ja nicht aus dieser Quelle; denn sie enthält das schädlichste Gift.“ Sie gruben sich daher auch eigene Cisternen, die kein gesundes Wasser enthalten konnten, weil sie in der Nähe von Pfützen und Morästen waren, umpflanzten sie mit hohen Pappeln, faßten sie mit großen Mauern und schönen Geländern ein, schrieben auf eine eingemauerte Marmorplatte mit goldenen Buchstaben: „Hier ist das beste Quellwasser,“ und glaubten wirklich in ihren neuen Cisternen das ewige Leben zu finden. Und damit mehr Leute zu ihren neuen Cisternen kommen würden, als zu der wahren Quelle, verstopften die bösartigen Leute die Röhren derselben, warfen Koth und Steine in das Wasser derselben, schlugen den Schöpfgeschirren den Boden aus, und schoben die Schuld von allem Dem auf die Quelle, indem sie sagten: „sie sei eine ärmliche, unreine Quelle, und ihre ersten Freunde hätten vor Durst in dürren Sandwüsten verschmachten müssen.“

Da traten geschickte Männer auf, studierten über die Quelle, anstatt davon zu trinken, schrieben über dieselbe große Bücher, und erhoben ihren Nutzen mit großen Lobsprüchen. Auch ließen sie sich die Quelle in ihrem Studierzimmer aufmalen, oder trugen ein Gemälde derselben an dem Halse, oder an der Brust, oder in der Rocktasche. Auf diese Weise glaubten sie schon vor dem Verschmachten in den Tagen der Dürre sicher zu sein, und sahen mit Verachtung auf diejenigen, welche, um zu trinken, zu der Quelle kamen.

Endlich kamen Einige mit breiten, Andere mit schmalen Denkzetteln, und suchten zu beweisen, es gäbe im ganzen Königreiche gar keine solche Quelle, und es seien daher alle Erzählungen von ihr und von der Kraft des Wassers eitle Erdichtung und Schwärmerei.

Vergebens traten weise Männer auf, und bewiesen das Dasein und die Wohlthätigkeit der Quelle; denn nun ergingen auch über sie alle jene Lästerungen und Streitigkeiten, die bisher über die Quelle selbst statt fanden.

Und was bedeutet nun die Geschichte von der Brunnquelle?

Die Brunnquelle mit ihren unzähligen Röhren und Oeffnungen ist ein Bild Jesu Christi, der Seinen treuen Dienern unerschöpfliche Schätze Seiner Wahrheit und Gnade darbietet; denn Er sagte ja selbst zur Samariterin am Jakobsbrunnen: „Wer von dem Wasser trinkt, das Ich ihm geben will, den wird es ewig nicht mehr dürsten. Das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die ins ewige Leben fortfließt.“ (Joan. IV, 14.) Was frisches Quellwasser für den vor Durst Lechzenden in der heißen Mittagsstunde ist, das ist die Lehre und der Geist Jesu für alle Unwissende, Reumüthige und Trostlose. Jesus will uns in unserm eigenen Herzen eine ewig unerschöpfliche Quelle der Wahrheit, Heiligkeit und Seligkeit öffnen. Und was könnten wir uns Besseres wünschen?

Die gutgesinnten Einwohner jenes Königreiches, die zur Quelle kamen, um ihre Gefäße mit Wasser zu füllen, und damit ihren Durst zu löschen, sind jene Menschen, die ein Verlangen in sich haben, weise, gut und selig zu werden, und daher die Lehre Jesu befolgen.

Jene trägen Leute aber, die, statt zur Quelle zu kommen, verfälschtes Wasser kauften, und dadurch noch kränker und gebrechlicher wurden, sind jene Menschen, die träg im Guten sind, und statt das Wort Gottes anzuhören, die Gnadenschätze unserer heiligen Religion zu gebrauchen, oder andere Tugendmittel anzuwenden, ihr ewiges Heil aus schlechten, ketzerischen Büchern holen.

Die bösartigen Leute, welche die heilsame Quelle für giftig ausgaben, sich eigene Cisternen gruben, und darin das ewige Leben zu finden hofften, sind die Irrlehrer. Auch diese geben in ihrer Verblendung vor, die Lehre der katholischen Kirche sei mangelhaft; ihre Lehre aber allein vollkommen, und errichten sich eigene Ge-

meinden. Damit sie aber immer mehr Anhänger gewinnen könnten, wird von Manchen aus ihnen alle Bosheit und Gewalt versucht, schwache Gemüther einzuschüchtern, und für ihre falschen Lehren zu gewinnen.

Den Männern, welche, statt von der Quelle zu trinken, derselben in ihren gelehrten Schriften alles Lob spendeten, die Quelle in ihrem Zimmer aufmalen ließen, oder Bildnisse derselben an ihrem Leibe trugen, gleichen jene Menschen, welche meinen, daß die Lehre oder der Geist Jesu bloß in gelehrten Spitzfindigkeiten oder äußern Handlungen bestehe, während sie in ihren gewohnten Sünden und Lastern fortleben könnten.

Endlich sind diejenigen, welche das Bestehen einer so wohlthätigen Quelle läugnen wollten, ein treues Bild der Ungläubigen, welche auch zu beweisen suchen, es gäbe keinen Gott, und die Wunder Seiner Allmacht, Weisheit und Güte läugnen, oder nur den wirksamen Kräften der Natur zuschreiben.

Wir wollen es aber vielmehr mit den bessern Unterthanen in jener Parabel halten, uns an der heiligen Quelle des ächten Christenthums erquicken, und wir werden darin auch wirklich das ewige Leben finden. (Nach Sailer.)

dd) Das Irrlicht. Ein Mann unternahm eine Reise in ein weit entlegenes, herrliches Land. Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Es wurde schon finster; der Wanderer konnte kaum mehr die Gegenstände, die seinem Blicke begegneten, von einander unterscheiden. Er war von dem weiten Weg sehr müde, und wünschte eine Nachtherberge. Da sah er zu seiner großen Freude von Ferne ein Licht. „Dort ist gewiß eine Hütte," dachte der Wandersmann, „ich will mich beeilen, und jene Hütte aufsuchen; vielleicht wohnen dort gute Leute, die mich liebreich aufnehmen, und über Nacht behalten." Allein jenes Licht kam von keiner Hütte, sondern von einem Irrwische, einer feurigen Erscheinung, die sich in jener morastigen Gegend zeigte. Der arme Wandersmann, der diesem Irrlichte gefolgt war, kam vom rechten Weg ab, gerieth in einen Sumpf, und erst am andern Morgen gelang es ihm, sich aus dem Moraste heraus zu arbeiten, auf den rechten Weg zu kommen, und auf diese Weise endlich an das Ziel seiner weiten Reise zu gelangen.

So ließ sich auch oft schon mancher Gutgesinnte von dem trügerischen Scheine einer Irrlehre zur Treulosigkeit gegen Gott

verleiten. Darum sollen wir immer in solchen Fällen an die Worte des heiligen Apostels Johannes denken: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“ (I. Joan. 4, 1.)

Zur Beruhigung in gefahrvoller Zeit, wo viele, sogar oft eifrigere Christen, entmuthigt von dem wahren Glauben abfallen, und einer neuen, weit um sich greifenden Irrlehre anhangen, und alle Gottesfurcht zu verschwinden scheint, möge folgende Parabel dienen:

ee) Der Weinstock *). Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte, und sehr gute Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und schnitt einmal bei Nacht mehrere der längsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am andern Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sei.

„Ich möchte weinen,“ sprach der Gärtner, „wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint.“ Allein sieh da! der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre.

So wie jener Gärtner über die Verstümmelung seines Weinstockes höchst betrübt war, mag auch schon manchem eifrigen Christen zur Zeit einer neuen, sich ringsumher verbreitenden Irrlehre das Herz geblutet haben, wenn er die grauenvollen Verheerungen ansah, welche der böse Feind, der Vater der Lüge und des Irrglaubens, in dem Weinberge des Herrn, der katholischen Kirche, anrichtete. Schon manche fromme Seele hielt in so gefährlicher Zeit dafür, es sei um den wahren Glauben für immer geschehen. Doch nein! Gott wußte jederzeit wieder alle Leiden Seiner heiligen Kirche zum Besten zu lenken. Denn so wie jener Weinstock nach seiner Verstümmelung noch schönere Trauben trug, als vorher, ging auch die katholische Kirche, dieser herrliche Weinberg Gottes, immer wieder mit größerer Macht und Schönheit aus ihren Bedrängnissen hervor. Gerade dasjenige, womit ihr der böse Feind schaden wollte, gereichte ihr zum Heil. Auch die Glaubensspaltungen waren, so großes Unglück sie auch stets anrichteten, unter Gottes Leitung für Seine heilige

*) Sieh: Chr. v. Schmid's „kurze Erzählungen.“

Kirche nicht ohne Segen. So wie ein Gewitter die Luft von faulen Ausdünstungen reinigt, und das Wachsthum der Pflanzen befördert, so dienten auch jederzeit jene harten Schläge dazu, von der katholischen Kirche gleichsam ihre faulen Bestandtheile, d. i. jene ihrer Mitglieder abzusondern, welche ohnehin früher schon Gott nur mit größter Lauigkeit gedient hatten, die Bessergesinnten aber von ähnlicher Verirrung abzuschrecken, und zu größerm Wachsthum im Guten anzuspornen. Und wie herrlich zeigt sich dann die Erbarmung Gottes an einem solchen verlornen Sohne, der von den Wegen des Irrglaubens zu seiner heiligen Mutter — der katholischen Kirche — heimkehrt! Ist ein solches Wunder göttlicher Vaterhuld nicht wieder ein reicher Ersatz der Kirche, den sie durch den Verlust einiger ihrer Angehörigen erleidet? Ueberdieß wird der Glaube den andern Christen gerade durch ihre Kämpfe, welche sie wegen desselben mit den Ketzern bestehen müssen, ein noch viel kostbareres Gut; denn jeder Mensch hat das Eigene an sich, daß er ein Gut viel höher schätzt, je größer die Gefahren und Kämpfe sind, die er, um dasselbe zu bewahren, erdulden muß. Die schönsten Tugenden eines Christen, die Starkmüthigkeit im Glauben, die Sanftmuth und liebreiche Duldung Andersgläubiger könnten gar nicht gedeihen, wenn es nicht zuweilen Glaubensspaltungen gäbe. Die christlichen Gemeinen lernen in so gefahrvoller Zeit, durch das traurige Beispiel ihrer abtrünnigen Brüder gewarnt, einsehen, wie sehr sie einer geistlichen Leitung bedürfen, und hängen mit desto größerer Treue an ihren Seelenhirten, sichtlich erbaut durch den unerschrockenen Muth, mit welchem diese das anvertraute Gut des Glaubens gegen die ungerechten Angriffe der Irrlehrer vertheidigen, und die Oberhirten sind in so gefahrvoller Zeit noch rastloser bemüht, ihre Schäflein vor der Verführung und dem Irrglauben zu schützen. Die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, zu welchen der einreißende Irrglaube gewöhnlich die nächste Veranlassung darbot, enthalten einen kostbaren Schatz der trefflichsten Gesetze, wodurch die Glaubens- und Sittenlehren näher erklärt, und die kirchlichen Gebräuche festgesetzt wurden. So brachten also immer die Umtriebe der Ketzer, ungeachtet aller Verheerungen, welche sie sonst anrichteten, doch wieder unter Gottes Leitung der Kirche nicht unbedeutenden Nutzen; sie waren, wie die Verfolgungen der Christen, gleichsam ein Schmelztiegel, aus welchem die Christenheit wieder geläutert und rein, wie das Gold

hervorging; ein Probierstein, wodurch man das edle Metall ungeheuchelter, wahrer Frömmigkeit von dem werthlosen Erz gekünstelter Gleißnerei und zweifelsüchtiger Lauigkeit unterscheiden lernte. Deßhalb schreibt auch der heilige Apostel Paulus an die Corinther: „Es müssen unter euch Ketzereien sein, damit, die unter euch bewährt sind, offenbar werden." (I. Cor. XI, 19.) Der Gewinn aber, den die Ketzereien durch Gottes Fügung Seiner heiligen Kirche gebracht haben, kommt eben so wenig auf die Rechnung ihrer Anführer, als die Söhne Jakobs der Erhöhung des von ihnen gemißhandelten und verkauften Bruders Joseph, oder Judas, der schändliche Verräther Christi, der Erlösung der Welt sich rühmen konnte. Die Ehre gebührt nur dem Allgütigen allein, der selbst die Fehler der Menschen zum Besten derselben lenkt, und aus jenen ihr größtes Heil sogar zu bereiten weiß. Ihm sei Lob und Preis in alle Ewigkeit! —

Obwohl wir aber jede Irrlehre fliehen und verabscheuen sollen, so ist es doch unsere Pflicht, Alle, die sich zu einer falschen Lehre bekennen, und daher nicht zur katholischen Kirche gehören, nicht lieblos zu verurtheilen, sondern sie zu lieben, durch sanfte Belehrung und gute Beispiele zur Erkenntniß und Annahme der Wahrheit zu führen, und für sie zu beten. Können wir denn einem Blinden zürnen, der aus einer unreinen Quelle trinkt? Ist es nicht ebenso thöricht, als grausam, einen Menschen aus eben diesem Grunde zu verachten, weil er noch nicht so glücklich ist, Gott, die Quelle alles Guten zu kennen? Gilt nicht das Wort des heiligen Apostels Jakobus, das er von der Liebe gegen die Sünder ausspricht, auch von den Irrgläubigen: „Wer einen Sünder von seinem Irrwege zurückführt, rettet dessen Seele vom Tode, und bedeckt die Menge der Sünden." (Jac. V, 20.) Möchten wir doch immer die Worte des heiligen Ambrosius erwägen: „Nichts ist härter, als wenn der Irrende so verlassen ist, daß er sich selbst nicht zurechtfinden kann!" (S. Ambr. de Cain et Abel.)

Beispiele. aa) Der heilige Johannes Chrysostomus. Als der heilige Johannes Chrysostomus Erzbischof von Konstantinopel war, wurde eine reiche Frau, welche von Irrlehrern verblendet, sich von der katholischen Kirche getrennt hatte, schwer krank. Alle ärztlichen Mittel, welche sie anwandte, blieben vergebens. Da ließ sie sich vor die Kirchenthüre tragen, und bat den heiligen Chry-

sostomus: „Geistlicher Vater, hilf mir doch! Ich will dann gewiß die Irrlehre aufgeben, und den katholischen Glauben annehmen." Der heilige Mann ließ Weihwasser bringen, besprengte sie mit demselben, und sprach: „Steh auf, und geh im Namen Jesu!" Sie war von dieser Stunde an gesund, und bekehrte sich sammt ihrem Mann und ihren Kindern zum katholischen Glauben.

bb) Petrus Canisius. Wie sehr dieser ehrwürdige Mann bemüht war, Irrgläubige zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, haben wir schon oben aus einer edlen Handlung desselben gesehen. Hier noch ein Beispiel. Eine Dame vom ersten Range, Sibilla von Eberstein, Gemahlin des Grafen Markus Fugger, im Irrthum erzogen und herangewachsen, konnte weder den Anblick, noch viel weniger die Ansprache der Jesuiten vertragen; so gräßlich war das Bild, das man ihr von diesen Ordensmännern gemacht hatte. Und dennoch war es ein Jesuit, dessen sich unser Herr bedienen wollte, um sie auf den guten Weg wieder zurückzuführen; und dieser Jesuit war Vater Canisius. Denn da sie einst nächtlicher Weile ruhig auf ihrem Bette schlief, glaubte sie diesen gefürchteten Mann im Traume zu sehen, sie ernstlich mahnend, auf ihr Seelenheil zu denken, und zur katholischen Religion, als dem einzigen Wege, der sie zum Heile führen könnte, wieder zurückzukehren. Eine plötzliche Umänderung, die beim Erwachen in ihrem Herzen vorging, überzeugte sie, daß dieser Traum nicht das Spiel der Einbildung war, und daß der Himmel, der sich bisweilen, wie man in der heiligen Schrift liest, durch Träume erklärt, auch diesen nicht ohne Absicht ihr vor die Augen geführt habe. Voll von diesen Gedanken, befahl sie den folgenden Tag, daß man den Vater Canisius ihr holen sollte. Man eröffnete ihm den Wunsch der Dame, und er erschien ohne Verzug. Während er aber von dem Grafen Markus aufgehalten wurde, und etwas länger brauchte, war sein Begleiter unterdessen zufälliger Weise zur Gräfin gekommen. „Dieß ist der Mann nicht, der mir erschien;" sagte die Dame, als sie ihn sah. „Mit Vater Canisius wünsche ich zu sprechen." — In diesem Augenblicke trat Canisius ein; und kaum hatte die Gräfin ihn erblickt, als sie ihn auch schon erkannte, und sprach: „Ja, der ist es, den ich im Traume sah." Dann richtete sie das Wort an ihn, und sagte: „Euch, mein Vater, hat unser Herr mir befohlen, zu hören; Ihr sollt mir im wahren Christenthume Unterricht geben." Vater Canisius gewährte ihre Bitte mit desto größerer Bereitwilligkeit, da die Decke des Vorurtheils, welche bisher über ihren Augen lag, nun gehoben war. Die Protestanten sahen voraus, daß der Uebertritt dieser Dame,

die ihnen bisher so viele Ehre machte, für sie ein schrecklicher Streich wäre, und wandten alle Bitten, Drohungen, Verheißungen an, um ihn zu verhindern; aber Alles war vergebens. Die Gräfin schwur ihren Irrthümern mit großer Freude ab. „Ich preise Gott," sagte sie, „denn da ich bis auf diese Stunde bei allen Bitten und Vorstellungen meines Schwagers und meines Gemahles, die unaufhörlich in mich drangen, die römisch-katholische Religion anzunehmen, unempfindlich war, so wird nun Niemand sagen können, daß der Glanz des Goldes und der Edelsteine mich verblendet, daß Fleisch und Blut mich verleitet haben, meinen Glauben aus niedrigem Eigennutz zu verläugnen. Durch Gottes Gnade kann ich solche Vorwürfe standhaft verachten." Sie opferte, um die Beleidigungen, die sie Jesu Christo im heiligsten Altarssakramente zugefügt, ihre kostbaren Kleider zum Schmuck der Altäre, und unterstützte, beseelt von dem Wunsche, der Religion würdige Diener zu verschaffen, mehrere arme Schüler, die sie in dieser Absicht studieren ließ.

(Lebensgesch. des ehrw. Petr. Canisius.)

cc) Pater Joas und Pastor Brem. In einem kleinen Städtchen in Schwaben lebte in einem Kapuzinerkloster ein herzensguter Mann, der Pater Joas genannt wurde. Im ganzen Kloster war Niemand, der den guten Joas nicht liebte; denn mit dem redlichsten Herzen verband er Verstand und eine edle Denkungsart. Da geschah es oft, daß ihm von dem Vorstand des Klosters das Geschäft der Sammlung übertragen wurde. Joas kam in keine Gegend, wo er nicht zehnfach das Almosen vergalt, das man ihm gab; denn hier verbreitete er Trost unter Unglückliche, dort söhnte er Feinde aus; hier vereinigte er in Zwietracht lebende Eheleute, und sammelte mehr Schätze für seine Seele, als Lebensmittel für sein armes Kloster. Vor Allem ließ sich Joas angelegen sein, den Leuten Menschenliebe und Duldung einzuflößen. „Seht, liebe Leute!" sagte er, „ihr lebt da mitten unter Menschen, die eine andere Religion haben, als ihr. Ich bitte euch, vertragt euch mit ihnen, seht sie als eure Brüder an, und betet für sie. Disputirt nie, wenn ihr zusammen kommt; denn beim Disputiren will jeder recht haben, und das empört die Gemüther, und bessert nicht. Nur die Liebe hat eine anziehende Kraft. Die Lutheraner sollen euch zuvor wegen eurer frommen Lebensart und thätigen Menschenliebe schätzen, dann werden sie euch lieben, und sich von der Heiligkeit eures Glaubens überzeugen, der so gute Menschen aus euch bildete."

So dachte Joas; allein Pastor Brem, der in der benachbarten

Gegend, in einem protestantischen Dorfe lebte, dachte nicht so. Dieser war äußerst unduldsam; denn es gibt in jeder Religion unduldsame Menschen. Er konnte keinen Katholiken leiden; in mancher Predigt forderte er, statt seine Pfarrkinder in der Nächstenliebe zu unterrichten, dieselben zum Hasse gegen die Katholiken auf, und schilderte den Kindern den Papst als ein Ungeheuer, das Tigerklauen hätte, und alle protestantischen Kinder fressen wollte. „Die Kapuziner," sagte er zu den Kindern, „sind wilde Männer, und ziehen den Kindern die Haut über die Ohren," und brachte eine so ungewöhnliche Furcht unter die Leute, daß man allgemein in diesem Dorfe, wenn man unartige, böse Kinder schrecken wollte, ausrief: „Kinder, seid brav, sonst kommt der Papst oder der Sammelpater!" Pater Joas wußte das Vorurtheil dieses Mannes, und es schmerzte ihn von Herzen, und er flehte oft in seiner Seele zum Himmel, Gott möchte ihm doch eine Gelegenheit geben, diesen Pastor auf bessere Gesinnungen zu bringen.

Pastor Brem hatte einen verwaisten, kleinen Vetter angenommen, der die Freude seines Lebens war, und Thoms genannt wurde. Thoms spielte einst mit mehrern Knaben im Dorfe, als eben der gute Pater Joas bei ihnen vorbei ging. Da ließen alle Knaben ihre Spielwerke liegen, eilten, unter dem allgemeinen Geschrei: „Der wilde Mann! der wilde Mann!" ihm nach, und warfen Koth und Steine auf den armen Mann. Ruhig ging Joas seiner Wege; er bedauerte die Jungen, ihrer verdorbenen Sitten wegen; er zürnte ihnen aber nicht. Nun geschah es, daß er über eine Brücke gehen mußte. Er wurde noch immer von den bösen Buben verfolgt; er war mit Schlamm und Koth bedeckt; sein Gesicht blutete, und helle Thränen standen ihm in den Augen. Da glitschte, als die Buben über die Brücke liefen, Thoms aus, und fiel in den Bach. Joas sah es; ohne sich viel zu besinnen, sprang er über die Brücke in's Wasser, und rettete den Knaben vom Tode. Vater Joas brachte den Knaben zu seinem Onkel Brem zurück, der, voll Schrecken über das Unglück seines kleinen Thoms, in den Lehnstuhl gesunken war. Beschämt erkannte Pastor Brem, wie unrecht er dem Vater Joas gethan hatte. Er bat den guten Joas um Verzeihung, und lud ihn ein, bei ihm einige Tage zu bleiben, was dieser auch annahm. Von dieser Zeit an legte Pastor Brem seine Vorurtheile gegen die Katholiken gänzlich ab. Er suchte nun Frieden und Verträglichkeit gegen die Katholiken seinen Pfarrkindern einzuflößen, und sagte oft zu ihnen: „Liebet auch Andersgläubige, als eure Brüder, und hasset sie darum nicht, weil man sie anders denken gelehrt hat, als euch."

Nach einigen Tagen kehrte Joas in sein Kloster zurück, und wurde von dem Quardian mit großer Freude wieder empfangen. Allein die Geschichte, die dem guten Vater Joas begegnete, war schon in dem Kloster bekannt. Einige Väter murrten wider das Betragen des Pater Joas, und fanden es gar nicht für gut, daß er sich so lange bei dem Pastor aufgehalten habe. „Das ist offenbar ein Aergerniß," sagten sie aus unüberlegtem Eifer, „man kann sich gar nicht vorstellen, wie ein Mönch aus dem Orden des heiligen Franziskus mit einem lutherischen Pastor Freundschaft pflegen mag." Unter den Unzufriedenen war Pater Valentin einer der Ersten, der immer murrte, und verlangte, daß der Quardian ihn verurtheile, und ihm eine Strafe auflege.

Nach vier Tagen kam Pater Valentin in die Zelle des guten Joas, und weinte bittere Thränen der Reue. „Verzeih mir, lieber Bruder!" sagte er. „Ich habe nun eingesehen, daß ich dir unrecht gethan habe. Der nämliche Pastor Brem, bei dem du warst, hat in der verflossenen Nacht meine Eltern gerettet. Er selbst wagte sich mit Lebensgefahr in ihr brennendes Haus, und rettete das Beste von ihrem Vermögen. Durch seine Bemühungen wurde das Feuer gelöscht, und der Markt dem drohenden Unglücke entrissen. Lies diesen Brief. Wie leid thut es mir, daß ich so unverträglich war!" Joas umarmte ihn, und versicherte, daß er ihm schon längst verziehen habe. Alle freuten sich im ganzen Kloster über dieses edle Betragen, und der Quardian ließ auf einen bestimmten Tag den Pastor Brem zu sich bitten, und sie feierten ein schönes Fest der Menschenliebe. Ein ehrwürdiger Greis, der Senior des Klosters, weinte Thränen der Freude an diesem Feste, und schrieb diesen Tag, als den herrlichsten seines Lebens, auf.

dd) Kaiser Karl V. im Kloster. Nachdem Kaiser Karl V. seine Regierung niedergelegt, und sich in das Hieronymitenkloster St. Just in Spanien zurückgezogen hatte, beschäftigte er sich, außer den religiösen Uebungen, mit Kunst und Wissenschaft. Besonderes Gefallen fand er an mechanischen Beschäftigungen, wobei er sich besonders der Leitung des Mathematikers und Mechanikers Turriano bediente. Einst kam er auf den Gedanken, zwei Uhren in vollkommen übereinstimmenden Gang zu bringen, was ihm aber trotz seines wochenlangen Nachsinnens und Versuchens nicht gelingen wollte. „Sieh," rief er endlich, „jetzt kann ich nicht einmal zwei Zeiger in Ein Joch bringen; um wie viel weniger dürfen wir uns wundern, oder zur Ungeduld hinreißen lassen, wenn Andere, trotz aller unserer Bemühung, dennoch in Glaubenssachen anders denken, als wir." (Nach Pfeffel.)

Möchten wir doch im Umgange mit Andersglaubenden es stets beherzigen, daß nicht die Bekämpfung der Gegensätze, sondern das Hervorheben des Gemeinsamen zur Vereinigung führt, und an die Worte des heiligen Augustin denken: „In necessariis sit unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. In nothwendigen Dingen sei Einheit; in zweifelhaften Freimüthigkeit; in Allem aber Liebe."

O laßt uns Alle lieben, Brüder!
Dieß ist des Glaubens stärkster Ruf;
Nicht spotten fremder Sekten Lehren,
Zum Glauben zwang selbst Christus nicht;
Durch unsern Wandel zu bekehren,
Dieß, Brüder, dieß sei unsre Pflicht.

§. 21. Leichtgläubigkeit und Wankelmuth.

c) Es gibt auch viele Leute, welche zwar nicht so boshaft sind, die von Gott geoffenbarten Wahrheiten hartnäckig zu verwerfen, sich aber so schwach im Glauben zeigen, daß sie bei der kleinsten Anfechtung schon in demselben zu wanken anfangen, und den betrügerischen Vorspiegelungen der Irrlehrer glauben. Solche gleichen wirklich dem Fähnlein auf dem Dache, oder einem Schilfrohr, welches bei dem geringsten Lüftchen sich schon bewegt, oder, wie der heil. Apostel Paulus sagt, Kindern, die von jedem Winde der Lehre umgetrieben werden. (Eph. 4, 14.) Auch der Leichtgläubige und Wankelmüthige kann Gott nicht gefallen; denn so wie ein wahrer Diener Gottes seine höchste Verehrung und Liebe gegen Ihn dadurch zeigt, daß er Alles glaubt, was von Gott und Seiner Kirche ihm geoffenbart wird, so fordert ihn auch auf eben dieselbe Weise seine heilige Pflicht auf, das nicht zu glauben, was die Verführer und Feinde Gottes Falsches vorbringen. Ein Leichtgläubiger und Wankelmüthiger hat nur eine Hand breit zum Unglauben, und einen Finger breit zur gänzlichen Treulosigkeit und Verläugnung Gottes. Deßhalb ermahnte auch der heilige Apostel Paulus seinen geliebten Schüler: O Timotheus, bewahre die dir vertraute Lehre, und vermeide die nicht zur Religion gehörigen, eiteln Geschwätze und die Streitfragen jener fälschlich sogenannten Weisheit." (I. Tim. 6, 20.) Und Vinzenzius Lyrinensis spricht: „Nur jener ist ein wahrer und ächter Katholik, welcher nichts der göttlichen Religion, dem

katholischen Glauben vorzieht, und in demselben fest und standhaft bleibt." (Vinc. Lyrin. in suo Commonitorio, cap. 25. in princ.)

Beispiele. aa) So lange Petrus voll Glauben und Vertrauen war, konnte er ruhig und getrost auf dem Meere wandeln; als er aber in seinem Glauben und Vertrauen wankte, fing er an, zu sinken. So wie er aber sinkend rief: „Herr, hilf mir!" sollen auch wir, wenn unser Glaube schwach wird, und wir in Gefahr sind, in den Stürmen des Lebens, und in den Fluthen der Trübsal unterzugehen, zu Jesum aufblicken, und zu Ihm um Stärke und Rettung flehen.

bb) Der Schneetempel. Es verbreitete sich einst in mehrern Dörfern Bayerns ein großes Uebel. Unter dem Landvolke befanden sich nämlich viele boshafte Leute, welche sagten, man habe sich vom wahren Christenthum ganz verirrt, und man müsse wieder das alte hervorsuchen. Zuerst hatte man mit diesem Irrthume ganz still gethan; später ließ man ihn laut werden, und es gab nun Viele, welche solchen thörichten und sündhaften Reden Gehör schenkten. Auch Veit, ein wohlhabender Bauer in Eden, einem anmuthigen Dörflein, der außer seines angeborenen Trübsinnes allen Pflichten eines frommen Christen sonst nach gekommen war, glaubte den falschen Grundsätzen seiner Verführer. Er hörte keine heilige Messe mehr, ging nicht mehr zur heiligen Beicht und Communion, und sagte, es geschehe in unsern Kirchen nichts mehr auf eine gültige Weise, weil das rechte Christenthum verloren gegangen war. Er war gegen seine Ehegattin, seine Kinder und Nachbarn sehr unverträglich, und wurde dadurch den bessergesinnten Nachbarn zur Last; den minder Guten aber zum Gespötte; denn man konnte von ihm nichts hören, als nur Klagen über die Verdorbenheit der Welt und den Verfall des Christenthums. Auch ging ihm nichts mehr gut von Statten; und der Segen Gottes schien von seinem Hauswesen zu weichen. Diese traurige Geisteskrankheit ihres Mannes war seiner Ehegattin, welche Sabine hieß, ein großes Leiden. Sie weinte oft in mancher schlaflosen Nacht viele bittere Thränen, und flehte zu Gott um Erleuchtung für ihren Mann. „Sieh, lieber Veit!" sagte sie oft zu ihrem Manne, „du mußt es selbst sagen, daß du mit deiner Seele und auch im Hauswesen nicht besser daran bist, seitdem du es mit den Leuten hältst, welche die heilige Kirche verachten. Du solltest ja den Baum nach den Früchten beurtheilen. Seitdem du nimmer beichten gehst, und an unserm Gottesdienste keine Freude mehr hast, bist du nimmer so getrost in Kreuz und Leiden, und hast am Guten nicht mehr die Lust, wie in den frühern Zeiten.

O laß dir doch dein gutes Herz nicht so verderben!" So sagte sie zu ihm mit einer Freundlichkeit, wie sie nur aus einer guten, treuen und sanften Seele kommen kann. Allein alles Zureden und Ermahnen war bei ihrem Manne vergebens. Er wurde zwar dabei ein wenig schamroth, und starrte mit seinen düstern Augen so auf den Boden hin; allein sobald er zu seinen falschen Freunden kam, waren wieder alle guten Vorstellungen seiner Ehefrau augenblicklich vergessen.

Sabine hatte einen Vetter, der Kaspar hieß, und der ein guter, christlich denkender Mensch war. Dieser wurde von Allen wegen seines guten Herzens geliebt, und auch Veit hatte ihn nicht ungern. Kaspar hatte mit diesem großes Bedauern, und beschloß, ihn von seiner tödtlichen Krankheit des Geistes zu heilen. Nur wartete er immer auf eine passende Gelegenheit, und diese war bald gekommen. Es kam der Winter, und es fiel bald sehr viel Schnee. Um zehn Uhr Nachts, da im Dörflein schon Alle ruhten, kam Kaspar mit einigen braven Jünglingen und Männern, wie es schon verabredet war, auf dem schönen Platze vor dem Hause des Veit zusammen. Hier besprachen sie sich noch mehr über die Ausführung ihres lobenswerthen Vorhabens; dann ballten sie große Massen Schnee zusammen, gaben ihnen mit Hacken eine so schöne Form, daß sie großen Quaderstücken glichen, thürmten auf zwei Seiten hohe Mauern von Schnee auf, und erbauten auf diese Weise einen Tempel von hinlänglicher Geräumigkeit. Eine größere Mühe erforderte das Dach, das gleichfalls aus Schnee bestehen sollte, und dessen Bau nach vieler Bemühung gelungen war. Auch einen kleinen Altar, wie auch eine niedliche Kanzel sammt Stiege brachten sie, obwohl ihnen von der Arbeit im Schnee die Hände glühten, bei dem Scheine zweier kleiner Laternen zu Stande. Der vollendete Schneetempel, der ungefähr fünfzig Schritte vom Hause entfernt war, nahm sich im Mondscheine ungemein lieblich aus. Nun weckten sie den Veit auf, und führten ihn zu dem Schneetempel. Da sagte Kaspar: „Es ist das Ganze, mein lieber Vetter! kein leerer Spaß. Jetzt höre nur; ich will es dir schon deutlich erklären. Du bist mit unserer Kirche nicht mehr zufrieden, weil du einigen Leuten, die recht sonderbar thun, anhängst, und sagst, die katholische Kirche habe nimmer das rechte Christenthum. Darum haben wir in dieser Nacht für dich und deine gleichgesinnten Freunde einen eigenen Tempel erbaut. Er ist zwar nur aus Schnee, und wird in der Hitze der Sonne bald zergehen; aber ebenso vergänglich und eitel ist auch der Irrthum, dem du anhängst. Denn Alles, was gegen die Lehre und gegen die Einigkeit der katholischen Kirche ist, vergeht, wie der

Schnee an der Sonne, und wird von Gott zernichtet, der die ewige Wahrheit ist."

So sprach Kaspar, und sieh! das Licht der göttlichen Gnade schien in dem Herzen des bethörten Veit aufzugehen; er gab seine falschen, menschenfeindlichen Grundsätze auf, und wurde wieder ein braver, christlich gesinnter Mann. Sabine pries sich als die glücklichste Ehegattin, und der Segen Gottes kehrte abermals in sein Haus zurück. (Nach Th. Nelk.)

cc) Der Specht. Ein ehrwürdiger, weiser Mann lebte in einer sehr gefährlichen Zeit, in welcher Viele von der katholischen Kirche abfielen, und den Irrlehrern anhingen, und blieb, trotz aller Versuchungen, dem wahren Glauben getreu.

Ein frommer Jüngling, dem an seinem Seelenheile sehr gelegen war, fragte ihn: „Bester Vater! sage mir doch, wie du es anfängst, bei allen Anfechtungen im wahren Glauben standhaft zu bleiben?"

Der fromme Greis sprach: „Lieber Sohn! gewöhne dich, auf Alles mit deiner Seele zu horchen, was dich die Schöpfung Gottes lehrt, und du wirst auch in den schwierigsten Lagen des Lebens nicht ohne Rath und Hülfe sein. Sieh, die Spechte, diese schwarzen Vögel, welche ihr rother Fleck auf dem Kopfe kennbar macht, fliegen gewöhnlich nur zu den kranken, unfruchtbaren Bäumen herzu, um sie mit ihrem geraden, eckigen Schnabel zu durchlöchern, und aus ihrer morschen Rinde die Würmer herauszuhacken. So suchen auch die Irrlehrer gewöhnlich nur diejenigen zu gewinnen, bei welchen sie schon wissen, daß ihre schlechten Grundsätze Gefallen finden. Denn solche Leute sind selbst schwach oder krank in ihrem Glauben, und haben selbst an den Würmern ihrer verderblichen Leidenschaft viel zu leiden. Entferne daher dieselben aus deinem Herzen, suche durch den fleißigen Empfang der heiligen Sakramente, durch Gebet und andere Mittel der Tugend gute Säfte deiner Seele zu gewinnen, und du wirst, ungeachtet aller Gefahren, welche deinem ewigen Heile drohen, ein schöner, fruchtbarer Baum im Garten Gottes — der katholischen Kirche bleiben."

Laß nie den alten Christenglauben
Vom neuen Heidenthum dir rauben.

§. 22. Aberglaube.

d) Wenn Jemand das Unglück hat, das kostbare Gut der alleinseligmachenden Religion zu verlieren, und in den Unglauben zu verfallen, so geräth er gewöhnlich auch in einen zweiten Fehler, den Aberglauben, d. i. die Meinung, daß manche Dinge eine

außerordentliche Kraft haben, die ihnen weder von Gott, noch durch Gottes besondere Anordnung zukommt. Denn jeder Mensch fühlt das natürliche Bedürfniß zu glauben in seinem Herzen; wenn nun Jemand den wahren Glauben, daß wir nichts ohne Gott vermögen, über Bord geworfen hat, so sieht er sich gezwungen, statt desselben jene falsche Meinung, welche den Geschöpfen eine übernatürliche Macht zuschreibt, anzunehmen. So verfiel auch der König Saul sogleich, nachdem sein Herz sich von Gott weggewendet hatte, und sein gläubiger, frommer Sinn verfinstert war, auf den abergläubischen Gedanken, die Zauberin von Endor rufen zu lassen, damit sie ihm von dem Ausgange des Krieges mit den Philistern weissage, und so meint noch jetzt, wie die Erfahrung lehrt, mancher Ungläubige seinen Mangel an Erkenntniß der alleinseligmachenden Religion durch abergläubische Gebräuche ersetzen zu können. *) Obwohl die Protestanten uns häufig des Aberglaubens beschuldigen, findet man doch eben denselben Fehler bei ihnen oft im höchsten Grade. Daß aber der Aberglaube, ebenso, wie der Unglaube, verwerflich sei, erhellt schon aus den Worten Seneka's: „Durch die Religion wird Gott verehrt; durch den Aberglauben aber entheiligt." (Lib. 2 de Clemente ad Neronem, cap. 5. in princ.) Ebenso sagt der heilige Augustin: „Wer sich mit abergläubischen Dingen abgibt, geräth in elende Knechtschaft." (De vera religione, cap. 38.) Und der ehrwürdige Abt von Spanheim, Johannes Trithemius, spricht: „Wer dem

*) In dem nämlichen Sinne sagt W. Wilsmers, Priesterder Gesellschaft Jesu, der rühmlich bekannte Fortsetzer des „populären Lehrbuches der Religion, von Joseph Deharbe," von der Geisterklopferei, welche vor einigen Jahren so allgemein Glauben und Ausbreitung überall gefunden hatte.

Der Unglaube, welcher den Heiland im Sakrament, und Gott in der Welt nicht anerkennen will, fühlte endlich das Unheimliche seiner Lage, und erschrocken über die gränzenlose Leere, zieht er, so zu sagen, eine neue Gottheit ins Leben herab. Jeder Irrthum und jeder falsche Grundsatz wird endlich zum Rächer an sich selbst. Im heiligsten Altarssakramente wollte Gott unter den Menschenkindern wohnen, und durch wahrnehmbare Nähe ihr Sehnen stillen. Er ward mißachtet und mißkannt. Aber bald sieht sich der Mensch, der seine eigene Natur nie ganz verläugnen kann, gleichsam genöthigt, in der abentheuerlichsten oder auch schauderhaftesten Weise für die Nähe seines Gottes einen Ersatz zu suchen. Er wollte nicht gläubig sein, und wurde abergläubisch."

Aberglauben dient, läugnet die Gnade Gottes" (Epistol. ad Nicol. presbyt. Mernicens. ante finem.)

Stets will ich Alles fliehen,
Was Aberglaube ist,
Dir nie mein Herz entziehen,
Der Du mein Vater bist;
Du, der mich stets beschützet,
Du weißt auch, was mir nützet,
Dir unterwerf' ich mich!

Der Aberglaube zeigt sich in verschiedenen unchristlichen Handlungen.

Dahin gehören:

a) Der Glaube an eine Kunst, zu wissen, was die Zukunft bringe. Traumdeutung,*) Beschauung der Linien in den

---

*) Der liebe Gott bedient sich zwar oft der Träume, um die Menschen zu unterweisen, ihnen tröstliche, heilsame Wahrheiten mitzutheilen, und sie vor Gefahren zu warnen. Von solchen geheimnißvollen und prophetischen Träumen enthält die heilige Schrift viele Beispiele. So hatten z. B. Jakob, Joseph, Pharao, Daniel, die Weisen aus dem Morgenlande derlei Träume. So erblickte Alexander der Große im Traume eine ungeheuere, fürchterliche Schlange, die eine Wurzel im Rachen trug, welche, als man eine solche, nach seiner Angabe suchte, und fand, den Ptolomäus, einen seiner Feldherrn, von einer Wunde heilte, die er von einem vergifteten Pfeile erhalten hatte, und auch Andern nützte, die auf gleiche Weise waren verwundet worden. Ein solcher wahrer Traum Alexander des Großen kommt im hist. Katechismus (II. Bd., S. 131.) vor. Daß auch die Heiligen solche Träume hatten, ersehen wir aus vielen Beispielen, welche in diesem Werke auch gelegenheitlich angeführt wurden. Aehnliche Beispiele bietet auch die Erfahrung unzähliger Menschen dar. So erschien z. B. einem jungen Manne, der von den lügenhaften Gläubigern seines verstorbenen Vaters sehr bedrängt wurde, im Traume sein Vater, und zeigte ihm das verborgene Kästchen an, welches die Quittungen über die schon längst bezahlten Schulden enthielt; so erschien einer Tochter, welche ein sehr liederliches, ausschweifendes Leben führte, ihre verblichene Mutter im Traume, und brachte es durch ihre herzlichen Ermahnungen dahin, daß sie sich bekehrte; so wurde einem Familienvater auf seiner Reise durch einen Traum noch zu rechter Zeit angezeigt, sein Haus stehe in hellen Flammen, und er sollte daher seine Heimreise beschleunigen, um seine Kinder aus dem brennenden Hause zu retten, was ihm noch wirklich gelang. Bei solchen wunderbaren Träumen gilt wohl das Wort des Protagoras, eines alten Weltweisen, welcher sagte, „es gereiche dem menschlichen Leben zum Nutzen, solche zu beobachten." So weise und heilsam es aber ist, einem solchen Traume zu folgen, wäre es doch ein Aberglaube, und eines Christen unwürdig, wenn

Händen (Chiromantie), Beobachtung des Kaffeesatzes in der Christnacht, Schuhwerfen, Zinngießen, (auch „Lößeln" in manchen Gebirgsgegenden genannt,) das Achten auf das Geschrei gewisser Vögel, und noch viele Handlungen, welche die Wahrsagerei zum Ziele haben, und Gott und die gesunde Vernunft beleidigen. Schon im alten Bunde wurde die Wahrsagerei auf das strengste verboten, indem Gott durch Moses zu den Israeliten sagte: „Fraget nach keinem Dinge die Wahrsager um Rath, damit ihr durch sie nicht verunreinigt werdet. Ich bin der Herr, euer Gott." (Lev. XIX, 31.) Und in einer andern Stelle der heiligen Schrift läßt Gott durch Moses den Israeliten sagen: „Wenn ein Mensch sich zu den Zauberern und Wahrsagern wendet, und sich mit ihnen verunreinigt, so will Ich ihn mit zornigen Augen anschauen, und ihn mitten aus seinem Volke vertilgen." (Lev. XX, 6.) - In dem nämlichen Sinne redet der heilige Bernard jeden, der sich mit Wahrsagereien abgibt, so an: „Elender Mensch, wie bist du so vermessen, daß du dich unterstehst, wegen der Zukunft dir etwas Sicheres zu bestimmen! Gerade, als ob Gott, der Herr, die Zeit deiner Gewalt überlassen hätte, und Er nichts mehr anordnen könnte." Da nun die Wahrsagerei eine so große Sünde ist, so muß sie auch nothwendiger Weise jedem, der aus solchen sündhaften Dingen seine erwünschten Aufschlüsse für die Zukunft schöpfen will, großes Verderben bringen. Deßhalb spricht auch der heilige Basilius: „Siehst du, welches Uebel die Wahrsagerei bringe? Wer sich damit abgibt, und sich darauf verlegt, beraubt sich der Vorsehung und Sorgfalt Gottes." (St. Basil. in cap. 2. Isaia.) Endlich ist die Wahrsagerei thöricht und lächerlich. „Denn," sagt der heilige Ambrosius, „wie magst du den Wahrsagern Glauben schenken? Sie wissen das Ihrige nicht, wie sollen sie Fremdes wissen und können? Sie wissen nicht, was ihnen bevorsteht, wie können sie Andern die Zukunft verkünden? Es ist lächerlich, so was zu glauben, weil sie es gewiß für sich

---

man unbedingt an alle Träume glauben würde. Hier sollen wir uns die Worte der heiligen Schrift merken: „Ihr sollt nicht auf Träume achten." (Lev. 26.) Denn die wenigsten Träume haben einen Zusammenhang und eine Bedeutung; es sind nur einzelne abgerissene Bilder geschehener Dinge, die durch die aufsteigenden Dünste des Magens im Gehirn angeregt werden, und so wenig bedeuten, als die Wolkenbilder, die aus den Dünsten des Meeres sich gestalten, und Schiffe, Palläste, Felsen, Rosse vorstellen.

voraussehen würden, wenn sie das könnten." (St. Ambros. lib. 4. hexam. cap. 4.)

Beispiele. aa) Die Träume bei den Irokesen. Die Irokesen glauben, wie uns der Franzose le Beau erzählt, der sich lange unter jenem Volke aufgehalten hatte, so fest an die Wahrheit ihrer Träume, daß, wenn ein Wilder im Traume von Jemand beleidigt oder geschlagen wird, er dann denjenigen eben so bitter haßt, und für seinen Feind hält, als wenn er wirklich von ihm beleidigt worden wäre, so daß er im Stande wäre, demjenigen nach dem Leben zu trachten, der ihm im Traume nachgestellt hätte

(Jugendztg. v. Dolz.)

bb) Der Kukuk. An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel," sagte der abergläubische Jörg: „sein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigstens eine Tasche voll Geld."

„Warum denn gerade dir?" sprach Michel, der eben so abergläubisch war. „Ich sehe nicht ein, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser, als du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück."

Anstatt des schönen Morgens sich zu freuen, fingen sie nun an, zu streiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn aus einander.

Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sei, und erzählten ihm, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel sein möge.

Der Wundarzt aber lachte, und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — sondern mir. Denn Euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt; — mir aber schafft er Geld in die Tasche." (Chr. v. Schmid.)

cc) Noch ein Beispiel von dem Kukuk. Ein etwas einfältiger Waldbruder hörte einst im Walde den Kukuk zwei und zwanzig mal rufen. „Ei!" sagte er, „dieser Kukuk ist mein Glücksvogel; er hat zwei und zwanzigmal „Guggu!" gerufen; zwei und zwanzig Jahre lang also werde ich noch leben; was mache ich denn so lange in dieser Klause hier? Warum sollte ich mich vor der Zeit so lebendig begraben? Ei, ich müßte ein Narr sein, wenn ich dieses thun würde; ich will in die Welt zurückkehren, mir es zwanzig Jahre lang wohl sein lassen,

und auch kosten, was andere Weltkinder in fröhlichem Wohlsein genießen; die letzten zwei Jahre kann ich schon wieder in strenger Buße zubringen, und Alles ersetzen, was ich früher Schlechtes gethan hätte." So sprach er, verließ die Einöde, begab sich in die Welt, und führte ein freies, sündhaftes Leben. Aber wie lang? Zwanzig Jahre? O nein! der Kukuk, oder, vielmehr sein Aberglaube, hat ihn schändlich betrogen; zwei Jahre brachte er in der geräuschvollen Welt zu; dann verfiel er zufolge seiner schändlichen Ausschweifungen in eine abscheuliche Krankheit, und starb eines gräßlichen, unbußfertigen Todes.

dd) Ein Vogel als Wegweiser. Einige junge Heiden machten, wie Joseph Flavius erzählt, in Begleitung eines Juden eine Reise. Sie kamen zu einem Scheidewege, und wußten nicht, welchen von beiden Wegen sie wählen sollten. Da sahen sie einen Vogel auf einem Baume sitzen, und wie die Heiden gewöhnlich ein großes Vertrauen auf die Vögel setzten, so dachten auch jene. „Sieh," sagte Einer zum Andern, „dieser Vogel bedeutet Glück. Wollen wir daher nicht hier ein wenig warten, bis der Vogel wegfliegt? Wo er hinfliegt, denselben Weg wollen wir gehen; denn dort erwartet uns Glück. Indeß nahm aber der Jude hinter einem Gebüsch seinen Bogen, und schoß den Vogel vom Baume herunter. „Ei," sagten die Andern, „was hast du gethan! Jetzt hast du uns an unserm Glücke gehindert." „O ihr Thoren!" gab ihnen der Jude zur Antwort, „wenn der Vogel euer Glück oder Unglück hätte voraussehen sollen, warum hat er sein eigenes Unglück nicht selbst vorausgesehen, und ist nicht lieber vor dem Schuß davon geflogen?"

ee) Der abergläubische Bauer. Ein Bauer fuhr mit seinem Knechte auf einem Holzwagen in den Wald. Der Knecht, der auf dem Pferde saß, sagte zum Bauer: „Seht, da läuft uns ein Hase quer über den Weg!" Kaum hatte der Bauer ihn erblickt, so ließ er sogleich wieder umkehren. „Denn," sagte er, „es ist ein unglückliches Zeichen, wenn einem ein Hase über den Weg läuft, und wir haben heute zu Hause noch etwas Wichtiges vorzunehmen."

Am folgenden Tage fuhren sie wieder nach dem Walde. Da sahen sie einen Wolf vorbeilaufen. „Das ist ein gutes Zeichen," sprach der Bauer, „das bedeutet großes Glück." Sie fuhren in den Wald, spannten das Pferd aus, ließen es auf die Weide gehen, und fällten Holz im Walde. Wie erschrack aber der Knecht, als er nach vollendeter Arbeit Pferd und Wagen holen wollte, und nun sah, daß der Wolf das Pferd erwürgt hatte, und es eben verzehrte! „Ach!" rief der Bauer bestürzt aus, nicht der Hase, sondern der Wolf war

die Ursache meines Unglückes. Wäre mir heute, wie gestern, statt des Wolfes ein Hase begegnet, so hätte mich das Unglück, mein brauchbares Pferd zu verlieren, nicht getroffen."

ff) Die Todtenuhr. Die alte Katharina sagte zum Herrn Pfarrer: „Ich werde innerhalb acht Tagen sterben. Denn gestern und heute hörte ich in meiner Kammer die Todtenuhr schlagen, und das bedeutet den Tod." Der Herr Pfarrer suchte sie zu belehren, und sagte: „Sei getrost! Denn dieses leise Geräusch, das dem Picken einer Taschenuhr gleicht, kommt von einem kleinen, schwarzbraunen Käferchen her, das in einem Wurmloch sitzt, und das faule Holz durchlöchert." Die Frau wurde unwillig, daß der Herr Pfarrer nicht an die Todtenuhr glauben wollte. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie nach Hause, und sie lebte noch mehrere Jahre frisch und gesund.

(Heilingbrunner.)

gg) Die Kartenaufschlägerin. Agatha war in der ganzen Gegend als Kartenaufschlägerin bekannt. Sie gab vor, daß Gott ihr in der Mischung der Karten die Schicksale der Menschen offenbare. Sie prophezeite dem Einen langes Leben, dem Andern eine reiche Erbschaft, Allen aber die geheimsten Wünsche ihres Herzens. Endlich wurde die Anzeige davon dem Ortsvorstande gemacht. Die Betrügerin wurde öffentlich auf den Pranger gestellt, was ihr wohl die Karte nicht gesagt haben wird. (Ebend.)

hh) Blei gießen. In vielen Oertern pflegen die Jungfrauen in der Nacht vor Neujahr Blei zu gießen, und sich daraus theils im Scherz, theils im Ernst ihr künftiges Schicksal vorher zu sagen. Wenn man nämlich über dem Feuer Blei in einem eisernen Löffel zerschmelzen läßt, und gießt es schnell in Wasser, so bilden sich daraus allerlei Figuren, die dann Jeder nach Belieben auslegt. So sieht z. B. ein Mädchen eine Figur, die, wie sie meint, einer Wage gleicht, und ist daher überzeugt, daß sie einen Kaufherrn zum Manne bekommen wird.

Herr Salzmann hielt aber einen solchen Aberglauben eines verständigen Menschen, und eine solche Neugierde einer sittsamen Jungfrau für unwürdig. „Einer jeden," sagte er, „wird Gott geben, was ihr bestimmt ist; eine Bleigießerin ist aber keines braven Mannes werth." Er warnte daher ernstlich seine Tochter, sich mit solchen Thorheiten nicht abzugeben.

Ernestine hatte aber schon ihr Wort, auf den Abend Blei zu gießen, einigen Freundinnen gegeben, die mit ihren Aeltern den Silvesterabend bei ihr zubringen sollten. Sie antwortete daher nichts auf die

Rede ihres Vaters, und dachte, es sei ja nur ein Späßchen, von dem Niemand etwas erfahren werde.

Nachts um zwölf Uhr, nachdem die Gesellschaft sich mit einem fröhlichen Glückwunsche zum neuen Jahre begrüßt hatte, und die Punschgläser aufs Neue gefüllt waren, schlichen sich die drei Freundinnen heimlich hinauf in Ernestinens Schlafzimmer, wo schon eine Pfanne voll Kohlen, und Alles, was sie sonst noch bedurften, in Bereitschaft stand.

Es wurde sogleich das Blei über das Feuer gebracht. Die Mädchen bliesen, so sehr sie konnten, in die Kohlen; aber das dicke Stück Blei wollte nicht in Fluß gerathen. Indessen wurde Ernestine von dem Vater gerufen. In der Angst, daß ihre verbotene That aufkomme, versteckte sie die Glutpfanne mit Allem, was dazu gehörte, unter ihre Bettstelle. Sie war sehr besorgt, man möchte die Kohlen unter ihrem Bett entdecken. Sobald sie daher frei werden konnte, nahm sie sogleich ein Licht, und eilte die Treppe hinauf in die Schlafkammer. Sie kam schon zu spät. Ein dicker Rauch dampfte ihr, als sie die Thür öffnete, aus dem Zimmer entgegen, und so wie das Feuer Luft bekam, schlugen die Flammen unter dem Bette hervor. Ernestine, in Gefahr zu ersticken, wollte zurück, ließ den Leuchter fallen, und stürzte mit einem durchdringenden Schrei zu Boden.

Alles eilte jetzt hinauf. Schon stand das ganze Zimmer in Flammen, die Kleider der Unglücklichen brannten, und die Haare waren ihr vom Kopfe weggesengt. Ihr Leben wurde zwar gerettet; drei Wochen lang aber schwebte es in Gefahr; und sie mußte mit den entsetzlichsten Schmerzen ihre abergläubische Handlung büßen.

Ein großer Theil des Hauses ging in Flammen auf, so daß Ernestinens Eltern einen bedeutenden Schaden erlitten.

(Nach „Palamedes," oder Erzählungen v. Dr. Fel. Sternau.)

ii) Die abergläubische Base. Magdalene wurde als ein kleines Kind von einer alten Base auferzogen, welche ihr allerlei abergläubische Dinge vorsagte. Einst hatte Magdalene gehört, daß man Geld fände, wenn man drei Freitage nach einander auf den Friedhof ginge, und sich, mit Aussprechung gewisser Worte auf die drei neuesten Gräber setzte. Weil sie nun Geld zn finden wünschte, so wollte sie den Versuch machen. Ihr Vater wußte nicht, wo sie am ersten und zweiten Freitag sei, und erkundigte sich nach der Ursache ihrer Wanderungen. Da nun Magdalene ihm ihre Absicht erklärte, so lachte er über ihre Einfalt, und fragte sie: „Weißt du es gewiß, daß schon Jemand auf diese Art Geld gefunden habe?" Magdalene sagte: „Nein!" „Nun, so wirst du auch sicherlich Keines finden," antwortete der

Vater. Bleib lieber zu Hause, und arbeite fleißig, so wirst du das Geld zwar nicht finden, aber ehrlich erwerben lernen."

(K. Thieme's sächs. Kinderfreund.)

kk) Ein Opfer des Aberglaubens. Wilhelm, der Sohn eines Webers in Görlitz, war einmal zugegen, als einige Leute sich von einer alten Frau aus dem Kaffeeschälchen wahrsagen ließen. Weil er diese Wahrsagerei für Thorheit, oder für Betrug hielt, lachte er darüber. Dieß verdroß die alte Frau, und, um sich dafür zu rächen, weissagte sie ihm, daß er noch in demselben Jahre, und zwar am siebenten September sterben werde. So sehr Wilhelm vorher darüber gelacht hatte, so war er doch über diese Prophezeiung, die ihn selbst anging, betroffen, und erzählte sie seinen Eltern.

Diese urtheilten sehr vernünftig über die Sache, und sagten: „Lieber Sohn! mache dir darum keine Sorge. Kein Mensch auf der Welt kann wissen, wann du sterben wirst; noch viel weniger kann es im Kaffeeschälchen geschrieben stehen. Du siehst wohl, daß die alte Wahrsagerin dir hat einen Possen thun wollen. Hättest du ihre Kunst nicht verspottet, so würde sie dir vielleicht etwas Angenehmes gesagt haben."

Wilhelm sah wohl ein, daß seine Eltern Recht hatten; allein er war doch nicht stark genug, um die Furcht zu überwinden, die diese Wahrsagung bei ihm erregt hatte. Ihm schmeckte weder das Essen, noch das Trinken; er konnte viele Nächte vor Furcht nicht schlafen. Alles, was ihm bisher Vergnügen gemacht hatte, war ihm gleichgültig, und arbeiten konnte er auch nicht mehr. Die beständige Angst vor dem vermeinten Todestag zehrte so sehr an seinem Körper, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, in Folge dessen er noch vor dem gefürchteten Tage, in seinen schönsten Lebensjahren starb. (Nach Ebend.)

ll) Das Glücksrad. Die alte Gertrud beschäftigte sich häufig mit Wahrsagerei und andern geheimen, abergläubischen Künsten. Unter Andern besaß sie auch ein sogenanntes Glücksrad, welches sich Viele, um Aufschluß über ihre Zukunft zu erhalten, für zwei Groschen drehen ließen. Dieses Glücksrad, an dessen Umkreise Ziffern angebracht waren, drehte sich in senkrechter Stellung um eine Axe, die mit ihrem einen Ende mit einem, mit schwarzem Tuche behangenen Kästchen verbunden war, und an dem andern einen Zeiger von Messing trug. Auf dem Kästchen lag auf der linken Seite des Rades ein sogenannter Zauberstab, auf der rechten dagegen ein schwarzes, mit verschiedenen Ziffern und Zeichen versehenes Buch. Wollte nun Jemand eine Frage beantwortet wissen, so ergriff die Alte den Stab, und schlug mit dem-

selben auf das Kästchen; sogleich setzte sich nun das Rad mit seinen Ziffern in Bewegung, und stand auf ein neues, mit dem Stabe dem Kästchen gegebenen Zeichen wiederum still. Hierauf wurde die Ziffer, auf welche der Zeiger wies, in dem Buche nachgeschlagen, und die Alte erklärte dann die dort stehenden Zeichen und Figuren, die außer ihr natürlich Niemand verstand. Die Geschichte mit dem Glücksrade blieb eine lange Zeit ein Räthsel; endlich wurden von der Regierung einige Commissäre gesandt, um die Sache zu untersuchen. Kaum hatte man die Stube der Alten betreten, als man ein leises Stöhnen vernahm, das aus dem schwarzbehangenen Kästchen zu kommen schien. Man näherte sich demselben, öffnete die Thüre des Kästchens, und erblickte ein kleines Mädchen, auf einem Schemelchen zusammengekauert. Die arme Kleine schnappte nach Luft, und war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Nur mit Mühe und langsam konnte sie die wenigen Worte hervorbringen, daß sie mit Ausnahme der Nacht und des Mittags in diesem Gehäuse auf einem Schemelchen sitzend bleiben müsse, um nach den Schlägen des Zauberstabes das Glücksrad in Bewegung zu setzen oder stille stehen zu lassen. Die arme Kleine wurde einer frommen, wohlhabenden Wittwe zur Erziehung übergeben; die Alte aber für ihre Betrügerei und Verbreitung des Aberglaubens zur zehnjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

(Nach C. A. Staudenmaier's Erzählung: „die Klopfgeister.")

mm) Der Comet. Schon in den ältesten Zeiten verbreitete das Erscheinen eines Cometen unter allen Völkern Furcht und Entsetzen. Man hielt ihn allgemein für einen sichern Boten des Unglückes. „Denn," sagt ein alter Schriftsteller:

— — Ungestraft sehen ihn Schiffer,
Sehen ihn Völker nie: mit drohendem zottigem Schweife
Kündet er Schiffen den Sturm, und Städten den kommenden Feind an *).

So sangen die Dichter, und was sie sangen, glaubte das Volk. Viele Römer meinten, es stehe eine schreckliche Empörung oder ein verheerender Krieg bevor, wenn sich ein Comet am Himmel zeigte. Auch andere Völker haben den Glauben, daß ein Comet Krieg oder den Tod großer Fürsten bedeute. Wenn der König von Korea hört, daß ein Comet komme, so läßt er seine Leibwache verdoppeln, setzt

*) — — Non illum navita tuo,
Non impune vident populi, sedcrine minaci
Nunciat aut ratibus ventos, aut urbibus hostes.
(Claudian. de raptu, 1, 2.)

sein ganzes Kriegsheer in Bewegung, und befestigt die Städte. Denn in diesem Reiche sieht man, wie auf einigen Inseln des Südmeeres den Cometen für einen Vorboten des Krieges an. Auch die Wilden Amerika's fürchten sich vor dem rauchenden Stern, wie der Comet dort genannt wird, und suchen ihn durch Lärm und Geschrei zu verjagen. Selbst in unserm sonst gebildeten Welttheile war man von jeher gewöhnt, in dem Erscheinen solcher Sterne einen Gesandten des göttlichen Zornes, einen Herold des Krieges, einen Verkündiger von Hunger und Jammer zu sehen. So erschien z. B. vor der Eroberung Constantinopel's durch die Türken ein Comet, und es wurde daher angeordnet, in allen Kirchen der Christenheit täglich, bei Tag und bei Nacht, mit allen Glocken zu läuten und öffentliche Gebete anzustellen; wer diese Pflicht vernachlässigte, wurde mit den strengsten Strafen bedroht. Der Comet v. J. 1556 soll Karl V. veranlaßt haben, seine kaiserliche Würde nieder zu legen, und in das Kloster St. Just zu gehen, und der Comet von 1618 war in Dänemark die Veranlassung zur Prägung einer Denkmünze, auf welcher man sehen konnte, wie eine große Menge Volkes zu Boden geworfen war, und flehend die Arme gegen den furchtbaren Cometen erhob; um die Denkmünze herum stand die Inschrift: „Gott gib, daß dieser Cometstern uns Besserung des Lebens lern'!" Noch in unserer Zeit, die sich auf ihre Aufklärung so viel einbildet, gibt es viele Leute, welche sich fürchten, es könnte ein Comet durch sein Zusammentreffen mit der Erde diese in's Unendliche schleudern, und zu Grunde richten. Einen Beweis davon lieferte die Geschichte unserer Tage. Denn als es einem müssigen Kopfe einfiel, das unsinnige Gerücht zu verbreiten, daß am 13. Juni v. J. in Folge des Zusammenstoßens der Erde mit einem Cometen jene zu Grunde gehen werde, so ließen sich viele Landleute von ihrer Cometenfurcht so sehr einnehmen, daß sie in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, aufhörten, ihre Felder zu bestellen, und in den Tag hinein lebten. Vergebens sagte schon mancher Weise solchen Aengstlichen, daß man von den Cometen nichts zu befürchten habe, indem diese Himmelskörper nicht zusammenhängende Massen, sondern aus bloßen Anhäufungen von feinen, durchsichtigen Theilchen bestehen, und unserer Erde höchstens bis auf 300,000 deutsche Meilen sich nähern können; daß ein solcher Zusammenstoß der Erde mit einem Cometen nicht mit Sicherheit vorher bestimmt werden kann, und daß, wenn ein solches Zusammentreffen sich ereignen würde, die Erde durch die Masse des Cometen, wie durch einen bloßen Nebel, ohne Schaden zu leiden, hindurch ginge; daß die Cometen ebenso, wie die Fixsterne und Planeten,

ein herrliches Zeugniß von der Macht, Weisheit und Güte Gottes ablegen, und uns zur Lobpreisung Seines Namens auffordern; vergebens ruft ihnen mancher Weise die Worte des Propheten Jeremias zu: „Dieß spricht der Herr: wandelt nicht auf dem Wege der Völker! Bebet vor den Zeichen nicht, vor welchen die Völker beben." Allein das Volk glaubt den unsinnigen Voraussagungen falscher Propheten lieber, als der göttlichen Schrift und der gesunden Vernunft. — Es muß doch um das Unglückprophezeien ein herrliches Vergnügen sein, weil sogar der Weiseste unter den Weisen der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Rolle eines Propheten zu übernehmen. Newton hat nämlich bewiesen, daß die Welt nicht volle 500 Jahre mehr erleben werde; denn im Jahre 2255 wird der größte von den uns bekannten Cometen der Sonne einen so gewaltigen Stoß versetzen, daß sie dadurch auf immer außer Stand gesetzt wird, den Bewohnern unserer Welt zu leuchten.

nn) Das Auslöschen des Lichtes am Weihnachtsabend. Der kleine Anton fragte einst seinen Vater: „Gestern sagte unsere alte Muhme: „Wenn man das Licht am Weihnachtsabend auslöschen läßt, so muß Jemand im Hause sterben. Ist dieses wahr?" Der Vater sprach: „Nicht nur Eines im Hause, sondern Alle müssen, mag das Licht ausgelöscht werden, oder nicht, einst sterben; denn wir sind ja Alle sterbliche Geschöpfe. Es gibt aber ein Licht, welches die merkwürdige Eigenschaft hat, daß derjenige sterben muß, der es in seinem Innern auslöscht. Dieses Licht ist — der göttliche Heiland, der von Sich Selbst sagte: „Ich bin das Licht der Welt." Darum zünden wir am Christabend so viele Lichter an, um anzudeuten, daß nach dem Erscheinen Jesu auf der Erde keine geistige Finsterniß die Völker decken soll. Dieses göttliche Licht soll unser Herz mit seinem Glanze erfüllen; denn was ist der Mensch ohne Leuchte?"

oo) Die Chiromantie. Ein gelehrter Mann im sechszehnten Jahrhunderte war ein großer Freund der Chiromantie, der Kunst, Jemanden aus den Falten der Hände seine künftigen Schicksale vorher zu sagen. Einst besuchte er einen Bürger, der ein Vater vieler Kinder war. Die Kinderchen hielten ihre Hände nach der Reihe zur Besichtigung hin. Nachdem der Gelehrte die Hände des Kleinsten mit vielem Vergnügen betrachtet hatte, sprach er zum Vater: „Dieses Bübchen wird gewiß noch ein berühmter Gelehrter werden." Der Vater lächelte, und sagte: „Nein, mein Herr! es ist ja kein Knabe; sondern ein Mädchen!" (Jugendztg. v. Dolz.)

pp) Eine Hungersnoth, als Folge des Aberglaubens. Laut eines Briefes aus dem Kafferlande vom 20. August 1857 war dieses Land in dem erwähnten Jahre allen Schrecken ein furchtbaren Hungersnoth ausgesetzt. Bekanntlich hatte ein eingeborner falscher Prophet die Kaffern durch seine Predigten zu überreden gewußt, daß sie ihre Heerden schlachteten, ihre Felder unbebaut ließen u. s. w. Sein geheimer Zweck war, die Kaffern durch die nothwendig eintretende Hungersnoth zu einem Verzweiflungskampfe gegen die englische Capkolonie zu treiben. Die Hungersnoth kam, und die Kaffern beklagten ihre Verblendung. Täglich starben Hunderte vor Hunger, und die Colonialverwaltung verwendete 4000 der Unglücklichen zu öffentlichen Arbeiten.

qq) Wetterpropheten. Ludwig XI., König von Frankreich, fragte, als er eines Tages auf die Jagd gehen wollte, seinen Sterndeuter, ob es schönes Wetter bleiben würde? Dieser gab ihm zur Antwort: „Ja!" Als der König mit seinem Gefolge in die Nähe des Waldes kam, wo die Jagd vor sich gehen sollte, begegnete ihm ein Kohlenbrenner mit einem Esel, der einen Sack Kohlen trug. Dieser sagte zum König: „Kehre sogleich um, gnädigster Herr und König! denn es kommt ein starkes Donnerwetter." Ludwig lachte über den schwarzen Gesellen, und setzte seinen Weg fort; kaum fing aber die Jagd an, als ein heftiges Gewitter losbrach, und ein Platzregen Alles umher überschwemmte, so daß der König mit schwerer Mühe nach Hause kam. Am folgenden Tage ließ Ludwig den Kohlenbrenner kommen, und fragte ihn, wo er die Wissenschaft, das Wetter voraus zu sagen, gelernt habe. Der Kohlenbrenner gab ihm zur Antwort: „Ich bin niemals in eine Schule gegangen, kann weder lesen, noch schreiben; ich habe aber einen Wetterpropheten, der mir selten die Unwahrheit sagt." „Und dieser wäre?" fiel ihm der König in's Wort. „Mein Esel," antwortete der Kohlenbrenner; „denn wenn dieser seine Ohren hängt, und sich an einer Mauer oder an einem Zaun reibt, so kommt gewiß ein Donnerwetter." Der König lachte herzlich, ließ den Kohlenbrenner nebst seinem Wetterpropheten gut bewirthen, und lernte daraus, daß man aus den Vorzeichen der Natur am besten die kommende Witterung erfahren könne.

So haben höchstens nur jene Witterungsanzeigen, die sich auf Gesetze der Natur gründen, einige Verläßlichkeit; alle andern sind ungewiß und zweifelhaft. Zu jenen gehören die Wetterprophezeiungen, die von den Vorzeichen an Sonne und Mond, den Winden, Wolken oder Nebeln, verschiedenen Thieren, als gewissen Vögeln, der Spinne,

dem Laubfrosche, dem Wetterfisch, dem Blutigel u. dgl. genommen werden. Im Allgemeinen läßt sich aber von den muthmaßlichen Witterungsanzeigen, wie man sie gewöhnlich in Kalendern findet, das sagen, was ein alter Kalendermacher zu seinem Freunde sagte: „Ich mache den Kalender; aber Gott macht das Wetter.“

Zum Aberglauben gehört auch:

b) Die Meinung, man könne nach Willkühr, mittelst Hülfe des bösen Feindes, dem Mitmenschen Schaden zufügen, seinen Leib, seine Familie, sein Gesinde bezaubern, sein Vieh und seine Habe behexen. Deßhalb sagt der heilige Augustin: „Von den Teufelskünsten ist weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen; der Teufel hat nur so viel Gewalt über uns, als es Gott zuläßt.“

Beispiele. aa) Die bezauberten Eier. Der Schultheiß eines Dorfes kam Abends in die Wirthsstube, und ließ sich einen Krug Bier und ein Paar weichgesottene Eier geben. Als er das eine Ei öffnete, fand er ein langes, schwarzes Haar darin; so ging's auch mit dem andern Ei. Die Bauern in der Stube entsetzten sich, und sagten, das gehe nicht mit natürlichen Dingen zu.

Der Schultheiß lächelte, und fragte die Wirthin, von wem sie die Eier gekauft habe? „Von des Besenbinders kleinem Lukas,“ sagte die Wirthin. Der Schultheiß ließ ihn sogleich durch den Gerichtsdiener holen. Als der Knabe in die Stube trat, sprach der Schultheiß zu ihm: „Du bist ein Dieb! Schon lange her wurden meiner Nachbarin die Eier aus den Hühnernestern gestohlen, und nie konnte sie den schlauen Dieb entdecken. Da rieth ich ihr, sie sollte jedes Ei mit einer kleinen Nadel durchstechen, ein langes Roßhaar hineinschieben, und so die bezeichneten Eier wieder in die Nester legen. Sie that es, und so hat es ein Haar an den Tag gebracht, daß du der Eierdieb seiest. — Gerichtsdiener! weiset dem Burschen das Nachtquartier im Thurme an!“ (Chr. v. Schmid.)

bb) Das bezauberte Vieh. Therese lief mit weinenden Augen zum Herrn Pfarrer, und erzählte ihm, daß ihr Vieh behext sei, indem es statt Milch Blut gäbe. Der Herr Pfarrer sagte: „Liebe Frau! Was die rothe Milch betrifft, so hat dieses nicht viel zu bedeuten. Es gibt gewisse Kräuter, welche, wenn sie das Vieh frißt, die Milch roth färben.“

Auf des Herrn Pfarrers Anrathen behielt Frau Therese auf einige Tage ihr Vieh zu Hause, und gab ihm reines und gesundes

Futter. Da gaben die Kühe bald wieder schöne, weiße Milch, wie zuvor. (Heilingbrunner.)

cc) Das Drücken der Trude. Veit trank Abends starkes Bier, und legte sich im Bette auf den Rücken. Einige Stunden darauf wurde es ihm gewaltig enge um die Brust, so daß ihm der Athem ausbleiben wollte. Er wollte um Hülfe schreien, und konnte nicht; denn es drückte ihn auf dem Herzen zu sehr. Des andern Tages erzählte er, daß ihn eine Trude gedrückt habe. (Ebend.)

dd) Die Hexe. Frau Verbe konnte nicht Butter machen, und wenn sie auch Butter erhielt, wollte ihn ihr Niemand abkaufen. „Wenn ich doch die Hexe wüßte, welche dieses Unglück über mein Haus bringt!" sagte sie zum Herrn Pfarrer.

Der Herr Pfarrer versetzte ihr: „Diese Hexe bist du selbst. Du bist die unreinlichste Hauswirthin im ganzen Dorfe; dein Körper und deine Kleider starren vor Schmutz, und deine Milchgeschirre hältst du höchst unreinlich. Daher kommt es, daß dir kein Mensch Butter und Milch abkaufen will." (Ebend.)

Ein ebenso thörichter Aberglaube ist

d) die Furcht vor Gespenstern. Der Glaube an Gespenster kommt gewöhnlich nur daher, weil man nicht recht gesehen hatte, oder die Ursache mancher Erscheinungen nicht kennt. Auch dürfen wir uns vor bösen Geistern nicht fürchten, wenn wir uns fest an Gott halten, Ihn über Alles lieben, und Seinen Willen gern und genau befolgen. „Denn," sagt die heilige Schrift, „Gott hat die Engel, die gesündigt haben, nicht verschont, sondern sie mit Ketten der Finsterniß gebunden in den Abgrund verstoßen, und zum Gerichte aufbehalten." (II. Petr. 2, 4.) Sie können uns daher gar nicht schaden; alle Furcht vor bösen Geistern und Gespenstern, welche letztere nichts sind, als Trugbilder unserer Phantasie, ist unnöthig. „Nur die Bösen," sagt der ehrwürdige Franziskus Titelman, „fürchten sich selbst dann, wenn nichts zu fürchten ist." (Franc. in Annot. sup. psalm. 13 ante fin.) Ebenso sagt ein anderer Kirchenschriftsteller: „Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nie zu fürchten." (Gloss. Int. sup. Ps. 37.) Die Gespensterfurcht ist aber auch höchst verderblich. Denn wer sich von dieser hinreißen läßt, verbittert sich dadurch sein Leben, schadet sich an seiner Gesundheit, und wird vielen muthwilligen Menschen zum Gespötte.

Beispiele. aa) So fürchteten sich auch die Apostel, als der

göttliche Heiland nach Seiner Auferstehung sich ihnen offenbarte. Sie glaubten, es könnte wohl gar Sein abgeschiedener Geist sein. Deßwegen zeigte Er ihnen Seine Hände und Füße, und sagte: „Fühlet und sehet sie doch nur an! Ein Geist hat ja kein Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß Ich es habe.“ Auch fragte Er sie, ob sie nichts zu essen hätten, und als sie Ihm ein Stück gebratenen Fisch und Honigseim vorsetzten, so aß Er vor ihren Augen, um ihnen zu zeigen, daß sie nicht ein leeres Gespenst, sondern ihren Herrn und Meister lebend vor sich hätten. Diese Furchtsamkeit kam aber nicht aus Aberglauben, sondern aus ihrer Liebe, die sie gegen Jesum empfanden; denn ach! die Freude, Jesus lebe, und stehe wirklich in Seiner wahren Gestalt vor ihnen, war den Meisten aus ihnen zu groß, als daß sie sogleich ihren Augen hätten trauen können.

bb) Der heilige Germanus, Bischof von Auxerre. Dieser heilige Bischof machte, wie uns Surius erzählt, einst im strengsten Winter eine Reise, und kam Abends in einen Ort, wo er, müde von den Beschwerlichkeiten des Weges, um eine Stätte sich umsah, um dort zu übernachten. Da fand er nur ein sehr elendes Haus, welches halbzerstört und ohne Dach war, und wo seit langer Zeit kein Mensch mehr wohnte; ja, es wuchsen, wie dieses in so verödeten Häusern zu geschehen pflegt, Disteln, Brennnesseln und anderes Unkraut dort hervor. Einige Leute des Ortes sagten: „Hochwürdigster Bischof! Uebernachten Sie lieber unter freiem Himmel, als in dieser elenden Herberge; denn es spuckt in diesem Hause!“ Allein der heilige Mann ließ sich durch diese Reden nicht irre machen, und blieb in dem verrufenen Gebäude. Er begab sich mit seinem Diener in ein eigenes Zimmer. Die übrigen Dienstleute ließ er sammt seinem Gepäcke in andern Gemächern zurück, wo sie ein sehr einfaches Abendmahl hielten. Der heilige Mann aber berührte keine Speise; sondern er ließ sich von seinem Diener aus den heiligen Schriften vorlesen; nach einiger Zeit aber fing er, erschöpft von der Reise, an, einzuschlummern. Und sieh! da erschien eine furchtbare Gestalt, und man hörte ein Gerassel, als wenn die Steine eines Hauses übereinander stürzten. Der Diener stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus, und bat den Heiligen um Hülfe. Der heilige Mann aber blieb unerschrocken, und rief die furchtbare Gestalt mit folgenden Worten an: „Im Namen Jesu beschwöre ich dich: Wer bist du, und was willst du?“ Die Schreckensgestalt antwortete mit flehentlicher Stimme: „Ich bin der Geist eines Verstorbenen, dessen Leichnam nebst dem meines Gefährten in diesem Hause, und zwar unbestattet liegt, und Andere beunruhigt, weil auch wir keine Ruhe genießen. Ich

bitte dich daher, heiliger Mann! hilf mir und meinem Gefährten durch dein frommes Gebet und die Fürbitte der Kirche!" Gerührt von der Noth dieser Seele ergriff der heilige Bischof eine brennende Kerze, und folgte der Schreckensgestalt bis an den Ort, wo die Gebeine der Verstorbenen lagen. Am folgenden Morgen ließ er den Schutt hinwegräumen, der dieselben bedeckte, und fand dort die Gebeine und eiserne Ketten, mit welchen ihre Körper gefesselt waren. Er ließ sie auf dem Friedhofe begraben. Kaum war aber das heilige Opfer mit den gewöhnlichen Gebeten der Kirche für sie dargebracht worden, so wurde jener Ort ruhig, und niemals ließ sich das geringste Geräusch an demselben hören. (Nach Forsch. und Denkw.)

So hatten auch, wie die Sage uns erzählt, andere Heiligen oft solche Erscheinungen, in welchen mancher Verstorbene im Vertrauen auf ihr frommes Gebet, sie anflehte, ihm durch ihre Fürbitte bei Gott Hülfe zu verschaffen. Auch uns soll es, wenn uns von einem Verstorbenen träumt, das erste Geschäft sein, für ihn zu beten, und ihm durch unser andächtiges Gebet zu helfen, und bedarf er auch unsers Gebetes nicht mehr, so dient ihm dasselbe doch zu einem erfreulichen Beweise unserer treuen, liebevollen Erinnerung.

Daß wir aber uns nicht durch jede seltene Begebenheit, die ein etwas wunderbares, wohl gar gespensterartiges Aussehen hat, gewöhnlich aber in unserer Leichtgläubigkeit, einem natürlichen, unwillkürlichen Schauder, einem Trug der Sinne, oder auch in andern Dingen ihren Grund findet, schrecken lassen sollen, mögen folgende Beispiele zeigen.

cc) Eine weiße Gestalt. — Der alte Bischof von Chichester wurde einst um vier Uhr Morgens in seinem Schlosse durch ein Geräusch aufgeweckt, mit welchem die Thüre seines Schlafzimmers geöffnet wurde. Es trat eine ganz weißgekleidete, weibliche Gestalt herein, setzte sich an seinem Bette nieder, nahm ein Päckchen Briefe aus ihrer Tasche, und fing zu lesen an. Der Bischof fragte ganz unerschrocken: „Wer bist du?" Es erfolgte keine Antwort; die Gestalt holte nur einen tiefen Seufzer. Der Bischof klingelte; aber seine Dienerschaft schlief so fest, daß ihn Niemand hörte. Der Bischof klingelte ununterbrochen fort: aber Niemand kam. Erst nachdem die geisterähnliche Gestalt sich entfernt hatte, trat der Diener herein. Der Bischof fragte alle Diener, ob sie die weibliche Gestalt gesehen hätten? Alle verneinten die Frage, und stellten dem Bischofe vor, er habe nur geträumt. Auch andere Leute, die von dieser Begebenheit hörten, sagten, es sei

nur eine Einbildung oder ein Traum gewesen. Endlich meldete der Aufseher eines Narrenhauses, ein verrücktes Mädchen sei dem Wächter entwischt; sie habe die Thüren vom Schlosse des Bischofs offen gefunden; auch hätte sie das Eigenthümliche an sich, daß sie immer in einem Päckchen von Briefen lese.

dd) Noch etwas von einer weißen Gestalt. Hans mußte einst Nachts über den Kirchhof gehen. Da sah er eine weiße Gestalt, fürchtete sich, und erzählte überall, er habe eine weiße gespensterartige Gestalt gesehen.

Diese Geistergeschichte kam später an den Tag. An den Friedhof stieß ein Garten, in welchem viele Obstbäume waren. Da pflegten böse Buben Nachts in diesen Garten zu steigen, und Obst zu stehlen. Damit sie ihren Diebstahl desto ungestörter treiben konnten, so mußte Einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen, und auf dem Kirchhofe Nachts herumgehen. Allein ihre Betrügerei hatte doch bald ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, ging über den Kirchhof. Die weiße Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und ging auf den Jäger zu. Dieser rief: „Bleib stehen, und sage, wer du bist; sonst geht es dir nicht gut!“ Da der Betrüger keine Antwort gab, so schoß der Jäger ihm die Füße voll kleiner Schrott, daß er zu Boden stürzte, und viele Schmerzen ausstehen mußte, bis er endlich wieder geheilt werden konnte. (Rochow's Kinderfreund.)

ee) Der vermeinte Todte. Ein Missethäter wurde, eines Mordes schuldig befunden, gehenkt. Ein Handelsdiener, der davon nichts wußte, kam dahin in später Nacht, um zum Jahrmarkt in jener Stadt, vor deren Thor der Galgen errichtet war, zu reisen. Er fand die Thore verschlossen, und übernachtete nun unter einem dichten Gebüsche, nahe an dem Galgen. Kurz darauf kamen andere Kaufleute, die auch zum Jahrmarkt reisen wollten. Diese wußten, daß der Missethäter gehenkt worden sei, blickten zum Galgen hinauf, und riefen: „Komm herab, und geh mit uns zum Jahrmarkte!“ Durch diese Worte wurde derjenige, der hinter dem Gebüsche lag, aufgeweckt, und rief mit lauter Stimme: „Wartet, wartet doch, Kameraden, ich komme gleich!“ Da erschracken die Andern; denn sie meinten, der Gehenkte sei wieder zum Leben erwacht. Sie verstummten, und ergriffen sogleich die Flucht. Jener lief hinter ihnen her, und rief immer: „Bleibt doch, ich komme ja!“ Fast athemlos, todtenbleich, in Schweiß gebadet, kamen diese in der Stadt an, und meldeten: daß der Gehenkte wieder zum Leben erwacht sei, und bald in die Stadt komme!

(Jugendztg. v. Dolz.)

ff) Der pfeifende Todtenschädel. Meister Konrad, ein geschickter Tischler, kehrte eines Abends von dem Landgute eines reichen Edelmannes, der eine Arbeit bei ihm bestellt hatte, in die Stadt zurück. Es war schon ganz finster geworden, als er bei dem Platze vorbeikam, wo drei Raubmörder vor einigen Tagen durch das Schwert hingerichtet wurden. Da hörte er ein Pfeifen, das bald stärker, bald stiller ertönte. Konrad blieb stehen, und horchte. Er konnte sich lange nicht denken, woher diese schneidenden Töne kommen möchten. Endlich machte er die Entdeckung, daß dieselben von den Schädeln der Hingerichteten herunterkämen, welche, nachdem die Leichname verscharrt wurden, nicht weit von der Straße auf Pfählen aufgesteckt worden waren. Den Handwerksmann überlief ein kalter Schauer. Er eilte, so schnell als möglich, in die Stadt, und erzählte am folgenden Tage überall von der geisterähnlichen Erscheinung. Auch andere Leute wollten sich davon überzeugen, gingen Abends hinaus, und vernahmen wirklich die unheimliche Abendmusik.

Die Sache wurde untersucht. Es fand sich, daß sich unter den Hingerichteten Einer befunden hatte, der durch einen Fehler des Scharfrichters nicht gehörig getroffen wurde, sondern beim ersten Schwung des Schwertes einen sehr tiefen Hieb in den Backen und die Kinnlade erhalten hatte. Durch den verfehlten Hieb war eine große Oeffnung entstanden, die sich durch das Austrocknen an der Luft noch mehr vergrößerte. So oft daher der Abendwind aus einer gewissen Gegend her blies, so fing er sich in der weiten Höhlung, und drängte sich durch die engere, welche der Mund und die Zähne bewirkten. So wurde jener Schädel zum Pfeifen gezwungen. Auch konnte man sich nun erklären, warum besonders Abends dieses Pfeifen gehört wurde, indem jener Wind am Tage gar nicht, oft aber am Abende zu wehen pflegte.

gg) Eine scheinbare Erwachung vom Tode. Eine alte Kammerfrau am Hofe des Herzogs Ludwig von Sforzia von Mailand war gestorben. Nach einigen Tagen, als sie schon längst zur Erde bestattet war, fand man die Frau wieder lebendig in ihrem Bette. Ueberall hieß es: „Die Frau, die man neulich begraben hatte, ist jetzt wieder erstanden!" Alle waren voll der Furcht und des Entsetzens. Einige, die beherzter waren, untersuchten die Sache; doch sieh! da fand man statt der vermeinten wieder erstandenen Frau einen Affen, der mit der Haube der Verstorbenen auf dem Kopfe im Bette lag, und von Allen für die verblichene Frau gehalten wurde.

(Nach Papieren meines sel. Vaters.)

hh) Macht der Einbildungskraft. Herr Coint, ein ange-

sehener Herr, der sich bei dem Ausbruche der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhundertes flüchten mußte, nahm seine Nichte an Kindesstatt an. Er liebte sie, wie sein Leben. Später verfiel das arme Mädchen aus Gram über den frühen Tod ihrer lieben Eltern in Wahnsinn, und sprang bei einem neuen Anfalle der Raserei aus dem Fenster. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er nach vielen Jahren heimkam, und die Verstorbene wieder in seiner Studierstube, auf dem Boden liegend, antraf! Es war aber nach genauer Untersuchung — eine Wäsche, der seine Phantasie die Gestalt der geliebten Verewigten gegeben hatte. (Ebend.)

ii) Die Quaste. Zu Marseille starb im Jahre 1776 ein vermöglicher Kaufmann. Er lag todt im Bette; Niemand war sonst bei ihm. Da hörte man öfters die Glocke, die oberhalb seines Bettes die Quaste hatte, läuten, um die Dienstboten zu rufen. Allen kam dieses Läuten, da Niemand sonst im Zimmer war, geisterhaft und unheimlich vor. Kein Mensch getraute sich fast mehr im Zimmer zu bleiben. Endlich nahm sich die Frau den Muth, hineinzugehen; sie hielt sich ruhig, und da sah sie mit der Quaste ein Kätzchen spielen. Nun war es Allen etwas Leichtes, zu begreifen, woher jenes unheimliche Geläute kam. (Ebend.)

kk) Das Herabreissen der Mütze. Prediger Herzlieb im Dorfe Zitz besuchte als Knabe die Schule des Waisenhauses zu Halle. Da riß man ihm, wenn er in den Hof trat, öfters die Mütze vom Kopfe. Dieß kam ihm unheimlich vor; denn er sah Niemanden im ganzen Hofe, und konnte sich dieses Abenteuer nicht erklären. Endlich gelang es ihm, die Ursache desselben zu entdecken. Es war — eine Wäschhängeschnur. Wie lebhafte Knaben selten ruhig sein können, hieb er um sich, traf nichts, verlor seine Mütze, und so geschah es, daß es ihm vorkam, als packte man ihn bei den Haaren, und risse man ihm die Mütze herab. (Ebend.)

ll) Der Kroatenmantel. Ein Dorfrichter mußte einst zur Kriegszeit Nachts zu einem adeligen Herrn reiten, um ein wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen. Auf dem Wege wurde er von einem heftigen Platzregen überfallen. Er zog also seinen alten, rothen Kroatenmantel, den ein preußischer Dragoner erbeutet hatte, und ihm zu kaufen gab, über den Kopf, steckte seine Arme durch die Seitenschlitze, und nahm die Laterne, die er bei sich trug, unter den Arm. Da begegneten ihm einige Leute. Diese geriethen bei dem Anblicke seines etwas seltsamen Aufzuges in so große Furcht, daß sie erschrocken in das nächste Gasthaus eilten, und mit Schaudern erzählten, es sei ihnen ein Mann ohne

Kopf, über und über voll Blut, auf einem Pferde mit drei Füßen begegnet; den Kopf aber, der lichterloh brannte, habe er unter dem Arme getragen. Alle Bauern, welche eben im Wirthshause waren, und diese unsinnige Geschichte hörten, sperrten voll Neugierde, Schrecken und thörichter Furcht das Maul auf, und sie hätten gewiß Alles geglaubt, wenn nicht der Dorfrichter in die nämliche Schenke gekommen wäre, und ihnen erklärt hätte, wer der blutige Mann mit dem brennenden Kopf unter dem Arme gewesen sei. (Nach Weisse.)

mm) Geistesgegenwart Hubert Rasch war ein tapferer Kriegsmann, der vor einigen Jahren den ungarischen Feldzug mitgemacht, und für sein Vaterland gekämpft hatte. Einst wurde er in einem Dorfe, das drei Stunden von Großwardein entfernt war, einquartiert. Sein Hausherr nahm ihn freundlich auf, und ließ ihm an Speise und Trank nichts abgehen. Aber wie erstaunte er, als sein Hausherr ihm erklärte, er könne ihn nicht über Nacht behalten. „Warum?“ fragte der Soldat. „Ja, mein lieber Freund!“ gab ihm der Hausherr zur Antwort, „ich kann euch mit dem besten Willen nicht aufnehmen; denn ich habe nur ein Zimmer im obern Stocke übrig, und da spuckt es gewaltig, sobald ein Soldat übernachten will; keiner kann es dort aushalten; Ihr hättet da eine schreckliche Nacht!“ „Aber,“ fragte der Gast weiter, „wie könnt Ihr es denn aushalten, da Ihr doch im Hause seid?“ „Ja,“ erwiederte der Hausherr, „das kann ich mir selbst nicht erklären, den Hausleuten thut das Gespenst nichts zu Leide; auch andere Gäste, die nicht zum Militärstande gehören, haben davon nichts zu fürchten. Nur die Soldaten sind den Neckereien des Gespenstes ausgesetzt.“ Ungeachtet aller Bitten und Warnungen des Hausherrn beharrte der beherzte Kriegsmann doch darauf, in der Geisterkammer übernachten zu wollen; er begebe sich nur in das Gasthaus hinüber, um dort mit seinen Kameraden ein wenig zu plaudern und zu trinken, werde aber bald wieder kommen. Er kam wirklich bald zurück, und ging, trotz der wiederholten Warnungen des Hausherrn, in das Gespensterzimmer. Hier zündete er statt des kleinen Stümpchens Kerze, das ihm der Hausherr mitgegeben hatte, zwei große Kerzen an, die er im Wirthshause gekauft, und vor den Hausleuten versteckt hatte. Eine stellte er im Leuchter vor sich, und die andere in einen Winkel des Zimmers. So wartete er, indem er seine Pfeife Taback rauchte, einige Stunden. Da hörte er plötzlich ein furchtbares Rasseln die Stiege herauf. Kettengeklirre, dumpfe, klägliche Töne kamen immer näher. Der Soldat verhielt sich ganz ruhig. Schon war das Gespenst an der Thüre, und schon wollte es in das Zimmer hineindringen, da riß der

Soldat auf einmal entschlossen die Thüre auf, und redete die Gestalt im barschen Tone an: „Was gibt es? Was ist das für ein Unfug?“ Das Gespenst, eine hohe, starke, vermummte Gestalt mit gewaltigen Ketten, bebte anfangs etwas erschrocken zurück, wußte sich aber sogleich wieder zu fassen, und schlug dem Soldaten die Ketten mit solcher Schnelligkeit und Kraft um den Kopf, daß dieser fast das Bewußtsein verlor. Auch löschte dasselbe in dem nämlichen Augenblicke die nächste Kerze aus, und hätte gewiß das Gleiche mit der zweiten gethan, wenn es nicht glücklicher Weise noch früh genug von dem beherzten Kriegsmanne mit Anstrengung aller seiner Kräfte überwunden, und zu Boden geworfen worden wäre. Der unerschrockene Krieger setzte dem vermeintlichen Gespenste das Bajonnet auf die Brust, und forderte es in allem Ernste auf, sich zu offenbaren; es war — der besorgte Hausherr. Er mußte, ohne sich zu bewegen, dem Soldaten gegenüber, der sein Gewehr für einen weitern Besuch in Bereitschaft hielt, die ganze Nacht zubringen, und wurde am folgenden Morgen dem Gerichte übergeben. Der beherzte Soldat erhielt zur Belohnung seines unerschrockenen Muthes zehn Dukaten; der listige Hausherr bekam aber sechs Mann in das Quartier. Seit dieser Zeit ließ sich im ganzen Hause kein Gespenst mehr sehen.

nn) Noch einige Erklärungen von Spuckereien und Gespenstern. Der wilde Jäger oder das wüthende Heer sind allgemein bekannte, sehr alte Geburten des Geisterreiches. Ihre Quelle mag vorzüglich Betrug der Einbildungskraft sein, indem eine vorurtheilsvolle Seele auf einem berühmten Schlachtfelde im nächtlichen Halbdunkel etwas Ungewöhnliches, z. B. das Toben des Sturmes, ein Rauschen des Laubes, das Geschrei eines Nachtvogels für etwas Außerordentliches ansehen kann. Ebenso kann auch absichtliche Täuschung die Ursache von solchen Spuckereien sein, wenn Wilddiebe vielleicht einen einfältigen Jäger damit schrecken wollten. Endlich können nicht nur streifende Züge der Raubvögel, besonders der Ohreulen — Uhu's, sondern auch Erscheinungen in der Luft die Veranlassung dazu geben, indem bei einer plötzlichen Zersetzung einer Luftschichte oder der darin befindlichen Stoffe luftleere Zwischenräume entstehen, in welche sich die anliegenden Luftschichten mit Gewalt stürzen, und auf diese Weise Töne, gleich einem Bellen des Hundes, oder einem Pfeifen und Schwirren erzeigen. (Nach Papieren meines sel. Vaters.)

Das wüthende Heer zieht gewöhnlich, wie die Sage lautet, zum Teufels- oder Herentanz auf den Brocken, dem Gipfel des Harzgebirges. Diese Albernheit gründet sich, wie fast alle Rittersagen

und Gespenstermährchen ihren Grund haben, auf die Geschichte. Als Kaiser Karl der Große die Sachsen schlug, und sie bewog, sich taufen zu lassen, zogen sich Einige derselben, trotz der angedrohten Todesstrafe, in die Gebirge zurück, um ihre heidnischen Opfer, um welche sie zu tanzen pflegten, darbringen zu können. Man besetzte die Zugänge zu den Gebirgen; aber die Inwohner kannten die Wege besser, oder schreckten die abergläubischen Wächter mit Larven, indem sie noch dazu auf einen Angriff von Menschen oder Thieren mit Waffen gefaßt waren. Selbst Weiber waren mit Besen darunter, vielleicht, um damit den Opferplatz zu reinigen. Daher kam die Sage, daß die Unholde (Unzufriedene mit dem bekehrten Wittekind und allen Neuerungen) durch die Luft auf den Brocken zum Teufelstanz gingen, indeß jene die große Hertha — die Erde verehrten. Die Hexenzüge gehen, wie die Sage lautet, besonders am ersten Mai. Wahrscheinlich war da eines der größten heidnischen Feste, wo sehr Viele dem Brocken zuströmten. Daher kommt noch heute die Gewohnheit, um selbe Zeit die Häuser mit Maien und jungen Birken zu schmücken, auf den Bergen große Feuer anzuzünden, um selbe zu tanzen u. s. w. (Ebend.)

Die Sagen von einem Burggeiste oder einem Burgfräulein, das sich zuweilen in den Ruinen manches alten, zerfallenen Ritterschlosses zeigen soll, sind wohl nur dazu erfunden, um ungehorsame Kinder oder einfältige Leute abzuschrecken, damit sie sich nicht zu nahe zu dem alten Gemäuer hinwagen, und nicht etwa ein Stein auf sie herabfalle, und sie todtschlage.

Ebenso sind die Mährchen von dem sogenannten Kornmännchen, das sich um Mitternacht auf den Kornböden hören lasse, schon vor alten Zeiten wohl dazu ersonnen worden, um die Leute vom Diebstahl abzuhalten; denn es gibt, leider! viele Menschen, auf welche solche Spuckgeschichten mehr Eindruck machen, als alle Gründe der Religion und der Vernunft. Uebrigens wäre es freilich besser, wenn man es in Allem durchaus mit der Wahrheit halten würde.

Auf eine ähnliche Weise ist in manchen Gebirgsgegenden Salzburgs die Meinung verbreitet, daß der böse Feind, sobald die Viehmägde die Alpenhütte bei der Nacht verlassen, in dieselben einziehe, Töpfe, Kessel und Pfannen putze, und dort seine Teufelswirthschaft treibe. Dieses abergläubische Mährchen scheint seinen guten Grund in der Schlauheit eines fleißigen Hausvaters zu haben, dem an treuer, reinlicher Wirthschaft der Mägde, ihrer Vermeidung nächtlicher Zusammenkünfte gelegen war.

Die Furcht vor den Todten scheint in dem natürlichen Abscheu des Menschen vor seinem Tode ihren Grund zu finden, und wird fast bei allen Völkern der Erde angetroffen. Der Abscheu gegen den Tod geht bei den Indianern in Guiana soweit, daß sie viele Meilen weit entfliehen, wenn Jemand gestorben ist, und Dorf und Ernte verlassen. Sie stellen sich den Tod als eine Person, als ein eigenes Wesen vor, und glauben, es sei da keiner mehr sicher, wo sich einmal der Tod eingefunden hat. So gibt es auch bei uns so abergläubische Menschen, welche einen Verstorbenen fürchten, ja sich nicht einmal in einem Hause zu schlafen getrauen, wo eine Leiche sich befindet.

So thöricht es aber ist, vor einem Leichname sich zu fürchten: ebenso zeugt es von einem höchst rohen Gefühle, wenn man mit den Ueberresten der Verstorbenen frechen Muthwillen treibt. Weh demjenigen, der sich zu einem solchen Frevel verleiten läßt! „O welch großes Unglück," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „bringt der Frevel eines Einzigen hervor!" (S. Joan. Chrysost. hom. 59 sup. Gen. post med.)

Beispiele. aa) Die Wette. Bernhardi, ein Student in Wien, stieg, zu Folge einer Wette, Nachts in die Gruft, und steckte, zum Zeichen, daß er wirklich in dieselbe gekommen sei, eine Gabel in einen Sarg. Da geschah es ihm, daß er einen Zipfel seines Schlafrockes erwischte, und mit der Gabel heftete. Da er nun auf diese Weise die Gruft nicht mehr verlassen konnte, so gerieth er auf den abergläubischen Gedanken, daß er von dem Geiste eines Verstorbenen festgehalten werde. Furcht und Schrecken erfüllten seine Seele, und als man ihn am folgenden Morgen aufsuchte, sah man ihn halbtodt in der Gruft liegen. (Nach Papieren meines sel. Vaters.)

bb) Frevle nicht! In einer Stadt in Frankreich, wo sehr viele Soldaten einquartiert waren, war es nothwendig, an der Kaserne einen Anbau zu machen. Als hier der Grund gegraben wurde, fand man viele Todtenschädel und Gebeine, weil der Bauplatz einst ein Gottesacker gewesen war. Die ausgegrabenen Gebeine warf man alle in eine Grube, die man zu diesem Zwecke gemacht hatte, und die jeden Abend mit Brettern zugedeckt wurde. Nahe dabei war ein Wirthshaus, in welchem eines Abends viele Soldaten beisammen waren. Die Einen spielten, die Andern sangen oder erzählten sich gegenseitig ihre Jugendstreiche und ihre Abenteuer, und wieder Andere redeten von eben diesem neuen Anbau und den dabei ausgegrabenen Todtenschädeln. Ein

Brigadier und ein Trompeter nahmen an diesem Gespräche vorzüglich Theil, das größtentheils aus Spott über die Furcht vor den Todten und aus Einwendungen dagegen bestand. Da sprach der Trompeter zu dem Brigadier, der sich eben rühmte, er könne ganz ruhig neben einem Todten schlafen: „Aber du wagst es doch nicht, uns in der Geisterstunde aus jener Grube einen Schädel zu holen.“ „O mit Freuden,“ entgegnete der Brigadier, „wenn es dabei etwas zu verdienen gibt. Was soll die Wette gelten?“ „So viel Bier, als wir alle bis zum Morgen trinken können,“ war die Antwort des Trompeters. Der Brigadier willigte ein, und der Handel war geschlossen.

Herab vom Thurme klang mit dumpfem Schalle die Mitternachtstunde, und um sein Werk zu beginnen, machte sich der Brigadier auf. Er nahm sich eine Leiter, und ging getrost der Grube zu. Schaurig, wie Geisterstimmen rauschte der Wind in den Blättern der sich tief beugenden Bäume. Am Himmel zogen dunkle Wolken dahin, und verdeckten mit ihrem dunkeln Grau die blinkenden Sternlein. Finsterniß umgab die Erde, und die Nacht war ganz und gar dazu geschaffen, in einem nur ein wenig abergläubischen Gemüthe Furcht vor Gespenstern aufzuwecken. Der Brigadier aber kümmerte sich nicht um seine Umgebung; ungefährdet kam er an die Grube, und es schien, daß die Arbeiter vergessen hatten, sie zu bedecken; denn die Bretter waren, wie am Tage, bei Seite gelegt. Er ließ in die dunkle Tiefe seine Leiter hinab, prüfte, ob sie fest stehe, und stieg dann wohlgemuth hinab. Als er unten angekommen war, hatte er nicht lange zu suchen, bis er fand, was er wollte. Einen gewaltigen Schädel fühlten seine Hände; er steckte die Finger in die Augenhöhlen, und stieg mit ihm herauf. Da entstand in der Grube ein Geräusch; in der Ecke stöhnte es, und eine hohle Todtenstimme sprach: „Meinen Schädel, oder den deinen!“ Den Brigadier befiel ein unheimliches Grauen; er ahnte wohl das Frevelhafte seiner That, und beeilte sich, dem Reiche der Todten zu entkommen. Da wurde an der Leiter gerüttelt, und zwar so stark, daß sie umzuschlagen drohte, und wiederholt rief dieselbe furchtbare Stimme: „Verwegener Räuber! Was störst du meine lange Ruh', und raubst mir meinen Schädel? Gib mir den meinen, oder ich hole mir den deinen.“ „Nun, wenn du ihn denn gar so nothwendig brauchst, hier hast du ihn,“ so rief ärgerlich der Brigadier, und schleuderte mit aller Kraft den Schädel in die dunkle Tiefe. Ein gellender Schrei drang in seine Ohren, und die vorige Stille kehrte zurück, als wäre durch diese Handlung der Todte zufrieden gestellt worden. Schleunig kehrte der Brigadier in die Schenke zurück, wo seine Erzählung bei Allen

Schauder und Entsetzen erregte. Da vermißte man den Trompeter, und Alle vermutheten, er sei heimlich fortgegangen, um die Zeche nicht bezahlen zu dürfen. Man saß noch eine Weile beisammen, sprach von dem Vorfalle, und ahnte nichts Gutes. Still zog sich Einer nach dem Andern aus der Schenke. Der Morgen kam herauf, die Arbeiter waren auf ihrem Arbeitsplatz. Sie sahen in die offene Grube, und erblickten auf den Gebeinen — welch' ein Schauder! — die Leiche des Trompeters mit zerschmetterter Hirnschaale.

Zum Aberglauben gehört auch:

e) Die Zauberei. Unter Zauberei versteht man die falsche, sündhafte Meinung, daß man durch Hülfe des bösen Geistes wunderbare Dinge thun könne. Ebenso sündigt derjenige, welcher im Glauben an die Hülfe des Teufels die zwecklosesten, thörichtesten Mittel anwendet, um Schätze zu erheben (Schatzgräberei). Einer ähnlichen Sünde machen sich endlich diejenigen schuldig, die in Krankheiten und andern Nöthen nicht die Mittel, welche geprüfte und kunstverständige Männer verordnen, gebrauchen, und nicht beim Gebrauche solcher Mittel die segnende Hülfe Gottes anflehen, sondern auf außerordentlichem Wege und durch die Anwendung übernatürlicher Dinge helfen wollen, somit zu abergläubischen Mitteln, zu Betrug und Gauckelei mehr Vertrauen fassen, als zur Barmherzigkeit des himmlischen Vaters. Schon im alten Bunde sagte Gott durch Moses zu den Israeliten: „Wendet euch nicht zu den Zauberern." (Lev. XIX, 31.) Und der heilige Johannes Chrysostomus lehrt: „Wenn du in deiner Krankheit Gott verläßt, und zu dem Satan (abergläubischen Mitteln) deine Zuflucht nimmst, wie kannst du Gnade hoffen?"

Beispiele. aa) Als Ochozias, König in Israel, durch das Gitterwerk des obern Stockes im Hause herunterfiel, und sich beschädigte, ließ er sich, anstatt auf den wahren Gott sein Vertrauen zu setzen, bei Belzebub, dem falschen Gott zu Akkaron, erkundigen, ob er wieder genesen werde? Der Prophet Elias ging den Boten, welche der abergläubische König geschickt hatte, entgegen, und sagte ihnen auf Befehl Gottes: „Geht zurück zu dem, der euch geschickt hat, und sagt ihm: „So spricht der Herr: „Ist denn kein Gott in Israel, daß ihr hingeht, den Belzebub, den (falschen) Gott zu Akkaron um Rath zu fragen? Deßwegen sollst aber auch du nicht mehr vom Bette kommen, auf welches du dich gelegt hast; sondern sterben." Wirklich mußte

Ochozias, wie es der Prophet vorhergesagt hatte, zur Strafe seines Aberglaubens bald sterben.

bb) Der heilige Carl Borromäus. Im Jahre 1576, als der heilige Carl Borromäus die christkatholische Kirche zu Mailand leitete, war in dieser ansehnlichen Stadt die Pest ausgebrochen. Diese schreckliche Krankheit hatte dort so heftig gewüthet, daß jene volkreiche Stadt den größten Theil ihrer Einwohner verloren hatte. Der heilige Bischof wandte alle Mühe an, um überall, wo man es bedurfte, Trost und Hülfe zu spenden. Ungeachtet der heilige Carl Borromäus überall die gesegneten Früchte seines rastlosen Eifers, seiner unbeschreiblichen Menschenliebe und seiner weisen Anordnungen, besonders seiner Bußtage und Bittgänge, die er eingeführt hatte, heran reifen sah, so wurde sein Herz doch sehr betrübt, da er mit großem Schmerz die Ueberzeugung erhielt, daß seine Werke der Andacht durch Betrügerei und Aberglauben entweiht wurden. Kaum waren nämlich diese Bußtage vorüber, so fanden sich an den Kirchthüren viele Leute ein, welche Zettel verkauften, auf welche unverständliche, räthselhafte Worte oder Zeichen geschrieben oder gedruckt waren. Die betrügerischen Verkäufer betheuerten, solch ein Zettel habe die Wunderkraft, daß derjenige, der ihn bei sich trage, von der Pest nicht angesteckt werden könne. Die Zettel gingen um schweres Geld reißend ab, und die betrogenen, abergläubischen Menschen setzten sich der größten Gefahr aus, da sie zur erlogenen Wunderkraft dieser Zettel das größte Vertrauen faßten, und alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Ansteckung unterließen. Kaum hatte der heilige Carl Borromäus von diesen betrügerischen und abergläubischen Handlungen Nachricht erhalten, als er in allen Gassen von Mailand die Einwohner durch Zeichen mit Glocken zusammenrufen und ihnen von den Geistlichen verkündigen ließ, daß ein jeder, der einen solchen Zettel verkaufe oder kaufe, von der Kirche ausgeschlossen sei. Auch Aymonte, der Statthalter von Mailand, ließ auf die Vorstellung des heiligen Bischofs alle Verkäufer an den Kirchenthüren verhaften, wodurch schon nach einigen Tagen dieser betrügerische Verkauf aufgehoben, und den höchst gefährlichen Folgen des Aberglaubens gesteuert war.

(Mailand's Bedrängnisse i. J. 1576.)

cc) Die Zigeunerinnen. Im Herbste des Jahres 1856 kam nach Mittersill eine Seiltänzergesellschaft, welche in Zigeunern aus dem Elsaß bestand. Unter den braungelblichen Gestalten waren auch zwei Frauen. Diese gaben sich mit Seiltänzerei, wie auch mit Wahrsagen und Betteln ab, und kamen in letzterer Absicht zum Bauer am Rainhofe, Jakob Schaller, welcher den Bettelnden einen „Zwölferzettel"

schenkte. Die Frauen, überrascht von dieser Gabe, da sie anderswo oft gar nichts erhalten hatten, erklärten: „Sie wollten, gerührt von solcher Großmuth, ihm einen Gegendienst erweisen, der darin bestände, jedes Hundert Gulden, das er habe oder auftreibe, in Tausende zu verwandeln.“ Der Bauer hatte 130 fl. schon in Händen, und brachte sie durch Aufleihen auf 500 fl. Die Zigeunerinnen erschienen, legten das zu mehrende Geld in einen Sack, umwickelten diesen mit Werg, und stellten ihn in eine Schüssel aufgehäufter Erde, „damit der Schatz sich anwachse.“ „Nur Salz müsse der Bauer noch bringen,“ erklärten die Geld vermehrenden Frauen, „auf daß die 500 ausgesäeten Gulden fünf Tausende als Früchte bringen; denn Salz sei der Dünger der Erde und der Vermehrer der Gold- und Silberadern in den Bergwerken.“ Der Bauer geht hinein in die Kammer um das Salz; es wird fleißig um die Erde aufgesäet, und die ganze Schüssel von den Zigeunerinnen in die Truhe gesperrt, und der Schlüssel mitgenommen. Der Bauer erhält noch den Auftrag, ja nicht zu öffnen, dadurch würde das Geld in seinem Wachsthum gestört werden; acht Tage müsse es in der Erde versenkt bleiben, nach deren Verlauf sie selbst kommen, und ihrem Wohlthäter aus dem Sacke 5000 fl. statt fünfhundert Gulden darreichen würden. Die acht Tage verflossen, Niemand kommt — den Bauer ergreift die Neugierde, Ungeduld und Sehnsucht nach den Fünftausenden; er erbricht die Truhe, öffnet den Sack, und sah zu seinem Erstaunen, daß die feuchte Erde und das Salz allerdings einen Wachsthum heran befördert hatten, aber nicht an seinem Gelde; denn statt desselben fand er keimtreibende Erbsen. Hievon machte er durch seinen Seelsorger die Anzeige. Man erreichte die eine der Frauen in Bregenz, und brachte sie nach Mittersill zurück. Der Bauer wurde ihr vor Gericht gegenüber gestellt, und befragt, ob es eine von den nämlichen sei, die ihn betrogen hatten, wagte es aber nicht, sie als solche zu bezeichnen, aus Furcht, sie möchte ihn „anhexen.“

(Salzburg. Sonntagsblatt.)

Die Zauberei ist, wie auch die Wahrsagerei und Befragung der Wahrsager und Zauberer, eine so große Sünde, daß viele Bischöfe, um die Gläubigen davon besonders abzuschrecken, sich selbst die Lossprechung von diesen Sünden vorbehielten.

Die sündhafteste Aeußerung des Aberglaubens besteht aber endlich

f) in dem Mißbrauche geweihter Sachen und heiliger Gebräuche bei Fällen, oder an Orten, wozu sie nicht bestimmt sind. So wie der Teufel, nach dem Ausspruche des

heiligen Apostels Paulus (II. Kor. 11, 14.), sich selbst den Schein gibt, als wäre er ein Engel des Lichtes, so weiß er auch in unserer Zeit sogar fromme und gottesfürchtige Menschen durch scheinbare Frömmigkeit zu betrügen, und durch Andachtsübungen und heilige Gebräuche, ja selbst durch das heilige Kreuzzeichen, womit er sonst vertrieben zu werden pflegt, in das Laster des Aberglaubens zu stürzen, damit, weil der falsche Götzendienst verschwunden ist, er doch wenigstens so viel bewirke, daß Gott von den Menschen nicht mehr so angebetet und verehrt werde, wie es Ihm gebührt. Diese Art des Aberglaubens ist eine um so größere Sünde, weil die allerheiligsten Andachtsübungen durch einen solchen Mißbrauch in den Augen der frommen Christen als verdächtig erscheinen, den Feinden des Christenthums aber sogar zum Gespötte werden. Es ist daher für einen jeden Christen, dem an seinem Seelenheile viel gelegen ist, nothwendig, zu wissen, woran man die wahren, ächten Andachtsübungen von abergläubischen Gebräuchen unterscheiden könne. Hier sind besonders zwei Kennzeichen zu merken, woran man die Geister zu erkennen vermag, ob sie aus Gott sind. (I. Joan. 4, 1.) Die erste Regel lautet: Wenn sich Einer verbunden hält, in einer gewissen Zeit oder Stunde, an einem gewissen Ort, in einer bestimmten Zahl, auf eine bestimmte Weise sein Werk der Andacht zu verrichten; so zwar, daß er glaubt, sein Werk sei ungültig, wenn nur der geringste unwesentliche Umstand verändert wird, so ist es ein gewisses Zeichen eines schändlichen Aberglaubens. So ist es auch eine abergläubische Meinung, wenn man z. B. die Gültigkeit eines Gebetes darin suchen will, daß man dasselbe an einem bestimmten Tage, bei Aufgang der Sonne, vor einem bestimmten Altare, in einer gewissen Kirche, mit gebogenen Knieen, auf einem bestimmten Steine, mit so und so oft wiederholten Kreuzzeichen verrichte. Ein solcher Aberglaube war das Gerücht, welches im Jahre 1846 jene zwei Betrüger in unserer Vaterstadt verbreiteten, daß man in der Kirche zum heiligen Grabe zu Jerusalem eine himmlische Stimme gehört habe, die ganze Welt werde zu Grunde gehen; nur das von ihnen überall mitgetheilte Gebet könne uns noch davon retten; dieses Gebet müsse man aber nicht bloß selbst beten, sondern auch neun andern Personen mittheilen, und diese wieder andern neun, und so fort, bis die Reihe der Personen auf die letzte kommen würde. Wie sollte denn die ganze Vollkommenheit eines Christen nur in dem

Herabsagen eines Gebetes, das vielleicht auch nur gedankenlos verrichtet wird, bestehen, und warum soll es denn gerade hier auf die Zahl neun ankommen? Ganz anders verhält es sich mit den öffentlichen Andachtsübungen, welche von der christkatholischen Kirche bestätigt und gebilligt werden, als wenn man zur Erinnerung an die sechs Jahre, welche der heilige Aloysius, der Beschützer der kindlichen Unschuld, im Orden der Gesellschaft Jesu zubrachte, an sechs Samstagen, oder zum Andenken der zehn Jahre, welche der heilige Franziskus Xaverius, der Apostel der Inder, zur Bekehrung der Heiden dort verwendet hatte, an zehn Freitagen beichtet und kommunizirt. Diese Andachtsübungen sind sehr heilsam und verdienstlich. Denn zu Ehren eines Heiligen beichten und kommuniziren ist allzeit ein gutes, verdienstliches Werk, wenn es würdig, mit gebührender Vorbereitung und Andacht geschieht; falls man aber glauben würde, daß das Verdienst, die Kraft solcher Andachtsübungen nicht von dem frommen Sinne, mit welchem dieselben verrichtet werden, sondern von der genauen Einhaltung der Zahl von Tagen abhänge, so wäre es freilich auch eine abergläubische Meinung. Am Sonntag ist die Beicht und Communion zu Ehren eines Heiligen ebenso verdienstlich, wie an einem Freitage oder einem Samstage.

Die zweite Regel, welche die Kennzeichen angibt, wodurch ein abergläubischer Gebrauch von einem Gott wohlgefälligen erkannt werden kann, heißt: „Wenn man glaubt, daß eine heilige Sache oder ein Gebet dadurch, weil man sie immer bei sich trägt, oder das letztere alle Tage herabliest, eine unfehlbare gewisse Kraft erhalte, so ist auch dieses eine abergläubische Meinung. So pflegen z. B. viele Leute das Evangelium des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes mit Hinzusetzung verschiedener anderer heiliger Wörter und Kreuzzeichen täglich zu lesen, indem sie glauben, sich dadurch hiebfest und schußfrei zu machen. So haben die sogenannten Pfenninge des heiligen Benediktus zwar die Kraft, daß sie uns an die Tugenden jenes heiligen Mannes erinnern, dessen Namen sie tragen, uns zur Nachfolge desselben ermuntern, und auf diese Weise die Anfechtungen des bösen Feindes gefahrlos machen; es ist aber eine abergläubische Meinung, wenn man glaubt, daß diese Münzen von dem menschlichen Leibe, wie auch vom Vieh, alle Bezauberung und den vom Teufel zugefügten Schaden vertreiben, und den Eingang eines jeden Zauberers, sobald ein solcher Pfennig oberhalb der Thüre angenagelt,

oder unter der Thürschwelle vergraben ist, verhindern können. Man findet unter dem Volke viele Büchlein, geschriebene und gedruckte Zettel, sogenannte Haussegen, welche allerlei fremde Buchstaben, Kreuzzeichen, die heiligsten Benennungen Gottes und der Engel, Beschwörungen des Teufels enthalten. In diesen heißt es gewöhnlich: „Wer diese Sache bei sich trägt, dieses Gebet hersagt, dem wird kein Unglück geschehen zu Wasser und zu Land, der wird sicher sein vor Feuersgefahr, vor bösen Leuten, Dieben und Straßenräubern, oder einem unglückseligen Tode. Um fromme, gottesfürchtige Menschen desto leichter zu täuschen, ist in solchen Büchlein auch der Name des Papstes, welcher den Anhängern solcher abergläubischer Dinge so viele Ablässe verliehen hätte, der Name des Bischofes, wie auch der Stadt, wo dasselbe gedruckt wurde, angegeben. Hierher gehört auch die abergläubische Meinung, die man ebenfalls in vielen Büchern findet, daß, wer täglich sieben Vater unser und Ave Maria betet, und dieses so lange fortsetzt, bis er so viele Vater unser und Ave Maria gebetet hätte, als Christus bei Seiner Geißelung Blutstropfen vergossen hatte, gewiß in den Himmel komme. Ein jeder rechtgläubige Christ, der seinen Nächsten wahrhaft liebt, vorzüglich aber ein würdiger Vorgesetzter, ein eifriger Lehrer oder Hausvater, wird sich verpflichtet fühlen, dergleichen abergläubische Bücher, wenn er solche in einem Hause findet, wegzunehmen, zu verbrennen, und auf diese Weise der Verbreitung derselben entgegen zu wirken.

Wie schon aus den angeführten Beispielen erhellt, bereitet der Aberglauben den Menschen viel Unheil; denn

a) der Abergläubische macht sich von Gott und Seiner weisen Weltregierung unwürdige Vorstellungen, genießt Seine Wohlthaten nicht mit gehöriger Anerkennung, und verliert auf diese Weise das kostbarste Kleinod, das ihm in allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens den größten Trost gewährt — das Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung Gottes.

Die Gewitter. Wenn zur Sommerzeit ein Donnerwetter entstand, so fuhr Frau Kunigunde bei jedem Blitz und Donner ängstlich zusammen, und sagte zu ihren Kindern: „Hört ihr, wie zornig der liebe Herrgott auf uns ist? Betet nur fleißig, daß Er euch nicht todtschlägt.“ Frau Kunigunde brachte es mit solchen Reden endlich so weit, daß sich die Kinder den lieben Gott als einen bösen, zornigen Mann vorstellten. (Nach Heilingbrunner.)

Der Abergläubische macht sich auch

b) selbst unglücklich, indem er fast immer Unheil und Gefahr sieht, wo der Vernünftige nicht das Mindeste davon erblickt, und quält sich mit unnöthiger Furcht. So schreibt z. B. der Abergläubische, wenn in einer Familie eine Krankheit eintritt, welche mit seltenen und auffallenden Erscheinungen verbunden ist, diese Erscheinung den Einwirkungen eines bösen Geistes zu. Der Aberglaube hemmt Fleiß und Aufmerksamkeit, wählt bei Unfällen, die seinen Körper oder sein Gut treffen, selten die zur Abwendung derselben erforderlichen, zweckmäßigen Mittel, und ist die Ursache von vielen Nachtheilen und schädlichen Folgen.

Der zurechtgewiesene Bauer. Ein abergläubischer Bauer kam zu dem Pfarrer seines Dorfes, und erzählte in der größten Bestürzung, er habe ein Gespenst gesehen. — „Wo?" fragte der Pfarrer. „Eben als ich an der Kirche vorüber ging, sah ich es dicht an der Mauer." „Und wie sah es aus?" — „Nun — nun — gerade wie ein großer Esel." „Geht ruhig weiter, und erzählt keinem Menschen etwas davon!" entgegnete der Pfarrer. „Ihr seid ein furchtsamer Mensch, und habt Euch vor Eurem eigenen Schatten gefürchtet."

(Jugend-Album v. J. 1854.)

(In welche unnöthige Angst der Aberglaube den Menschen versetze, haben wir schon oben bei Besprechung der Gespensterfurcht gesehen.)

Der Abergläubische bringt endlich auch

c) über den Nebenmenschen großes Unglück. Verblendet von seinem irrigen Wahne versteht der Abergläubische den Grund von mancher Rede und Handlung seines Nächsten nicht recht, deutet sie daher ganz anders, und meint, daß ihm derselbe dadurch schaden wollte. Durch diese argwöhnische Beurtheilung wird oft der Nächste auf das Empfindlichste gekränkt, woraus Feindschaften, Zank und Zerstörung des häuslichen und nachbarlichen Friedens entstehen.

Beispiele. aa) Die unglückliche Kunst, Mäuse zu machen. In einem Dorfe in Deutschland lebte ein Bauer, den man wegen seiner heitern Laune den lustigen Veit nannte, und überall in Gesellschaften gern hatte. Er wußte durch allerlei Kunststückchen die Gesellschaft zu unterhalten, und andere Leute auf die Meinung zu bringen, daß er mehr könne, als Brod essen. Weil er eine solche Leibesstärke besaß, daß er bei allen ihren ländlichen Ringübungen den Sieg davon trug, so verbreitete sich bald die Sage, er

könne sich fest machen; ja der Ehrentitel „Hexenmeister“ wurde ihm gegeben, ehe der arme Veit ahnete, wohin dieser Name ihn führen könnte.

Einst stellte man die verfängliche Frage an ihn, ob er auch Mäuse machen könne? Veit war unvorsichtig genug, diese Frage zu bejahen. Er bestimmte den Kirchweihtag zur Ausführung dieser Wunderthat. Der Tag erschien; mit ihm der lustige Veit, mit einem großen Sack umhangen. Der vermeinte Mäusefabrikant stellte sich auf einen Tisch, und zeigte, daß der Sack leer sei. Er hatte ihn aber in der Mitte unternäht, und die andere Hälfte schlau unter dem Rocke verborgen. „Bringt mir vier und zwanzig Kieselsteine her,“ rief er, „ich mache euch — was gilt die Wette? — vier und zwanzig Mäuse daraus. Es geschah. Nach mancherlei Hokuspokus liefen die Mäuse heraus. „Das war ein Teufelswerk!“ schrie Alles. Mit Gefahr seines Lebens mußte der arme Veit sich retten, und aus dem Dorfe fliehen. Er hatte das Unglück, seinen Sack, der seine Unschuld hätte beweisen können, auf der Flucht zu verlieren; aber unbesehen wurde dieser verbrannt. Was für ein Unglück von dieser Zeit an im Dorfe vorfiel, Beinbruch, Gicht eines alten Weibes, rothe Milch einer Kuh, Hagel, Gewitter, ja alles Uebel mußte vom Hexenveitel herrühren. Der Unglückliche wurde verfolgt, ergriffen und kreuzweis geschlossen, so daß er mit keinem Fuß die Erde berühren konnte, und in der Hexenkeuche in einem großen, kupfernen Kessel angeschlossen, in Ketten eingehängt. Bald darauf wurde er im Beisein zweier Aerzte am ganzen Körper besichtigt, ob sich nicht Teufelszeichen an ihm befänden. Unter dem rechten Arm war wirklich ein schwarzbrauner Fleck. Der eine Arzt sagte, es sei ein gewöhnliches Muttermal, und erklärte, daß man gar nicht einmal angeben könne, wie ein Teufelszeichen aussehe. Der andere Arzt meinte diese Sache besser zu verstehen, und sagte: „Nein, das Mal an Veits Leibe ist wirklich ein Teufelszeichen; denn ein Teufelszeichen ist ein Zeichen, das am menschlichen Körper vom Teufel auf übernatürliche Weise gemacht ist. So ist die Erklärung allgemein angenommen. Nun ist das Mal an Veit: 1) ein Zeichen, dieß lehrt die Erfahrung; 2) am menschlichen Körper, denn Veit ist ein Mensch; 3) vom Teufel gemacht, denn es ist schwarzbraun, und der Teufel liebt die schwarzbraune Farbe; 4) übernatürlich, weil es, da man hineinstach, erst beim dritten Male blutete, und menschliche Körper doch sonst Blut haben. Folglich ist das Mal ein „Teufelszeichen,“ und Veit ein „Zauberer.“ Nun werden Zeugen gegen Veit vorgefordert. Sein Nachbar wird gefragt. Dieser gibt ihm das beste Zeugniß. Er sollte sagen, wie die

Mäuse ausgesehen haben. „Wie Mäuse aussehen," war seine Antwort. Man frägt ihn noch weiters: „Ob es nicht übernatürliche Mäuse gewesen seien?" Der Nachbar gab zur Antwort: „Er habe noch keine übernatürlichen Mäuse gesehen." Ein altes Weib aber gab an, sie hätten ausgesehen, wie die lebendigen Teufel, wie wahre Teufelsmäuse. Vor lauter Schrecken habe sie sich nicht getraut, sie recht anzusehen; aber sie glaube, daß Veit gewiß ein Hexenmeister sei; sonst würde er keine Mäuse gemacht haben. Jetzt sollte Veit gestehen, da die Sache erwiesen sei. Allein der Angeklagte betheuerte seine Unschuld, und läugnete, daß er die Mäuse gemacht habe. Nun wurde er auf die Folter gebracht, und man legte ihm einige Schrauben an. Groß war der Schmerz, denn der Unglückliche litt; standhaft vertheidigte er seine Unschuld. Der Richter befahl, einen höhern Grad der Tortur anzuwenden, und der Unglückliche wurde noch stärker gemartert. Er blieb bei seiner Aussage. Am folgenden Tage brachte man ihn noch einmal in die Folterkammer, und folterte ihn noch strenger, als früher. Durch Schmerzen der Folter zur Verzweiflung gebracht, rief er endlich aus: „Wenn ihr es denn so haben wollt, so bin ich ein Zauberer, so ist mein Mal ein Teufelszeichen, so sind meine Mäuse teuflische Mäuse!" Was bedurfte es einer weitern Untersuchung? Das Todesurtheil wurde gesprochen. Veit war froh, daß seine Qualen zu Ende gehen; nur um die einzige Gnade bat er, seine Kinder noch einmal vor seinem Tode sehen zu dürfen. Aber auch diese letzte Gnade wurde nicht nur abgeschlagen, sondern er mußte noch von dem Gefängnißwärter erfahren, daß man so eben seinen Kindern im Gefängnisse, weil sie sonst auch ihrem Vater gleich werden, und dem bösen Geiste anheimfallen könnten, zu Tode Ader gelassen habe. Da ergriff völliger Wahnsinn den unglücklichen Mann. Dieses hielt man abermals für eine Wirkung des Teufels. Er wurde noch einmal grausam geschlagen; dann wurde er zur Richtstätte hinausgeführt, mit Koth beworfen, angespieen, verwünscht und verflucht, auf den Scheiterhaufen gesetzt, und lebendig verbrannt. (Nach der Jugendztg. v. Dolz.)

bb) Der mißlungene Scherz. Im siebenzehnten Jahrhunderte lebte ein gelehrter Mann, der besonders an der Naturlehre großes Vergnügen hatte.

Einst machte er durch verschiedene Versuche die Entdeckung, daß ein musikalisches Instrument, welches mit einem andern gleiche Stimmung hat, von selbst mitklingt, wenn dieses gespielt wird.

Diese Entdeckung benützte er einst, um einer großen Gesellschaft damit eine Freude zu machen.

Er stimmte nämlich zwei Cythern in gleiche Höhe und Tiefe, gab dann die eine einem Skelette (Gerippe) eines Menschen in den Arm; die andere spielte er selbst, indem er sich dem Gerippe gegenüber setzte. Zum Erstaunen aller Anwesenden wiederholte jene Cyther alle Töne, die er hervorbrachte, sehr deutlich. Aber anstatt den Künstler zu loben, hielten ihn Alle für einen Zauberer, der mit dem bösen Geiste im Bund stehe. Der arme Gelehrte wurde vor Gericht angeklagt, und auch als Schwarzkünstler verbrannt.

Danken wir doch dem Herrn, daß Er uns nicht in jenen finstern Zeiten des Aberglaubens geboren werden ließ, wo man die nützlichsten Künste, wie z. B. die des Schreibens, als Zauberei und Schwarzkünstlerei betrachtete, und daher in der lieben Unwissenheit zurückblieb!

(Andere Beispiele, wie z. B. von den Hexenprozessen, siehe im hist. Katechismus, II. Bd. S. 40—41.)

Ein Rezept wider den Aberglauben.

a) Flieh den Umgang mit abergläubischen Leuten!

b) Wirf, gleich jenen Neubekehrten von Ephesus, Bücher, welche abergläubische Dinge enthalten, sogleich ungelesen ins Feuer!

c) Suche eine gründliche Kenntniß unserer heiligen Religion dir zu erwerben. Der Aberglaube ist ein Unkraut, das in einer glaubenslosen Seele am liebsten gedeiht und wuchert.

d) Betrachte oft die herrliche Schöpfung Gottes, und suche dir eine klare Kenntniß von den Erscheinungen der Natur zu verschaffen. Je heller und deutlicher die Menschen den wahren Grund von den Erscheinungen der Natur kennen lernten, desto schneller verschwanden Irrthum, bange Furcht und Aberglaube.

e) Flehe oft mit inbrünstigem Gemüthe zu Gott: „O Herr, vermehre meinen Glauben!"

Anmerkung. Es gibt viele Leute, die sich viel darauf einbilden, frei von Aberglauben zu sein, sonst aber in Sünden und Lastern dahin leben. Daß es daher nicht genug sei, einen hellen, vom Aberglauben freien, aufgeklärten Verstand zu haben, wenn man sonst Böses thut, möge folgendes Beispiel zeigen:

Noch vor hundert Jahren herrschte in einem großen Pfarrdorfe die löbliche Sitte, daß am Weihnachtsabende im Wirthshause kein einheimischer Gast zu sehen war. An diesem heiligen Abende blieben die Männer lieber zu Hause, und warteten unter unschuldigen und erbau-

lichen Gesprächen mit den Ihrigen auf das feierliche Geläute der großen Glocke, die um zwölf Uhr zum mitternächtlichen, herzerhebenden Gottesdienste rufen würde. Diese löbliche Sitte beruhte aber nicht auf der Frömmigkeit, sondern auf einer abergläubischen Meinung. Man sagte nämlich, an dem heiligen Abende schleiche sich seit undenklichen Zeiten in diesem Pfarrdorfe, aber sonst nirgends, ein Geist ein, dieser habe einen Becher bei sich, aus welchem er einem jeden, der am Weihnachtsabende im Wirthshause oder zu Hause etwas trinke, in den Bierkrug oder in das Weinglas etwas von seiner wunderbaren Flüssigkeit gieße; und diese Flüssigkeit habe diese schreckliche Eigenschaft an sich, daß sie sich, sobald sie in den Magen kommt, sogleich in Flammen verwandle, denselben entzünde, und den unglücklichen Menschen tödte. Alle Bewohner des Dorfes ließen sich durch dieses Mährchen abschrecken, und tranken an dem heiligen Abende nichts, als Wasser und Milch.

Nur Meister Jost, ein Tischler, wollte als ein besonders aufgeklärter Mann gelten. Er ging, trotz aller ernstlichen Vorstellungen seiner treuen Ehefrau, dennoch ins Wirthshaus, und begehrte einen Branntwein. Die Wirthsleute wollten ihm zuerst gar keinen Branntwein geben; und erinnerten ihn, was ihm das vermeinte Gespenst thun würde, wenn er am heiligen Abende Branntwein tränke. Allein er sagte: „An solche alberne Mährchen glauben nur Narren, nicht aber so kluge Männer, wie ich einer bin. Ich bin der Mann ohne Aberglauben. Wollt ihr immer noch voll vom Aberglauben sein und bleiben, so will doch ich eure abergläubischen Meinungen nicht annehmen, ich bin und bleibe der Mann ohne Aberglauben." So schrie der Trunkenbold in Einem fort, und leerte ein Glas nach dem andern. Auf einmal wurde ihm unwohl. Er fühlte eine immer mehr zunehmende Hitze im Magen, und aus seinem Munde strömten blaue Flammen. Mehrere Leute begossen ihn mit Wasser; doch dadurch wurde die innere Flamme nicht gelöscht, sie schien vielmehr von dem Wasser noch mehr angefacht zu werden. Der Unglückliche schlug fürchterlich mit allen seinen Gliedern um sich, und schrie jämmerlich. Der Wirth eilte fort, um den Herrn Pfarrer und den Arzt herbei zu holen; bevor diese aber kamen, war der Unglückliche bereits schon verschieden.

Der Herr Pfarrer sagte in der Leichenpredigt: „Dieser Mann wollte ohne Aberglauben sein; aber er hätte auch ohne Leidenschaft, ohne Ausschweifung sein sollen. Ohne Aberglauben sein wollen, dieß ist zwar löblich, ja es ist sogar Pflicht; aber obschon wir aus Aberglauben weder etwas thun, noch etwas unterlassen sollen, so ist dennoch derjenige, welcher aus Aberglauben etwas Böses unterläßt, besser daran,

als derjenige, der ohne Aberglauben Böses thut. Was nützt der helle Kopf, wenn das Herz von Sünde beherrscht wird?"

(Nach einer längern Erzählung von Th. Nelk.)

§. 23. Vermessenes Nachgrübeln.

Gott ist höchst wahrhaft, und alle Seine Aussprüche enthalten die reinste Wahrheit. Wir sind Ihm, wie wir schon oben gesagt haben, auch dann, wenn wir mit unserm beschränkten Verstande manche geheimnißvolle Lehre nicht verstehen können, festen, unerschütterlichen Glauben schuldig. Es ist daher ein Zeichen des Mißtrauens gegen Gott, wenn wir über die Lehren, welche uns zum Trost und zur Beruhigung der Allweise mitgetheilt hat, nachgrübeln, oder vielleicht gar dieselben bezweifeln. Deßhalb sagt auch der heilige Cyrillus von Alexandria: „Hüte dich, daß du nicht zu vorwitzig über dasjenige nachforschest, was deinen Verstand übersteigt." (S. Cyrill. Alex. hom. 12. in fest. paschal. circa med.) Und in welches Unheil das vermessene Nachgrübeln den Menschen stürzt, lehrt der heilige Papst Gregor mit folgenden Worten: „Manche, welche aus ihren Betrachtungen mehr herausgrübeln wollen, als sie zu fassen im Stande sind, verfallen auf irrige Lehrsätze, und indem sie in Demuth Schüler der Wahrheit zu sein aufhören, werden sie Lehrer des Irrthums." (St. Gregor Moral.)

Beispiele. a) Biblische Beispiele. Weil die Bethsamiten in ihrem Vorwitze so vermessen waren, die Bundeslade, welche von den Philistern zurückgestellt wurde, inwendig zu beschauen, so stürzten viele Tausende todt von ihnen dahin.

Wenn Jesus um Dinge gefragt wurde, welche zur Tugend und Seligkeit etwas beitragen konnten, so war Er stets bereit zum Antworten. Als Ihn der Jüngling fragte, was er denn thun sollte, um das ewige Leben zu erlangen, gab Er sogleich zur Antwort: „Halte die Gebote." Als die Apostel Ihn fragten, warum sie die Teufel nicht austreiben könnten, antwortete Er, daß solche Teufel nur durch Gebet und Fasten ausgetrieben werden könnten. Als Ihn Petrus fragte, ob es genug sei, dem Feinde siebenmal zu verzeihen, gab Er zur Antwort: „Nicht bloß siebenmal, sondern siebenzig siebenmal," d. i. so oft man beleidigt würde. So bereitwillig aber Jesus war, Antwort zu geben, wenn er um Dinge gefragt wurde, die unser Seelenheil betreffen, gab Er doch keine Antwort, wo es sich nur um die Befriedigung des Vorwitzes handelte. Als Ihn z. B. die Jünger fragten: „Wann wirst du das

Reich Israel herstellen?" sprach Er: „Euch steht es nicht zu, Zeit und Stunde zu wissen, die der Vater Seiner Macht vorbehalten hat."

b) Noch andere Beispiele. Wissenschaft und Weisheit. Zu dem heiligen Abte Pamon kam aus ferner Wüste ein junger Einsiedler, der sich sehr gelehrt dünkte; Vater Pamon grüßte ihn freundlich, bot ihm einen Stuhl, und setzte sich zu ihm.

Der junge Einsiedler fing an, von gar hohen Dingen zu reden, und sprach gar mancherlei von den dunkelsten Stellen der heiligen Schrift, und von den tiefsten Geheimnissen der Religion, über deren Erklärung die Gottesgelehrten in Streit gerathen waren.

Vater Pamon blickte zur Erde und schwieg; der junge Einsiedler verließ sehr verdrießlich die Zelle, und sprach zu Pamon's Jünger, der zugehört hatte: „Ich hätte mir die weite Reise ersparen können. Entweder ist euer Abt der weise Mann nicht, für den man ihn hält, oder er hält mich nicht einmal einer Antwort werth."

„Lieber Bruder!" sprach der Jünger, „unser Abt ist kein Freund von solchen hohen Meinungen über Dinge, die wir mit unserm beschränkten Verstande nicht begreifen können. Er meint, wir sollen uns über die Geheimnisse der Religion den Kopf nicht zerbrechen; er sagt, die Religion sei uns gegeben, unsere wunden Herzen zu heilen. Anstatt daß wir mit unsern Gedanken so in den Wolken herumschweben, sagt er, sollen wir trachten, hier auf Erden festen Fußes fromm und gut zu wandeln."

Der junge Mann wurde nachdenkend, ging wieder zu dem Abte in die Zelle, und sprach: „Sag mir, lieber Vater, wie soll ich es angehen, ein frommes, heiliges Leben zu führen?"

Da erfreute sich der Abt, und sprach: „Nun bist du mir erst willkommen, und nun erst kann ich mit dir reden." Er öffnete seinen Mund, und sprach mit ihm: Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, der uns Seinen lieben Sohn gesendet; von dem Leben, Leiden und dem Tode Jesu; von der Nachfolge Jesu — und wie wir täglich unser Kreuz auf uns nehmen, die Versuchungen standhaft überwinden, und die Leiden geduldig übertragen sollen.

Der junge Einsiedler wurde tief gerührt, und sprach: „Wahrhaft, du weisest mich erst auf den rechten Weg, der zum Leben führt."

Er dankte dem Abte mit Thränen, ging zurück in seine Zelle, und fand nun erst in der christlichen Religion, über die er sich bisher vergebens den Kopf zerbrochen hatte, Trost und Ruhe für sein Herz.

(Blumen der Wüste.)

bb) Der heilige Franz von Assisi und die gelehrte Schule. Als der heilige Franziskus von Assisi vor einer Schule, die man für gelehrt hielt, vorbeiging, und hörte, daß man über das Dasein Gottes mit Worten stritt, sagte er: „Was ist das? Die Ungelehrten und Einfältigen wandeln mit Gott, und die Gelehrten streiten noch, ob Gott sei?"

(Eigenschaften Gottes in Erzählungen, Regensburg, Fr. Pustet, 1846.)

cc) Die Sonne. Agenor, ein edler Jüngling, war ein Schüler des weisen Cleon. Mit hoher Begeisterung sprach dieser ehrwürdige Greis oft von Gott, der Himmel und Erde erschaffen, und Alles mit unendlicher Weisheit leitet. Der talentvolle Jüngling hörte mit großer Aufmerksamkeit den trefflichen Worten seines würdigen Lehrers zu, und sein Herz wurde jederzeit mit einer ungewöhnlichen Wärme durchdrungen. Allein so trefflich auch der Unterricht des weisen Greises war, so konnte doch der wißbegierige Jüngling nicht befriedigt werden. Er sann über die Eigenschaften Gottes immer nach, und war darüber traurig, daß er das göttliche Wesen mit seiner Vernunft nicht ganz ergründen konnte. Bestürzt klagte er dieses seinem Lehrer.

„Komm," sagte dieser, „laßt uns in das Freie hinaustreten, und die herrliche Schöpfung Gottes bewundern!"

„Siehst du, mein Sohn, wie herrlich die Sonne auf uns niederglänzt?"

„Wie sollte ich sie denn nicht sehen?" fragte der Jüngling, indem er den Alten, sich verwundernd, ansah.

„O so versuche doch," sprach der Greis, „sie in ihrer Herrlichkeit anzuschauen!"

„Was begehrst du, liebster Lehrer?" fragte Agenor wieder; „ihr Glanz ist zu hell für mein schwaches Auge; ich vermag es nicht, ohne geblendet zu werden."

„Und wie, o Jüngling!" erwiederte der Greis, „du willst die Gottheit durchschauen, du, der du nicht einmal den Glanz eines ihrer Werke ertragen kannst? Wisse: Gott wohnt in einem Lichte, dem Niemand zukommen kann."

Bete Gottes Weisheit an,
Die kein Mensch begreifen kann.

dd) Was für ein Holz? Zwei Gelehrte, die aber den Fehler hatten, daß sie oft über unnützen Fragen die Zeit verloren, stritten darüber, von welchem Holze das Kreuz war, an welchem Jesus starb. Sie wollten aus verschiedenen unsichern Gründen es errathen.

Christian, ein gemeiner Mann von einem schlichten, edlen Sinne, hörte diesen zwei Gelehrten von ungefähr zu. Er aber schwieg, und dachte bei sich selbst: „Was liegt daran, ob man wisse, von welchem Holze das Kreuz Jesu gewesen sei? Nicht die Holzart macht es so ehrwürdig, sondern die Todesart Jesu. Die Hauptsache besteht darin, daß auch wir oft an das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi denken, und auch bei den größten Leiden Ihm in Seiner Geduld ähnlich werden.“

(Nach Th. Nelk.)

ee) Das Schicksal.

Als Moses Horeb's Gipfel einst betrat,
Und Gott von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größ're Kenntniß bat,
Da ward ihm der Befehl, er sollte von den Höhen
Worauf er stand, hinab in's Eb'ne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden.
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich Alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.“

* *
*

Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein. (Gellert.)

ff) Trost bei Todesfällen. Als der Prophet Jahia unschuldig getödtet wurde, weinten die Engel, und fragten: „Gott! was hat Jahia, der Gerechte, an dir gesündigt, daß er sterben mußte?"

Da sprach der Herr: „Er hat nichts an Mir gesündigt; er hat Mich nur geliebt. Aber auch Ich liebte ihn, und deßwegen mußte er sterben. Denn die Liebe zu Mir geht in den Tod, und nur durch den Tod kommt die Liebe zu Mir." (Schatzkästchen der Jugend.)

gg) Der Thron der Herrlichkeit. Ein frommer Mann dachte über Gott und über himmlische Dinge so eifrig nach, daß er darüber ganz seine Berufsgeschäfte vergaß.

Als er einst wieder, in tiefes Nachdenken versunken, vor seiner Nachtlampe saß, schlief er ein. Da kam es ihm im Traume vor, als wenn er die Pforte des Himmels offen sehen würde. Auch erblickte er, was er schon lange gern gesehen hätte, den Thron des Allerhöchsten. Der Thron war ringsumher mit Feuer umgeben, und schwebte auf dunklen Wolken, aus welchen Blitze fuhren, und in welchen Donner krachten; vor und hinter ihm war es Nacht.

Erschrocken wachte er auf; aber auch jene Erscheinung genügte ihm nicht. Er wünschte die Engel zu sehen, welche am Throne des Ewigen stehen, und sank abermals in einen Schlummer. Da sah er, wie vier Engel den Thron trugen; ihre Blicke waren auf Gott gerichtet; mit ihren Flügeln schwebten sie aber nach allen Gegenden der Welt, um die Befehle Gottes zu vollbringen. Eben wollte ein Engel näher zu ihm hintreten, als sein Traumbild verschwand, so daß er noch unruhiger war, als vorher.

Er wünschte die Engel näher zu betrachten, und der Schlaf befiel ihn zum dritten Male. Die Engel standen da, zunächst dem feurigen Throne; aber ihre Angesichter waren, wie ihre Füße verdeckt, und ihr Gesang war ihm unvernehmlich, bis Einer derselben zu ihm trat, und ihn mitleidig anredete: „Und du, Sterblicher, wagst es, anzuschauen, was sogar wir nicht anschauen dürfen? Genüge dich mit dem Traume, den dir Gott zu deiner Belehrung geschickt hat." Er sprach es, und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor seiner Lampe daher; sie wagte sich in die Flamme, und sank verbrannt nieder. „War ich nicht thöricht," sprach er zu sich selbst, „daß mich ein Engel belehren mußte, worüber mich diese verbrannte Mücke belehren könnte?" Er entsagte fortan solchen vermessenen Nachgrübeleien, und wählte sich zur einzigen Lebensregel den alten, bewährten Denkspruch: „Bete und arbeite."

Hier könnte auch die Legende vom heiligen Augustin, der mit seiner Vernunft die unbegreifliche Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit (sieh im hist. Katechismus, I. Bd. S. 94.) ergründen wollte, angewendet werden.

Gleichnisse. Moses verhüllte, als er merkte, daß die Stimme, welche aus dem brennenden Dornbusch erscholl, die Stimme Gottes sei, voll heiliger Ehrfurcht sein Angesicht. So fordert auch die Ehrfurcht, die wir Gott, als dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde, schuldig sind, uns auf, nicht mit vorwitzigen Augen des Geistes sehen oder erforschen zu wollen, was in Hinsicht göttlicher Dinge unsern Verstand übersteigt. —

Ozias wurde vom Aussatze befallen, weil er sich erkühnte, in das Innerste des Heiligthumes, in welches ihm der Zutritt nicht gestattet war, einzudringen. Weh auch uns, wenn wir es wagen, mit strafbarem Vorwitze in die Geheimnisse unseres heiligen Glaubens gleichsam einzudringen, und auf eine vermessene Weise darüber nachzugrübeln!

Es wäre eine höchst strafbare Vermessenheit, wenn ein königlicher Diener einen Brief, den sein Herr und Gebieter eben erhielt, erbrechen wollte, um ihn zu lesen. Ebenso ist es auch eine große Vermessenheit, wenn wir mit unserer beschränkten Vernunft dasjenige ergründen wollten, was Gott aus unerforschlichen, aber weisen Ursachen mit dem Siegel des Geheimnisses uns verschließen wollte. —

Als nach der Götterlehre der Griechen und Römer Pandora aus Vorwitz jene geheimnißvolle, verschlossene Büchse eröffnete, kam Jammer und Elend über die Welt. So stürzten sich die Menschen jederzeit in das Verderben, sobald sie aus Vorwitz die Geheimnißlehren unserer heiligen Religion, die unserer Vernunft verschlossen sind, erforschen wollten. —

Der Epheu schlingt sich um die Ulme, und wächst an ihr empor. So schmiege sich die Vernunft treulich um die Religion! Vereint heben beide ihr Haupt unerschütterlich zu den Wolken empor, und trotzen allen Stürmen der Zeit.

Der göttliche Heiland hat uns Seine Lehre nicht etwa deßwegen mitgetheilt, um unsere Neugierde zu befriedigen, sondern um uns von Gott, Seinem Willen und der Ewigkeit nur so viele Aufschlüsse zu geben, als es nöthig und genug ist, um uns über unsere höchsten geistigen Angelegenheiten zu beruhigen.

Ich glaub's einfältig, wie ein Kind,
Daß alle Dinge durch Dich sind,

Daß Alles durch Dich, Jesus Christ!
Fortwährt — durch Dich lebendig ist!
Auch ich, ich lebe nur in Dir!
Empfänd' ich Dich nur mehr in mir!

Anmerkung. Obwohl wir über die Wahrheiten unserer heiligen Religion nicht unnöthiger oder gar verwegener Weise nachgrübeln sollen, und nach dem Ausspruche des heiligen Augustin eine gläubige Unwissenheit besser ist, als eine vermessene Kenntniß, so sind wir doch verpflichtet, über die göttlichen Lehren nachzudenken, die Gründe zu erforschen, auf denen unsere Ueberzeugung ruht, zu überlegen, wie wir diese Lehren auf unser Leben anwenden können, in welchen Umständen wir sie ausüben können und sollen, uns die Bewegungsgründe vorzustellen, die uns zur wirklichen Ausübung dieser Wahrheit bestimmen sollen, und endlich die Wirkungen zu überblicken, welche daraus für Zeit und Ewigkeit hervorgehen. Dieses reifliche Nachdenken über eine religiöse Wahrheit wird Meditation genannt. Durch diese erheben wir uns von der Sinnenwelt zum Uebersinnlichen; unser Verstand wird mehr gebildet; wir gewinnen von den religiösen und moralischen Wahrheiten eine feste Ueberzeugung, und werden mit denselben immer vertrauter. Unser Glaube erhält jene feste Begründung, welche uns die heilige Schrift mit den Worten anempfiehlt: „Seid bereit, jedermann den Grund eures Glaubens zu sagen.“ Durch dieses ernstliche Nachdenken werden die religiösen Wahrheiten ein Gegenstand des Herzens, und gehen in unser tägliches Leben über. Selbst die heilsamsten Wahrheiten unserer Religion blieben schon an manchen sonst gelehrten Männern deßhalb unwirksam, weil diese es unterließen, reiflicher über den Nutzen derselben nachzudenken, und sich nur mit einer oberflächlichen Kenntniß derselben begnügten. So wurden diese Wahrheiten für sie nur ein Gegenstand des Verstandes, während das Gefühl und das Herz ungerührt blieb.

§. 24. Gleichgültigkeit gegen die Religion (Indifferentismus).

Es gibt viele Leute, welche ihren Unglauben damit entschuldigen wollen, daß sie sagen, jede Religion sei gut, und es liege daher nicht viel daran, ob man Heide, Jude, Türke, Christ, Katholik oder Protestant sei, wenn man nur so den Schein eines rechtlichen Menschen habe. Wie unrichtig diese Meinung sei, geht schon daraus hervor, weil, wie wir schon oben (II. Bd. S. 51—53.) gehört haben, nur die katholische Kirche allein seligmachend ist. So wie es nur Einen Gott, Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen gibt, kann es

nur Eine Wahrheit, und daher nur Eine wahre Religion, nur Eine wahre Kirche geben. Deßhalb sagte auch der heilige Cyprian: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche (die katholische) nicht zur Mutter hat.“ (de unit. Eccl. n. 24.) Und wenn es gleichgültig wäre, ob wir uns zu dieser oder zu jener Religion bekennen, wozu hätte denn Gott die Patriarchen, die Propheten, und zuletzt sogar Seinen eingebornen Sohn Jesum Christum in die Welt gesandt, das Licht der Offenbarung den Völkern, welche noch im Schatten des Todes saßen, zu bringen? Wäre eine so zwecklose, überflüssige Sendung nicht mit der unendlichen Weisheit Gottes im Widerspruche? Wären die heiligen Apostel und Martyrer nicht thöricht gewesen, wenn sie umsonst ihr Blut vergossen hätten? Und ist es nicht eine strafbare Sorglosigkeit, wenn man sich nicht um Dinge bekümmert, die unser Seelenheil, welches der Gegenstand unserer wichtigsten Sorge sein sollte, betreffen?

Jede Religion ist gut. Vater Gottfried, ein frommer rechtschaffener Gewerbsmann, hatte einen Gesellen, der sich in der Fremde wohl eine große Geschicklichkeit in seinen Arbeiten erworben, allein durch den Umgang mit verdorbenen Menschen verschiedene schlechte Grundsätze in der Religion eingesogen hatte. Sein würdiger Meister suchte ihn zwar oft zu belehren, und mit freundlichen Worten auf den Weg der Frömmigkeit zu bringen. Aber der leichtsinnige Geselle, welcher Eduard hieß, gab ihm dann zur Antwort: „Ei, was hat denn dieses zu bedeuten? Auch der Protestant, der Jude, Türke, ja sogar der Heide, dient seinem Gott. Wenn man nur ein rechtlicher Mensch ist! Jede Religion ist gut.“

An einem Samstage zahlte Vater Gottfried seinen Gesellen den Lohn aus. Auch Eduard erhielt seinen Antheil; wer beschreibt aber seine Entrüstung, als er statt des ausgemachten monatlichen Lohnes, welcher doch in wenigen Gulden bestand, nur einige Groschen erhielt? Er beschwerte sich bei dem Meister darüber, daß er ihm an dem Lohne, den er zur Anschaffung seiner Kleidung oder zur Bestreitung anderer Bedürfnisse so nothwendig brauche, so viel abziehe. Allein der Meister sprach: „Ich bin nicht so ungerecht, daß ich dir auch nur den geringsten Theil von dem Lohne, der dir gebührt, vorenthalten möchte. Allein sieh, du sagst immer: Jede Religion sei gut, und es liege nichts daran, zu welcher Religion man sich bekenne. Wie du hinsichtlich unserer heiligen Religion sagst, so kann auch ich in Beziehung deines Lohnes sagen: Jedes Geldstück ist gut; mithin sind nach deinem

Ausspruche die Groschen, die ich dir gab, zu deinem Lohne gut genug. Wenn dir die Entziehung dessen, was dir gebührt, nicht angenehm sein kann, um wie viel weniger kann es Gott gefallen, wenn man Ihm nicht die Anbetung und den Gehorsam bezeigt, wie wir es Ihm, als dem Allerhöchsten schuldig sind?"

Mit Recht können wir auf jene Menschen, welche gegen die Wahrheiten unserer heiligen Kirche gleichgültig sind, und lieber jeder Irrlehre, als jenen folgen, die Worte des heiligen Apostels Paulus anwenden: „Da sie (Ungläubige, Juden) die Gerechtigkeit Gottes nicht erkennen, und bloß ihre eigene (Kenntniß, Gerechtigkeit) geltend machen wollen, so unterwerfen sie sich nicht der Gerechtigkeit Gottes; denn das Ende des Gesetzes ist Christus zur Gerechtigkeit für jeden, der glaubt." (Röm. X. 3.)

§. 25. Abfall vom Glauben (Apostasie).

Wenn ein Kriegsmann seine Fahne und sein Vaterland auf eine treulose Weise verläßt, so wird er mit Recht der Verletzung des Eides, den er seinem Landesherrn geschworen hatte, schuldig befunden, und als ein Eidbrüchiger oder Pflichtvergessener bestraft. Um wie viel strafwürdiger ist daher derjenige, der von Gott, dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde, dem er schon in der heiligen Taufe unverbrüchliche Treue geschworen hatte, abfällt, und sich erkühnt, Ihm gleichsam den Gehorsam aufzukünden! Deßhalb sagt der göttliche Heiland: „Wer Mich vor den Menschen verläugnet, den werde Ich vor Meinem Vater verläugnen, der im Himmel ist." (Matth. X, 33.) Und der heilige Gregorius der Große lehrt: „Bedenke doch, wie es dir in dem göttlichen Gerichte ergehen werde, wenn du dich selbst dem Allmächtigen, dem du doch Gehorsam gelobt hattest, entziehest." (S. Greg. M. Lib. 1. in Regist. ind. 9. cap. 33, ad Venant. Cancell. Itall. post med.)

Beispiele. a) Schon im alten Bunde sagte Gott zu den Israeliten: „Wenn ihr Mich verlasset, so werde Ich euch auch verlassen." Wie gewiß diese göttlichen Worte an dem israelitischen Volke in Erfüllung gingen, lehrt die spätere Geschichte desselben. Denn so oft sie vom wahren Glauben abfielen, gab sie der Herr zur Strafe in die Hände ihrer Feinde. —

b) Warum fiel Novatian von der katholischen Kirche ab? Novatian, ein gelehrter, aber auch eitler Mann, ließ sich in einer

schweren Krankheit aus Furcht vor dem Tode taufen; als er aber wieder gesund wurde, unterließ er es, die Auflegung der Hände, wie es doch vorgeschrieben war, sich ertheilen zu lassen. Nach einiger Zeit starb der heilige Fabian den heldenmüthigen Tod für die Lehre Jesu, und die römische Kirche schritt zur Wahl eines Nachfolgers dieses Heiligen. Da nun Novatianus nicht zum Papste gewählt werden konnte, hatte er darüber einen so großen Verdruß, daß er sich von der wahren, katholischen Kirche lostrennte, und eine eigene Religionspartei bildete, die großes Unheil in der Kirche anrichtete. Der größte Irrthum dieser Sekte bestand darin, daß sie der Kirche die Gewalt wegzuläugnen suchte, den Gefallenen, welche doch Buße thaten, und sich vollkommen besserten, die Sünde nachzulassen Noch im fünften Jahrhunderte gab es Anhänger dieser Irrlehre, welche unter ihren eigenen Bischöfen standen.

c) Bestrafte Abtrünnigkeit. Der römische Kaiser Dezius ließ im Jahre 249, oder am Anfange des Jahres 250 an alle Obrigkeiten in allen Provinzen seines Reiches den Befehl ergehen, die Christen auf alle mögliche Weise anzuhalten, daß sie den Göttern opfern, und ihnen selbst die schwersten Strafen anzudrohen, wenn sie diesem Befehle nicht folgen würden. Die Obrigkeiten wetteiferten in der Vollziehung dieser Befehle. Es war kaum eine Marter zu ersinnen, welche an den christlichen Bekennern nicht vollzogen wurden. Viele bekannten theils mit ihrem Tode, theils in Schmach, in Qual, in Banden und in der Verbannung den Sohn Gottes; Andere aber, in deren Herzen die evangelischen Wahrheiten nie feste Wurzel gefaßt hatten, wurden so verzagt, daß sie die Aufforderung zum Abfalle nicht abwarteten, sondern sich auf die öffentlichen Plätze hinzudrängten, um den Götzen zu opfern, oder haufenweise zu den heidnischen Obrigkeiten gingen, um den Sohn Gottes zu verläugnen. Dieses geschah vorzüglich auch zu Carthago, worüber der heilige Cyprian bitter klagt, und es bejammert, daß Einer den Andern zum Abfalle gereizt, ja sogar Aeltern ihre kleinen Kinder zur Verläugnung des allerhöchsten Namens mit sich geschleppt haben. Er bezeugt, daß die Meisten aus niedriger Anhänglichkeit an die irdischen Güter so tief gefallen seien. Sie wußten, daß sie würden eingezogen werden, wenn sie durch die Flucht sich retten würden. Der nämliche heilige Vater erzählt in seinem Buche „de lapsis“ (von den Gefallenen), auf welche schnelle und auffallende Weise oft der Abfall vom wahren Glauben bestraft wurde. Ein junger Mann wurde in dem nämlichen Augenblicke, als er Christum verläugnet hatte, stumm. Ein Mädchen, welches den Glauben verläugnet hatte, schlich sich nachher, dessen ungeachtet, doch wieder in die Versammlung der Christen,

und empfing das heilige Abendmahl; aber sogleich wurde es von einem heftigen Zittern befallen, und stürzte todt zur Erde. Durch solche Beispiele der strafenden Gerechtigkeit Gottes wurden Viele vom Abfalle abgeschreckt. (Mätzler.)

d) Der Verlust der himmlischen Krone. Wie Gott die Standhaftigkeit im Glauben belohne, und die Abtrünnigkeit von Seiner heiligen Religion bestrafe, kann man auch aus der Legende von den vierzig heiligen Martyrern zu Sebaste ersehen. Denn als jener Soldat, der die Bekenner Christi bewachen mußte, seinen Blick unverwandt auf dieselben richtete, und mit größter Bewunderung sah, wie standhaft diese christlichen Helden, mit entblößtem Leib auf den gefrornen Teich hingestellt, blieben, kam es ihm auf einmal vor, als sähe er Engel vom Himmel herab schweben, welche den Martyrern himmlische Kronen aufsetzten; nur Einer blieb ungeschmückt. Da sprach der Wächter bei sich selbst: „Wie? Es sind ja ihrer vierzig, wo ist für den vierzigsten Mann die Krone?“ In dem nämlichen Augenblicke aber sah er, wie Einer hinwegsprang, und dem warmen Bade zueilte, das für die treulosen Verläugner des christlichen Glaubens bereitet war. Getroffen vom Strahle der göttlichen Gnade warf der Wächter sogleich seine Kleider weg, lief zu den heiligen Martyrern, und bekannte mit ihnen den Glauben an Jesum Christum, so daß die Zahl 40 wieder ausgefüllt wurde.

e) Kaiser Julian, der Abtrünnige. Ein besonders abschreckendes Beispiel der Treulosigkeit gegen Gott ist der römische Kaiser Julian, welcher die christliche Religion abgeschworen hatte, und deßwegen der „Abtrünnige,“ oder nach der lateinischen Sprache „der Apostat“ genannt wurde. Er schloß nun die Christen von allen Aemtern des Staates aus, beraubte sie aller Rechte, und erlaubte ihnen nicht einmal, sich vor den Richterstühlen zu vertheidigen. Er verbot den Christen das Studium der Wissenschaften, überzeugt, daß dann Irrthum, Unwissenheit, Rohheit, und mit diesen der Abfall von der heiligen Lehre Jesu erfolgen müsse. Spottweise gab er als Grund dieser Unterdrückung das christliche Gesetz vor, welches ihnen die Wissenschaften untersagte, ihnen Einfalt und Armuth befähle, und ihre Rechte zu vertheidigen verböte. Voll des Hasses gegen Jesum wollte er zeigen, daß Seine Weissagung, die Stadt Jerusalem werde, wie auch der dortige Tempel, niemals wieder aufgebaut werden, nicht in Erfüllung gehe, lud daher alle Juden dazu ein, zur Wiederherstellung ihrer heiligen Stätten das Ihrige zu thun, und gab ihnen dazu eine Menge Gold und Silber. Die Juden liefen aus allen Gegenden der Welt zusammen,

säuberten den Platz, wo der Tempel gestanden, gruben die Erde aus, und arbeiteten mit dem größten Eifer, den alten Grund heraus zu reißen; doch kaum war dieses geschehen, als feurige Kugeln aus der Erde hervorbrachen, die Steine, welche die Arbeiter in den Grund legen wollten, zurückgeschleudert, ihre Werkzeuge verzehrt, und viele der Arbeiter entweder getödtet oder verwundet wurden. Der heilige Cyrillus, Bischof von Jerusalem, der zu eben derselben Zeit lebte, sagte, daß nun eben die Zeit gekommen sei, wo, der Weissagung des göttlichen Heilandes gemäß, kein Stein auf den andern bleiben werde. Obwohl Julian, der gottlose Kaiser, dadurch in Schrecken gesetzt wurde, so blieb er dennoch verstockt, und nannte Jesum Christum noch immer aus Spott den „Zimmermannssohn“ oder den „Nazarener.“ Einst fragte er einen Christen spöttisch: „Sag mir, was macht denn jetzt der Zimmermannssohn?“ „Einen Sarg für dich,“ gab ihm jener zur Antwort. Diese Worte gingen auch wirklich bald in Erfüllung. Denn als der Kaiser noch im nämlichen Jahre (363) gegen die Perser zog, wurde er von ihnen eingeschlossen, und von einem Pfeile getroffen. Als er fühlte, daß er tödtlich verwundet sei, riß er den Pfeil aus der Wunde, nahm eine Hand voll Blutes, warf es gegen den Himmel, und sprach: „Du hast gesiegt, o Nazarener! Du hast gesiegt!“ und hauchte dann bald in den schönsten Jahren seines Alters, im zweiten Jahre seiner Regierung, seine schwarze Seele aus.

f) Stettin's Wiederbekehrung. (Eine Legende.) Der heilige Otto, Bischof von Bamberg, wurde von Boleslaus, Herzog von Polen, aufgefordert, das Evangelium zu predigen. Der eifrige Bischof erkannte in diesem Rufe einen Wink Gottes, und pries Gott, daß Er ihn eines solchen Winkes würdige. Der apostolische Mann fing nun, von seinen treuen Jüngern unterstützt, das Geschäft der Bekehrung an, und setzte es, zwar unter großen Beschwerden, doch mit dem erfreulichsten Erfolge fort. So war der heilige Mann auch nach Stettin gekommen, und viele Bewohner dieser Stadt nahmen das Christenthum an, und die wilden, zügellosen Menschen wurden sanftmüthige und wohlgesittete Bekenner des Evangeliums.

Allein nach einigen Jahren brach in Stettin eine gefährliche Krankheit aus. Viele Menschen starben in kurzer Zeit an derselben dahin. Da sagten die heidnischen Götzenpriester zu dem Volke: „Wißt ihr, woher diese schreckliche Krankheit kommt? Sie kommt nirgends anders her, als daß ihr eure alten Götter verlassen, und einen neuen Gott angenommen habt. Wenn ihr nicht sogleich zu euren vorigen Göttern zurückkehrt, so werdet ihr noch Alle des nämlichen schrecklichen Todes

sterben und vergehen!" Da wollte das Volk wieder seine alten Götter haben; Viele fielen von dem christlichen Glauben ab, zerstörten die Kirche des heiligen Adalbert, welche Otto gegründet hatte, und erbauten für ihren Götzen Triglaff einen andern Tempel.

Als der heilige Otto vernahm, daß ungeachtet aller seiner Mühe, mit welcher er in Pommern den christlichen Glauben verbreitet hatte, derselbe dort dennoch zu wanken begann, so unternahm er in jenes Land eine zweite Reise. Er kam auch nach Stettin, um die Einwohner dieser Stadt von Neuem zum Christenthume zu bekehren. Die Abtrünnigen empfingen ihn und seine Gefährten sehr unfreundlich, und sein heiliges Werk wollte ihm Anfangs nicht gelingen; aber durch Gottes Gnade hatte seine Bemühung doch einen glücklichen Erfolg. Denn es geschah, daß zu damaliger Zeit ein Bürger aus Stettin, Witsak mit Namen, der auf dem Meere viel geraubt und Mordthaten ausgeübt hatte, in Dänemark gefangen, und in schweren Ketten in einen Thurm geworfen wurde. Als er nun in seinem Elende so da saß, bereute er seine Sünden, und bat den wahren Gott, den er bei der Taufe schon kennen gelernt hatte, um Verzeihung seiner Sünden. Da erschien ihm der heilige Otto auf einmal im Traume, tröstete ihn, sprach ihm um seiner Buße willen Muth ein, und befahl ihm auch zugleich, den Stettinern zu sagen, daß Gottes harte Strafe über sie ergehen werde, wenn sie sich nicht bald bekehren würden. Und sieh! als er am folgenden Morgen erwachte, sah er sich wunderbarer Weise von seinen Ketten befreit. Nun richtete er sich ohne Beschwerde auf, und ging aus seinem Gefängnisse hinaus zum Meere. Dort suchte er lange umher nach einem Schiffe, aber vergebens. Da rief er in seiner Angst den heiligen Otto an, worauf plötzlich aus der Mitte des Meeres ein Boot auf ihn zugeschwommen kam. So kam er durch Gottes Hülfe bis nach Stettin, ging in die Stadt hinein, und that, was ihm der heilige Otto befohlen hatte. Da bekehrten sich die Bewohner von Stettin zum zweiten Male, gaben den Worten des heiligen Otto ein williges Gehör, und blieben von dieser Zeit an fromme Christen.

(Nach Hungari.)

g) Sieg der Liebe Christi in einem Abgefallenen. Peter Bourgin, geboren auf der Insel Majorka, war im Jahre 1650 Sklave in Algier bei einem Herrn, der ihn zum Galeerendienste nach Constantinopel verkaufen wollte, wo er wenig Hoffnung gehabt hätte, einmal frei zu werden. In dieser Noth ging er zum Statthalter, den man dort „Dey" nennt, und bat ihn um seinen Schutz. Der Dey munterte ihn auf, seinem Glauben zu entsagen, sich den Gesetzen Mohameds zu

unterwerfen; sogleich würde er dann frei sein. Da dieses Versprechen ihn nicht bewegen konnte, von seinem heiligen Glauben abtrünnig zu werden, begann der Dey zu drohen, und fuhr so lange fort, bis jener, gelockt von der Freiheit, und geschreckt von der Furcht des qualvollen Todes sich bewegen ließ, Jesum Christum zu verläugnen. Der Dey hielt sein Versprechen, und belohnte ihn reichlich.

Bourgin wurde aber bald inne, daß er die äußere Freiheit mit dem Verluste der Freiheit seines Gewissens nur zu theuer bezahlen müsse. Getrieben von Unruhe und gequält von Angst härmte er sich ab, und war schon manchmal Willens, seine Verläugnung Christi zu widerrufen. Allein der Gedanke an die Martern, welche ihn dann erwarten würden, schreckte ihn davon ab; aber doch ließ er öfters in Gegenwart von Mohamedanern Worte gegen ihre Lehre fallen, um das über sich herbeiführen zu lassen, zu dessen freiem Bekenntniß ihm noch die Kraft des Entschlusses fehlte. Endlich faßte er Muth; in festem Vertrauen auf den Beistand Jesu, den er aus Schwäche verläugnet hatte, der den Jammer seiner bußfertigen Seele sah, und froh, zu sterben für Den, der für ihn gestorben war, ging er zum Dey, und sprach: „Du hast mich verführt; aber ich schwöre Mohamed ab; ich bin Christ, und bereit, jede Qual zu erdulden für Jesum Christum, meinen Heiland!“ Staunend und wüthend ließ ihn der Dey sogleich entkleiden, und an einen Pfahl binden. Umgeben von Ungläubigen, Abtrünnigen und frommen Christen wiederholte er freudig sein Bekenntniß, und gab in den Flammen seinen Geist auf. (Nach der Philothea.)

Doch darf man nicht glauben, daß einem jeden Abgefallenen auch die Gnade einer so schönen Wiedergeburt und ein so herrlicher seliger Tod in Jesu Christo zu Theil werde. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß solche Unglückliche gewöhnlich ganz in Sünde und Laster verfallen, und zuletzt, gemartert von Gewissensbissen, verlassen von Gott und den Menschen, beraubt von jeder himmlischen Gnade und Tröstung, in wilder Raserei und Verzweiflung einen schrecklichen Tod finden.

h) Jarosmir und Szerna. Jarosmir, ein armer Fischerknabe, saß vor der Thüre seiner väterlichen Hütte, und besserte ein Netz aus. Es war ein schöner Sommerabend. Die Seele des Knaben war voll vom Lobe und Danke gegen den lieben Gott. Da vernahm er plötzlich ein klägliches Geschrei. Ein Kind fiel in den nahen Bach, und war nahe daran zu ertrinken. Kaum hatte der edle Junge das Angstgeschrei vernommen, so stürzte er sich sogleich in das Wasser,

und rettete nach einiger Anstrengung das Kind. Von diesem Augenblicke an hing das gerettete Mädchen, welches Szerna hieß, und dessen Eltern vermöglich waren, mit seltener Dankbarkeit an dem guten Jarosmir. Er mußte beinahe alle Tage zu ihr kommen, und mit ihr spielen. Das Liebste aber war dem lernbegierigen Knaben, daß er ihrem Unterrichte, den sie von den geschicktesten Lehrern erhielt, auch beiwohnen durfte. Die zwei Kinder liebten sich, wie zwei Geschwister, und theilten alle Freuden mit einander. Die Eltern sahen oft ihren kindlichen Spielen zu, und erinnerten sich mit Rührung an die freundlichen Stunden der Kindheit, wo sie keine Sorge, keinen Kummer kannten, sondern nur unaussprechliches Vergnügen genossen.

Doch dem Allwissenden gefiel es, beide christliche Familien in ihrem Glauben zu prüfen, und mit Leiden heimzusuchen. Denn die Mongolen, ein grausames, wildes Volk, brachen in ihr Land ein, brannten viele Städte und Dörfer nieder, und richteten im Lande große Verwüstung an. Weder das Eigenthum, noch das Leben war vor ihnen sicher. Sie trachteten auch, die Lehre Jesu zu vertilgen, und ihr blindes Heidenthum zu verbreiten. Die Christen mußten von ihnen alle möglichen Mißhandlungen ausstehen. Viele Anhänger Jesu litten um der Gerechtigkeit willen gerne Verachtung und Tod; viele Andere aber wurden aus Furcht dem wahren Glauben ungetreu. Unter diesen Unglücklichen befanden sich auch Szernens Eltern. Szerna aber, die nun zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen war, blieb dennoch dem göttlichen Heilande treu. Der ungläubige Vater versuchte zuerst durch Versprechungen und Schmeicheleien, dann aber durch Drohungen und Schläge sie zur Annahme des Heidenthums zu bewegen; aber Alles war vergebens. „Wenn alle Stürme," sprach die glaubensstarke Jungfrau, „über mich hereinbrechen, so verlasse ich dennoch meinen Gott nicht; denn wenn Gott für mich ist, wer ist dann wider mich? Wie die Henne ihre Jungen unter den Flügeln versammelt, so schützt der Herr die Seinen, und läßt jene, die Ihn anrufen, nicht zu Schanden werden." Von ihrem eigenen Vater grausamer Weise hinausgestoßen, flüchtete sich das arme Mädchen weinend und jammernd zu ihrem ehemaligen Jugendfreunde Jarosmir, und seinen Eltern, die dem Christenthume noch treu blieben. Die braven Fischerleute nahmen die arme Verstoßene mit großer Theilnahme auf, und suchten, so viel als möglich, ihr Trost und Erheiterung zu bringen. In dem Kreise dieser frommen, gutherzigen Menschen genoß Szerna sehr angenehme Stunden. Doch auch diese glückliche Zeit dauerte nicht lange. Bald nach dem Vermählungsfeste Jarosmir's und Szernens wurde die fried-

liche Hütte von einer Schaar wilder Räuber überfallen, und in Brand gesteckt; beide alte Fischerleute fielen unter den Dolchen der blutgierigen Männer; Jarosmir und Szerna konnten nur mit genauer Noth ihr Leben durch die Flucht retten. Sie hatten auf ihrer Wanderschaft eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt, als sie in eine öde, von wenig Kräutern bewachsene Gegend geriethen, aus welcher sie keinen Ausweg mehr fanden. Weit und breit konnte man keine Hütte sehen; nirgends hörte man einen menschlichen Laut; nur das Gekrächze der Raben und das Geheul der Wölfe unterbrach die furchtbare Stille.

Nachdem sie lange herumgeirrt waren, fanden sie eine sehr kleine Höhle. Hier wollten sie ihre Wohnung aufschlagen. „Für das Uebrige," sagte Szerna, „wird schon der liebe Gott sorgen. Er nährt ja sogar die jungen Löwen, und gibt den Raben ihr Futter, warum sollte Er sich nicht unser erinnern?" Unter diesen freundlichen Tröstungen brachten sie zwei Tage in ihrer Höhle zu. Aber am dritten Tage hörten sie plötzlich ein Getöse, wie das Getrappe von Pferden. Schon glaubten sie verloren zu sein, als ein Räuber in ihre Höhle eintrat. Da er seine Wohnung von Fremden bewohnt sah, so wurde er sogleich zornig, und rief seine wilden Gefährten herbei. Jarosmir und Szerna wurden gefangen genommen, und in aller Eile von den grausamen Männern fortgeschleppt, um als Sklaven verkauft zu werden. Beide kamen in die Dienste eines reichen, angesehenen Türken. Dieser versprach ihnen das angenehmste Leben, die schönsten Kleider, wenn sie dem Christenthum entsagen, und die Lehre Mohameds annehmen wollten. Da sie aber alle diese schändlichen Vorschläge mit Verachtung zurückwiesen, so mußten sie die schwersten Arbeiten verrichten, und viele Mühseligkeiten erdulden. Ungeachtet dieser drückenden Lage dienten sie ihrem Herrn mit bewunderungswürdiger Treue. Als dieser einst an einer gefährlichen Krankheit schwer darniederlag, so war es Jarosmir allein, dem er die Erhaltung seines Lebens zu verdanken hatte. Von dieser Zeit an fanden Beide eine bessere Behandlung. Bald darauf brachte eine neue Schaar von Räubern wieder Gefangene daher. Wer beschreibt aber die Verwunderung Szernens, als sie unter jenen Gefangenen ihre Eltern wieder fand? Jarosmir eilte, so bald er sie erkannte, zu seinem Herrn, und bat ihn, er möchte um der Treue willen, mit welcher er ihm das Leben gerettet hatte, Szernens Eltern befreien. „Sie sollen frei sein," rief der Türke, „aber nur unter der Bedingung, daß ihr Mohameds Lehre annehmet." Schon war Jarosmirs Herz gebrochen, schon wollte er den heiligen Glauben verläugnen; doch sein Mund hatte noch nicht die unheilvolle Sünde ausgesprochen — sieh! da fügte es

der liebe Gott, daß gerade ein russischer Kaufmann herbeikam, der Szernen erkannte, und sie Alle auslöste. Der Frühling brach eben in voller Blüthe hervor, als Jarosmir und Szerna mit ihren nun wieder versöhnten Eltern nach so vielen Leiden von ihrem Retter in die Heimath zurückgeführt wurden. Am heiligen Ostertage feierte auch diese hochbeglückte Familie ein Auferstehungsfest ihres heimathlichen Glückes, mit der seligen Hoffnung, ein ähnliches auch im Himmel feiern zu dürfen.

Aussprüche. Die Abgefallenen sind mit der Frau des Loth zu vergleichen, welche zurück sah, und auf diese Weise zu Grunde ging. (S. Thom. Aq. Tom. 2. opusc. de perf. vita, spirit. cap. 25, in princ.)

Judas Ischkarioth ging zu den Pharisäern, verließ die Apostel, und fand dort keine Hülfe, sondern einen Abgrund der Verzweiflung, weil er von der Einheit getrennt war. (S. Aug. de vera et falsa poenit.)

§. 26. Abgötterei.

Aus dem Vorhergehenden ersehen wir, daß es unsere erste und wichtigste Pflicht sei, auf Gott unsern festen, lebendigen Glauben zu setzen, auf Ihn zuversichtlich zu hoffen, Ihm unsere unbegränzte Liebe zu schenken. Deßhalb sprach Gott schon auf dem Berge Sinai zu dem israelitischen Volke: „Ich bin der Herr, dein Gott." Auf diese Weise wollte Gott Allen eine tiefe Ehrfurcht vor Ihm, und eine desto größere, daraus hervorgehende Bereitwilligkeit, Ihm zu gehorchen, einflößen. Da es aber schon damals unter den Israeliten viele Menschen gab, welche so blind in ihrem Geiste waren, daß sie sagten, sie verehren den wahren Gott, und doch „auf beiden Seiten hinkend" (IV. Reg. XVII., 21, sqq.) einer Menge Götter dienten, so fügte Gott dem ersten Gebote die Worte bei: „Du sollst keine fremden Götter neben Mir haben." Wie sehr Gott die Abgötterei verabscheue und bestrafe, lehrt uns die Geschichte des israelitischen Volkes. So mußte Abraham auf Befehl Gottes das väterliche Haus verlassen, weil darin auch die Vielgötterei eingerissen hatte; so kamen, wiewohl vergebens, schreckliche Strafen über die Aegyptier, um sie von ihrer Abgötterei zum wahren Glauben zu bekehren; so kamen Tausende der Israeliten, welche ihre Anbetung des goldenen Kalbes nicht aufgeben wollten, durch das Schwert um; so mußte Elias nach Gottes Befehl die Baalspriester, welche das Volk zur Anbetung der Bilder verleiteten,

tödten; so wurde der König Nabuchodonosor, der sich bisher mit seinem ganzen Volke immer vor todten Bildern auf die Knie warf, von Gott durch die wunderbare Erhaltung der drei Jünglinge im Feuerofen belehrt, Ihn, als den lebendigen, wahren Gott, anzubeten; so wurden jene betrügerischen Diener des Götzen Beel mit dem Tode bestraft, während Daniel, der eifrige Anbeter des wahren Gottes, in der Löwengrube unversehrt blieb. So dienten alle Fügungen Gottes, von welchen uns die heilige Geschichte erzählt, nur dazu, um den Menschen die Abscheulichkeit der Vielgötterei zu zeigen, und das erste der göttlichen Gebote ihnen tief einzuprägen: „Du sollst allein an Gott glauben."

So wie aber Gott die Abgötterei auf das Nachdrücklichste verbot und bestrafte, waren auch alle frommen und heiligen Männer und Frauen immer bemüht, ihren Eifer für die Anbetung des Einen und wahren Gottes durch Wort und That zu beweisen, und ihre Nebenmenschen vor den Gräueln der Abgötterei zu warnen.

Beispiele. a) Schon David schildert auf eine sehr treffende Weise die Thorheit der Abgötterei, indem er sagte: „Die Götzen der Heiden sind von Gold und Silber, von Menschenhänden gebildet. Sie haben einen Mund, und können nicht reden; sie haben Augen, und können nicht sehen; sie haben Ohren, und können nicht hören; sie haben Nasen, und können nicht riechen; sie haben Hände, und können nicht greifen; sie haben Füße, und können nicht gehen; aus ihrer Kehle kömmt nie ein Ton. Wie sie, so sind auch jene, die sie verfertigen; so sind Alle, die auf sie vertrauen. Wir aber loben den Herrn, von nun an, immer und in alle Ewigkeit. (Ps. XIII. 12, et seqq.)

b) Ebenso suchte Elias die Baalspriester, wie auch das ganze Volk von dem Unsinnigen ihrer Abgötterei zu überzeugen. Er sprach: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Erkennet ihr den Herrn für den wahren Gott, so hanget Ihm allein an; haltet ihr aber den Baal dafür, so hanget dem Baal an. Ich bin der einzige Prophet des Herrn, der noch übrig ist; die Propheten Baals aber sind vierhundert fünfzig. So gebt uns nun zwei Ochsen. Die Propheten Baal's sollen einen Ochsen nehmen, ihn in Stücke zerhauen, auf das Holz legen, aber kein Feuer darunter anzünden. Ich will den andern Ochsen nehmen, ihn auf's Holz legen, und auch kein Feuer darunter anzünden. Alsdann mögen sie ihren Gott anrufen; ich aber will zu dem Herrn flehen. Welcher Gott nun mit Feuer vom Himmel antworten wird,

der sei unser Gott." Dieses geschah auch wirklich. Die Baalspriester nahmen zuerst einen von den zwei Ochsen, schlachteten ihn, und riefen den Baal an von früh Morgen bis Mittag, und schrien immer: „Baal, erhöre uns!" Zugleich hüpften sie unter vielen Kniebeugungen — so, daß es einem Tanze von Hinkenden ähnlich war — um den Altar herum. Aber da war weder Stimme, noch Antwort. Da es nun Mittag war, spottete Elias ihrer, und sprach: „Schreiet noch lauter! Baal ist ja nach eurer Meinung ein Gott. Vielleicht redet er mit Jemand, oder er ist verreist, oder er schläft vielleicht, daß man ihn aufwecken muß." Dieser Spott kam aber nicht aus bösem Herzen; Elias wollte dem Volke nur die Thorheit der Abgötterei recht handgreiflich machen, woran er auch recht that. Die Götzenpriester schrien überlaut, und verwundeten sich nach ihrem Gebrauche mit Messern und Pfriemen, daß das Blut über sie herabrann, um den Baal zum Mitleid zu bewegen. Allein da war weder Antwort, noch Erhörung. Nun erbaute Elias aus zwölf Steinen den Altar des Herrn, legte das Holz auf den Altar, zerstückelte den Ochsen, legte ihn auf das Holz, und flehte zu dem Herrn, und augenblicklich fiel Feuer vom Himmel, und verzehrte das Brandopfer, und das Holz und Steine, und leckte sogar das Wasser in dem Graben auf. Als das Volk dieses sah, fiel es auf das Angesicht nieder, und rief: „Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!"

c) Sehr schön sprach auch der heilige Apostel Paulus von der Anbetung des Einen Gottes und von der Thorheit der Vielgötterei. Als der heilige Mann zu Athen nicht bloß eine Menge Tempel und Altäre, voll von Götzenbildern, sondern auch einen Altar erblickte, an dem geschrieben stand: „Dem unbekannten Gott," so wurde er tief in der Seele betrübt, daß die Stadt gar so abgöttisch war. Er suchte daher nicht bloß die Juden in der Synagoge, sondern die Griechen an den öffentlichen Versammlungsorten der Stadt zu bekehren. Er deutete auf den Altar hin, den sie dem unbekannten Gott geweiht hatten, und sprach: „Denjenigen nun, den ihr verehret, ohne Ihn zu kennen, verkündige ich euch. Der Gott, der die Welt, und was darinnen ist, geschaffen hat, wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind; denn Er ist ja der Herr Himmels und der Erde. Er kann auch nicht von Menschenhänden bedient werden, als hätte Er irgend etwas nöthig, da vielmehr Er selbst Allen Leben, Athem, und Alles gibt." Viele spotteten über seine Worte; aber Einige folgten ihm sogleich nach, und glaubten den Worten des heiligen Mannes. (Act. apost. 18, 16—34.)

d) Die heiligen Martyrer. So wie der heilige Apostel Paulus auf dem Hauptplatze zu Athen gegen die Vielgötterei der Heiden eiferte, suchten auch oft die heiligen Martyrer ihren Richter und seine Diener, wie auch alle Umstehenden von der Thorheit ihres Götzendienstes zu überzeugen. Als z. B. der heilige Valentin zum römischen Kaiser Claudius II. (i. J. 270) geführt, und von Einem der Umstehenden gefragt wurde, was er von den heidnischen Göttern Jupiter und Merkur halte, so gab er ihnen zur Antwort: „Ich halte von ihnen, was auch du, und ihr Alle, die ihr da versammelt seid, halten sollt, daß nämlich keine gottloseren Menschen gelebt haben, als die sind, denen ihr den Namen der Götter beilegt. Fraget darum eure Dichter; leset in den Büchern eurer Geschichtsschreiber, und ihr werdet wohl kaum etwas Lasterhafteres gehört haben, als der Lebenswandel derselben ist." Und die heiligen Brüder Cosmas und Damian sagten: „Eure Götter sind ohne Macht und Leben — Götzenbilder sind es, die wir verachten und verfluchen. Es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat."

e) Der belehrte Götzendiener. Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners, und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er läßt die Sonne scheinen und regnen. Er sieht unser Thun und Lassen, und hört unsere Gebete. Er, der lebendige Gott, kann uns strafen und belohnen, erretten oder verderben. Diese Götzenbilder da sind nur aus Erde gemacht; sie sehen und hören nicht, und können uns weder Gutes, noch Böses thun. Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal ging nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken, und zerschlug die Götzenbilder; nur den größten Götzen ließ er ganz, und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heimkam, rief er zornig: „Wer hat das gethan?" Der Knabe sagte: „Glaubst du denn nicht, der große Götze habe seine kleineren Brüder zerschlagen?" „Nein," schrie der Mann, „das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du hast es gethan, du böser Bube, und für diese deine Bosheit will ich dich mit dem Stecken todt schlagen."

Allein der Knabe sagte freundlich: „O zürne nicht! Trauest du deinem Götzen nicht einmal das zu, was ich mit meiner schwachen Kinderhand vollbringen konnte, wie sollte er der Gott sein, der Himmel und Erde erschaffen hat! Ach, glaube doch einmal an den einzig wahren Gott, unsern lieben Vater im Himmel!" Der Heide dachte nach,

zerschlug den noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und betete das erste Mal den wahren Gott an. (Chr. v. Schmid.)

f) Götzenbilder — eine Waare in unserer Zeit und in unserm christlichen Welttheile. So wie jener Silberarbeiter zu Ephesus die abgöttische Verehrung der heidnischen Göttin Diana aus niedriger Gewinnsucht befördert hatte, so gibt es auch in unserer Zeit viele Künstler und Handwerker, welche auf eine wahrhaft empörende Weise ihr Gewerbe zur Beförderung von Gottlosigkeit und Sünde mißbrauchen. So gibt es z. B. in England sogar Fabriken, in welchen Götzenbilder in Menge und mit größter Kunst verfertigt, und zum Verkaufe fortgesandt werden. Ein protestantisches Blatt („die Archives du Christianisme") erzählt uns darüber Folgendes: „England ist, unter uns gesagt, das Land der Widersprüche. Während dort große Opfer gebracht werden, um Licht in die Finsterniß des Heidenthums zu bringen, würde doch wohl in keinem andern Lande eine Fabrik von Götzenbildern für die Heiden gefunden werden. Eine solche Fabrik findet sich zu Birmingham, und macht, wie man hört, gute Geschäfte. Wir geben hier einen Auszug aus ihrem Verzeichnisse: „Yamen (der Gott des Todes), in feinem Kupfer, mit großem Geschmack gearbeitet. — Niroadi (König der bösen Geister) nach verschiedenen Zeichnungen. Sein Pferd ist von kühnstem Entwurf, und sein Säbel nach dem neuesten Geschmack. — Yaronnin (Gott der Sonne). Voll Leben. Sein Krokodil ist von Kupfer, und seine Peitsche von Silber. Couberen (Gott der Reichthümer). Dieser Gott ist ganz bewunderungswürdig gearbeitet. Der Künstler hat sein ganzes Talent darauf verwendet. — Man findet auch Halbgötter untergeordneter Art. Bei baarer Bezahlung wird ein Abzug gestattet."

Auf denselben Schiffen, auf welchen die Bibeln zur Verbreitung des Christenthums versendet werden, schickt England die für Götzendiener verfertigten Götzenbilder in seine indischen Besitzungen. Wahrlich, ein so ruchloses, gotteslästerisches Treiben, daß der katholische Christ sich darüber nicht mehr recht ausdrücken kann! Wer sollte sich daher wundern, wenn die Gerechtigkeit Gottes endlich zur Demüthigung eines so gottvergessenen Volkes schreitet, und dasselbe oftmals mit schwerer Trübsal heimsucht! (Salzburg. Kirchenblatt.)

g) Der Weltweise und ein jüdischer Volkslehrer. „Euer Gott nennt sich in seinem Buche einen eifersüchtigen Gott, welcher keine andern Götter neben sich dulden kann, und bei jeder Gelegenheit thut er seinen Abscheu gegen Vielgötterei kund. Wie kommt es aber, daß er die Verehrer der falschen Götter mehr bedroht, und

sie mehr zu hassen scheint, als die falschen Götter selbst?" So fragte Einer von den gelehrten Männer, die man Philosophen oder Weltweisen nennt, einen jüdischen Volkslehrer oder Rabbiner. Aber dieser gab ihm zur Antwort:

„Ein König hatte einen ungehorsamen Sohn; dieser war nebst andern verschiedenen Schelmereien boshaft genug, seinen Hunden den Namen und Titel seines Vaters beizulegen. Sollte der König nun über seinen Sohn oder über die Hunde desselben aufgebracht werden?"

„Gut entgegnet!" rief der Philosoph. „Aber wenn Gott jene Gegenstände, welche angebetet werden, vernichten würde, so würde die Abgötterei von sich selbst aufhören."

„Allerdings," bemerkte der Rabbiner, „wenn die Thoren nur solche Dinge anbeteten, die sonst keinen Nutzen hätten, als den, wozu sie ihr Unverstand bestimmt hat. Aber die thörichten Menschen beten Sonne und Mond, die Flüsse, das Meer, das Feuer, die Luft, und noch andere Dinge an Sollte der Herr, wegen diesen einfältigen Dingen alle jene Werke zerstören, und die Gesetze aufheben, welche Seine Weisheit für die ganze Schöpfung gab? Wenn jemand Samen stahl, und ihn aussäete, soll die Saat deßwegen nicht wachsen, weil der Same gestohlen wurde? O nein! Der weise Schöpfer läßt die Schöpfung ihren Lauf wandeln; denn ihr Weg ist von Ihm geordnet. Was thut es, wenn die Kinder der Thorheit sie zum Bösen gebrauchen? Der Tag der Rechenschaft ist nicht fern, und die Menschen werden dann lernen, daß die Thaten in ihren Folgen so sicher erscheinen, wie das grüne Blatt aus dem Samenkorn, welches in der Erde begraben würde." (Talmud.)

Aussprüche. Das Aeußerste und Erste aller Uebel ist die Anbetung der Götzenbilder. (S. Greg. Naz. Orat. de Nativitate Christe post init.)

Wer das Geschöpf anbetet, läugnet den Schöpfer. (Hugo Card. sup. Job, Cap. 31.)

Es gibt keine größere Sünde, als die Abgötterei; denn diese ist die größte Ruchlosigkeit gegen Gott. (S. Clem. Pap. Lib. 2. const. c. 27.)

So sehr wird Gott über die Abgötterei aufgebracht, daß er sogar jene zu tödten befahl, welche zum Götzendienste gerathen haben.

(St. Cypr. De exhort. Mart.)

Was ist elender, als jene, welche die Götzenbilder anbeten? (S. Theo. sect. 9 sup. Ezech. ante fine.)

Obwohl es jetzt keinem einzigen verständigen Menschen unter uns einfallen könnte, vor einem Götzenbilde die Knie zu beugen, und dasselbe anzubeten, so gibt es doch noch eine feinere Abgötterei, die noch eine größere Strafe verdient. Denn wer Reichthum, Ehre und Wollust mehr liebt, als Gott, treibt im Grunde eine ebenso sündhafte Abgötterei, wie die Heiden; er fällt von Gott ab, und beugt gleichsam vor dem Satan seine Knie. Deßhalb sagt auch der heilige Bernardin von Siena: „Es scheint lächerlich zu sein, wenn man Jemanden für einen Götzendiener halten würde, weil er zwei Weihrauchkörnlein dem Geschöpfe opfert, welche er hätte Gott opfern sollen, jenen aber für keinen Götzendiener ansehen würde, welcher den ganzen Dienst seines Lebens der Welt, und nichts Gott zum Opfer bringt.“ (S. Bern. Senen. serm. 43, fer. 2 post Dom. pass. Art. 2 cap. 2.)

Die Götzenbilder, welchen so viele Menschen auch in unserer Zeit dienen, sind: Reichthum, Ehre und sündhafte Lust. Denn so spricht der heilige Apostel Johannes: Alles, was in der Welt ist, das ist Begierlichkeit des Fleisches, Begierlichkeit der Augen und Hoffart des Lebens, welches nicht von dem Vater, sondern von der Welt ist. Die Welt aber mit ihrer Herrlichkeit vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der wird leben in Ewigkeit. (I. Joan. 2. 16—17.)

a) So, lieber Christ! hängst du vielleichst zu viel an deinen irdischen Gütern; du schätzest dein Gold oder Silber, deine zahlreichen Viehheerden, oder reichen Felder, mehr, als deinen Gott; du vertraust auf dieselben mehr, als auf den lebendigen Gott; du trachtest mit größerem Eifer nach Geld und Gut, als nach Tugend. Sieh, auch dein irdischer Reichthum ist ein Götzenbild, dem du am liebsten dienen willst. Du bist um kein Haar besser, als jene Israeliten, die das goldene Kalb anbeteten. Du betest zwar keine goldenen oder silbernen Bilder, wohl aber das Gold und Silber selbst an. Je mehr du nach diesem strebst, desto weniger fühlst du Lust, Gott zu dienen, und Ihm zu gefallen. „Denn,“ sagt der göttliche Heiland, „ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon — dem Abgotte des Reichthums — dienen.“ (Matth. VI, 24.) Ebenso spricht der heilige Apostel Paulus: „Meidet die Unzüchtigkeit, böse Begierde, den Geiz, welcher im

Grunde auch ein Götzendienst ist" (Col. 3, 5.) Und der heilige Anselm gibt folgende Erklärung an: „Sowie der Götzendiener die höchste Verehrung, welche er dem Schöpfer schuldig wäre, einem Bilde erweist, so hält auch der Geizige, da er doch Gott allein die Ehre geben sollte, sein Geld mehr in Ehren."

Beispiele. aa) Severin und die geizige Frau. Als der heilige Severin nach Wien, das damals Fabiana genannt wurde, kam, war dort eine große Hungersnoth ausgebrochen. Der heilige Mann ermahnte die Bürger dieser Stadt, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, auf Gott zu vertrauen, und Buße zu thun. Unter dem bekümmerten, hungerbleichen Volke erschien in der Kirche auch eine reiche Wittwe, die sich zwar äußerlich mit andächtigen Geberden den Gläubigen beigesellte, aber in ihrem Innern ohne alle christliche Liebe war; denn sie hatte viel Korn vorräthig; verheimlichte es aber, um es zu noch höhern Preisen anzubringen. Severin erkannte das im Geiste, befahl ihr mit Würde und Nachdruck, hervorzutreten in die Mitte, und sprach zu ihr: „Wie magst du, eine Frau hoher, adeliger Abkunft, dich zu einer Dienstmagd der Habsucht erniedrigen, und eine Sklavin des Geizes sein, der, nach dem Ausspruche des Apostels Paulus, ein Götzendienst ist? Sieh, der barmherzige Gott wird seinem Volke auf eine andere Weise zu helfen wissen, dir aber werden die übel erworbenen Reichthümer keinen Segen bringen! Theile daher das aufgehäufte Getreide, das du unnütz verschlossen hältst, während Christus in den Armen Hunger leidet, unter die Hungrigen aus, so wirst du nicht so fast den Armen, als dir selbst helfen, und deine Seele retten." Die Frau erschrack über diese Worte so, daß sie zitterte, ging in sich, und theilte von diesem Tage an, mit freudigem Herzen, den reichen Vorrath unter die Armen aus. („Apostel Deutschlands.")

bb) Der Gott der Europäer. Ein Indianer, Hatury mit Namen, war, wie Las Casas erzählt, vor der Grausamkeit der Spanier aus der Insel Hispaniola nach Cuba geflohen. Als er merkte, daß sie ihm auch hierin folgen würden, rief er seine Landsleute zusammen, und sagte: „Der Gott dieser Ausländer ist das Gold; darum lasset uns, weil ich gerade ein Kästchen, damit angefüllt, bei der Hand habe, demselben zu Ehren einen Tanz anstellen! Vielleicht versöhnen wir ihn dadurch, und bewegen ihn, daß er seinen Dienern, den Weißen, befiehlt, uns in Ruhe zu lassen." Und nun wurde um das Kästchen, in welchem der vermeinte Gott der Spanier sich befand, so lange herum getanzt, bis den Tänzern fast der Athem ausging. Endlich aber ver-

senkten sie das Kästchen in den nahen Strom, weil sie befürchteten, daß es nicht rathsam sein könnte, einen solchen Gott bei sich zu behalten. Hatten die Indianer so ganz Unrecht, oder gibt es nicht viele Christen, die das Gold mehr als ihren Gott lieben, ja auf das Gold sich mehr, als auf Gott verlassen? (Nach Skriver.)

cc) Der Mensch und der Götze. Ein Bauer hatte einen Götzen in seinem Hause, den er alle Tage mit großer Ehrfurcht verehrte, und dem er viele Opfer brachte. Dieß Alles that er, um von demselben großen Reichthum zu erlangen, und sich dann gute Tage verschaffen zu können. Der Abgott zeigte sich aber ganz theilnahmslos, und schenkte ihm nicht einen Heller, so daß der Mann von Tag zu Tag immer ärmer wurde. Darüber wurde dieser so erzürnt, daß er den Götzen mit einem Prügel in Stücke schlug. Nun fielen eine Menge Gold- und Silberstücke heraus, welche in dem hohlen Bilde verborgen waren. „Du bist," sagte der Bauer, „ein recht geiziger und boshafter Gott; so lange ich dich verehrt habe, hast du mir niemals Gutes erzeigen wollen; die üble Behandlung hat es erst zu Stande gebracht, daß deine Schätze in meine Hände kommen."

Der Götze ist das Bild eines Geizigen, der bei seinen Lebzeiten Niemanden etwas zukommen läßt. Der Bauer stellt die Erben des Erstern vor, welche erst nach dem Tode desselben etwas Gutes zu bekommen hoffen dürfen. (W. Fr. Wüst.)

dd) Schreckliches Ende eines Geizigen. In einem bayerischen Marktflecken lebte einst ein reicher Mann, der nur daran dachte, wie er seinen Geldhaufen vergrößern könnte. Wenn aber Arme zu ihm kamen, und ihn um eine mildherzige Gabe baten, so wies er ihnen unter rauhen, unfreundlichen Worten und harten Vorwürfen die Thüre, oder gab ihnen höchstens einen Pfennig. Einst wollte der geizige Mann wieder nachsehen, wie viel Geld er seit einigen Wochen zusammen gebracht hätte. Er verriegelte deßhalb die Thüre hinter sich, öffnete die große Geldkiste, steckte den Kopf in dieselbe, und zählte sein allerliebstes Geld. Aber ach! während er seine aufgehäuften Reichthümer zählte, fiel ihm der eiserne Deckel seiner Kiste auf den Hals, und erstickte den Götzendiener am Altare seines Abgottes!

b) Ein anderes Götzenbild, vor welchem auch sogar Christen sich auf die Knie niederwerfen, ist die Ehre oder die Achtung der Mitmenschen. Wer sich zu viel auf die gute Meinung, welche Andere von sich haben, einbildet; das Gute nur in der eitlen Absicht thut, um von Andern gelobt zu werden; es vergißt, daß alle Gaben

und Kräfte des Leibes und der Seele Gaben Gottes sind; die guten Eigenschaften sich selbst zuschreibt, Gott die Ehre und den Dank raubt, die Ihm gebühren, Andere verachtet, — der macht sich zu seinem eigenen Abgott, und vergöttert sich selbst. Deßhalb schildert schon Job den empörenden Uebermuth, mit welchem der Stolze sich gleichsam wider Gottes Macht auflehnt, mit folgenden Worten: „Der Stolze streckt seine Hand wider den Herrn aus, und rüstet sich wider den Allmächtigen mit aufrechtem Halse, und mit festem Nacken tritt er gegen Ihn auf." (Job. 15, 16.) Und der heilige Augustin sagt: „Der Stolze vergißt den lieben Gott, dient dem Teufel, dem Haupte aller Abgötterei, verachtet die Worte Gottes, ergötzt sich an eitlen und unnützen Dingen, liebt falsche Einflüsterungen, und gibt göttlichen Eingebungen kein Gehör." (St. Aug. serm. 62, ad fratres in Eremo, in med.)

Beispiele. aa) Schon jene abgefallenen Engel wollten nicht mehr erkennen, daß sie alle ihre großen, herrlichen Eigenschaften von Gott hätten; sie wollten nicht mehr abhängig von Ihm, sondern Ihm ganz gleich sein — und so wurden sie zu bösen Geistern, zu Teufeln, voll Unfriede und Haß, und wurden in den Abgrund der Hölle gestürzt.

bb) Auch die ersten Menschen wollten, von der Schlange betrogen, aus falscher Ehrbegierde, sich Gott gleich stellen; allein Gott sprach zu Adam, der als ein Gott gelten wollte: „Staub bist du, und in den Staub sollst du zurückkehren!"

cc) Saul, der erste König Israels schrieb, als er den Sieg über die Amalekiter erfochten hatte, denselben nicht Gott, sondern sich selbst zu; er errichtete sich selbst einen Triumphbogen, Gott aber keinen Dankaltar. Deßwegen wurde er von Gott verworfen; und kam um Thron und Leben.

dd) Als jener spätere König Herodes eine Rede vom Throne hielt, riefen ihm die Schmeichler zu: „So spricht kein Mensch; sondern nur Gott!" Da ließ er sich diese Schmeichelei gefallen, und gab Gott nicht die Ehre; auf der Stelle aber wurde er von dem Engel des Herrn gestraft, und lebendig von Würmern gefressen.

ee) Demüthigung des Arztes Menekrates. Der Arzt Menekrates bildete sich auf seine Geschicklichkeit so viel ein, daß er auf die höchst seltsame Meinung gerieth, er sei Jupiter, der höchste unter allen Göttern. Er schrieb an Philippus, den König von Mazedonien einen Brief, und fing ihn mit folgenden Worten an: „Menekrates,

der höchste Gott, wünscht dir viel Glück." Allein Philippus gab ihm zur Antwort: „Und König Philippus wünscht dir mehr Verstand." Nach einiger Zeit hielt der König Philippus ein großes Gastmahl. Auch Menekrates wurde dazu eingeladen. Allein während die übrigen Gäste an der Tafel saßen, und sich die köstlich zubereiteten Gerichte schmecken ließen, wurde für ihn anstatt der Speise, ein prachtvoller, mit Gold eingelegter Thron, wie für einen Gott, errichtet, und ein goldenes Rauchfaß hingestellt; auch mußten die königlichen Diener vor ihn hintreten, die Knie beugen, ihm Weihrauch streuen, und göttliche Ehren bezeigen. Als nun Menekrates sich darüber wunderte, und wegen seines heftigen Hungers Speise begehrte, gab ihm der König zur Antwort: „Sieh, wir sind gewöhnliche Menschen, und bedürfen einer leiblichen Speise; du aber bist, nach deiner Meinung, ein Gott, und wirst folglich nicht mehr essen."

Menekrates sah das Thörichte seines Betragens ein, und wurde von nun an bescheidener. (Nach dem Aelian.)

ff) Der stolze Gelehrte. Im eilften Jahrhunderte lebte in Paris ein Doktor, der Thurnai hieß. Dieser Mann hatte einen hellen, durchdringenden Verstand, ein bewunderungswerthes Gedächtniß, und hielt, nachdem er zehn Jahre hindurch mit größtem Ruhme und allgemeiner Bewunderung die Weltweisheit gelehrt hatte, Vorlesungen über die Gottesgelehrtheit, worin er es in kurzer Zeit so weit brachte, daß er die schwierigsten Fragen dieser Wissenschaft mit der größten Leichtigkeit auflöste.

Als er einst zum größten Erstaunen Aller eine gewisse Streitfrage klar und der christlichen Wahrheit gemäß erörtert hatte, zeigte er darüber ein so eitles Wohlgefallen, daß er gar nicht erkennen wollte, alles Gute an ihm sei bloß ein Geschenk, und rief aus: „O Jesulein! Jesulein! wie sehr habe ich in dieser Frage deine Lehre bestätigt und erhöht! Wahrhaftig, wenn ich boshaft sein, und widersprechen wollte, so wäre es mir nichts schweres, durch noch wichtigere Gründe dasselbe zu entkräften und zu verdrehen, was ich früher so klar und leicht zu vertheidigen wußte!"

Kaum hatte der stolze Gelehrte diese verwegenen Worte ausgesprochen, so verstummte er, und war aller Wissenschaft beraubt. Nach einigen Jahren erbarmte sich endlich Gott vermöge Seiner unendlichen Barmherzigkeit des Unglückseligen wieder. Der gedemüthigte Mann kam zur Besinnung, und erhielt den Gebrauch der Sprache zum Theil zurück; er verfiel aber in eine solche Blödsinnigkeit, daß sein Söhnlein ihn nach zwei Jahren mit größter Anstrengung kaum dahin brachte,

daß er das A B C erlernte, und das Vater unser, wie ein kleines Kind, stammelnd hersagen konnte.

c) Das dritte Götzenbild, dem sogar viele Christen dienen, ist die Sinnenlust. Wer, unbekümmert um das ewige Wohl, nur seinem Leibe wohl zu thun trachtet; wer seinen Himmel in Speis und Trank sucht; wer überall dabei sein muß, wo es lustig hergeht — nur die fünf Sinne vergnügt werden, der Geist aber leer ausgeht, und man nicht anders, als mit befleckter Seele heimkommen kann — treibt gleichsam Abgötterei mit seinem Leibe, und macht den Bauch zu seinem Gott. Von solchen Menschen sagt der heilige Apostel Paulus: „Solche dienen nicht unserm Herrn Jesus Christus, sondern ihrem Bauche, und verführen durch süße Reden und schmeichelhafte Worte die Herzen der Unschuldigen." (Röm. 16, 18.) Nachdem er diese Warnung öfter widerholt hatte, sagte er noch einmal: „Was ich schon oft gesagt habe, das sage ich jetzt weinend: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi; ihr Gott ist der Bauch, und ihr Ende ist Verderben." (Philipp. 3, 18—19.) Und daß eine jede sündhafte Begierde, jede Leidenschaft gleichsam ein abscheulicher Götzendienst sei, lehrt der heilige Hieronymus mit folgenden Worten: „Wer den Bauch zu seinem Gotte macht, hat einen neuen Gott; wir haben so viele neue Götter, als wir Laster oder Sünden haben; bin ich zornig, so ist mein Gott der Zorn; sah ich mit Begierlichkeit ein Weib an, so ist die Wollust mein Abgott; denn ein jeder hat das, was er begehrt, und (unmäßig) schätzt, zu seinem Abgott." (S. Hieron. sup. psalm. 80, vers. 8.)

Beispiele. aa) Ein so gottesschänderischer Verehrer seines eigenen Bauches war jener reiche Mann, der, wie der göttliche Heiland erzählt, eine reichliche Ernte seiner Felder hatte, und bei sich selbst dachte: „Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Das will ich thun: Ich will meine Scheunen abbrechen, und größere bauen, und will darin Alles sammeln, was mir gewachsen ist, und meine Güter, und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; ruhe nun, iß, trink und laß dir's wohl sein." Allein Gott sagte zu ihm: „Du Thor! In dieser Nacht noch wird deine Seele abgefordert werden, und das, was du gesammelt hast — wessen wird es wohl sein?"

bb) Als der heilige Franziskus von Assisi einst in das

Kloster zu Reate in Italien kam, bereitete man ihm einen bessern Tisch, setzte mehrere und köstlichere Speisen auf, und machte vielleicht einen größern Aufwand, als es die Vermögensumstände des Klosters erlaubten. Es war gerade der Weihnachtstag. Da gab ihnen der Heilige einen Verweis, und sagte: „Am Tage des armen Christus wollet ihr von der Armuth abgehen? Gedenket, daß die heilige Jungfrau heute kaum Brod zu essen hatte, und der Herr der Welt hatte statt einer Wiege eine Krippe der Thiere. Ahmet den armen Vater nach! Gedenket des weinenden Kindes!"

Der heilige Mann wollte damit andeuten, daß es besser wäre, anstatt der bei kirchlichen Feierlichkeiten gewöhnlichen prächtigen Tafeln, solchen überflüssigen Aufwand den Armen zukommen zu lassen.

cc) Als Vater Gotthold, ein frommer, verständiger Mann, bei eintretendem Frühlingswetter vom nahegelegenen Teiche her das Geschrei der Frösche vernahm, sagte er: „Diese Frösche sind ein getreues Bild jener Menschen, die nur an die Befriedigung ihrer sinnlichen Lust denken, und dem Bauche dienen. So wie die Frösche außer ihrem beständigen Rufe: „Koak! Koak!" nichts hervorbringen können, so wissen auch solche irdisch gesinnte Menschen nichts anders zu reden, als vom Essen und Trinken. Gibt es denn für uns Menschen keine bessere Freude, und sind wir nur auf der Welt, um zu essen oder zu trinken? Möchte nach dem Vorbilde unsers göttlichen Herrn und Meisters unsere liebste Speise, unser größtes Verlangen nur dahin bestehen, daß wir den Willen des himmlischen Vaters thun!"

Wer sich den Bauch zum Gott erkoren,
Unmäßig Seine Gaben braucht,
Der hat das Himmelreich verloren,
Zu dem kein Knecht der Lüste taugt.
Gott, laß' mich ja dieß Laster scheu'n,
Und mäßig stets und nüchtern sein!

§. 27. Wie kann man sich gegen die Pflicht der Hoffnung versündigen?

Ein menschenfreundlicher, verständiger Arzt hatte drei Kranke, die von verschiedener Gesinnungsart und verschiedenem Betragen waren.

Der Erste setzte ein unbegränztes Vertrauen auf den Arzt, und sagte: Der Arzt ist ein geschickter Mann, und wird mich gesund machen können; auch meint er es mit mir so gut, daß er mich gewiß wieder gesund sehen will. Ich kann daher essen und

trinken, was mir beliebt; es ist auch nicht nothwendig, daß ich die Arznei nehme, die er mir verschrieben hat; ich kann ohne Zweifel auch ohne dieselbe wieder gesund werden." So vertraute er nur auf die Geschicklichkeit und Güte des Arztes; da er aber den Vorschriften des verständigen Arztes nicht folgte, so konnte dieser ihm nicht helfen. Der unverständige Mann mußte bald auf eine schmerzliche Weise sein Leben enden.

Der Zweite setzte ein geringeres Vertrauen auf seinen Arzt; ja, er zweifelte sogar an seiner Geschicklichkeit. Doch war er nicht so unklug, wie der Erste; sondern that Manches, was der Arzt angeordnet hatte. „Denn," sagte er, „im Falle, daß seine Heilmittel nicht nützten, können sie auch wenig schaden." Er wandte die vorgeschriebenen Arzneien an; da er aber zu seinem Arzt wenig Vertrauen hatte, so brachten die Arzneien keine besonders gedeihliche Wirkung hervor, und so kränkelte er immer fort.

Der Dritte setzte auf den Arzt gar kein Vertrauen; er hätte auch den Arzt gar nicht rufen lassen, wenn nicht seine Freunde, denen an seiner Genesung viel daran lag, um den Arzt geschickt hätten. „Bei mir," sagte er, „ist alle Hülfe und Mühe des Arztes vergebens." Er gab den Worten desselben kein Gehör, warf seine heilsamen Mittel weg, und mußte so, weil er den ärztlichen Rath verschmähte, eines baldigen, schmerzlichen Todes sterben.

So wie diese Kranken sich gegen ihren verständigen und menschenfreundlichen Arzt betrugen, machen es viele Menschen mit dem lieben Gott. Auch diese sind krank, ja, gefährlich krank an ihrer Seele; sie können aber auch nicht gesund werden, weil sie auf Gott — ihren Arzt, entweder

zu viel, oder zu vermessen, oder
zu wenig, oder
gar nicht hoffen.

a) Der erste Kranke, welcher zu viel auf den Arzt vertraute, ohne die vorgeschriebenen Mittel desselben zu gebrauchen, ist ein Bild von jenen Menschen, welche in ihrer Noth vom Herrn Hülfe erwarten, ohne selbst mitzuwirken. Dieß nennt man ein vermessentliches Vertrauen, und wenn jemand glaubt, daß Gott, der höchst Barmherzige, ihm die Sünden verzeihe, ohne daß er sich ernstlich bessere, ein „vermessentliches Vertrauen auf

Gottes Barmherzigkeit." Daß dieß eine schwere Sünde sei, wird ein jeder fromme Christ, der seinen Gott vom Herzen liebt, leicht einsehen. Denn es wäre eine große Bosheit, ein empörender Undank gegen Gott, wenn jemand, der so glücklich war, Verzeihung der Sünden von Gott zu erhalten, statt sich zu bessern, wieder sündigen wollte, und sich damit ausreden würde: „Was thut es auch? Ich kann es schon wieder beichten." Dieß hieße „Gott versuchen," und wäre ebenso vermessen, als wenn wir dem Rathe des Teufels folgen würden, der zum göttlichen Heilande sprach: „Stürze dich hinab; denn Gott hat Seinen Engeln befohlen, dich auf allen deinen Wegen zu beschützen; sie werden dich auf den Händen tragen, damit nicht etwa ein Stein deinen Fuß verletze." Deßhalb sprach auch der Sirazide: „Sage nicht: Ich habe wohl gesündigt; aber was ist mir Leides widerfahren? Denn der Höchste ist ein langmüthiger Vergelter. Sei nicht ohne Furcht über die nachgelassenen Sünden, und häufe nicht Sünde auf Sünde, und sage nicht: die Barmherzigkeit Gottes ist groß; Er wird mir die Menge meiner Sünden vergeben; denn es nähert sich zwar schnell Seine Barmherzigkeit; aber auch Sein Zorn, und Sein Zorn sieht auf die Sünder." (Sir. 38, 9.) Und der heilige Franziskus Xaverius sagt: „Wenn du glaubst, o Sünder, du werdest straflos bleiben, weil du so viele deines Gleichen hast, so betrügst du dich. Denn gleichwie derjenige, der mit Vielen sündigt, nicht weniger sündigt, also wirst auch du im Abgrunde nicht weniger brennen, weil du mit Vielen brennen wirst. Die Anzahl der Lasterhaften mindert die Strafe Gottes nicht; sondern fordert sie heraus." (St. Franc. Xav.)

Beispiele. aa) Die Bewohner von Kanaan häuften Sünde auf Sünde, und machten das Maß ihrer gräulichen Laster voll; deßwegen befahl Gott dem Volke Israel, gegen sie jenen furchtbaren Vertilgungskrieg zu unternehmen, damit sie bestraft würden. —

(Andere biblische Beispiele siehe im hist. Katechismus, II. Bd. S. 47—48.)

bb) Eine Parabel der heiligen Brigitta. Ein Wanderer stand zwischen zwei Wegen, und wußte, daß Einer derselben im Anfang eng, aber am Ende sehr angenehm, der Andere hingegen am Anfang angenehm wäre, am Ende aber einen ungeheuern Abgrund hätte. Der Wanderer betrachtete diese Wege, und schlug den ange-

nehmen ein. Während er mit Lust darauf fortging, und dennoch zuweilen sich vor dem schrecklichen Abgrunde fürchtete, fiel ihm der Gedanke ein: „Auf diesem angenehmen Wege gibt es kurz vor dessen Ausgang einen kurzen und nahen Fußsteig, wo ich wieder auf den andern Weg hin ausbeugen kann; wenn ich denselben finde, so kann ich lange gehen ohne Mühe und Sorgen. Wenn ich bald zum Ausgang komme, gehe ich hinüber zu dem andern Wege, und da kann ich mir doch den Hals nicht brechen." Er ging nun sorglos auf dem angenehmen Wege fort; als er aber an den Abgrund gekommen war, fiel er jämmerlich; denn er hatte jenen kurzen und nahen Fußsteig nicht gefunden, wie er gedacht hatte.

„So gibt es," fügte die heilige Wittwe ihrer Erzählung bei, „auch heut zu Tage viele Menschen, die bei sich selbst denken: Es fällt schwer, den engen Weg zu gehen, es fällt schwer, den eigenen Willen und die Ehren zu verlassen! Darum machen sie sich eine falsche und gefährliche Hoffnung, und sprechen: Unser Leben ist lang, die Barmherzigkeit Gottes ist groß, die Welt ist lustig, und zur Lust gemacht; darum schadet es nicht, wenn ich die Welt gebrauche nach meinem Willen; am Ende meines Lebens will ich Gott folgen; denn es gibt einen kurzen und nahen Weg auf dem Wege der Welt, nämlich die Beicht und Reue; erhalte ich diese, so werde ich selig. Dieser Gedanke, sündigen wollen bis an das Ende, und dann beichten ist eine überaus schwache und betrügliche Hoffnung; gewöhnlich werden solche Leute zuletzt von großen Schmerzen der Krankheit überfallen, oder nehmen ein gähes Ende, daß sie keine fruchtbare Reue finden können. Dieses widerfährt ihnen mit Recht; denn sie wollten das künftige Uebel nicht vorhersehen, da sie konnten; sondern sie setzten in ihrem freien Willen der Barmherzigkeit Gottes Zeit und Ziel; sie nehmen sich auch vor, der Sünde nicht eher ein Ende zu machen, als bis die Sünde sie nicht mehr belustigen könne." (Philothea.)

cc) Die Erscheinung des heiligen Arsenius. Der heilige Arsenius sah einst im Traume einen Mann; der stand an einem See, schöpfte Wasser, und goß es in ein großes Gefäß; allein das Gefäß war überall schadhaft, voll Risse und Sprünge, und alles Wasser floß an den Seiten und am Boden wieder heraus, und alle Mühe des Mannes, das Gefäß zu füllen, war vergebens.

Diesem Manne gleicht der Mensch, der, im Vertrauen auf seine guten Werke, nicht alle Sünden und Fehler sorgfältig zu meiden und zu bessern sucht, und dem daher das Gute, das er thut, zu nichts wird. Es wäre eine vergebliche Bemühung, ja eine wahre Verwegen-

heit, wenn Jemand z. B. früher den Armen recht viel Almosen spenden wollte, weil nach den Worten der heiligen Schrift (Tob. 12.) „das Almosen die Sünde tilgt," und man daher durch das gespendete Almosen gleichsam einen Freiheitsbrief bekommen hätte, desto ungehinderter Böses begehen zu können.

dd) Die zwei größten Thoren in der Welt. Ein frommer Lehrer fragte einmal seine Schüler: „Welche sind die zwei größten Thoren in der Welt?" Sie nannten ihm mehrere. Der Lehrer aber sagte: „Der erste größte Thor ist, der eine schwere Sünde begeht, und dadurch um eine augenblickliche Freude ewiges Leid eintauschet; denn wer weiß, ob ihm Gott sein Herz zur wahren Buße noch rühren wird? Der zweite größte Thor ist, der sich in einer Todsünde schlafen legt, ohne dieselbe aus Liebe Gottes zu bereuen, und sich vorzunehmen, bei der nächsten Gelegenheit zu beichten, weil er nicht weiß, ob er die Nacht überleben werde. (Innsbr. Handbuch.)

ee) Der Aufschub der Beicht. Ein junger Mann hatte aus Nachlässigkeit seine religiösen Pflichten versäumt. Er hatte zwar Religion; aber er sagte immer: „Um Alles in der Welt möchte ich nicht ohne Sakramente sterben; doch jetzt habe ich nicht Zeit. Ich werde später beichten; Gott ist erbarmungsvoll, und wird mir den Tod nicht vor der Beicht schicken." Er wird ernstlich krank. Seine Mutter spricht zu ihm von seiner Seele, von einem Priester, von der Beicht. Er zögert, schiebt auf. Das Uebel wird schlimmer. Endlich entschließt er sich. Man eilt, einen Priester zu holen; es war Abend. Der Priester ist so eben zu einem andern Kranken gerufen worden . . Es vergeht einige Zeit, während man ihn sucht; endlich findet man ihn. Mit der größten Schnelligkeit eilt er herbei. . . Es war zu spät! . . . Ein Todeskampf hatte sich bei dem Unglücklichen eingestellt; so eben war er in schrecklicher Verzweiflung verschieden! (Abbé de Ségur, Einwendungen.)

ff) Ein schreckliches Strafgericht. Ein Wirth, der auf Gott und Seine heilige Religion nicht viel hielt, prahlte oft, daß er schon seit vielen Jahren keinen Vaterunser mehr gebetet habe. „Wozu sollte ich auch beten?" sagte er. „Mir geht es ohnehin viel besser, als vielen Andern, welche sich das Beten recht angelegen sein lassen. Und wenn auch mein Haus einmal in Flammen aufgehen sollte, was thut es? Ich habe Geld genug, um mir ein anderes Haus wieder aufbauen lassen zu können." Nach einigen Jahren entstand ein furchtbares Gewitter. Plötzlich fuhr ein so heller Blitz aus dem dunklen Gewölke, daß Alles zitterte und bebte, und das Haus des frevelhaften

Wirthes stand in hellen Flammen! Er gewann kaum so viel Zeit, daß er sein nacktes Leben retten konnte; alles Uebrige wurde ein Raub des entfesselten Elementes. Schrecken und Verzweiflung erfüllten seine Seele. Er fiel in Raserei, und starb eines gräßlichen Todes. (Aus dem Leben.)

gg) Verdiente Zurechtweisung In einem Stellwagen befanden sich einst mehrere junge Leute, welche über Gott und die Religion spotteten. Im Verlaufe dieses Gespräches prahlte sich ein junger Herr damit, daß er weder Gott, noch den Teufel fürchte. „Den Teufel," sagte er lachend, „fürchte ich nicht, weil es ohnehin keinen gibt, und den lieben Gott lasse ich auch in Ruh, weil er mich auch in Ruhe läßt, und mithin habe ich Niemanden zu fürchten." Alle übrigen lachten, und gaben ihm Recht.

Da saß ein schlichter, christlich denkender Bürgersmann in einer Ecke des Wagens. Dieser hörte eine lange Weile den sündhaften Reden der jungen Herrn zu; endlich konnte er seinen Unwillen nicht mehr unterdrücken. Dieses wurde von den Helden des Unglaubens bald bemerkt. Sie wollten sich über ihn lustig machen, und fragten ihn: „Aber guter Freund! was fürchten Sie denn?"

Und der Befragte gab ihnen zur Antwort: „Gott fürchte ich, und Alle, die nicht Gott fürchten."

Da wurden alle Ritter des Spottes mit Furcht geschlagen; denn beschämt schwiegen sie. (Geistl. Kurzweil.)

Gleichnisse. Wenn ein Knecht sich immer denken würde: „Mein Herr ist ein guter Mann," und deßwegen alle seine Arbeiten nachlässig verrichten würde, so würde ihm gewiß sein Herr zeigen, daß er nicht bloß gütig sei; sondern auch, wo es noth thut, Strenge zu gebrauchen wisse, und einen so nachlässigen Diener aus seinem Dienste verjagen. So wird auch Gott Alle verwerfen, die im vermessenen Vertrauen auf Seine Güte sündigen.

Die Vermessenheit auf Gottes Barmherzigkeit ist eine Klippe, an welcher viele Sünder scheitern und verderben.

Es gibt viele Menschen, welche saumselig in der Befolgung der göttlichen Gebote sind, und doch meinen, daß sie auf eine leichte Weise in den Himmel kommen könnten. Christus und alle Heiligen aber suchten auf Erden mit einem so strengen Leben, mit so viel ausgestandenen Martern und Peinen den Himmel zu erwerben. Wie thöricht müßten doch Christus und Seine Heiligen gewesen sein, wenn man so geschwind, wie jene in ihrer sündhaften Vermessenheit meinen, gleichsam mit Stiefeln und Spornen in den Himmel gelangen könnte!

b) Unter dem Bilde des zweiten Kranken versteht man diejenigen, welche ein Mißtrauen auf Gottes Hülfe setzen, oder es bezweifeln, ob ihnen Gott helfen könne oder wolle. Auch das Mißtrauen auf Gott ist eine schwere Sünde; denn dadurch lehnen wir uns gleichsam gegen die Führungen Gottes auf, berauben uns selbst allen Trostes in den Stunden der Trübsal, und werden durch unnöthige Klagen uns und Andern zur Last. Deßhalb warnt uns auch der göttliche Heiland vor solchen überflüssigen Sorgen und Bedenklichkeiten, indem Er spricht: „Sorget nicht so ängstlich, und fraget nicht immer: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns bekleiden? Das Alles ist nur das einzige Trachten der Heiden. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr dieses Alles nöthig habt.“ (Matth. 6, 25.) Ebenso sagt der heilige Apostel Paulus: „Verliert euer Vertrauen nicht; welches eine große Belohnung zu erwarten hat.“ (Hebr. X, 35.) Und der heilige Kirchenlehrer Augustin ermahnt einen Jeden aus uns: „Gib deine Hoffnung nicht auf, verliere (den Gedanken an) die Liebe Gottes nicht“ (S. Aug. serm. 29, de verb. Dei). „Denn,“ sagt der nämliche Kirchenvater, „der Herr, der dich erschaffen, wird dich ernähren; Er, der den Räuber ernährt, wird Er es dem Unschuldigen versagen? Er, der Seine Sonne über die Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt, wird Er deiner vergessen?“ (St. Aug. in ps 61.)

Beispiele. aa) Als der König Amasias mit dem Edomiten Krieg führen wollte, hob er in seinem Reiche alle streitbare Mannschaft aus, und warb für hundert Talente Silber eine Menge fremder Kriegsleute an. Allein ein Prophet des Herrn rieth ihm, mehr auf die göttliche Hülfe, als auf seine große Kriegsmacht zu vertrauen, und die fremden Kriegsleute zu entlassen, indem er sprach: „Wenn du meinst, bei dem Kriege komme Alles auf die Stärke des Heeres an, so wird Gott dich von den Feinden überwinden lassen; denn Siegen oder Unterliegen steht bei Ihm.“ Der König sprach: „Wenn ich die angeworbenen Soldaten entlasse, was soll denn aus den hundert Talenten werden, die ich ihnen bereits gegeben habe?“ Der Mann Gottes sprach: „Der Herr ist reich genug, dir noch weit mehr zu geben, als dieses.“ Der König gehorchte dem Propheten, und besiegte, ohne die Beihülfe fremder Kriegsvölker, die Edomiter.

(Noch andere bibl. Beispiele siehe im hist. Katechismus, II. Bd. Seite 45—46.)

bb) Der heilige Benedikt. Als einst die Landschaft Campanien von einer großen Hungersnoth heimgesucht wurde, war auch im Kloster unsers heiligen Vaters Benedikt kein Waizen mehr vorhanden. Das Brod war beinahe ganz aufgezehrt, so daß man, als er mit seinen Ordensbrüdern speisen wollte, nicht mehr, als fünf Brode finden konnte. Als der ehrwürdige Vater sah, daß die Brüder betrübt waren, gab er ihnen wegen ihres Kleinmuthes einen kleinen Verweis; dann aber suchte er sie wieder aufzurichten, und sprach: „Warum trauert eure Seele über den Mangel des Brodes? Heute ist zwar wenig vorhanden; morgen aber werdet ihr Ueberfluß haben.“ Und sieh! als man am folgenden Tage die Klosterpforte öffnete, sah man zweihundert Schäffel Mehl in Säcken vor der Schwelle des Klosters; durch wen aber der allmächtige Gott sie geschickt habe, war unbekannt. Als dieses die Brüder sahen, dankten sie dem Herrn, und lernten aus dem gegenwärtigen Ueberflusse, daß sie auch, wenn sie einmal wieder in große Noth gerathen würden, nicht verzagt werden sollten. (Dialog. S. Greg. XXXII. cap.)

cc) Die Perlenschnur. Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwei Töchtern zu einem Hochzeitsfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse, tief im Walde, gefeiert wurde. Alle waren prächtig gekleidet, und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Auf das Geschrei der erschrockenen Mutter und Töchter hielt der Kutscher augenblicklich, und sie brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen herauszufinden. Die beiden Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor, und sagte: „Hören Sie auf zu jammern, und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie. Ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen, und Sie wären gänzlich ausgeplündert worden, und hätten wohl gar das Leben verlieren können.“

Die Frau beschenkte den Mann, befahl dem Kutscher, sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder!

Wie gut weiß Gott Alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hing unser Aller Leben. Wäre dieses Fädelein nicht abgebrochen, so wären wir Alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlenschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserm Besten."

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herzlich er uns liebe.

(Chr. v. Schmid.)

dd) Die Oelbäume. Ein weiser Mann hatte sich besonders Mühe gegeben, die Gesetze der Natur zu erforschen, und in dieser wichtigen Wissenschaft viele Kenntnisse erworben.

Einst sah er voraus, daß im nächsten Jahre die Oelbäume nicht gedeihen würden. Er kaufte also in dem vorigen Jahre, wo die Oelbäume eine besonders reiche Aernte verschafften, eine Menge Oel um einen außerordentlich billigen Preis ein. Denn in jenem Lande, in welchem er lebte, wurde das Oel, wie bei uns Butter und Schmalz, zur Bereitung vieler Speisen benützt, und den Bedürfnissen beigezählt.

Viele Leute spotteten darüber, als sie die Menge von Geschirren sahen, die alle mit Oel gefüllt, in das Haus jenes Mannes gebracht wurden. „Ei!" sagten sie, „wozu braucht man so viel Oel! Einfältigeres kann man sich doch gar nichts denken!"

Allein im folgenden Jahre trugen die Oelbäume fast gar keine Früchte. Nun konnte er sein Oel so theuer verkaufen, als er wollte, und hatte dabei beträchtlichen Gewinn, welchen er nicht für sich behielt, sondern unter die Armen vertheilte. Da erkannten Alle, wie unrecht sie dem verständigen Manne gethan hatten, und eine alte Frau sagte: „Wir sollen, wenn ein Mann, von dessen Verstande und Herzensgüte wir überzeugt sind, etwas thut, was uns nicht recht einleuchtet, nicht sogleich denken, es sei unklug, und dasselbe tadeln. Am Ende sieht man doch immer, er habe Recht, und seine Handlung sei klug gewesen. So geht es auch uns zuweilen mit dem, was Gott geschehen läßt. Wir meinen auch früher, es sei zwecklos oder wenigstens unbegreiflich; am Ende müssen wir aber doch eingestehen, daß Alles sehr weise gewesen sei."

ee) Drei lehrreiche Traumbilder. Aly, ein weiser, frommer Mann im Morgenlande, hatte verschiedene Unglücksfälle und Verfolgungen gelitten. Er fing an kleinmüthig zu werden, und zweifelte daran, ob wohl Gott für alle Menschen Sorge trage?

Da lag er einmal zu Nacht schlaflos auf seinem Ruhebette, und

sann darüber nach, wie es doch Gott zulassen könne, daß hier auf Erden der Fromme und Tugendhafte viel leiden müsse, während der Böse und Lasterhafte mit allen irdischen Gütern überhäuft und mit Auszeichnungen geschmückt ist. „Nein!" sprach er, „es waltet keine göttliche Vorsehung mehr über uns; wir sind nur elende Würmer der Erde, und Niemand achtet ihrer Noth. Geht es den Bösen nicht wohl, während die Guten im Elende verschmachten müssen?"

Er schlief ein, und sah in einem dreifachen Traumbilde, warum Gott, während die Lasterhaften im Ueberflusse an zeitlichen Gütern schwelgen, das Elend so vieler Frommen und Gerechten zulassen könne.

Eine Stimme rief: „Steh auf, und sieh!" Aly blickte hin, und sah eine junge Frau, welche unter einem Palmbaume saß, und einen blondlockigen Knaben auf ihrem Schooße hatte. Sie streichelte ihm das weiche Haar, und ihre Blicke ruhten auf seinem lieblichen Angesichte. Der Knabe wollte gerade seine Mutter umarmen; da wand sich eine Schlange an der Palme hinauf, biß ihn, und er starb unter furchtbaren Schmerzen. „Ach!" rief Aly aus, „was hat diese Unschuldige verschuldet, daß sie ihr Söhnlein auf eine so klägliche Weise verlieren muß?" Da sprach die Stimme wieder: „Wende dich um, und lies!" Aly wandte sich, und erblickte hinter sich eine schwarze Tafel, auf welcher geschrieben stand: „Es war gut, daß der Knabe so frühzeitig sterben mußte. Denn sonst hätte ihn die Mutter aus allzu großer Liebe verzärtelt, und der Knabe wäre ein Räuber geworden, der sein Leben mit den größten Missethaten befleckt, und die letzten Tage seiner Mutter verbittert hätte."

Abermals rief die Stimme: „Sieh!" Und Aly sah, wie Abdallah, sein treuer Freund, halbnackt, umgeben von seinen fünf kleinen Kindern, auf schlechtem Stroh dalag. Krankheit und Armuth hatten ihre Wangen gebleicht, und der Glanz ihrer Augen war erloschen. Weinend hoben sie Alle die Hände zu dem Vater auf, und ihr blasser Mund sagte: „Vater, gieb uns Brod!" Aly konnte diesen Anblick nicht ertragen, und verhüllte sein Angesicht. „Ach, lieber Gott!" rief er aus, „wie kannst du diesen edlen Mann und seine guten Kinder mit so großer Noth heimsuchen? Warum züchtigst du sie so hart?" Da rief die Stimme: „Sieh noch einmal hin, und richte recht." Aly hob die Augen auf, und sah jene fünf Kinder seines Freundes in kostbaren Kleidern. Sie standen um das Grab ihres Vaters, bestreuten es mit Blumen, und erinnerten sich der Tugenden, zu denen er sie erzogen hatte. Sie gingen Hand in Hand, auf beiden Seiten begleitete sie eine Menge Volkes, rief ihnen Segenswünsche zu, und ehrte sie als

die Angesehensten im ganzen Lande. Freudenthränen floßen bei diesem Anblicke über Aly's Wangen. Er wandte sich nach der Tafel, und las: „So gereichte den Kindern jene Noth zu großem Segen. Denn hätte sie Gott nicht mit großer Armuth heimgesucht, sondern sie immer in ihrem Glück und Reichthum gelassen, so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur stolz und böse gemacht haben; so aber wird des Vaters Tugend durch das Glück der Kinder belohnt."

Zum dritten Mal rief die Stimme: „Sieh!" Aly sah hin, und erblickte den alten, ehrwürdigen König seines Vaterlandes, welcher auf einem Sopha lag und schlummerte. Neben ihm standen zwölf holde Knäblein im blauen Gewande; diese waren die Engel seiner guten Thaten; jeder wehte ihm süßen Schlummer zu. Da schlich sein entarteter Sohn herbei. Sein Gesicht und seine Hände waren schwarz, und seine Augen flammten wie röthliches Feuer. Er nahm den Becher seines Vaters, und goß Gift hinein. Der König erwachte, wollte sich erquicken, trank den vergifteten Saft, und starb. Ein tiefer Seufzer rang sich aus Aly's Brust, als sich das Gemälde plötzlich veränderte. Der neue König zog mit einem Kriegsheer aus; ein anderes zog ihm entgegen, schlug ihn in die Flucht, und belagerte seine Hauptstadt. Die Mauern wurden erstiegen; viele Einwohner ermordet; das ganze Land verwüstet, und der Vatermörder an einen Baum geknüpft. Aly fiel bei dem Anblicke seines Vaterlandes, welches nun einer Wüste glich, wehmüthig auf sein Angesicht, und schon hätte er bald angefangen, wider Gott zu murren, als ihm die Stimme zum wiederholten Male zurief: „Sieh noch einmal hin, und traure nicht mehr." Und er sah einen lieblichen Garten, voll fruchtbarer Bäume und schöner Blumen. Greise, Jünglinge und Kinder wandelten in grünen Gängen herum, oder pflückten Blumen im Grase. Die Vögel stimmten in das Geflüster der Bäume ein, und Alles athmete Freude. Hier sah Aly seinen Freund Abdallah, den guten alten König, und so viele Andere, die sich in diesem schönen Lande ihrer erworbenen Tugenden freuten, und alle Leiden des irdischen Lebens vergassen. Voll der Sehnsucht breitete er seine Hände nach ihnen aus, als die Erscheinung verschwand, und er auf der schwarzen Tafel die Worte las: „Erst in der Ewigkeit wird der Gerechte für seine standhaft erduldeten Leiden vollkommen belohnt; darum geh, Aly, und bete die Wege der göttlichen Vorsehung auch da an, wo sie deinem blöden Auge ungerecht erscheinen."

Gestärkt stand Aly von seinem dreifachen Traumbilde auf, und zweifelte nun nicht mehr an der Weisheit der göttlichen Führung.

ff) Der Fischer und sein Glück. Ein armer Fischer, der

sechs unmündige Kinder hatte, zog einst bei stürmischer Nachtszeit auf das Meer hinaus. Seine Ehegattin war jüngst auch gestorben; so mußte er seinen Kindern Alles in Allem werden. Mit dunkeln Wolken war der Himmel bedeckt, und sein schwaches Schifflein widerstand kaum der Macht der Wellen. Besorgt, wie er seinen Kindern Brod verschaffen könne, schiffte er so dahin, und seine Sorgen kamen ihm bitterer vor, als der Tod. Da thürmte sich auf einmal vor ihm eine hohe Woge auf, und beugte sich über sein Schifflein hin. „Ach," sprach er zu sich selbst, „rudere nicht mit der irdischen Sorge und Traurigkeit dahin, die den Tod bringen; schiffe mit dem allmächtigen Gott, der Wind und Meer stillen kann!" So dachte er, und sieh, die Woge, welche ihn zu verschlingen drohte, rollte wieder glücklich vorüber. Da lobte er seinen Gott, und von nun an schiffte er nie mehr mit der lähmenden Sorge, sondern mit dem starken Gott, und wurde wie neugeboren. Sein Glaube hatte ihm also geholfen, sein Fischfang wurde gesegnet, und jederzeit kehrte er mit einem reichlichen Zuge zurück. Sein Hauswesen nahm an Wohlstand, Zucht und Ordnung zu. Wenn ihn nun die Nachbarn fragten: „Du warst sonst so arm, woher kommt denn nun dein Glück?" so gab er ihnen zur Antwort: „Ich fuhr früher nur allein; nun habe ich aber einen Helfer gefunden, der meine Netze füllte. Ich fahre mit Gott." Einige Fischer in der Nachbarschaft dachten: „Er hat einen Schatz gefunden, und will es nicht sagen." Andere hingegen nahmen sein Wort zu Herzen, und fuhren auch, wie er, mit Gott aus, und wurden, gleich ihm, gesegnet. (Th. Schwarz.)

c) Unter dem Bilde des dritten Kranken sind jene Menschen zu verstehen, welche an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, und glauben, Gott könne oder wolle ihnen nicht mehr helfen, oder er wisse nichts mehr von ihnen. Es ist schon eine schwere Sünde, wenn man an Gottes Güte und Barmherzigkeit zweifelt; aber es ist eine noch weit größere Sünde, wenn man alles Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit verliert. Ein solcher Sünder lästert Gott; er läugnet Seine ewige und unergründliche Barmherzigkeit, welche den reumüthigen Sündern Verzeihung verheißt, und ihnen die trostreichen Worte zuruft: „Und wenn eure Sünden so roth sind, wie Scharlach, so will Ich sie weiß waschen, wie Schnee, und wenn sie roth werden, wie Purpur, so sollen sie werden, wie Wolle." (Is. I., 18.) Er läugnet auch Gottes Allmacht, da er in seiner starren Hoffnungslosigkeit es selbst dem

Allmächtigen nicht mehr zutraut, daß Er ihm helfen könne. Alle göttlichen Verheißungen werden von dem Verzweifelnden verachtet, als ob sie Lügen wären. Selbst die Worte und liebevollen Thaten des göttlichen Erlösers, der da ausdrücklich versichert, daß Er gekommen sei, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war (Luc. XIX., 10), der dem Gichtbrüchigen, bevor Er ihn körperlich heilte, den höhern Trost der Sündenvergebung angedeihen ließ, der den undankbaren Verräther noch Freund nannte, und ihm gewiß verziehen hätte, wie dem schwachen Petrus, wenn er Buße gethan haben würde, — der am Stamme des Kreuzes Sein kostbares Blut zur Begnadigung aller reumüthigen Sünder vergoß — selbst diese trostvollen Worte und Handlungen Jesu sind nicht im Stande, einen Strahl der Hoffnung in seine verfinsterte Seele zu werfen. So vereitelt er in seiner halsstärrigen Bosheit das ganze göttliche Erlösungswerk, und richtet seine Seele absichtlich zu Grunde. Kann wohl dem göttlichen Erlöser, der sich Alles kosten ließ, um uns dem ewigen Verderben zu entreißen, eine größere Schmach angethan werden, als wenn sich der Sünder, der sich noch retten könnte, selbst dem ewigen Tode preisgibt? Tritt der Verzweifelnde nicht das Werk der ewigen Liebe unter seine Füße? Mit Recht wird die Verzweiflung von mehrern Kirchenlehrern „die Vollendung der Bosheit“ genannt. Deßhalb sagt auch der heilige Isidor: „Wer eine schwere Sünde begeht, der tödtet das geistliche Leben an seiner Seele; wer aber verzweifelt, stürzt sie ganz in die Hölle.“ Die Verzweiflung wird, wie das vermessentliche Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, den Sünden wider den heiligen Geist beigezählt, welche weder in diesem, noch in dem andern Leben nachgelassen werden. Denn nur ein so böser, verdorbener Mensch, welcher der Stimme des heiligen Geistes in seinem Innern, oder in seinem Gewissen nie ein Gehör gibt, kann so weit kommen, daß er verzweifle. Eine gewöhnliche Folge der Verzweiflung ist der Selbstmord. Denn da solche entartete Menschen selbst von Gott nichts mehr wissen wollen, so entzieht ihnen auch Gott Seine Gnade, und überläßt sie ihrem eigenen Verderben, und so müssen sie auf eine schreckliche Weise zeitlich und ewig zu Grunde gehen. Bei den Verruchtesten äußert sich die Verzweiflung unter den schrecklichsten Erscheinungen; sie fallen

in Raserei, und speien unter den gräßlichsten Flüchen und Gotteslästerungen ihre schwarze Seele aus.

Beispiele. aa) Außer Kain, Saul und Judas, welche als biblische Beispiele im historischen Katechismus (S. 49—50) angeführt werden, kann hier als solches noch Achitophel gelten. Sein Stolz verleitete ihn zum schändlichen Verrathe gegen David, seinen Herrn und König. Er hatte sich eingebildet, er werde künftig unter Absalon's Regierung über ganz Israel herrschen, und war daher nicht wenig bestürzt, daß Absalon mehr Vertrauen zu Chusai, als zu ihm habe. Auch sah er wohl voraus, die Empörung werde ein unglückliches Ende nehmen, und David werde wieder auf den Thron kommen, und ihn als einen Verräther bestrafen. Verzweifelnd ließ er seinen Esel satteln, ritt nach Hause, und — erhenkte sich.

bb) Der heilige Dominikus. Als einst der heilige Dominikus im Modenesischen predigte, hörte ihn ein angesehener Mann, und wurde durch seinen Vortrag tief ergriffen. Er ging zu ihm hin, bekannte ihm seine Sündhaftigkeit, und sagte, daß er an seinem Seelenheile bereits verzweifelt habe, und es für eine vergebliche Sache halte, gute Werke zu üben. Der Heilige erwiederte ihm voll des Muthes und der freudigen Hoffnung: „Geh hin, und widerstehe jeder Anregung zum Bösen; verzweifle nicht an Gottes Barmherzigkeit; ich werde dir die göttliche Gnade erflehen, die Versuchungen zu überwinden, und standhaft im Guten zu werden." Wie er sagte, geschah es auch. Der Edelmann, der vorher ein Wollüstling war, wurde jetzt keusch und enthaltsam.

cc) Eine Stimme vom Himmel. Karl, der Sohn eines vermöglichen Kaufmanns, war ein talentvoller, edler Jüngling. Er zeichnete sich, obwohl er das achtzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, unter allen seinen Mitschülern auf der ganzen hohen Schule durch seine Kenntnisse aus. Auch seine Sitten waren ohne allen Tadel. Die Lehrer stellten ihn oft den übrigen Studierenden als ein Beispiel des Wohlverhaltens und des Fleißes vor. Seine Eltern hofften, an ihm noch recht viele Freuden erleben zu können.

Allein in dem letzten Jahre, das Karl an der hohen Schule zubrachte, kam er in schlechte Gesellschaft, ließ sich verschiedene jugendliche Unbesonnenheiten zu Schulden kommen, und wurde von der hohen Schule entlassen. Seine Spielwuth und Vergnügungssucht versetzte ihn in große Schulden. Er getraute sich nicht mehr vor seinem Vater zu erscheinen. Die Furcht vor der Strafe seines Vaters, der Gedanke, ganz verlassen zu sein, drückte seine Seele schwer darnieder. Er floh

aus der Stadt, wanderte fort, ohne zu wissen, wohin, und verirrte sich in einem dichten Walde. Er irrte lange im Gehölze herum, und kam endlich zu einem Wasserfall. Das Gefühl gänzlicher Verlassenheit und tiefe Schwermuth bestürmten das Herz des Jünglings auf's Neue. „Ich bin der Unglücklichste unter allen Menschen!“ rief er in der höchsten Bestürzung aus, „für mich gibt es keine Gnade, keine Rettung mehr!“ Er wollte sich in den tiefen Wasserfall hinunterstürzen. Da vernahm er auf einmal Harfentöne, und der Gesang einer Männerstimme erhob sich, und verbreitete sich weit umher. Der Jüngling forschte, und vernahm deutlich folgendes Lied:

O kehre, kehre wieder aus der Irre,
In deines Hirten Arm, an seine Brust;
Mach frei dich aus dem eitlen Weltgewirre,
Verkost einmal der Tugend süße Lust;
Noch ist für dich der Heimat Pforte offen;
Noch kannst Verzeihung du und Rettung hoffen!

So tönte der Gesang. Der Jüngling stand gerührt am Ufer. Was er vor wenigen Augenblicken aus tiefer Schwermuth und Verzweiflung thun wollte, konnte er nicht mehr. Er fühlte himmlischen Trost und Beruhigung in seiner Seele. Er wollte nachforschen, woher diese tröstenden Töne kamen, und fand einen Einsiedler, einen ehrwürdigen Greis, der unter einem schattigen Baume saß, und, die Harfe mit beiden Händen haltend, den mit Sternen besäeten Himmel betrachtete. Karl begrüßte den ehrwürdigen Alten, dankte ihm für seinen Gesang, und erzählte ihm, wie ihn derselbe vom leiblichen und ewigen Tode errettet hatte. Der Greis aber faltete andächtig die Hände, und sprach: „Mein Sohn! Nicht mir, sondern dem lieben Gott gebührt der Dank! Er hat es mir in den Sinn gegeben, jenes Lied zu singen, und dadurch dich, ohne daß ich dich gekannt hatte, vom ewigen Tode zu retten.“ „Ja, ja!“ sagte Karl, während die Thränen in seinen Augen glänzten, „Euer schöner Gesang, geistlicher Vater! war für mich eine Stimme vom Himmel; denn er war in der Hand Gottes ein geeignetes Mittel, mich aus großer Gefahr zu befreien.“ Karl wurde durch die salbungsvollen Reden des frommen Greises erbaut und wahrhaft gebessert. Auch die äußern Umstände desselben wendeten sich wieder zum Bessern. Vater Simeon, der fromme Einsiedler, schrieb, da er früher seiner Verdienste wegen, bei Hofe sehr angesehen war, an den Rektor der Lehranstalt und an die Eltern Karl's einen Brief, in welchem er Fürsprache für ihn einlegte. Wirklich kam in kurzer Zeit von den erfreuten Eltern, die um ihren Sohn bekümmert waren, ein Brief. Sie schrieben, Karl möchte bald nach

Hause zurückkehren; Alles Uebrige sei, wenn er seinen Fehler wieder gut mache, bald verziehen. Auch wurde er von dem Rektor wieder in die hohe Schule aufgenommen. Die Schulden waren schon längst von den Eltern bezahlt. Karl kehrte, schon ganz beruhigt, zu seinen Eltern zurück, führte wieder ein tadelloses Leben, war der Trost seiner Eltern, leistete dem Vaterlande späterhin, als ein braver Beamter, große Dienste, und konnte nicht genug jenem Greise danken, der ihn noch zu rechter Zeit vom Abgrund des Verderbens errettet hatte.

(Lehre und Beispiel.)

dd) Ein braver Mann. Ein vornehmer Herr war so mißmuthig und unzufrieden mit dem Leben geworden, daß er sich dasselbe nehmen wollte. Mit diesem Vorsatze ging er in einen Wald, in welchem ein armer Mann, den er nicht bemerkte, Holz zusammen las. Hier wollte er durch einen Pistolenschuß sein Leben endigen. Schon hatte er die Pistole an die Stirne gesetzt, und wollte abdrücken, als ihm der arme Holzleser, welcher auf Alles genau Acht gegeben hatte, dasselbe entriß. Voll der Wuth zog der Vornehme den Degen, welchen er dem Armen auf die Brust setzte. „Nur zugestoßen," sagte dieser mit aller Unerschrockenheit, „ich habe mehr Muth, als Sie, und fürchte den Tod nicht. Ich habe nun zwanzig Jahre lang Mangel und Elend aller Art erlitten, und bin noch standhaft genug, das Leben, so bitter und unerträglich mir dasselbe auch manchmal vorkam, zu erdulden."

Diese beherzte Rede brachte den Verzweifelnden zur Bewunderung und zum Nachdenken. Er gab sein unglückseliges Vorhaben auf, besuchte öfter den armen, aber verständigen Mann, und wurde durch den Umgang mit ihm von seinem Mißmuth und seiner Verzweiflung geheilt.

So wurde im verflossenen Jahre zu Salzburg eine arme Frau, die aus Verzweiflung über ihre zerrütteten Vermögensumstände sich in die Salzach gestürzt hatte, von einem edlen Jüngling gerettet, und so fühlt sich ein jeder Menschenfreund angeregt, jederzeit, so oft er kann, Verzweifelnde, die ihrem elenden Leben gewaltsam ein Ende machen wollen, von dem Abgrund ihres Verderbens zu retten, und ihre traurige Lage durch Trost und Belehrung, wie auch durch äußere Hülfe zu erleichtern.

Gleichnisse und Aussprüche. Betrachte einen feurigen Funken, wenn er ins Meer fällt. Wird er nicht sogleich verschwinden? Was ein Funke im Vergleichnisse mit dem Meere ist, das ist die Sünde der Menschen im Vergleiche mit Gottes Milde und Güte, ja noch mehr. Das Meer hat eine Gränze; Gottes Barmherzigkeit aber

ist gränzenlos. Wie? und du wolltest verzweifeln? (S. Chrysost. orat. 3 de poenit.) —

Damit wir aber das Maß unserer Sünden nicht durch Verzweiflung vergrößern, ist uns der Zufluchtsort der Reue geöffnet worden; daß wir sie aber nicht durch vermessenes Vertrauen vermehren, hat uns Gott in der Ungewißheit unseres Sterbtages gelassen. (S. Aug. de util. poenit.) —

Ein Mensch, der an Gottes Gnade verzweifelt, gleicht einem Manne, der vor dem geöffneten, königlichen Schatze steht, und nach Belieben nehmen kann; dabei aber zweifelt, ob er wohl damit einige hundert Thaler Schulden werde bezahlen können. Steht nicht auch dem Sünder der göttliche Gnadenschatz mit allen seinen unermeßlichen Reichthümern offen? Wie? und damit soll er nicht seine Schulden und Vergehungen abzahlen können? (Nieremb. de ador. lib. 1. c. 55.)

Die Verzweiflung und die Vermessenheit auf Gottes Barmherzigkeit zu sündigen stehen sich einander gegenüber, und haben ihr Bild in der alten Scylla und Charybdis. Die Scylla ist ein Fels, der in das Meer hervorragt, in Unteritalien, im alten, bruttischen Meer, hart an der sizilischen Meerenge. Gerade gegenüber ist der Strudel, Charybdis genannt. Die alten römischen Schriftsteller beschreiben beide für damals sehr gefährliche Plätze, so, daß die Schiffenden alle Vorsicht anwenden mußten, um die Mitte zu gewinnen, und weder am Felsen zu zerschellen, noch im Strudel unterzugehen. Daher kam das Sprichtwort: „der fällt in die Scylla, welcher der Charybdis ausweichen will.“ (Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Horat.) So zerschellt Mancher am Felsen der Vermessenheit, während er der Verzweiflung entrinnt; oder umgekehrt: er geht im Strudel der Verzweiflung unter, da er dem Felsen der Vermessenheit entgeht.

Verzweifle nicht; wenn du ein Sünder bist, so denke an den reumüthigen Zöllner; wenn du ein Wollüstling bist, so denke an jene Sünderin, welche man steinigen wollte, (und welche von Jesu wegen ihrer aufrichtigen Reue aus den Händen ihrer unbarmherzigen Ankläger errettet wurde); wenn du ein Todtschläger bist, so blicke auf den rechten Schächer; wenn du ein Feind Gottes bist, so blicke auf Saulus, welcher auch Gott lästerte, (und dann sogar zur Würde eines Apostels erhoben wurde.) (Joann. Chrys.)

Kein Sünder ist so sündenhaft,
Daß ihm nicht Rettung würde,
Fleht er voll Reu um Himmelskraft —
Weg ist die Todesbürde,

Und Hoffnung aus Verzweiflung bricht
Ihm ins Gemüth im Strahlenlicht!

Anmerkung. Mit der Verzweiflung darf jenes schwere Seelenleiden nicht verwechselt werden, mit welchem auch sogar viele heilige Seelen bei aller ihrer Festigkeit des Glaubens sehr geplagt wurden. Dieß ist die Trostlosigkeit, und besteht in der Entziehung jenes innern Trostes, der sich auf das natürliche Gefühl der Nähe Gottes gründet, und der uns auch bei den schrecklichsten äußern Leiden aufrecht erhalten kann. Wem dieser innere Trost, diese innere Gnadengabe entzogen wird, der fühlt sich, wenn er auch äußerlich noch so glücklich, reich und geehrt wäre, innerlich so unglücklich, daß er mit Jesu am Keruze ausrufen möchte: „Mein Gott, mein Gott! warum hast Du mich verlassen?" Diese Entfernung Gottes ist aber nur scheinbar. Er kann sie, obwohl es ihnen so vorkommen muß, nie verlassen. Gott ist ihnen immer nahe; Er läßt diese scheinbare Ferne nur zu, um die heiligen Seelen zu prüfen, ihre Glaubenstreue verdienstlicher, und sie der himmlischen Krone würdiger zu machen. Wir sollen mit solchen bedrängten Seelen Mitleid und Geduld haben, und durch Trostgründe und zugesicherte Fürbitte ihr großes Seelenleiden zu erleichtern suchen.

Solche geplagte Seelen sind vorzüglich von zweierlei Art.

Unter die erstere Gattung jener Trostlosen und Hülfsbedürftigen gehören besonders solche, welche früher eine lange Zeit in Sünden und Lastern gelebt haben, dann aber zu Gott zurückgekehrt sind, und nun in Erinnerung ihrer frühern Ausschweifungen sich mit dem marternden Gedanken plagen: „Ist es wohl noch möglich, daß es für eine solche Bosheit, wie ich verübt habe, noch eine Gnade und Barmherzigkeit gebe? Und wie kann ich für alle diese Sünden und Laster der göttlichen Gerechtigkeit eine hinlängliche Genugthuung leisten? Reichen meine Kräfte, die Stunden meines Lebens, das ohnehin schon bald abgelaufen ist, doch auch hin, um so würdige Früchte der Buße bringen zu können, wie sie im Evangelium (Matth. und Luc. III., 8.) gefordert werden? Muß ich mich denn nicht fürchten, von Gott verworfen zu werden, wenn ich meine geringen Zeichen der Reue und Zerknirrschung mit den strengen Bußwerken vergleiche, welche die heilige Kirche den Sündern, um Verzeihung und Gnade zu erlangen, vorgeschrieben hatte?" Das sind die Gedanken, womit sich solche Seelen plagen. Diese kann man damit beruhigen, daß schon diese Aengstlichkeit, von welcher viele leicht-

sinnige Sünder nichts wissen, ein Zeichen ihres bußfertigen Herzens sei, und der unendlich barmherzige Gott so reumüthigen Sündern ihre schuldigen Bußwerke nachlasse, und sich dann, wo die Kräfte nicht mehr hinreichen, bloß mit dem guten Willen begnüge. Den besten Trost gewährt aber solchen bedrängten Seelen das unblutige Opfer des neuen Bundes, indem der göttliche Erlöser, als Mittler zwischen Gott und den Menschen für uns genug gethan hat, und der größte Sünder, wenn er den ernstlichen Willen hat, sein Leben zu bessern, an den Verdiensten des Leidens und Sterbens Jesu Christi Theil nehmen kann. Endlich ist es gut, solche geplagte Seelen auf den reichlichen Schatz der Ablässe hinzuweisen, und sie aufzumuntern, sich der verliehenen Ablässe theilhaftig zu machen, damit, wenn auch nicht jeder verliehene Ablaß vollkommen gewonnen wird, dennoch das, was an der vollständigen Gewinnung jedes einzelnen Ablasses mangelt, wie Papst Gelasius II. ausdrücklich erklärte, durch die größere Anzahl derselben ersetzt werde. So kann eine Seele, welche darüber bekümmert ist, wie sie für ihre Sünden vollständig genug thun könne, am leichtesten wieder beruhigt werden, wenn man ihr Trostgründe vorhält, welche aus unserer alleinseligmachenden Religion geschöpft sind.

Rosen. (Eine Legende.) Am Ufer eines reißenden Stromes lebte einst in seiner niedrigen Zelle ein alter, frommer Einsiedler nur Gott und der Ewigkeit. Seine Zeit war dem Gebete und der Arbeit gewidmet. Viele Bedrängte kamen zu ihm, und fanden Rath und Hülfe. Er belehrte die Unwissenden, versöhnte Feinde, und führte die Sünder zur ernstlichen Buße. Er wurde wegen seines gottseligen Lebenswandels allgemein verehrt. Da nun aber auch die frömmsten Seelen mit Versuchungen zu kämpfen haben, so kam ihm einmal der eitle Gedanke, er sei der Heiligste unter allen Menschen auf der ganzen Erde, und jede Anstrengung, noch besser zu werden, sei bei ihm ganz überflüssig.

Eines Tages wollte er über einen Fluß setzen, um eine Kirche zu besuchen, die etwas weiter entfernt war. Da erblickte er einen Mann, der am Ufer saß, und bitterlich weinte. Der Einsiedler erkannte in demselben einen Räuber, der weit umher Schrecken verbreitet hatte. Er konnte sich über diese ungewöhnliche Gemüthsstimmung nicht genug verwundern, und wollte weiter ziehen. Da warf sich ihm der Räuber voll der Reue zu Füßen, bekannte seine Sünden, und rief laut aus: „Geistlicher Vater! ich bitte dich, sage mir doch, darf ich

noch Verzeihung meiner Sünden hoffen?" Der Einsiedler hatte Anfangs mit dem reumüthigen Verbrecher herzliches Mitleid; als er aber umständlicher hörte, welche Gräuelthaten der Räuber begangen hatte, erwachten eitle Gedanken in seinem Herzen, und von Hochmuth und Erbitterung erfüllt rief er aus: „Nein, ruchloser Bösewicht! da ist an keine Verzeihung mehr zu denken. Denn eher werden aus diesem dürren Stab in meiner Hand Rosen hervorblühen, als daß der göttliche Richter einem so entarteten Sünder, wie du bist, Verzeihung schenke!" Diese rauhen, unfreundlichen Worte machten den Räuber so bestürzt, daß er sich wieder an's Ufer niedersetzte, und bitterlicher weinte, wie vorher. Der Einsiedler wollte seine Reise fortsetzen; wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er bemerkte, daß sein Wanderstab in der Erde festwurzelte, aus demselben liebliche Rosen hervorsproßten, und eine Stimme ihm zurief: „Eher können aus diesem dürren Stabe blühende Rosen hervorsproßen, als der liebe Gott einem Sünder, der Buße thut, die Verzeihung versagen, oder sie einem Hoffärtigen schenken wird." Der Einsiedler sah seinen Fehler ein, weinte darüber bitterlich, rief den bußfertigen Räuber zurück, erzählte ihm die wunderbare Geschichte von den Rosen, und lud ihn ein, bei ihm den Rest seines Lebens zu beschließen. Der Räuber nahm mit Freuden dieses Anerbieten an. Beide lebten in Heiligkeit und brüderlicher Liebe bei einander; den blühenden Stab, der bald zu einem herrlichen Rosenstrauche heranwuchs, pflanzten sie aber vor ihre Hütte, als ein sicheres Wahrzeichen von der unendlichen Barmherzigkeit und Güte des Herrn.

Die andere Classe der Trostlosen bilden jene auserwählten Seelen, welche nie eine schwere Sünde begangen haben, und bei aller Reinheit ihres Lebens doch um ihr ewiges Wohl höchst bekümmert sind, und auf diese Weise in Trostlosigkeit versinken. Der Grund ihrer Bangigkeit beruht auf einem dunklen und unbestimmten Gefühle, worüber sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wissen. Deßwegen ist es eine schwere Sache, sie von ihren wiederkehrenden Zweifeln und Aengstlichkeiten zu heilen, und zwar ist dieses destomehr bei ihnen der Fall, da sie Niemanden ihr Vertrauen schenken wollen. Das Beste bei so geplagten Seelen ist, daß ihr Leiden kein verschuldetes Uebel, keine Folge eines Mißtrauens gegen Gott, sondern eine wahre Prüfung, ein Glutofen ist, aus dem sie geläutert hervorgehen werden, um die Krone des ewigen Lebens zu empfangen, welche sie sich durch diese erduldeten Gemüthsleiden, dieses unblutige Marterthum, wenn sie solches standhaft ertragen, noch mehr, als

Andere durch ihre erlittenen Schmerzen des Körpers erworben haben. Wir sollen daher solche geplagte Seelen trösten, durch trostvolle Aussprüche der heiligen Schrift beruhigen, und durch ihre Aengstlichkeiten, wenn sie scheinbar gehoben, am folgenden Tage wiederkehren, uns in unserer Geduld und brüderlichen Nachsicht nie irre machen lassen.

Beispiele. a) Die beiden Freunde. Nestor und Amyet, zwei Freunde, waren gleichsam Ein Herz und Ein Sinn. Ihre aufrichtige Liebe hatte ihre tiefe Wurzel in Gott; denn Beide bestrebten sich mit einander, immer besser und frömmer zu werden.

Als aber einst Amyet, der etwas jünger war, seinen Freund besuchte, war dieser eben von schweren Sorgen beunruhigt, und sein Angesicht war nicht so heiter, wie sonst. Seine Stirne war umwölkt, und aus seinen Augen glänzte keine Freude. Da brach der weichherzige Amyet, dem an Nestors Freundschaft sehr viel gelegen war, in einen Strom von Thränen aus, und sagte: „Ach, Nestor, geliebter Freund! habe ich dich denn beleidigt? Liebst du mich denn nicht mehr so, wie bisher?" Nestor erschrack über diese Rede seines Freundes, den er sonst so zärtlich geliebt hatte, und so wie der Mond im neuen Glanze aus einer vorüberziehenden Wolke tritt, wurde auch sein Angesicht wieder von Heiterkeit wie verklärt. Beide Freunde umarmten sich auf das Herzlichste.

„Sieh, lieber Freund!" sagte Nestor, „so glauben auch wir schwache Menschen gar oft, Gott liebe uns nicht mehr, wenn er uns nicht immer, wie früher, mit süßen Tröstungen erfreut. Aber es kommt uns nur so vor. Gott liebt uns immer mit gleicher Liebe, und entzieht uns nur deßwegen oft Seine Tröstungen und Seine fühlbare Nähe, damit wir unsere Schwäche und Abhängigkeit von Ihm erkennen, mit desto größerer Liebe und Treue Ihm anhängen, und fester in allem Guten werden können." (Nach Th. Nelk.)

b) Eine Erscheinung. „Eine fromme Frau," erzählt der heilige Alphonsus, „wünschte zu wissen, welche Seelen Jesu Christo am liebsten wären. Als sie nun eines Tages die heilige Messe hörte, erblickte sie, als der Priester die heilige Hostie erhob, das Jesukindlein auf dem Altare, und bei demselben drei Jungfrauen. Da sah sie, wie Jesus die erste bei der Hand nahm, und liebkoste. Darauf ging er zur zweiten, nahm ihr den Schleier vom Gesichte, gab ihr eine Ohrfeige, und wendete ihr den Rücken zu." Als aber das Jesukind sah, daß die Jungfrau darüber traurig wurde, tröstete es sie mit der

zartesten Liebe. Endlich näherte sich Jesus der dritten Jungfrau, ergriff sie, wie erzürnt, beim Arme, schlug sie, und trieb sie von sich fort; aber jemehr diese Jungfrau sich mißhandelt sah, desto tiefer verdemüthigte sie sich, und folgte ihm nach, so gut sie konnte. Damit endigte die Erscheinung. Da nun aber die fromme Frau gern die Bedeutung von dem Allen kennen wollte, erschien ihr Jesus wieder, und sprach zu ihr: „Es gebe auf Erden dreierlei Seelen, die Ihn lieben. Einige lieben Ihn; aber ihre Liebe ist so schwach, daß, wenn Gott nicht immer mit geistlichen Tröstungen sie erfreut, sie unruhig werden, und in Gefahr kommen, Ihn zu verlassen. Das bedeutet die erste Jungfrau. Die zweite sei ein Bild jener Seelen, die Jesu zwar mit stärkerer Liebe anhängen, und manche Prüfung wohl ertragen, die aber doch von Zeit zu Zeit getröstet werden müssen. Die dritte Jungfrau sei ein Bild jener starken Seelen, die, obgleich sie in Verlassenheit des Geistes und ohne allen Trost leben, dennoch nichts unterlassen, was in ihren Kräften ist, um Ihm zu gefallen" „Diese Seelen," sagte der göttliche Heiland, „sind jene, die Ich am liebsten habe." (A. Schlör's Betrachtungsbuch.)

Trost in Jesu.

Wird dir's immer trüber,
Nagt dich innrer Schmerz,
Hab' den Herrn stets lieber,
Drück' Ihn fest an's Herz.
Quält dich heimlich Sehnen,
Tief verschwieg'nes Weh,
Sprich zu Gott mit Thränen:
„Herr, Dein Will' gescheh'!" (Nach M. D.)

§. 28. Wie versündigt man sich gegen die Pflicht der Liebe zu Gott?

Ein Vater, welcher wegen seines Verstandes, und noch mehr wegen seiner Herzensgüte allgemein verehrt wurde, hatte zwei bereits schon erwachsene Söhne, welche ihm, ungeachtet aller seiner Mühe, sie zu guten Menschen zu erziehen, großen Kummer bereiteten.

Der Aeltere war mit herrlichen Geistesanlagen begabt, und hatte Gelegenheit genug, viel Gutes, Schönes und Wahres zu lernen. Er schien auch wirklich den Hoffnungen, welche sein Vater auf ihn setzte, zu entsprechen. Allein nach einigen Jahren gerieth er unter böse Kameraden, die ihn zu vielen schlechten Dingen verleiteten. Früher war er seinem guten Vater mit herzlicher Liebe

zugethan; nun aber suchte er, weil er theils die Ermahnungen desselben nicht anhören wollte, theils die Strafen fürchtete, ihm überall, wo er konnte, auszuweichen, und zuletzt kam es mit ihm so weit, daß die Liebe zu seinem guten Vater allmälig in seinem Herzen zu erlöschen begann. Sein Herz wurde nach und nach ganz verhärtet. Er kümmerte sich um seinen guten Vater nicht mehr, behandelte ihn mit der größten Gleichgültigkeit und Verachtung, schmähte über ihn, that vor den Augen desselben, mit boshaftem Herzen, ungescheut viel Böses, und spottete über die wohlgemeinten Ermahnungen, Warnungen und Strafen desselben.

Der jüngere Sohn war zwar nicht so ausgeartet, wie sein älterer Bruder. Er liebte seinen Vater, und wollte ihm wenigstens keinen Verdruß machen. Aber durch das Beispiel seines bösen Bruders verleitet, dachte er immer an seine Unterhaltungen, vergaß aus sittlicher Schwäche darüber dasjenige zu thun, was sein Vater geboten hatte, that manches Böse, und betrübte durch seinen Leichtsinn seinen Vater, der es mit ihm so wohl meinte, und für ihn sorgte.

So wie diese zwei Söhne sich gegen ihren guten Vater betrugen, machen es auch viele Menschen noch jetzt mit dem lieben Gott.

a) Mit dem ältern Sohne können jene bösen Menschen verglichen werden, welche Gott hassen; und ungescheut, mit boshaftem, verstocktem Herzen Böses thun. Es kommt freilich jedem Menschen, dem sein Gott, seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, unbegreiflich vor, wie es Menschen geben könne, deren Herz von Haß gegen Gott, den Allgütigen entbrannt ist. Dieses kann nur bei einem ganz verstockten Sünder geschehen. Denn auch der verruchteste Bösewicht fühlt es tief in seinem Innersten, daß es einen höchst gerechten Richter der Menschen gebe, dem man nicht entrinnen kann, und der ihn in jenen Abgrund von Elend zu stürzen vermag, der dem Teufel und seinem Anhange von Ewigkeit her bereitet ist. Deßhalb möchte er sich gerne überreden, es gebe keinen Gott, der ihn einst in die Hölle stürzen kann. Schon David sagt: Der Thor (von Leidenschaften und Lastern Verblendete) spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott." (Ps. XIII., 1. u. LII. 1.) Der Gedanke an den allmächtigen Richter der Welt ist ihm bei seiner Sündhaftigkeit etwas Unerträgliches. „Denn," spricht der

göttliche Heiland: „wer Böses thut, scheuet das Licht, damit seine bösen Werke nicht offenbar werden." (Joan. 3, 20.) Und Sixtus, ein heidnischer Weltweiser spricht: „Jeder Bösewicht hat Abscheu vor Gott." (Sent. 30.)

a) Als biblische Beispiele von dem Hasse gegen Gott können alle jene bösen Menschen gelten, welche mit boshaftem Herzen die Gebote Gottes übertraten, oder die liebevollen Absichten Gottes vereiteln wollten, vorzüglich: jener böse König Aegyptens, welcher das israelitische Volk nicht fortziehen lassen wollte, und erst dann, als er mit seinem ganzen Kriegsheere im Meere unterzusinken begann, es bekannte: „Der Gott der Israeliten ist der wahre Gott; ich aber und mein Volk sind gottlos;" der gottlose König Achab, der dem Abgotte Baal Altäre erbaute, das Volk zur Abgötterei verleitete, und sonst viel Böses vor den Augen des Herrn that; Senacherib, der, mit großer Heeresmacht in das Land Juda heraufziehend, über den wahren Gott spottete, und an den König Ezechias jenen Brief, voll der abscheulichsten Gotteslästerungen schrieb; Antiochus, welcher die Stadt Jerusalem im Sturme eroberte, den Tempel plünderte, dort den goldenen Altar samt den Leuchtern und heiligen Gefäßen raubte, und alles Volk zwingen wollte, die göttlichen Gesetze zu übertreten, und die Götzen anzubeten; endlich Herodes, der die Kindlein von Bethlehem ermorden ließ, damit das göttliche Kind dem Tode nicht entrinnen könne.

b) Noch andere Beispiele. aa) Das Vermächtniß eines Geizhalses. Ein überaus geiziger und ruchloser Wucherer ließ, als er auf sein Sterbebett kam, einen Notar und einen Zeugen zu sich kommen, und diktirte sein Testament in den folgenden gotteslästerlichen Ausdrücken: „Meinen Körper vermache ich der Erde, aus welcher er gebildet ist; meine Seele aber schenke ich dem Teufel, dem sie zugehört." Seine Freunde schauderten bei diesem entsetzlichen Worte, bewiesen ihm ihren Abscheu, und suchten ihn auf die liebreichste Weise auf bessere Gedanken zu bringen, jetzt, wo er jeden Augenblick vor dem göttlichen Gerichte erscheinen könne. Allein der Sterbende wollte nichts mehr von Gott hören, sondern wiederholte noch öfter diese Worte mit noch stärkerer Betonung: „Ja, ja, meine Seele gehört dem Teufel; denn ich habe mein Vermögen durch abscheulichen Wucher erworben, und noch mehr, als dieß; auch meine Frau und meine Tochter sollen dem Teufel angehören; denn durch ihren übertriebenen Aufwand, durch ihre Unmäßigkeit und durch ihre Ausschweifung sind sie die Ursache aller meiner Verbrechen und meiner Ungerechtigkeit gewesen." Kaum

hatte er aber dieses gesagt, als er auch schon unter den Zeichen der schrecklichsten Verzweiflung seine gottlose Seele aushauchte.

(Mettenleiters Thautropfen.)

bb) Edle Freimüthigkeit. Ein junger Offizier, der eine gute Erziehung genossen hatte, speiste einst mit andern Offizieren an der Wirthstafel. Diese fingen an, über Gott, die heilige Religion, gottesdienstliche Handlungen und kirchliche Gebräuche zu spotten. Der Offizier gerieth in sichtbare Verlegenheit. Er schwieg, und stellte sich an, als wenn er auf das Gespräch der Andern nicht achtete. Als diese aber vorsätzlich ihre Spöttereien noch derber äußerten, sprach der junge Offizier:

„Meine Herren! wenn man in Ihrer Gegenwart von dem Landesfürsten, von der Verwaltung des Staates oder von dem Militäre nachtheilig spräche, würden Sie den Unbesonnenen, der sich so etwas erlauben würde, nicht zum Schweigen bringen? Ich glaube, daß wir Gott und Seiner heiligen Religion noch mehr Achtung und Liebe schuldig sind; ich bitte Sie daher, Ihr Gespräch, das mein Gewissen beleidigt, abzubrechen." (Chimani.)

cc) Eine Parabel. Ein arbeitsamer Mann besaß einen wachsamen Haushahn, der jeden Morgen gerade um zwei Uhr seine kräftige Stimme hören ließ, und so seinen Herrn zur Arbeit weckte. Denn sobald er den Ruf hörte, wußte er auch, daß es Zeit sei, aufzustehen; er machte sich sogleich auf, und nahm seine Arbeit vor. Seinem Weibe aber war dieses frühe Aufstehen, das sie in ihrer Ruhe störte, sehr lästig, und da alle ihre Einwendungen und Bitten nichts fruchteten, so ergriff sie endlich den Hahn, und drehte ihm den Hals um.

So kommt auch manchem irdischgesinnten, verweichlichten Menschen, der nur in träger Ruhe sein Leben zubringen will, der Gedanke an Gott und Ewigkeit, dieser mächtige Wecker unseres Geistes, sehr ungelegen, und gerne möchte er oft demselben ganz ein Ende machen, wenn es ihm, wie jenem faulen Weib mit ihrem Hahne, möglich wäre.

Noch andere Gleichnisse. Die Klapperschlange kennt ihr eigenes Gift; darum verbirgt sie sich, und meidet das Licht, während die unschuldige Wasserschlange ohne Furcht erscheint. So flieht das Böse das Licht, damit seine schlechten Werke nicht offenbar werden. Der Gerechte läßt aber sein Licht vor den Menschen leuchten, damit sie seine guten Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist.

Der Adler.

Der Adler blicket kühn
In's Sonnenlicht hinein —

Und du in Gottes Glanz,
Wenn deine Augen rein. (Ang. Sil.)

So wie ein Kranker, der schwache Augen hat, das Licht nicht ertragen kann, so meint auch der verstockte Sünder das wahre Licht — den Gedanken an Gott und die Ewigkeit nicht ertragen zu können.

Die guten Kräuter und die Giftpflanzen.

Die guten Kräuter: Warum steht ihr dort im schattigen Grunde so versteckt, und nehmt nicht lieber hier unter uns im hellen Sonnenschein euren Platz?

Die Giftkräuter: Ihr Thoren! Wißt ihr nicht, daß wir eben im Verstecke der düstern Schatten unser Gift am besten bereiten können?

So hofft auch der Bösewicht in der dunklen Nacht des Unglaubens und der Gottlosigkeit ungescheut seinen Sünden und Lastern dienen zu können.

Diebe und Räuber wählen zu ihren Einbrüchen und Raubzügen gerne die dunkelsten Nächte, um desto leichter ihr schändliches Handwerk ausüben zu können. Ebenso liebt der Böse die Finsterniß der Gottvergessenheit, damit er, fern von Gott und Religion, desto leichter und ungehinderter in seinen schändlichen Lastern leben könne.

b) Unter dem Bilde des jüngern Sohnes, der zwar seinen Vater liebte, über seinen Unterhaltungen aber den Willen desselben vergaß, sind jene Menschen zu verstehen, welche zwar dem Aeußern nach Gott lieben, nicht ungerne beten, die Kirche besuchen, dabei aber aus Schwäche in ihrem Leichtsinne ihr Herz an die Lustbarkeiten der Welt hängen, und denselben sich unmäßig hingeben. Daß sich aber die unmäßige Begierde nach irdischen Dingen mit der Liebe zu Gott nicht vereinigen lasse, sagt schon der heilige Apostel Johannes mit den Worten: „Wenn Jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des himmlischen Vaters nicht in ihm.“ (I. Joan. 2, 15.) „Was willst du daher?“ fragt der heilige Augustin, „das Zeitliche lieben, und mit der Zeit vergehen, oder Christum lieben, und in Ewigkeit leben?“ (St. August. ep. sup. Joan.) „Denn,“ lehrt der heilige Bernard, „wem Christus angenehm zu werden anfängt, dem muß die Welt bitter zu werden anfangen.“ (St. Bern. serm.)

Beispiele. aa) Das Brod des Lebens. Astolph, ein edler, ritterlicher Jüngling, war gerüstet, um in die Welt zu ziehen. Da befahl sein ehrwürdiger Erzieher Johannes, daß ihm, bevor er scheide, zwei Tage hindurch nichts, als süßes Backwerk zur Speise gereicht werde.

Mit diesem war der Jüngling Anfangs wohl zufrieden; doch in

Kurzem schob er die ihm widerlich gewordene Speise zurück, und flehte laut und eindringlich um einen Bissen Brod.

Als dieß sein Erzieher sah, begann er so: „O Jüngling, nimm auf deinen Weg noch die Unterweisung mit: „Wenn dich bald locken werden — sinnliche Lust, Ruhm und Ehre; ähnlich diesem Backwerk ist, was die Welt dir bietet, die heute reizt, und morgen verbittert! Die Lust des Herrn aber gleicht diesem Brod, das dich labt und kräftigt, und macht dich fröhlich bis zu dem letzten Augenblicke deiner Pilgerreise. So viel vermag Ein Körnlein Sauerteig, und diesem ist ja das Reich Gottes ähnlich! Darum, mein Sohn! laß' all dein Denken und Thun von dem Sauerteige des Herrn durchdrungen sein, und du wirst dich unbefleckt und rein bewahren vor der falschen Lust der Welt, und stets froh in und vor Gott sein, und deine Seele retten für die künftige Herrlichkeit des Himmels.

(Hungari: Schule der Weisheit.)

bb) Die todten Bienen. Vater Gotthold stand mit seinem Freunde vor einem Bienenkorbe. Da lagen aber todte Arbeitsbienen. „Wie kommt denn dieß?" fragte ihn sein Freund. Gotthold gab ihm zur Antwort: „Diese Bienen gehörten nicht zu diesem Korbe; sie verirrten sich, und fanden ihre Heimath nicht, und so kamen sie hier an. Allein die Bienen dieses Korbes fielen mörderisch über sie her, und tödteten sie."

Ach, so geht es auch mit uns. Unsere Heimath ist der Himmel; verirren wir uns, und wollen wir in der Welt, bei Geschöpfen, bei denen unsere Heimath nicht sein kann, unsere Freude suchen, so lassen sie es uns wohl fühlen, daß sie uns fremd sind, und wir müssen eines ewigen Todes sterben, wenn uns nicht eilige Flucht in unsere Heimath rettet." (P. Th. Nelk.)

cc) Die Fische. Mutter Thekla, eine tugendhafte Bürgersfrau in der Stadt, ging an einem freundlichen Sommertage mit ihren Kindern vor das Thor hinaus spazieren. Ihr Weg führte sie an einem Teiche vorbei, in welchem viele muntere Fischlein waren.

Die Kinder warfen Brosamen ins Wasser, und sahen begierig zu, wie schnell die Fischlein darnach schnappten, und dann wieder augenblicklich verschwanden.

„Seht, liebe Kinder!" sprach die Mutter, „diese Fische sind ein deutliches Bild jener Freunde, die uns diese Welt gibt. So lange wir reich sind, und jenen Schmeichlern von unsern irdischen Gütern mittheilen können, eilen Alle mit Freuden herbei; wenn wir aber arm und unglücklich sind, so daß wir Andern nichts mehr geben können, so

läßt sich kein Freund mehr sehen. Nur der liebe Gott ist ein wahrhaft treuer Freund, der auch dann noch uns helfen kann, und will, wenn alle menschliche Hülfe verschwindet. Sucht daher immer Gott mehr zu gefallen, als der treulosen Welt, denn:

Weh dem, der nur der Welt,
Und nicht dem Herrn gefällt.

dd) Das Goldstück. Die kleine Agnes hatte ihren Geburtstag das fünfte Mal erlebt. Der Vater ließ ihr auf diesen Tag ein neues, hübsches Kleidchen machen, und die Mutter bereitete eine kleine, festliche Mahlzeit. Der Taufpathe, der dazu eingeladen war, beschenkte das Kind mit einem seltenen Goldstück.

Während die Eltern nach Tische mit dem Taufpathen über allerlei Angelegenheiten redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstücke vor die Hausthüre. Ein Weib vom Lande ging mit einem Korbe voll Obst vorbei.

„Sieh," rief das Kind, „ich habe ein schönes Geld!"

„Sieh," sagte das Weib, „mein Apfel ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du gar so artig und mir so lieb bist."

Die Kleine gab das Goldstück freudig hin, und griff mit beiden Händen nach dem Apfel. Das Weib machte sich eilig davon; das Kind aber sprang in die Stube, und rief: „Da seht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen, rothen Apfel eingetauscht habe."

Die Mutter jammerte, und der Vater zankte mit dem Kinde; der Taufpathe aber sprach: „Wir können die kleine, liebe Agnes nun eben nicht thöricht nennen. Sie kannte das Geld nicht, und in ihren Augen mußte ein Apfel allerdings mehr werth sein. Allein wie viele Erwachsene gibt es, die recht eigentlich, ja höchst thöricht handeln. Wir wissen, daß die Güter dieser Erde eitel und vergänglich sind, und daß nur Frömmigkeit und Tugend einen bleibenden Werth für die Ewigkeit haben. Und dennoch geben die Menschen nicht selten diese ewigen, einzig wahren Güter für nichtswürdige, irdische Dinge hin!"

(Chr. v. Schmid.)

ee) Der Glückstopf. Ein Marktschreier hatte einst vom Kaiser Mathias die Erlaubniß erhalten, seine Bude in der Residenz aufzuschlagen. Er schmückte seine Bude mit den schönsten Tapeten, hängte an quer gezogenen Schnüren eine große Zahl goldgestickter Kleider und kostbarer Stoffe auf, und legte ringsumher auf Tischen und Bänken viele goldene und silberne Gefäße, goldene Ketten, Denkmünzen und

Edelsteine um sich her. Eine große Menge Volkes versammelte sich zu diesem Schauspiele. Viele Leute waren, um recht nahe dabei zu sein, sogar auf die Dächer, Säulengänge und Bildsäulen gestiegen. Nun wurde das seltsame Glücksspiel begonnen. Der Marktschreier trat in die Mitte, trug einen Glückstopf in der Hand, und rief: „Seht, meine lieben Zuschauer! die herrlichen Dinge, die vor euren Augen ausgebreitet da liegen. Ein jeder, der in diesen Topf hinein langt, soll etwas gewinnen. Darum kommet herbei, wenn ihr reich und glücklich werden wollet! Niemand darf aber seinem Nachfolger mittheilen, was er gewonnen habe; denn so bald die Göttin des Glückes merken würde, daß ihr Geheimniß verrathen sei, so wäre ihre Gunst, und mithin auch ihr Geschenk verloren!" Da langte Einer nach dem Andern begierig in den Glückstopf hinein, und zog sich dann wieder beschämt und verblüfft zurück. So dauerte dieses seltsame Spiel eine gute Weile fort, bis endlich der Schauspieler einen lebendigen Igel aus dem Glückstopf hervorzog, der Allen, die hinein gelangt hatten, seine mächtigen Stacheln in die Hand bohrte.

Geht es den Kindern dieser Welt mit ihrem trügerischen Glücksspiele besser? Nicht die Hände allein, sondern auch Herz und Haupt, Gemüth und Geist werden bei dem Trugspiele der Welt durchstochen. Weh daher demjenigen, der sein Vertrauen der Welt schenkt, und von ihr einen reichlichen Gewinn zu erhalten hofft!

Gleichnisse. Der starke Samson ließ sich von Delila, einem schwachen, aber listigen Weibe bethören, erniedrigte sich zum Sklaven eines Weibes, und verlor auf diese Weise Freiheit und Leben. So geht es einem Jeden, der sich von der Welt und ihrer bösen Lust beherrschen läßt.

Das Trauerspiel.

Hab' Mitleid mit der Welt;
Sie thut zwar, was sie will,
Doch ist ihr ganzes Thun
Am End' ein Trauerspiel. (Angel. Sil.)

Schöpf' aus der Quelle.

Wie thöricht thut der Mann,
Der aus der Pfütze trinkt?
Da doch der reinste Quell'
In seinem Haus entspringt. (Ebend.)

Der Speisemeister bei der Hochzeit zu Cana setzte zuerst den geringern Wein auf, und dann erst den guten. Das Gegentheil von diesem thut der Teufel, und daher wohl auch die Welt. Zuerst setzt diese dem Sünder den anlockenden Wein der Sinnenlust auf, dann

aber, wenn er sich davon satt getrunken, und das Maß seiner Bosheit voll gemacht hat, den Schwefelwein der Hölle.

Die Welt ist wie ein Feuer. Wenn du wenig davon nimmst, so wirst du erleuchtet, wenn du zu viel nimmst, so verbrennst du.

Die Alten fabelten von den Sirenen, d. i. von Meergöttinnen, welche halb Mensch und halb Fisch, an den Seeküsten Siziliens sich aufhielten, und eine so bezaubernde Stimme hatten, daß sie alle diejenigen, welche am Ufer standen, und ihren lieblichen Gesang vernahmen, an sich zu ziehen, und in den Abgrund des Verderbens zu stürzen im Stande waren. So geht es auch Allen, welche den Anreizungen der Welt ein williges Gehör schenken. Die böse Lust sagt nie zu ihm: „Halt, es ist genug!“ Sie reißt ihn mit sich fort, und stürzt ihn in den Abgrund der Hölle.

Ach, wenn ich Dich, mein Gott! nur habe,
Nach allem Reichthum frag' ich nicht;
Nichts ist, das meine Seele labe,
Als Du, mein Gott, mein Tröst, mein Licht!
Rühmt sich die Welt mit ihrer Lust;
Mir ist ohn' Dich kein Heil bewußt.

§. 29. Ist nicht die Verehrung der Engel und Heiligen im ersten Gebote verboten?

Obwohl wir Gott, als dem höchsten Herrn, die größte Verehrung, Anbetung und die tiefste Ehrfurcht schuldig sind, so ist es doch auch erlaubt, die Engel und Heiligen zu verehren, und sie um ihre Fürbitte anzurufen. Wir dürfen deßhalb nicht fürchten, von verständigen und wahrhaft guten Menschen der Abgötterei beschuldigt zu werden. Denn man muß hier unterscheiden zwischen der Anbetung, d. i. der höchsten Verehrung, welche nur Gott gebührt (Latria, von dem griechischen Zeitworte λατρευω, anbeten) und zwischen jener Verehrung, die wir einem tugendhaften Menschen schon hier auf Erden erweisen, und daher desto mehr (freilich in einem höhern Grade) den Heiligen im Himmel erweisen müssen (dulia, vom griechischen Zeitworte δουλευω, dienen, Dienst der Heiligen). Wir beten Gott allein an, als unsern höchsten Herrn, und als den Urheber alles Guten und aller Vollkommenheiten, die Er von sich selbst hat; den Heiligen aber erweisen wir deßwegen unsere Verehrung, weil sie Freunde Gottes sind, und von Ihm viele Gnaden und Vorzüge erhalten haben. Deßwegen sagten die Gläubigen von Smyrna in ihrem Briefe, den sie als Augen-

zeugen von dem grausamen Benehmen der Heiden gegen die Christen an andere Kirchen ausfertigten: „Wir beten Jesum als einen Sohn Gottes an, die Martyrer aber verehren wir als seine Schüler und Nachfolger, wegen ihrer fast unglaublichen Liebe und Anhänglichkeit gegen ihren eigenen König und Lehrmeister, und wünschen, ihnen in der Gottesfurcht ähnlich zu werden, und an ihrer ewigen Herrlichkeit Theil zu nehmen.“ (Smyrn. epist. ad eccl. Port.) Und der heilige Bernard lehrt: „Wir erweisen verstorbenen Menschen keinen göttlichen Dienst; wenn sie fromm gelebt haben, so darf man sich von ihnen nicht eine Vorstellung machen, als ob sie solche Ehre suchten, sondern sie wollen, daß wir anbetend Den ehren und anbeten, durch dessen Erleuchtung sie sich freuen, daß wir Mitknechte ihres Verdienstes sind.“ Deßhalb knien wir zwar vor den Altären und Bildern der Heiligen nieder; wir beten aber die Heiligen eben so wenig an, als der Knecht seinen Herrn anbetet, wenn er ihn kniefällig um eine Gnade bittet. Wir weihen nur Gott Kirchen und Altäre, bringen nur Gott das heilige Meßopfer dar, obgleich wir dabei das Andenken der Heiligen ehren, und sie um ihre Fürbitte anflehen.

Beispiele. a) Der heilige Hieronymus an Vigilantius. Der heilige Hieronymus gab dem Ketzer Vigilantius, welcher den Christen vorgeworfen hatte, daß sie die heiligen Martyrer wie Götter anbeten würden, zur Antwort: „Wer denn, o unsinniger Führer der Ketzer, hat jemals die Martyrer angebetet? Wer hat einen Menschen für Gott gehalten? Wohl nicht Paulus und Barnabas, welche, als sie von den Lykaoniern für Jupiter und Merkur gehalten wurden, und diese ihnen Opfer darbringen wollten, ihre Kleider zerrissen, und sagten, daß sie Menschen seien, nicht, weil sie nicht bessere Menschen waren, als die einst gestorbenen Menschen Jupiter und Merkurius, sondern weil ihnen aus heidnischem Irrthum jene Ehre, die nur Gott gebührt, erwiesen wurde. (Act. apost. XIV., 10—13.) Solches lesen wir auch von Petrus, welcher den Cornelius, der ihn anbeten wollte, mit der Hand aufhob, und sagte: „Stehe auf; denn auch ich bin ein Mensch.“ (Act. ap. X., 26.) Und du wagst es zu sagen: „Ich weiß nicht, was das ist, das man in einem kleinen Gefäße herumträgt?“ Was ist jenes? „Ich weiß es nicht;“ ich verlange es zu wissen. Erkläre dich offener, damit du mit ganzer Frechheit lästert. Ein wenig Staub, sagte er, ich weiß nicht, welcher, ist in einem kleinen kostbaren Gefäße verschleiert. Es schmerzt ihn, daß die Reliquien der Martyrer

mit kostbarem Schleier bedeckt, und nicht in Lumpen gehüllt, oder mit einem Gürtel gebunden sind, oder in die Mistgrube geworfen werden, damit Vigilantius allein, der Betrunkene und Betäubte, angebetet werde. Wir sind also Gottesschänder, weil wir in die Kirchen der Apostel gehen? War Constantin, der Kaiser, ein Gottesschänder, weil er die Reliquien des heiligen Andreas, Lukas und Timotheus nach Constantinopel übersetzt hat, bei welchen die bösen Geister heulen und bekennen, daß sie die Gegenwart der Heiligen fühlen? Ist auch der jetzige Kaiser Arkadius ein Gottesschänder zu nennen, weil er die Gebeine des heiligen Samuel nach langer Zeit aus Judäa nach Thrazien übersetzt hat? Sind nicht alle Bischöfe Gottesschänder und Thoren, welche eine so schlechte Sache, eine geringfügige Sache in einem seidenen und goldenen Gefäße getragen haben? Waren nicht die Völker aller Kirchen sehr thöricht, daß sie den heiligen Reliquien entgegengingen, und sie mit der größten Freude, als sähen sie den Propheten gegenwärtig und lebendig, aufgenommen haben, daß von Judäa bis Chalcedon Schaaren von Völkern sich an einander anschlossen, und in das Lob Christi mit Einer Stimme einfielen? Beteten sie wohl Samuel an, und nicht Christum, dessen Levit und Prophet Samuel gewesen ist? .... „Auch die Apostel thaten einst Einrede, daß die Salbe verloren ginge (Matth. XXVI, 7, 12.) aber das Wort des Herrn wies sie zurecht.“ Denn weder Christus bedurfte der Salbe, noch bedürfen die Martyrer der brennenden Kerzen, und doch hat jenes Weib zur Ehre Christi solches gethan, und die Andacht ihres Gemüthes wurde angenommen. Wer immer Lichter anzündet, hat den Lohn nach seinem Glauben, wie der Apostel sagt: „Jeder thue sich zur Genüge nach seiner Ueberzeugung.“ (Rom. XIV, 5.) Du nennst solche Menschen Götzendiener? Ich läugne nicht, daß wir Alle, die wir an Christus glauben, von dem Irrthume des Götzendienstes gekommen sind. Denn wir Christen werden nicht geboren, sondern wiedergeboren, und weil wir einst Götzen dienten, sollen wir nun Gott nicht dienen, damit wir nicht scheinen, ihm eine den Götzen ähnliche Ehre zu erzeigen? Jenes geschah den Götzen, und deßhalb ist es verabscheuungswürdig. Dieses geschieht den Märtyrern, und deßwegen ist es annehmbar, löblich. Denn es werden auch ohne Reliquien der Märtyrer durch die Kirchen von dem ganzen Morgenlande, wenn das Evangelium zu lesen ist, beim hellen Sonnenschein Lichter angezündet, gewiß nicht, um die Finsterniß zu vertreiben, sondern um ein Zeichen der Freude an den Tag zu legen. Daher haben auch jene evangelischen Jungfrauen ihre Lampen brennend, (Matth. XXV, 1—8) und von Johannes, dem Täufer ist gesagt:

„Er war eine brennende und leuchtende Lampe" (Joan. 5, 35.), damit unter dem Bilde des leiblichen Lichtes jenes Licht zu schauen gegeben wird, davon wir in den Psalmen (Ps. CXVIII, 105) lesen: „Dein Wort, o Herr, ist meinen Füßen eine Leuchte, und ein Licht auf meinen Wegen." Thut also der römische Bischof übel, der über den Gebeinen verstorbener Menschen, der heiligen Petrus und Paulus, die nach uns zu verehren, nach dir aber als schlechter Staub zu verehren sind, dem Herrn das Opfer bringt, und ihr Grab für einen Altar hält? Es irrt nicht nur der Bischof der ersten Stadt, sondern es irren auch die Bischöfe des ganzen Erdkreises, welche den gottlosen Vigilantius verachten, und in die Kirchen der Verstorbenen gehen, in welchen schlechter Staub, und (ich weiß nicht) welche Asche in Leinwand gewickelt liegt, wodurch Alles besudelt wird, gleich den pharisäischen Gräbern, die von Außen übertüncht sind, von innen aber voll unreiner Asche, wovon Alles, wie du sagst, verunreinigt übel riecht. Und darnach, abscheulichen Unrath ausspeiend, wagst du (spöttisch) zu sagen: die Seelen der Martyrer lieben also ihre Asche, und umfliegen dieselbe, und sind ihr immer gegenwärtig, weil, wenn etwa Einer käme, sie zu bitten, und sie abwesend wären, nicht hören könnten. O Ungeheuer: das bis an das äußerste Ende des Erdkreises geschafft zu werden verdient! Du lachst über die Reliquien der Märtyrer, und verleumdest mit Eunomius, dem Urheber dieser Ketzerei die Kirchen Christi, und du erschrickst nicht vor einer solchen Gesellschaft, wider uns das Nämliche zu reden, was jener gegen die Kirche redet. Denn Alle, die ihm folgen, gehen nicht in die Kirchen der Apostel und Martyrer, und beten auf diese Weise, (ihm Gehör gebend), den verstorbenen Eunomius an, u. s. w."

So vertheidigt der heilige Hieronymus die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien gegen den Irrlehrer Vigilantius, und zeigt zugleich dadurch, wie dieselbe sich mit der höchsten Anbetung, die nur Gott gebührt, vereinigen lasse.

b) Die Irrlehre der Collyridianen. Obwohl die christkatholische Kirche immer die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria beförderte, und gegen die ruchlosen Angriffe der Ketzer, wie eines Nestorius (siehe im hist. Katechismus, I. Bd. S. 337) schützte, wurde doch von ihr im zwölften Jahrhunderte die Irrlehre der Collyridianen verdammt, welche die allerseligste Jungfrau Maria als eine Göttin anbeteten, und ihr Kuchen, „collyrides" genannt, zum Opfer darbrachten, weßwegen sie den Namen „collyridiani" erhielten.

In eben demselben Sinne lehrt uns auch die katholische Kirche

im englischen Gruße beten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns!" weil Maria keine Göttin, und nicht allmächtig ist, sondern nur durch ihre Fürbitte bei Gott uns helfen kann. Ebenso sagen wir in den Litaneien zu Gott dem Dreieinigen: „Erbarme Dich unser!" Zu Maria aber, und den übrigen Heiligen, z. B. zu dem heil. Petrus, Paulus, u. a. sagen wir: „Bitt für uns!" Kommen wir aber später auf die Geheimnisse, auf welche vertrauend wir um Hülfe flehen, z. B. durch Deine Menschwerdung — Geburt — sprechen wir: „Erlöse uns, o Herr!" Durch alle diese Anordnungen will uns die katholische Kirche andeuten, daß wir die Heiligen verehren, Gott aber die höchste Anbetung bezeigen sollen.

§. 30. Noch einige Beispiele von dem Schutze der Engel.

Wie die heiligen Engel uns in Gefahren des Leibes und der Seele beschirmen, zum Guten ermuntern, vom Bösen abhalten, und uns auf dem Sterbbette beistehen, haben wir schon früher (siehe im I. Bde., S. 225—237) gehört.

Da es aber nicht bloß Kindern, sondern auch Erwachsenen, die noch ein unverdorbenes Gemüth haben, zur Freude gereicht, noch mehr von dem Schutze der Engel zu vernehmen, so sei es mir erlaubt, noch einige weniger bekannte Beispiele davon zu erzählen.

a) Der heilige Neophit. Die Eltern dieses heiligen Knaben waren Theodor und Florentia, welche den Tod als heilige Martyrer gestorben waren. Neophit, der arme Waisenknabe, wurde nicht beachtet. Drei Nächte lag der Kleine über den vermodernden Leichen seiner Eltern draußen vor der Stadt, und weinte, und rief: „Lieber Vater! Liebe Mutter! Holt euren kleinen Neophit zu euch!" Da erschien ihm um Mitternacht ein holder Engel, der ihn in eine Höhle des Waldes führte, wo er als ein frommer Einsiedler lebte, bis der Herr auch ihn krönte mit der Palme des Sieges.

(Nach d. heil. Sage.)

b) Engel beschützen eine Kirche. Der heilige Bonifazius gründete zu Fritzlar, einem unbedeutenden Städtchen in Kurhessen ein Benediktinerkloster, und erbaute dort eine Kirche, die er dem heiligen Apostel Petrus widmete. So wie von allen andern Klöstern verbreitete sich auch von hier aus reichlicher Segen über das ganze Land. Die Jünger des heiligen Benedikt arbeiteten unverdrossen in ihrem heiligen Berufe, das Volk aus seiner Wildheit zu wecken, und die christliche Religion zu verbreiten. Je mehr aber ihr Werk gedieh, desto größer

wurde der Haß und die Wuth der Heiden. Im Jahre 773 wurde Fritzlar von den heidnischen Sachsen zerstört; nur die vom heiligen Bonifazius erbaute Kirche blieb vom Brand und Untergang verschont, und zwar auf wunderbare Weise. Denn plötzlich erschienen zwei Engel, von Gott gesendet, beschützten die Kirche, und erfüllten die Feinde mit einem solchen Schrecken, daß Alle in größter Eile die Flucht ergriffen. Derjenige Sachse aber, der Reisig herbeigetragen hatte, um die Kirche anzuzünden, wurde todt bei seinem Reisige aufgefunden.

(Bavaria sancta.)

c) Der heilige Gotthard auf dem Schulwege. Als der heilige Gotthard noch ein Kind war, besuchte er gerne die Schule. Einst geschah es, daß der Weg, den er bei dieser Gelegenheit überschreiten sollte, von langwierigem Regen ganz überschwemmt war. So weit man nur herumblicken konnte, schien die ganze Gegend ein mächtiger Strom zu sein. Der Kleine fürchtete sich, zu ertrinken. Er warf sich auf seine Knie, und flehte zu Gott um Rettung. Da kam ein Engel, wie die fromme Sage erzählt, und führte ihn trockenen Fußes über das rauschende Gewässer.

So scheue auch du nicht, liebes Kind! zur Winterszeit den weiten Weg zur Schule, den tiefen Schnee, die heftigen Stürme, und der Schutz des heiligen Engels wird, wenn du fromm und fleißig bist, jederzeit mit dir sein!

d) Die Errettung aus der Grube. Der heilige Philippus Neri war so wohlthätig, daß er selbst den Armen ringsumher Holz, Wein und Brod zutrug, sie durch himmlische Worte tröstete, und auf diese Weise den Samen des Guten zu verbreiten suchte. Oft kam er von solchen Besuchen der Armen erst um Mitternacht zurück.

Als er einst in dunkler Nacht durch einen Wald nach Hause ging, wurde er von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Er kam von dem rechten Wege ab, und gerieth immer tiefer in das Gehölze hinein. Geblendet von dem Blitze stürzte er in einen Abgrund hinab, der so tief war, als ein Ziehbrunnen. Er war vor Schrecken beinahe des Todes; indeß hatte er keinen Schaden genommen. Nattern und Kröten zischten und krochen um ihn her. Dieß vermehrte noch mehr seine Todesangst. Er rief öfter um Hülfe; allein seine Stimme verhallte zwischen den hohen Felsen. Sein größter Trost war der liebe Gott. Schon schien er zum Hungertode bestimmt zu sein. Doch sieh! da war es ihm auf einmal, als sähe er einen himmlischen Glanz. Ein Engel des Himmels schwebte herab, zog ihn aus der Grube, und geleitete ihn, bis er plötzlich aus seinen Augen verschwand.

e) Die Mutter des heiligen Ludger. Liefburga, die Mutter des heiligen Ludger, wurde in ihrer ersten Kindheit von dem heiligen Schutzengel beschützt. (Wahrscheinlich doch auch später noch.) Ihre Großmutter von väterlicher Seite, eine Heidin, war sehr erzürnt darüber, daß die Schwiegertochter schon drei Töchter, und noch keinen Knaben geboren habe. Sie entriß die Liefburga, sobald sie das Tageslicht erblickt hatte, der Mutter, und übergab sie einem Diener, mit dem Auftrage, sie zu tödten. Die heidnischen Deutschen hielten in ihrer Verblendung es nicht für unerlaubt, neugeborene Kinder zu tödten; nur durften sie noch keine Nahrung erhalten haben. Der Diener warf das zarte Kind in ein Geschirr, das voll Wasser war, mit unterwärts gekehrtem Haupte. Das kleine Geschöpf erhob sich auf die Oberfläche des Wassers, streckte seine Händchen aus, und hielt sich mit denselben fest an dem Rande des Geschirres. Gottes Engel schützte das Kind vor der drohenden Gefahr. Denn eine Nachbarin sah's, wurde vom Mitleid gerührt, nahm das Kind aus dem Wasser, eilte mit demselben in ihr Haus, gab ihm Honig in den Mund, und so wurde es beim Leben erhalten, weil es, nachdem es Speise genossen hatte, auch von den Heiden nicht mehr getödtet werden durfte.

(Mätzler.)

f) Aus der Kindheit des Papstes Pius IX. Eine gräfliche Familie war gewohnt, alle Jahre zur freundlichsten Jahreszeit sich auf ein Landgut, welches einige Stunden von der Stadt entfernt war, zu begeben. Hier brachten sie mehrere Wochen zu. Johannes, ihr lebhaftes, munteres Knäblein, war am liebsten im Freien. Eines Tages kam der Knabe in die Nähe eines ziemlich tiefen Grabens. Der Kleine blieb stehen, und sah eine Menge Fischlein, welche im Wasser spielten. Ihre verschiedenen Wendungen machten ihm viel Vergnügen. Er näherte sich, ohne an eine Gefahr zu denken, dem Wasser, glitschte plötzlich aus, fiel in den Graben, und fing schon an, unter zu gehen. Schon war er in größter Gefahr, zu ertrinken, als ein Jüngling in Bauernkleidern ins Wasser sprang, und den Kleinen rettete. Der edle Jüngling dachte wohl nicht daran, zu welcher hohen Würde der Knabe, den er gerettet hatte, bestimmt sei, denn der Knabe war — unser heiliger Vater Pius IX. (Sonntagsblatt der A. Postztg.)

g) Der Lämmergeier. Im Jahre 1813 geschah es, im Lauterbrunner-Thale in der Schweiz, daß ein Lämmergeier ein Kind, das auf der Wiese schlief, ergriff, gegen 1000 Fuß hoch emportrug, dann aber wieder fallen ließ; es wurde auf einer Leinwandbleiche aufgefangen, und war zum Glücke noch unbeschädigt.

So war auch erst vor wenigen Jahren im Bernischen Oberlande eine Bürgersfrau, Anna Zuburchen mit Namen, gestorben, welche deßhalb „Geier-Anni" genannt wurde, weil sie als ein dreijähriges Kind von einem Geier fortgetragen worden war. Ein Bauersmann fand das Kind auf einer Anhöhe, ganz am Rande eines Abgrundes, in welchem der Bach wild dahin brauste; nur eine kleine Bewegung, und das arme Kind hätte hinunterstürzen müssen. Das Kind hatte keine andere Verwundung, als an dem linken Arme und an der Hand, bei welchen es der Geier gepackt, und fortgetragen haben mußte. Der Bauer nahm das gerettete Kind freudig auf seine Arme, und eilte damit den ängstlich suchenden Eltern entgegen.

h) Der herabstürzende Knabe. Vor einigen Jahren stürzte in Paris ein dreijähriges Knäblein vom vierten Stocke des Hauses auf die Straße herab, fiel in eine Kutsche, welche in eben demselben Augenblicke vorüberfuhr, und blieb daher durch diese wunderbare Fügung Gottes, und den Schutz des heiligen Schutzengels unversehrt.

(Nach Keschnitz.)

i) Das scheugewordene Pferd. Am 29. Oktober d. J. 1824 fuhr ein Kutscher mit jungen und muthigen Pferden durch die Gassen der Handelsstadt Brody in Galizien dem Lesznover Stadtthore zu. In der Nähe desselben schreckte sich ein Pferd, als eine Magd einen Kübel Wasser schnell auf die Straße gegen die herantrabenden Pferde goß, wurde plötzlich scheu, rannte in wilder Wuth fort, warf Alles vor sich nieder und riß Zaum und Zügel und Gebiß entzwei. Das Pferd konnte von dem kräftigen Kutscher nicht mehr zurückgehalten werden, machte sich mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Gespanne los, und gallopirte durch die Straßen der Stadt. Es entstand ein großer Lärm; die Furchtsamen retteten sich in die Häuser, und schlugen die Thüren hinter sich zu; die Muthigen stellten sich dem Pferde entgegen, um es aufzuhalten und zu fangen. Von diesen zurückgeschreckt rannte das scheue Pferd durch die offenstehende Thüre in eine Stube im Erdgeschoße, und ein unbesonnener Mensch schlug die Thüre zu, um das Pferd in die Stube einzuschließen. In der Stube befand sich aber ein Kind in einer Wiege, welches die Eltern, durch den Lärm auf die Gasse gelockt, allein gelassen hatten. Als sich das Pferd hier eingeschlossen sah, sprang es unbändig herum, und zertrümmerte Tische, Stühle, Schränke, Uhren, und Alles, was es erreichen konnte. Die Eltern jammerten um ihr Kind, welches in der größten Gefahr sich befand; sie getrauten sich aber nicht, in die Stube hinein zu dringen, um dasselbe zu retten. Auch sonst wagte es Niemand, dieses zu thun.

Schon machte man Anstalt, das unbändige Pferd durch einen gut gerichteten Flintenschuß zu tödten, um dadurch das Wiegenkind der augenscheinlichen Todesgefahr zu entreißen. Allein Gottes Engel hatte über das unschuldige Kind gewacht und es wunderbar beschützt. Denn als das Pferd in der Stube zu toben angefangen, hatte es mit den Hinterhufen ein Brett von dem Schranke herabgeschlagen, welches der Länge und Breite nach auf die Wiege, die in einem Winkel der Stube stand, fiel, und sie ganz überdeckte. Alle Trümmer und Scherben, welche durch das wüthende Toben des Pferdes in der Stube umher geworfen wurden, fielen auf das Brett, und wurden dadurch unschädlich, indem das Brett, wie eine schützende Decke, das Kind vor jedem Schaden verwahrte. Auch hatte das tobende Pferd die Wiege mit den Hufen gar nicht berührt, und sie auch nicht beschädigen können.

Das Pferd aber stieß sich den spitzigen Knopf eines metallenen Leuchters, der in der Mitte der Stube hing, so sehr in den Schädel, daß es endlich betäubt zu Boden fiel, und sich verblutete.

(Nach Chimani.)

k) Der hängende Fels. Ein Fischer saß unter den schattigen Bäumen am Ufer eines Sees, und besserte die zerrissenen Netze aus. Sein Weib brachte die Zeit mit häuslichen Geschäften zu. Maria, ihr holdes Töchterlein, spielte zu den Füßen der Eltern. Da sah es am Ufer allerlei schöne Blumen. Um sie der Mutter zu pflücken, sprang das muntere Kind von einem Blümlein zum andern, und entfernte sich nach und nach so weit, daß es das väterliche Haus nicht mehr sehen konnte. Während aber die Kleine Blumen pflückte, kam ein furchtbares Gewitter. Der Regen rauschte schauerlich zischend hernieder; ein heftiger Sturm durchwühlte den noch vor Kurzem so friedlichen See bis zum Grund, so daß der Schaum der vom Sturm gepeitschten Wogen zum Himmel spritzte. Zuckende Blitze durchschnitten das finstere Gewölk, und laut rufend, mit wildem Grollen brüllte der Donner nach. Von den Bergen stürzten brausend die Gießbäche, und rissen ungestüm Alles fort, was ihnen hindernd im Wege lag. Die Fischerleute waren sehr bekümmert, wo ihre kleine Marie sein möge. Die Mutter suchte vergebens überall das theuere Kind; doch nirgends konnte sie eine Spur von ihm entdecken. Wo mag es wohl sein, das arme Kind? Unterhalb eines Felsens stand es, und horchte aufmerksam auf die verworrenen Stimmen der Natur. Da rüttelte ein gewaltiger Donner die Grundfeste der Erde — ein Fels rollte von der Höhe des Berges. Die Mutter erblickt ihn, und erblickt zugleich ihr Kind. Es ist unrettbar verloren! Der Fels stürzt in gerader Richtung auf das

Kind zu; dieses rührt sich nicht von der Stelle; jetzt ist er über seinem theuern Haupte, ein Ruck noch — die Mutter fällt in Ohnmacht — aber **Gottes Engel halten den furchtbaren Stein über dem Kinde.** Angestemmt an einem andern Felsen hängt er unbewegbar, und das Kind schaut verwundert zu dem so schnell und so wunderbar gebildeten Dache empor, das es vor dem noch immer fallenden Regen schützt. Und noch hängt der Fels, der das Kind verschonte, zum Zeichen, daß, wenn der Engel das Kind beschützt, diesem Letztern sogar die schwersten Steine nicht schaden können. (G. Weber.)

l) **Rettung aus Flammen.** Bei dem Brandunglücke zu Zams in Tyrol, i. J. 1856, ereignete sich folgender rührende Auftritt: In einem Dachkämmerlein eines der nun abgebrannten Häuser schliefen zwei Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren. Schon hatte das Feuer den hölzernen Oberboden des kleinen Schlafgemaches an einzelnen Stellen durchgebrannt, und noch schliefen Beide fest und ruhig, bis endlich ein Theil des Oberbodens krachend herabfiel, und sie weckte. Eilends sprangen Beide auf, und der Thüre zu, um sich zu retten. Doch welcher Schrecken! Als sie die Thüre öffneten, drang eine solche Masse Feuerflammen ihnen entgegen, daß sie nur mit der größten Mühe im Stande waren, sie wieder zu schließen. Wer beschreibt nun das Elend der zwei armen Kinder! Sie weinten, rangen die Hände, und jammerten: „O jetzt müssen wir verbrennen! O das wird wehe thun!" Doch bald stieg in der ältern der Gedanke auf, aus dem Fenster zu springen, und so vielleicht, aber mit zerbrochenen Gliedern, das Leben zu retten. Sie sprach ihrem Schwesterchen mit den besten Wörtchen Muth ein, aus dem Fenster zu springen. „Ich will vorausspringen," sagte sie, „und wenn es mir nichts thut, dann springst du nach, nicht wahr, aber gewiß, Hand darauf!" Sie versprach es zitternd. Da sprang die Aeltere mit dem Rufe: „Heiliger Schutzengel, hilf mir!" vom dritten Stocke auf den harten, in der Tiefe noch gefrornen Weg hinab. Kaum auf dem Boden angekommen, und noch liegend rief sie nun: „Hupf, Hannele, es hat mir nichts gethan; getrau dich nur; es hat mir nichts gethan!" Und sieh, da flog das kleine Hannele schon im Hemde herab, und — es hat auch ihr nichts gethan! Beide blieben gänzlich unbeschädigt. (Salzb. Kirchenbltt.)

m) **Der umstürzende Baum.** In der ersten Hälfte des Monats Oktober, d. J. 1852, gingen Taglöhner von Michaelbeurn, mit den beiden Kindern des Bäckers Andreas Stockhammer, hinaus, um einen Eichbaum, den dieser Letztere gekauft hatte, zu fällen. Der Knabe, Joseph mit Namen, war acht, das Mädchen, Marie, neun

Jahre alt. Es war ein schöner, freundlicher Herbsttag, und die Sonne brannte, wie mitten im Sommer, so heiß, daß sich die Kinder unter den Schatten des Baumes flüchteten. Vergebens bemühten sich die fleißigen Arbeiter, den Baum umzuhauen; der dicke Stamm schien aller ihrer Anstrengung spotten zu wollen. Endlich fiel die Eiche, und schon wollte der Tagwerker, Georg Thalmair, den Kindern, welche im Schatten des Baumes Eicheln sammelten, zurufen: „Geht hinweg, sonst trifft euch der Baum!“ als derselbe in dem nämlichen Augenblicke mit großem Gekrache gerade in der Nähe der Kinder niederstürzte. Ein spitziger Ast fuhr eine Hand breit vor dem Knaben herab, und blieb in der Erde stecken. Doch Gottes Engel beschützte die guten Kinder. Beide blieben unverletzt. Das erste Geschäft der frommen Mutter aber war, dem Herrn zu danken, der Seinen Engel noch zu rechter Zeit geschickt hatte, um ihre Kinder zu schützen.

(Aus dem Leben.)

So wie der heilige Schutzengel uns vor vielen Uebeln des Leibes beschützt, so rettet er uns auch von unzähligen Gefahren der Seele. Wie oft hört man z. B. von einem guten Gedanken, dessen Befolgung uns in größter Noth Hülfe brachte, sagen: „Sieh, diesen Gedanken hat mir noch zu rechter Zeit der heilige Schutzengel eingegeben!“ Wie Petrus von einem Engel aus dem Gefängnisse erlöst wurde, so rettet uns auch der heilige Schutzengel, wenn wir seiner Stimme folgen, von den schweren Ketten der Sünde. Wer sollte daher nicht einen so treuen Schützer ehren, und ihm folgen?

Heil'ger Schutzgeist, Gottes Engel!
Weiche, weiche nicht von mir!
Leite mich durch's Thal der Mängel,
Bis hinauf — hinauf zu dir!
Laß' mich stets auf dieser Erde
Deiner Leitung würdig sein,
Daß ich immer besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereu'n!

§. 31. Verehrung der Heiligen.

Wir haben schon früher gehört, daß die Verehrung und Anrufung der Heiligen der Herrlichkeit Gottes keinen Eintrag thue, und daher auch nicht sündhaft sei. Sie ist aber sogar Gott wohlgefällig, und uns heilsam. Dieses erhellt aus folgenden Gründen:

a) **Die Heiligen sind Freunde Gottes.** Die Vernunft

gebietet, daß wir der Tugend überall, wo wir sie finden, Achtung beweisen. Mit Freude denken wir uns die Heiligen, diese vorausgegangenen Brüder, als Menschen, welche in der Tugend allein ihre Seligkeit gefunden haben. Um wie viel mehr wird Gott die Heiligen ehren und lieben, da Er noch weit mehr, als wir Menschen, das Gute liebt, und Sein göttlicher Sohn uns versichert: „Wenn Mir Jemand dienen wird, den wird Mein Vater ehren.“ (Joh. 12, 26.) Ebenso hat Jesus Seinen treuen Dienern auch durch den Mund Seines Lieblings, des heiligen Johannes verheißen, daß sie regieren werden in alle Ewigkeit. (Off. 22, 5.) Wenn nun Gott selbst sie ehret, warum sollte es nicht auch uns erlaubt sein, sie zu ehren?

b) Die Verehrung, die wir den Heiligen erweisen, geht unmittelbar aus der Achtung gegen Gott und Sein heiliges Gesetz hervor, und dient auch zur Verherrlichung Gottes. Denn gleichwie ein Vater oder Erzieher es gerne sieht, wenn seine Söhne oder Zöglinge von Jedermann geehrt und geliebt werden, so macht es auch Gott eine große Freude, wenn man Seinen Lieblingen Ehre erweiset. Die Ehre, die ihren Söhnen und Zöglingen erwiesen wird, geht auch auf sie über, und ebenso bezieht sich auch die den Heiligen erwiesene Ehre überhaupt auf Gott. So sagte auch Jesus zu Seinen Aposteln: „Wer euch hört, der hört Mich; wer euch verachtet, der verachtet Mich; wer aber Mich verachtet, verachtet Den, der Mich gesandt hat.“ (Luc. 10, 16.) Ebenso zeigt derjenige, welcher die Heiligen Gottes verehrt, daß er auch Gott selbst verehre; wer aber die Heiligen nicht ehrt, hat auch gegen Gott keine Liebe und Verehrung. Deßhalb sagt schon Origines, ein alter Kirchenschriftsteller: „Es war gut, und dem Willen Gottes gemäß, daß unsere Väter ein immerwährendes Andenken an diejenigen, die für den Herrn starben, in den Kirchen zu feiern befohlen haben.“ (Orig. hom. 3. in Matth.)

c) Die Heiligen können uns auch durch ihre Fürbitte bei Gott viel nützen. Auch dieses lehrt uns die eigene Vernunft. So wie hier auf Erden ein gutes Kind die Eltern bittet, sie möchten seinem Bruder verzeihen, und ihm die verdiente Strafe nachlassen, werden auch die hingeschiedenen Frommen in jener bessern Welt nicht aufhören, ihre zurückgelassenen Brüder zu lieben, und für sie, wie sie es auf Erden schon gethan haben, bei Gott zu bitten. Die

Liebe hört auch nach unserm Tode nicht auf. Unsere vorausgegangenen Brüder lieben uns noch immer, und wünschen herzlich, daß wir durch Tugend und Heiligkeit ihnen nachfolgen, und des seligen Umganges bei Gott, wie sie, genießen mögen. Der göttliche Heiland selbst befestigte diesen Glauben, indem Er Seinen Aposteln die oft wiederholte Versicherung gab, daß Er auch nach Seinem Hingange zum Vater für sie sorgen, und ihr Fürsprecher, ihr Mittler bei dem Vater sein werde. Daß die Heiligen im Stande seien, uns zu helfen, lehrt der heilige Hieronymus mit den Worten: „Wenn die Apostel und Märtyrer noch im irdischen Leibe mit solchem Erfolge für die Uebrigen beten konnten, also zu einer Zeit, wo sie noch auf ihr eigenes Heil bedacht sein mußten, wie viel mehr erst jetzt, nachdem sie den Sieg errungen haben, und den Triumph feiern." Und daß sie auch nach dem Tode wissen, was uns fehlt, erhellt aus den Worten des heiligen Gregor des Großen, welcher spricht: „Was sollen sie (die Heiligen) dort nicht wissen, wo ihr Wissen von Dem gesättigt wird, der Alles weiß." (St. Greg. lib. 4. de diat. c. 33.) Und der heilige Petrus Damianus sagt auch: „Es fehlt ihnen weder an Wissen, noch an Kraft, wenn wir sie anrufen; darum wenden wir unsere hoffnungsvollen Blicke zu ihnen, zu ihrer himmlischen Liebe." Der liebe Gott hat tausendfältige Mittel, es ihnen erkennen zu geben. Wie hätte sonst der Erzengel Raphael zu Tobias sagen können, daß er das Gebet desselben zu Gott gebracht habe, wenn ihm nichts davon bekannt gewesen wäre? Und wie könnte, nach dem Ausspruche Jesu, bei den Engeln Gottes eine so große Freude über einen bußfertigen Sünder sein, wenn sie davon nichts wüßten? Wir rufen auch die Heiligen nicht an, als wenn wir auf Gottes Hülfe ein Mißtrauen setzen würden, sondern aus dem demüthigenden Gefühle unserer Sündhaftigkeit — „damit wir," wie es in einem Kirchengebete heißt, „durch ihre Fürbitte erlangen, was unser Unvermögen nicht erhalten kann."

Beispiele. aa) Biblische Beispiele. Wie fromme und heilige Menschen der Vorzeit schon auf Erden für ihre unglücklichen Brüder bei Gott gebeten haben, lehrt die heilige Geschichte in unzähligen Beispielen. So bat Abraham den lieben Gott um Schonung der sündigen Stadt Sodoma; Eliezer der treue Knecht des Abraham, um eine brave Frau für Isaak, den Sohn seines Herrn; Moses für

seine Schwester Maria, die zur Strafe ihres böswilligen Murrens von dem Aussatze befallen wurde; David bat für seinen Sohn Salomon um ein frommes Herz; Salomon betete bei der Feier der Tempelweihe für sein Volk, und Nehemias erflehte die Wiederaufbauung der Stadt Jerusalem. Judith, die heldenmüthige Retterin ihrer Vaterstadt Bethulia, rief vertrauensvoll zu Gott: „Herr, Du Gott meines Vaters, hebe Deinen Arm auf, wie vor Zeiten, und vernichte unsere Feinde mit Deiner Kraft.“ Den Freunden Jobs hatte Gott ausdrücklich befohlen: „Gehet hin zu Meinem Diener Job . . . Job aber, Mein Diener, soll für euch bitten,“ und Job, der fromme Mann, zögerte gewiß nicht, dieses zu thun. Ebenso erscheint Maria, die allerseligste Jungfrau, und Mutter Jesu, schon bei der Hochzeit zu Cana als eine liebevolle Fürbitterin; der Hauptmann von Kapharnaum bat für seinen kranken Knecht, damit ihn Jesus gesund machen möge; Maria und Martha für ihren Bruder Lazarus, damit er zum Leben wieder erweckt würde; Petrus betete für Tabitha, die entschlafene Mutter der Wittwen und Waisen, und für ihn betete die ganze christliche Gemeinde ohne Aufhören; Ananias betete für den bekehrten Saulus, und dieser betete später für Alle, die auf dem Schiffe waren.

Wenn nun alle diese Heiligen schon in ihrem irdischen Leben für ihre unglücklichen Brüder beteten, um wie viel mehr werden sie jetzt für uns beten, da ihre Nächstenliebe nun noch viel reiner und vollkommener ist!

Wenn ein Mensch hier auf Erden zu hoher Ehre und zu großem Ansehen gelangt, so geschieht es nicht selten, daß er, gleich einem Giftschwamme, der von den freundlichen Strahlen der Sonne beschienen wird, sich mächtig aufbläst, sich seiner vorigen Freunde schämt, und dieselben nicht einmal mehr kennen will. Solche Menschen gleichen jenem leichtsinnigen Mundschenken in Aegypten, der auch des guten Joseph vergaß, und ihn im Gefängnisse schmachten ließ.

Bei den Heiligen des Himmels geht es aber nicht so. Sie vergessen bei aller ihrer Glückseligkeit im Himmel ihrer Brüder auf Erden nicht, sondern suchen uns durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott Hülfe zu bringen. Viele Reiche und Angesehene dieser Welt, die ihr ganzes Leben hindurch nichts als Glück und Wohlleben sehen, haben gar keinen Begriff davon, wie es einem Nothleidenden um das Herz sein müsse. Auch dieses ist bei den Heiligen nicht der Fall. Da jene frommen und heiligen Seelen mit eben denselben Versuchungen und Leiden, wie wir, einst zu kämpfen hatten, so sind sie gewiß nicht

gleichgültig bei unsern traurigen Umständen, und bitten für uns. Wer sollte daher nicht dieselben um ihre Fürsprache bei Gott vertrauensvoll anrufen!

Daß die Heiligen gewiß für uns bei Gott bitten, lehrt uns auch die Geschichte von Judas, dem Makkabäer. Als dieser edle Held bald von den Feinden überwunden worden wäre, und diese schon drohten, sie wollten entweder ihn um das Leben bringen, oder den Tempel zu Jerusalem zerstören, suchte er seinen Trost im Gebete. Und so wie Gott den bekümmerten Jakob im Traume tröstete, schickte Er auch dem hartbedrängten Judas einen freundlichen Traum. Judas erzählte ihn sogleich seinen Stammgenossen. Er sah, wie Onias, der ehemalige Hohepriester, mit ausgebreiteten Händen für das ganze Volk der Israeliten betete. Hierauf erschien ein anderer Mann, von großer Herrlichkeit umstrahlt. Da sprach Onias: „Das ist der Freund des Volkes Israel, der ist's, welcher so viel für das Volk, und die ganze heilige Stadt betet, Jeremias, der Prophet Gottes." Dann streckte Jeremias die Hand aus, und gab ihm ein goldenes Schwert mit den Worten: „Nimm das heilige Schwert als Geschenk von Gott; damit wirst du die Feinde Israels überwinden." Als die Kampfgefährten dieß vernahmen, waren sie Alle, wie neubelebt. Sie waren überzeugt, daß die Heiligen ihnen in ihrer großen Gefahr Hülfe erflehen würden. Gestärkt griffen sie an, und erfochten einen glänzenden Sieg.

bb) Noch andere Beispiele. α) Der heilige Sebastian, als Schutzpatron gegen ansteckende Krankheiten. Als der heilige Agatho die katholische Kirche leitete, brach in der Stadt Rom die Pest aus, und es starben so viele Menschen, daß man beinahe keinen Platz mehr fand, um ihre Leichen begraben zu können. Ueberdieß verbreiteten zur Nachtszeit gespensterartige Erscheinungen großen Schrecken. Viele behaupteten, sie hätten bemerkt, wie der böse Feind in der Gestalt eines Jägers auf der Gasse herumschleiche, und mit seinem langen Spieße an die Thüren der Häuser poche, und wie jederzeit in einem Hause so viele Menschen sterben würden, als man in der vorigen Nacht Schläge an die Hausthüre gehört hätte. Diesen Unglücksfällen machte endlich die Anrufung der göttlichen Hülfe ein Ende; denn man hörte eine himmlische Stimme, welche sagte, daß die Pest nicht früher aufhören werde, bis nicht in der Kirche, welche dem heiligen Apostel Petrus im Gefängnisse geweiht ist, dem heiligen Sebastian, dem glorreichen Blutzeugen Christi und Schützer der Kirche zu Ehren, ein Altar errichtet würde. Der heilige Agatho folgte

diesem göttlichen Befehle, und sogleich hörte die Pest zu wüthen auf. So geschah es, daß Alle, welche in eine gefährliche, ansteckende Krankheit fielen, den heiligen Sebastian anriefen, und fast jederzeit sichere Hülfe von ihm erlangten. Man trifft sehr viele Kirchen an, welche auf den Namen des heiligen Sebastian eingeweiht sind, und an mehrern Orten werden Reliquien von seinem Leibe gezeigt. Ferdinand I., Herzog von Bayern, bezeigte große Verehrung gegen diesen heiligen Martyrer, an dessen Gedächtnißtage er im Jahre 1550 geboren wurde. Er ließ im Jahre 1588 zu Ehren desselben, unweit seines Pallastes in München eine schöne Kirche bauen. Sein Bruder Guilielmus beschenkte sie mit der untern Kinnlade des heiligen Martyrers, in welcher noch neun Zähne waren, und die er in Rom erhalten hatte.

β) Die heilige Agnes. Als Constantia, die Tochter des Kaisers Constantin des Großen, sich noch nicht zum christlichen Glauben bekehrt hatte, bekam sie einmal ein bösartiges Geschwüre am Halse, das ihr große Schmerzen verursachte. Alle Hülfe der Aerzte war vergebens. Sie setzte ein festes Vertrauen auf die heilige Agnes, von deren Tugenden und Wundern man ihr Vieles erzählt hatte. Da sie nun einmal zu dem Grabe der heiligen Jungfrau hinaus gegangen war, wurde sie von einer so großen Ermüdung und Schwäche ergriffen, daß sie in einen tiefen Schlaf verfiel. Und sieh! da erschien ihr im Traume die heilige Agnes; freundlich blickte die Heilige sie an, und sprach zu ihr mit lieblicher Stimme: „Sei getrost, Constantia! Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, welcher dich gesund machen wird.“ Constantia versprach es, ließ sich, sobald sie gesund wurde, mit einem großen Theile der kaiserlichen Familie, taufen, und erbaute dort zu Ehren der heiligen Agnes eine Kirche, welche der Papst Honorius I. verschönern ließ. Noch heut zu Tage weiht in dieser Kirche an dem Festtage der heiligen Agnes (21. Januar) der Abt von St. Peter zu den Banden, während des Hochamtes eine gewisse Anzahl schneeweißer Lämmer; diese werden dann den Klosterfrauen des heiligen Laurentius von Panisparn übergeben und dort noch einige Zeit ernährt; aus der Wolle desselben webt man die Pallien, jene Kleider, welche die Erzbischöfe, zum Zeichen ihrer hohen Würde, aus der Hand des heiligen Vaters empfangen. In England waren die Frauen einst zur Feier des Agnesfestes verpflichtet, wie aus den Beschlüssen einer Kirchen-Versammlung erhellt, welche i. J. 1240 zu Worcester gehalten wurde. Auch alle andern Völker haben vorzüglich diese Heilige gefeiert. Eine ganz besondere Verehrung für sie hatten der heilige Martin, Bischof von Tours, und der ehrwürdige Verfasser des Büchleins von der

Nachfolge Christi, Thomas von Kempis, der sie als seine Hauspatronin hoch in Ehren hielt.

γ) Der heilige Florian als Schutzpatron wider Feuersgefahr. Ein Kohlerbrenner fiel in einen Kohlenhaufen, der durch den Zutritt der äußern Luft eben in helle Flammen aufloderte; er rief den heiligen Florian an, und wurde wirklich aus der dampfenden Tiefe gerettet.

Auf eine ähnliche Weise sah man oft, wie die Sage erzählt, bei Feuersbrünsten, die schon ringsumher sich verbreiteten, den heiligen Florian in den Lüften, wie er von Haus zu Haus schwebte, aus einem Gefäße Wasser in die Flammen goß, und so den um Hülfe flehenden Menschen Rettung brachte.

Deßwegen wird der heilige Florian auch in unserer Zeit als Patron gegen Feuersgefahr verehrt, und schon Viele haben in solcher Noth die Kraft seiner Fürbitte erfahren.

δ) Die Heilung des heiligen Kaisers Heinrich. Dieser fromme Fürst hatte viel an Seitenstechen und heftigen Steinschmerzen zu leiden. Dieses Leiden verschlimmerte sich noch mehr, als er nach Italien reiste, um jenen Theil desselben, der ihm auf eine ungerechte Weise entrissen worden war, wieder zu gewinnen. Alle ärztliche Hülfe war vergebens. Da begab er sich, voll des Vertrauens auf den Berg Cassino, ging in die Kirche, wo ein Theil von den Gebeinen des heiligen Ordensstifters Benedikt begraben liegt, und rief dort diesen Heiligen, und seine Schwester, die heilige Scholastika, um ihre Fürbitte an. Während er aber vor dem Altare dieser Heiligen auf den Knien lag, stieg in seiner Seele der Zweifel auf, ob dieß wohl auch die wirklichen Gebeine des heiligen Benedikt wären, oder ob sie, wie es oft geschieht, anders wohin wären versetzt worden. Allein er ließ sich dadurch in seiner Andacht nicht stören, sondern betete, so inbrünstig, wie vorher. Und sieh! in der folgenden Nacht erschien ihm der heilige Benedikt im Traume, nahm ihm den Stein, der ihm so große Schmerzen verursacht hatte, heraus, und sprach: „Weil du auf Gott und die Fürbitte der Heiligen so sehr vertrautest, so wurde ich von Gott gesandt, um dich von deinem Uebel zu heilen. Ich bin derjenige, dessen Reliquien du für unecht hieltest. Und sieh! zum Beweis, daß dieß wirklich meine Gebeine seien, habe ich dich von deinem Leiden geheilt." Heinrich erwachte, und fühlte nicht bloß keinen Schmerz mehr, sondern sah in seiner Hand auch den Stein, der ihm so große Schmerzen verursacht hatte. Er rief alle seine Freunde zusammen, zeigte ihnen den Stein, und erzählte ihnen, wie ihn der Heilige geheilt hatte, indem

er die Worte beifügte: „Sehet, ich, der ich früher in großer Gefahr des Todes war, und so große Schmerzen litt, erscheine nun durch Gottes Barmherzigkeit gesund vor euch, und zeige euch hier sichtbar den Stachel des Todes, den ich gestern noch in meinem Leibe verschlossen trug!" Alle waren höchst erstaunt, und lobten Gott, der durch seinen auserwählten Diener ihrem geliebten Kaiser die Gesundheit wieder hergestellt hatte. Der Kaiser schenkte dem Kloster reiche Besitzungen, goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Gefäße zum heiligen Dienste, löste einen prächtigen Altar aus, den das Kloster um 500 Goldgulden verpfänden mußte, sandte ihnen die prächtigsten, kirchlichen Kleider, und erwies ihnen auch sonst noch viele andere Wohlthaten.

(Forschungen u. Denkw.)

ε) Die Anrufung der seligen Martyrer Andreas Bobola und Johannes de Britto. Am 4. Mai d. J. 1854 begann Nachmittags in der ebenso majestätischen, als lieblichen Marienkirche zu Mariaschein bei Teplitz, die von den Vätern der Gesellschaft Jesu seit einigen Jahren versehen wird, die Feier der Seligsprechung der beiden Martyrer Andreas Bobola und Johannes de Britto aus dem Orden der Gesellschaft Jesu. Ihre Bilder prangten neben dem Gnadenbilde der Gottesmutter am Hochaltar. Der Eindruck des schönen, seltenen Festes senkte sich gewiß tief in die Herzen der Gegenwärtigen, um so mehr, da Gottes Gnade und Barmherzigkeit sich würdigte, durch die Fürbitte Seiner verherrlichten Diener eine wunderbare Gebetserhörung geschehen zu lassen, die neben andern besonders öffentlich bekannt wurde. Der katholische Schullehrer von Ebersdorf, einer Ortschaft, die nicht weit von Mariaschein entfernt ist, hatte ein kleines Töchterchen, welches Jahre lang von einer schrecklichen Krankheit geplagt war. Der betrübte Vater wußte aus Erfahrung, daß jeder Anfall des Uebels dem Kinde eine schreckliche Nacht bereite. Gerade während der kirchlichen Feier in Mariaschein wurde das arme Mädchen wieder von der Krankheit befallen. Der Vater nahm seine Zuflucht zu den beiden seligen Martyrern, deren Feier eben in seiner Nähe begangen wurde. Kaum hatte er ein Vaterunser gebetet, so wurde das Kind ganz ruhig, und schlief die ganze Nacht ohne die mindeste Störung, was bisher noch nie der Fall gewesen war, sobald sich die Krankheit eingestellt hatte, die bisher immer dem kranken Kinde, wie der ganzen Familie gleich furchtbar war. Die Erhörung seines Gebetes bewog den Vater, sogleich am folgenden Tage nach Mariaschein zu kommen, und den beiden Seligen vor ihren Bildnissen ihren Dank abzustatten. (Schl. Kbl.)

nannte sich die Brüderschaft von den vierzehn heiligen Nothhelfern; ein Graf von Henneberg gründete ihnen einen Ritterorden, und selbst der Kaiser Friedrich III. wallfahrtete dorthin, um ein Gelübde zu erfüllen. Die Namen der 14 Nothhelfer sind: Georgius, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christoph, Dionysius, Cyriakus, Achatius, Eustachius, Aegidius, Margaretha, Barbara und Catharina.

i) Sonne und Mond. Bernard, ein gelehrter Mann, pflegte zu sagen: „Wozu brauchen wir die Fürbitte der Heiligen, da wir doch Gott selbst um Alles, was wir bedürfen, bitten dürfen? Wozu sind uns die Wandelsterne nothwendig, da wir uns der Sonne selbst erfreuen dürfen? Die Heiligen haben ja all ihr Licht nur von Gott; für sich selbst sind sie ja auch nur beschränkte Wesen, wie wir Menschen. Sie sind nur Wandelsterne."

Einst hatte Bernard mit seinem Freunde Leo eine weite Reise unternommen. Schon war es Nacht, als sie sich auf dem Wege nach der Heimath befanden. Der Weg führte sie durch einen langen, düstern Wald, den aber der Mond so beleuchtete, daß sie herum wandeln konnten. Bernard pries den Mond, der ringsumher sein freundliches Licht ausgoß. Da sagte sein Freund: „Sieh, lieber Bernard! Du hast eben den freundlichen Glanz des Mondes gelobt, und doch ist es eigentlich nur die Sonne, welcher derselbe sein Licht verdankt. Wie erfreulich ist aber sein Licht auf unserm dunkeln Wege! Sollen uns nicht auch ebenso die Heiligen auf dem dunkeln Pfade in unsere Heimath überaus theuer und ehrwürdig sein? Sollen wir das Licht der Gnade, welche ihnen von Gott in so reichlichem Maße verliehen wurde, nicht preisen, und uns desselben nicht hoch erfreuen? Am Monde ergötzt uns eigentlich das Licht der Sonne; soll uns in den Heiligen nicht das Licht der ewigen Geistersonne entzücken?

Genießet in Frieden
Nach Trübsal und Leiden,
Ihr Heiligen Gottes!
Die süßesten Freuden!
Doch denket, bei eurem so herrlichen Glück,
An eure noch streitenden Brüder zurück! —

Was würde es aber nützen, wenn wir bloß uns begnügen würden, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen, dabei aber in Sünden und Lastern fortleben wollten? Könnte dann nicht auch Gott von uns dasselbe sagen, was Er von dem lasterhaften Lebenswandel des jüdischen Volkes sprach: „Ständen gleich Moses und

Samuel vor Mir da, so würde Ich doch keine Lust mehr an diesem Volke haben. Hinweg von Meinem Angesichte, zu Hunger und Gefängniß, zu Schwert und Tod." „Denn," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „wenn wir selbst sorglos sind, und die Hoffnung unseres Heiles auf sie allein setzen, so nützt es uns nichts, — nicht, als wenn die Heiligen unvermögend wären, sondern weil wir durch unsere Sorglosigkeit uns selbst ins Verderben stürzen." Wir sollen daher uns besonders Mühe geben,

d) dem Beispiele der Heiligen nachzufolgen. Durch die Erinnerung an die Tugenden, welche die Heiligen in ihrem Leben sich eigen gemacht haben, werden unsere edelsten Gefühle angeregt; erweckt wird der Trieb der Nachahmung; gestärkt das Vertrauen, daß wir, weil wir dieselben Gnadenmittel genießen, auch dieselbe sittliche Vervollkommnung erkämpfen können. Es liegt überdieß noch ein eigener Sporn in der wahren Vorstellung, daß wir uns der Fürbitte der Heiligen nur durch ihre Nachahmung würdig machen, so wie der gläubige Hinblick auf die Seligkeit der Heiligen unsern Muth im Kampfe durch die Hoffnung einer gleichen Belohnung erhöht. Auch von der Nachfolge der Heiligen gibt das Wort des göttlichen Heilandes, welches Er, nachdem Er die Parabel von dem barmherzigen Samaritan erzählt hatte, zu jenem Gesetzverständigen sprach: „Gehe hin, und thue deßgleichen." Deßhalb sprach auch der heilige Basilius: „Die uns schriftlich hinterlassenen Lebensgeschichten der Heiligen sind uns als lebhafte Bildnisse zur Nachfolge guter Werke vorgestellt. Gleichwie nun ein Maler, welcher ein Bildniß von dem andern abmalen will, seine Augen sehr oft auf das Vorbild wendet, damit er alle Züge wohl ausdrücke, so soll derjenige, welcher tugendhaft leben will, seine Augen auf die Lebensgeschichten der Heiligen wenden, und ihnen in ihren Tugenden nachfolgen." Ebenso spricht der heilige Franz von Sales: „Das Leben und die Beispiele der Heiligen sind das praktische Evangelium, worin man Unterricht und Aufmunterung zur Uebung aller Tugenden findet. Daher soll jeder vorzüglich das Leben und die Beispiele der Heiligen seines Standes wohl erforschen, weil sie die geeignetsten sind, jeden zu unterweisen, in seinen Berufspflichten zu leiten, und ihn zur Nachahmung zu ermuntern."

Beispiele. aa) Aus der biblischen Geschichte. **Die schönen, erhabenen Beispiele der Tugend, welche wir in den heiligen**

nannte sich die Brüderschaft von den vierzehn heiligen Nothhelfern; ein Graf von Henneberg gründete ihnen einen Ritterorden, und selbst der Kaiser Friedrich III. wallfahrtete dorthin, um ein Gelübde zu erfüllen. Die Namen der 14 Nothhelfer sind: Georgius, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christoph, Dionysius, Cyriakus, Achatius, Eustachius, Aegidius, Margaretha, Barbara und Catharina.

i) Sonne und Mond. Bernard, ein gelehrter Mann, pflegte zu sagen: „Wozu brauchen wir die Fürbitte der Heiligen, da wir doch Gott selbst um Alles, was wir bedürfen, bitten dürfen? Wozu sind uns die Wandelsterne nothwendig, da wir uns der Sonne selbst erfreuen dürfen? Die Heiligen haben ja all ihr Licht nur von Gott; für sich selbst sind sie ja auch nur beschränkte Wesen, wie wir Menschen. Sie sind nur Wandelsterne."

Einst hatte Bernard mit seinem Freunde Leo eine weite Reise unternommen. Schon war es Nacht, als sie sich auf dem Wege nach der Heimath befanden. Der Weg führte sie durch einen langen, düstern Wald, den aber der Mond so beleuchtete, daß sie herum wandeln konnten. Bernard pries den Mond, der ringsumher sein freundliches Licht ausgoß. Da sagte sein Freund: „Sieh, lieber Bernard! Du hast eben den freundlichen Glanz des Mondes gelobt, und doch ist es eigentlich nur die Sonne, welcher derselbe sein Licht verdankt. Wie erfreulich ist aber sein Licht auf unserm dunkeln Wege! Sollen uns nicht auch ebenso die Heiligen auf dem dunkeln Pfade in unsere Heimath überaus theuer und ehrwürdig sein? Sollen wir das Licht der Gnade, welche ihnen von Gott in so reichlichem Maße verliehen wurde, nicht preisen, und uns desselben nicht hoch erfreuen? Am Monde ergötzt uns eigentlich das Licht der Sonne; soll uns in den Heiligen nicht das Licht der ewigen Geistersonne entzücken?

Genießet in Frieden
Nach Trübsal und Leiden,
Ihr Heiligen Gottes!
Die süßesten Freuden!
Doch denket, bei eurem so herrlichen Glück,
An eure noch streitenden Brüder zurück! —

Was würde es aber nützen, wenn wir bloß uns begnügen würden, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen, dabei aber in Sünden und Lastern fortleben wollten? Könnte dann nicht auch Gott von uns dasselbe sagen, was Er von dem lasterhaften Lebenswandel des jüdischen Volkes sprach: „Ständen gleich Moses und

Samuel vor Mir da, so würde Ich doch keine Lust mehr an diesem Volke haben. Hinweg von Meinem Angesichte, zu Hunger und Gefängniß, zu Schwert und Tod." „Denn," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „wenn wir selbst sorglos sind, und die Hoffnung unseres Heiles auf sie allein setzen, so nützt es uns nichts, — nicht, als wenn die Heiligen unvermögend wären, sondern weil wir durch unsere Sorglosigkeit uns selbst ins Verderben stürzen." Wir sollen daher uns besonders Mühe geben,

d) dem Beispiele der Heiligen nachzufolgen. Durch die Erinnerung an die Tugenden, welche die Heiligen in ihrem Leben sich eigen gemacht haben, werden unsere edelsten Gefühle angeregt; erweckt wird der Trieb der Nachahmung; gestärkt das Vertrauen, daß wir, weil wir dieselben Gnadenmittel genießen, auch dieselbe sittliche Vervollkommnung erkämpfen können. Es liegt überdieß noch ein eigener Sporn in der wahren Vorstellung, daß wir uns der Fürbitte der Heiligen nur durch ihre Nachahmung würdig machen, so wie der gläubige Hinblick auf die Seligkeit der Heiligen unsern Muth im Kampfe durch die Hoffnung einer gleichen Belohnung erhöht. Auch von der Nachfolge der Heiligen gibt das Wort des göttlichen Heilandes, welches Er, nachdem Er die Parabel von dem barmherzigen Samaritan erzählt hatte, zu jenem Gesetzverständigen sprach: „Gehe hin, und thue deßgleichen." Deßhalb sprach auch der heilige Basilius: „Die uns schriftlich hinterlassenen Lebensgeschichten der Heiligen sind uns als lebhafte Bildnisse zur Nachfolge guter Werke vorgestellt. Gleichwie nun ein Maler, welcher ein Bildniß von dem andern abmalen will, seine Augen sehr oft auf das Vorbild wendet, damit er alle Züge wohl ausdrücke, so soll derjenige, welcher tugendhaft leben will, seine Augen auf die Lebensgeschichten der Heiligen wenden, und ihnen in ihren Tugenden nachfolgen." Ebenso spricht der heilige Franz von Sales: „Das Leben und die Beispiele der Heiligen sind das praktische Evangelium, worin man Unterricht und Aufmunterung zur Uebung aller Tugenden findet. Daher soll jeder vorzüglich das Leben und die Beispiele der Heiligen seines Standes wohl erforschen, weil sie die geeignetsten sind, jeden zu unterweisen, in seinen Berufspflichten zu leiten, und ihn zur Nachahmung zu ermuntern."

Beispiele. aa) Aus der biblischen Geschichte. **Die schönen, erhabenen Beispiele der Tugend, welche wir in den heiligen**

Büchern in so großer Anzahl finden, wurden unter der Leitung des heiligen Geistes gewiß aus keinem andern Grunde niedergeschrieben, als daß sie von Allen, welche davon lesen oder hören, beherzigt und befolgt werden möchten. —

Elisäus folgte getreu dem Beispiele seines Meisters Elias nach, und wirkte gleiche Thaten im Namen des Herrn. —

Der ehrwürdige Greis Mathatias sagte noch auf dem Todbette zu seinen Söhnen: „Denket an die Thaten eurer Väter, die sie zu ihren Zeiten gethan haben, und wagt euer Leben für den Bund eurer Väter." Er ging, um seine Söhne zur treuen Nachfolge derselben zu ermuntern, die ganze Geschichte durch, und schloß seine Abschiedsrede mit der herzlichen Ermahnung, ebenso, wie ihre Väter, genau nach der Vorschrift des Gesetzes zu handeln.

Die makkabäische Mutter sprach, nachdem alle ihre übrigen Söhne um des göttlichen Gesetzes willen gestorben waren, zu ihrem jüngsten Söhnlein: „Fürchte dich nicht vor dem Henker, und zeige dich deiner Brüder würdig." So sind auch die Heiligen gleichsam unsere vorangegangenen Brüder, und unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, will durch den Namen, den sie uns in der heiligen Taufe oder Firmung beilegt, uns ermuntern, den Heiligen, deren Namen wir tragen, in der christlichen Vollkommenheit nachzufolgen, und uns ihrer Fürbitte würdig zu machen. Alle Gebete an den Festtagen der Heiligen enthalten den frommen Wunsch: „daß wir, die wir ihr Geburtsfest begehen, auch ihrem Beispiele nachfolgen mögen."

Der göttliche Heiland stellte den rechtgläubigen Israeliten den Hauptmann von Kapharnaum, den sie für einen Heiden hielten, als ein Vorbild des Glaubens vor, dem sie auch getreu nachfolgen sollten.

Der heilige Apostel Paulus führt in seinem Briefe an die Hebräer (XI, 7 — 40) mehrere Beispiele an, um zu zeigen, wie vieles die ehemaligen großen Männer, des Glaubens wegen gethan und gelitten haben. Auf diese Weise wollte der Apostel seine Landsleute zur Nachfolge ihrer Vorfahren ermuntern, und dieselben, da sie ohnehin wegen ihrer Annahme des Christenthumes schon so Vieles ausstehen mußten, zu ähnlicher Beharlichkeit bewegen.

bb) Noch andere Beispiele. *α*) Die heilige Luzia. Die heilige Luzia war zu Syrakus, der Hauptstadt Siziliens, welche im Alterthume sehr berühmt war, geboren. Ihre Mutter, Eutychia genannt, war eine eifrige Christin. Mit großer Sorgfalt wurde auch

die Tochter im Christenthume erzogen. Eutychia litt schon seit vier Jahren an einem beschwerlichen Blutflusse. Alle ärztlichen Hülfsmittel, sie von demselben zu heilen, blieben vergebens. Da sich zu jener Zeit noch mehr der Ruf von den wunderbaren Wirkungen, die am Grabe der heiligen Agatha geschahen, verbreitete, so faßte die kranke Mutter den Entschluß, nach Catania, wo die Gebeine der heiligen Agatha beigesetzt wurden, zu wallfahrten, in der frommen Erwartung, daß Gott auch sie die Kraft der Fürbitte der heiligen Martyrin werde empfinden lassen. Sie wurde von ihrer Tochter Luzia dahin begleitet. Mit inniger Andacht wohnte sie zu Catania dem Gottesdienste der Christen bei. Eben wurde aus dem Evangelium des heiligen Apostels Matthäus die Geschichte von dem blutflüssigen Weibe, das vertrauensvoll den Saum des Kleides Christi berührte, und dadurch gesund wurde, vorgelesen. Luzia ermunterte ihre Mutter, auf Jesum, dessen wundervolle Hülfe sie durch die Fürbitte der heiligen Agatha erlangen werde, ihr ganzes Vertrauen, wie jene kranke Frau, zu setzen. Nachdem die gottesdienstliche Versammlung geendet war, und die Gläubigen sich entfernt hatten, gingen Mutter und Tochter zur Grabstätte der heiligen Agatha hin, warfen sich auf ihre Knie, flehten zu Gott um Hülfe, und baten die heilige Martyrin um ihre Fürbitte. Da erinnerte sich Luzia an die hohe Vollkommenheit und an den heiligen Martertod der heiligen Agatha. Sie vertiefte sich ganz in der Betrachtung des großen Heiles, welches dieser heldenmüthigen Siegerin zu Theil geworden war. In himmlischer Verklärung schwebte die heilige Agatha ihrem Geiste vor. Dadurch erhielt Luzia die kräftigste Ermunterung, durch gleiche Heiligkeit gleichen Sieg zu erringen. Ihre Mutter wurde von ihrem Uebel befreit. Durch diesen wundervollen Beweis der göttlichen Gnade wurde Luzia in ihrem Entschlusse noch mehr bekräftigt, sich in jungfräulicher Reinigkeit ganz dem göttlichen Erlöser zu weihen. Sie verkaufte ihr ganzes Heirathsgut, gab das daraus erlöste Geld den Armen, und ließ sich willig für Christum und die Erhaltung ihrer Reinheit verbrennen. Da aber auch das Feuer, in welches man geschmolzenes Harz und Oel gegossen hatte, den heiligen Leib der christlichen Heldin nicht zu verletzen im Stande war, so empfing sie den Todesstreich durch das Schwert, und gab endlich betend den Geist auf, i. J. 304. Ihr Leichnam wurde von dem Gläubigen ehrenvoll begraben, und bald darauf der Begräbnißplatz mit einer Kirche verherrlicht. (Nach Mätzler.)

β) Der heilige Severin. — Als dieser heilige Apostel Oesterreichs auf dem Todbette lag, ließ er alle seine Jünger zu sich rufen,

und sprach zu ihnen: „Geliebteste Söhne in Christo! Wie der sterbende Patriarch Jakob seine zwölf Söhne zu sich berief, um sie zu segnen, so versammle ich euch um mein Sterbebett. Ich will mich zwar ganz und gar nicht mit jenem heiligen Manne vergleichen. Dieß stünde mir, dem geringsten Diener des Herrn, gar nicht zu, und wäre eine große Vermessenheit von mir. Alles, was ich aber thun kann, und was meiner Niedrigkeit wohl ansteht, ist, daß ich euch auf die Beispiele unserer Vorgänger hinweise. Betrachtet das selige Ende ihres Lebens, und ahmet ihren Glauben nach."

(Apostel Deutschlands.)

γ) Der heilige Stephan, König von Ungarn. Der Vater dieses Heiligen war Geisa, Herzog in Ungarn. Auf Zureden seiner Gemahlin ließ er sich taufen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß auch sein Volk den christlichen Glauben annehme. Als er schon mehrere Tage lang darüber nachdachte, wie dieses geschehen könnte, erschien ihm im Traume ein Jüngling, welcher sprach: „Du wirst deinen Plan nicht ausführen können; denn du hast eine schwere Sünde begangen. Aber dein Sohn wird es thun. Früher wird ein Bote Gottes zu dir kommen; nimm ihn gut auf, gieb ihm Gehör, und folge seinem Rathe! Auch Geisa's Gemahlin hatte einen solchen Traum. Sie sah den heiligen Marthyrer Stephanus; der sprach zu ihr: „Dir wird ein Sohn geschenkt werden, der einst König werden soll. Ich will sein Schutzpatron sein; gieb ihm daher meinen Namen, und nenne ihn „Stephan." Und so geschah es auch. Denn bald darauf kam der heilige Adalbert, Bischof aus Böhmen, zu Geisa. Der Herzog nahm ihn freundlich auf, und Adalbert verkündigte den Großen des Reiches das Evangelium. Adalbert taufte auch den Sohn Geisa's, und nannte ihn „Stephan." Als Stephan herangewachsen war, folgte er seinem Vater in der Regierung. Er folgte getreu dem Beispiele seines heiligen Taufpatrons, Stephanus, des ersten Marthyrers nach. Wie dieser mit feurigem Eifer die halsstärrigen Juden von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen suchte, so daß Niemand seinem Geiste zu widerstehen vermochte, so war auch der fromme Fürst nur darauf bedacht, seine heidnischen Unterthanen zu bekehren. Viele sahen ein, daß der Gott der Christen mächtiger sei, als ihre Götzen. Tausende bekannten sich zum christlichen Glauben. Stephan berief fromme Geistliche aus Deutschland, und bald erhoben sich viele christliche Kirchen mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Der Papst bestätigte die kirchlichen Einrichtungen Stephans, beschenkte ihn mit einer goldenen Krone und einem goldenen Kreuze, und ertheilte ihm die Würde eines Königs

von Ungarn. Der heilige Stephan war ein weiser König, und beglückte sein Volk nicht bloß durch die christliche Lehre, sondern auch durch viele andere treffliche Einrichtungen und Gesetze.

δ) Denkwürdige Worte eines heiligen Bischofs. Der heilige Bischof Anno II. von Cöln ließ die heiligen Leichen der zwei Brüder Ewald, welche auf ihrer Bekehrungsreise nach Sachsen umgebracht worden waren, i. J. 1055 erheben, und nach Cöln übersetzen. In der Urkunde, die er darüber auszustellen befahl, und die bis auf unsere Zeiten gekommen ist, sagte er unter Anderem: „Da die Spanne unsers Lebens auf Erden, wie Jedermann weiß, nur kurz ist, unsere Kraft bald dahin schwindet, und da wir, von Kindheit an, auf so viele Jahre wir auch noch zählen mögen, beständig dem Ende entgegen gehen, so ist es für alle Menschen heilsam, aus allen Kräften mit Sinn und That dahin zu streben, in jene Welt gute Thaten voraus zu schicken. Wenn wir auf dieser Welt auch Freude haben, so sind uns dort doch noch größere Freuden verheißen. Wenn wir traurig und von Leiden niedergedrückt sind, so sollen wir erwägen, daß die Leiden, die in jener Welt jedem Ungebesserten drohen, ohne Vergleich größer, ja gränzenlos sind. Deßhalb, sagt er, habe ich, wegen meiner Sünden bekümmert und die Strenge des künftigen Gerichtes fürchtend, beschlossen, die Gebeine der heiligen Martyrer hieher bringen zu lassen. Die Heiligen werden, wie ich hoffe, für mich fürbitten, da ich Sünder durch meine eigenen Verdienste mich nicht zu rechtfertigen vermag. Obwohl sie schon längst zur Anschauung Gottes im Himmel gelangt sind, so werden sie dennoch, da wir, so viel in unsern Kräften steht, sie auf Erden noch ehren, zur Barmherzigkeit Gottes für uns um so eifriger flehen, da wir sie zu verherrlichen, und ihrem Beispiele nachzufolgen suchen." (Apostel Deutschlands.)

Gleichnisse. Der heilige Wenzeslaus, König von Böhmen, fand seine größte Freude an der Besuchung des allerheiligsten Altars-Sakramentes. Es war ihm nicht genug, am Tage vor dem Tabernakel zu knien, und dort seinen Herrn und Gott anzubeten; sondern mitten in der Nacht, oft im strengsten Winter, erhob er sich von seinem Lager, und besuchte die Kirchen, wo das allerheiligste Sakrament aufbewahrt war, um dort zu beten für sich und sein Volk. Nur ein frommer, treuer Diener, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, begleitete ihn auf seinen Wanderungen.

Einst ging er wieder, von seinem Diener begleitet, um Mitternacht mit bloßen Füßen in die Kirche. Die Nacht war sehr kalt; Eis und Schnee bedeckten den Boden. Wenzeslaus schritt rüstig voraus;

der Diener folgte ihm, zitternd vor Kälte nach. Obwohl dieser warme Schuhe hatte, wurden ihm doch seine Füße starr vor Frost, daß er sie kaum mehr bewegen konnte. Er klagte dem Könige seine Noth, und daß er nicht mehr im Stande sei, ihn zu begleiten. Da gab ihm der Heilige den Rath, er sollte in seine Fußstapfen treten, und sieh da! eine angenehme Wärme theilte sich den Füßen des Dieners mit, der nun freudig dem vor Liebe glühenden Heiligen folgte.

Wohl uns, wenn auch wir muthig in die Fußstapfen der Heiligen treten! Dann wird uns bei allen Anstrengungen und Mühen, welche uns die sittliche Vervollkommnung kostet, neue Kraft durchströmen; mit nie gefühltem Muthe werden wir dann im Guten vorwärts schreiten, und auf diese Weise endlich an unser Ziel — zu Gott gelangen. —

Nach dem Tode unsers heiligen Vaters Benedikt erblickten zwei seiner Jünger im Traume einen ebenen Weg, der mit unzähligen Lampen erleuchtet war, und von seiner Zelle bis zum Himmel reichte. Daneben stand ein ehrwürdiger Mann, der sie fragte, wessen der Weg sei, den sie sehen? Sie aber bekannten, daß sie es nicht wüßten. Da sprach er zu ihnen: „Dieser ist der Weg, auf welchem Benedikt empor zum Himmel stieg." Auf diese Weise wollte Gott den trauernden Schülern des heiligen Mannes gleichsam offenbaren: „Folget eurem heiligen Lehrer nach in seiner stillen Zurückgezogenheit und Tugend, so werdet ihr ihm auch einst in den Himmel nachfolgen können." (Dialoge des heil. P. Gregorius des Großen.)

Themistokles soll schon als ein Jüngling an großen, edlen Thaten eine so große Freude empfunden haben, und so voll der Nacheiferung gewesen sein, daß er über die Tapferkeit, welche Miltiades, ein berühmter Feldherr der Griechen, in der Schlacht bei Marathon bewiesen hatte, ganz in stummes Nachsinnen versank. Er durchwachte ganze Nächte, und gab jenen, welche ihn fragten, woher diese ungewöhnliche Gemüthsstimmung komme, zur Antwort: „Die Auszeichnungen, welche Miltiades zum Lohne seines Heldenmuthes erhielt, lassen mich nicht schlafen." Wirklich wurde Themistokles selbst ein berühmter Feldherr, erfocht über die Perser herrliche Siege, befreite sein Vaterland von der Knechtschaft jener gefürchteten Feinde, und wurde von allen Athenern geehrt, und zu den höchsten Ehrenstellen erhoben.

Möchte auch uns der Gedanke an die Tugend, wodurch sich so viele heilige Männer und Frauen schon in der frühesten Vorzeit aus-

zeichneten, nicht ruhen lassen, bis auch wir ihrem schönen Beispiele ähnlich werden, und wie sie die ewige Seligkeit erlangen!

Aussprüche. Trachtet vor Allem dem Herrn anzuhangen; dann auch den Heiligen, damit sie euch nach dem Tode, als eure Freunde und Bekannte, in die ewigen Hütten aufnehmen.

(Antonius, der Einsiedler.)

Schaue hin auf die lebendigen Beispiele der heiligen Väter, an welchen eine wahre Vollkommenheit hervorleuchtet, und du wirst sehen, wie wenig es ist, was wir thun. Ach, was ist unser Leben, wenn man es mit dem ihrigen vergleicht? Die Heiligen und Freunde Christi haben dem Herrn gedient in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße, in Arbeit und Müdigkeit, in Wachen und Fasten, im Gebet und in heiligen Betrachtungen, unter Verfolgungen und vielen Beschimpfungen.

(Thom. a. Kemp. de imit. Christi, I., 18.)

Einwürfe. 1) „Aber,“ entschuldigen sich Viele, „ich wollte gerne dem Beispiele der Heiligen nachfolgen, wenn ich nur könnte! Aber wir leben in so schlimmer Zeit; die Welt ist so arg und böse; man kann sich nicht wider den Strom schwingen; man hat nichts, als nur schlechte Beispiele vor Augen, so, daß man sich wirklich gewaltsam zum Bösen hingezogen fühlt.“

Antwort. Zu jeder Zeit gibt es nicht bloß gute, sondern auch böse Menschen. Auch die Heiligen haben in so schlimmer Zeit gelebt, und doch wurde ihr Herz nicht zur Sünde, sondern auch zu Gott hingezogen. Noe führte mitten unter den Gottlosen ein Gott gefälliges Leben. Ebenso blieb der Knabe Samuel mitten unter bösen Buben fromm. Die heiligen Apostel und Martyrer lebten zu einer Zeit, wo der ganze Erdenkreis vom Heidenthum oder Ketzerei erfüllt war, und doch vermochte keine falsche Menschenfurcht sie abzuschrecken von der Liebe Christi. Der heilige Franz von Sales lebte in einer Stadt, die ganz von halsstärrigen Ketzern bevölkert war, und doch blieb er treu der Kirche Christi. Wenn alle diese, die sich auch mitten unter bösen Menschen befanden, dem christlichen Glauben treu blieben, und von dem Wege des Guten nicht abwichen, warum solltest du nicht dasselbe thun können?

2) „Aber,“ sagen Andere, „ich kann ja keine Wunder wirken, wie die Heiligen.“

Antwort. Dieß ist auch nicht nothwendig; denn die Wunder sind nur besondere Bezeigungen der Gnade, welche Gott Seinen Lieblingen erwiesen hat. Das größte Wunder besteht wohl darin, daß wir endlich uns vom Grabe der Sünde erheben, in Christo leben, und,

wie die Heiligen, Ihm dienen. Und dieß kannst auch du thun. Dieß ist Gott auch das Liebste. „Denn,“ sagt der heilige Gregorius der Große, „die wahre Vollkommenheit besteht in der Liebe, nicht in der Verrichtung eines Wunders; weil kein Wunder, sondern nur die Liebe wahre Diener Gottes macht.“ (S. Greg. Magn. lib. 20. Moral. cap. 9. ante fin.) Und derselbe Kirchenlehrer sagt wieder: „Liebt die Wunder der Liebe und Frömmigkeit mehr, welche um so besser sind, je anspruchsloser sie sind, und welche der Herr desto reichlicher vergelten wird, je geringer die Ehre vor den Menschen ist.“ (S. Greg. hom. 29, ante med.) Warum es aber Gott zuließ, daß mancher Heilige keine Wunder wirken konnte, erklärt der heilige Augustin mit den Worten: „Nicht allen Heiligen werden Wunder zugeschrieben, und zwar deßwegen, damit die Schwachen nicht von dem so verderblichen Irrthum hingerissen werden, und etwa glauben, daß in den Wundern ein größerer Werth liege, als in den Werken der Gerechtigkeit.“ (St. August. sup. ps. 26.) Daß bei der Heiligsprechung in neuerer Zeit Wunder erfordert werden, welche durch die Anrufung des Heiligen gewirkt werden sollten, geschieht von der katholischen Kirche nicht deßwegen, als ob die Wunderthätigkeit, nicht aber die sittliche Vollkommenheit bei dem Heiligzusprechenden die Hauptsache wäre, sondern deßhalb, weil manche menschliche Schwäche des Heiligzusprechenden der trügerischen Einsicht der Menschen entgehen kann, und die Wunder daher als Zeichen göttlicher Bürgschaft gelten, daß jener Bekenner der öffentlichen Verehrung und Anrufung auch würdig sei.

3) „Ich hätte selbst den aufrichtigsten Wunsch, den Heiligen nachzufolgen; allein die heftigen Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, machen es mir wirklich unmöglich.“

Antwort. Auch die Heiligen hatten mit viel Versuchungen zu kämpfen. „Denn,“ sagt der ehrwürdige Verfasser des Büchleins von der Nachfolge Christi, „kein Stand ist so heilig und kein Ort ist so verborgen, daß es an Versuchungen fehle.“ (de imit. Christi, lib. 1. cap. XIII.) Wenn nun die Heiligen ungeachtet aller Versuchungen im Guten standhaft sein konnten, warum solltest du nicht im Stande sein, ebendasselbe zu thun?

4) „Ich wollte,“ sagen Viele, „gerne so leben, wie die Heiligen, wenn ich, ach! nur die Gnade so hätte, wie diese.“

Antwort. Auch dir fehlt es nicht an Gnade. „Denn,“ spricht der heilige Thomas von Aquin, „keinem fehlt es an Gnade; vielmehr theilt sie Gott, so viel Er kann, Allen mit, so wie die Sonne

auch für den Blinden da ist." (St. Thom. in ep. ad Hebr. 12.) Es ist nur der Unterschied, daß die Heiligen mit der göttlichen Gnade mitwirken, während du undankbar genug das anvertraute Talent, wie jener faule Knecht, in deinem Schweißtuch verbargst, und dich mit den Worten entschuldigst: „Herr, steh da, hier ist dein Talent, welches ich im Schweißtuch behalten habe. Ich fürchtete mich vor dir; denn du bist ein harter Mann: du nimmst, das du nicht gelegt hast, und erntest, was du nicht gesäet hast." (Luk. 19, 21—22.)

5) „Die Heiligen," heißt es auch zuweilen, „waren meistens nur Päpste, Bischöfe oder andere Geistliche, und haben nichts gethan, als nur gebetet; ich kann dieses nicht thun; denn ich habe zu viele wichtige Geschäfte."

Antwort. Daß es unter den Heiligen viele Päpste, Bischöfe oder andere Geistliche gäbe, darf dich nicht wundern; denn der geistliche Stand hat die meisten Hilfsmittel zur Vervollkommnung der Seele; auch können sie vermöge ihres heiligen Berufes sich um das Seelenheil der Mitmenschen die meisten Verdienste sammeln. Es ist daher kein Wunder, wenn unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, eingedenk der Ermahnung Christi „das Licht nicht unter einen Schäffel zu stellen" (Matth. V, 15.) dem christlichen Volke besonders die erhabenen Tugenden seiner Oberhirten vor Augen stellt, und es zur Nachfolge derselben aneifert. Doch wird es keinen Stand geben, der nicht einige Heilige aufzuweisen hätte. So war z. B. schon der heilige Joseph, der Nährvater Christi, ein Zimmermann; die heiligen Apostel waren größtentheils Fischer; der heilige Apostel Paulus war ein Zeltmacher; Simon, jener gastfreundliche Mann, bei welchem sich Petrus zu Joppe aufhielt, ein Gerber; der heilige Baldomer ein Schlosser; der heilige Eligius ein Goldschmied; die heiligen Crispin und Crispinian waren Schuhmacher; die heiligen Isidor und Barlaam Bauersleute; der heilige Theodot war ein Gastwirth; der heilige Wendelin ein Hirt; Nothburga, Zita und Radegunde waren Dienstmägde, und der heilige Servulus war sogar nur ein Bettler. Sieh, wie falsch die Meinung derselben ist, welche sagen, die Heiligen seien alle nur aus dem geistlichen Stande gewesen. Aus der oben angeführten Reihe von Heiligen, die alle aus dem Handwerksstande waren, kannst du auch das Unrichtige der Behauptung abnehmen, die Heiligen hätten nichts gethan, als nur gebetet. O nein! Auch die Heiligen richteten sich vorzüglich nach der goldenen Regel: „Bete und arbeite," oder: „Die Hand sei bei der Arbeit; aber das Herz bei Gott." Wie viele Mühe und Anstrengung mußte es z. B. den Aposteln Deutschlands, wie dem heiligen Bonifazius,

dem heiligen Rupert, Severin, Emmeran u. a. gekostet haben, als sie nebst der Verkündigung des göttlichen Wortes Sümpfe austrockneten, und Wüsteneien in fruchtbares Land umwandelten! Wie viele heilige Männer und Frauen arbeiteten mit unermüdetem Fleiße an der Erziehung verwahrloster Kinder oder an der Pflege der Kranken! Wie viele fromme Diener des Herrn ließen sich die Seelsorge besonders angelegen sein, verkündeten das göttliche Wort, spendeten die heiligen Sakramente aus, und erleuchteten durch ihre Schriften das heilige Volk! Ist dieß keine mühsame Arbeit? Wie eifrig arbeiteten Ignatius von Lojola, der Stifter des Ordens der Jesuiten, Franz von Sales, Carl Borromäus, der zur Zeit der Pest in Mailand wirklich Wunder der Nächstenliebe thát, und Vinzenz von Paul, der viele Waisen- und Krankenhäuser errichtete, an dem Wohle der Menschheit! Wer von uns muß sich nicht schämen, wenn er sein Leben, auf dessen Verdienste Manche sich so viel einbilden, mit dem gemeinnützigen, unermüdet thätigen Wirken der Heiligen vergleicht! Und wenn auch Viele derselben mehr dem betrachtenden, oder, wie man auch zu sagen pflegt, dem beschaulichen Leben sich widmeten, so waren sie auch nicht dabei müssig, wie Viele meinen, sondern sie beteten im Namen so vieler Weltkinder, die, in zeitliche Geschäfte verwickelt, mehr auf Gott vergaßen, und ersetzten durch ihre Frömmigkeit die Untreue, mit welcher jene Gott dienten; auch wurde vielleicht nur durch ihr inbrünstiges Gebet manche schwere Strafe Gottes abgewendet, welche den übrigen Menschen, ihrer Lasterhaftigkeit wegen gedroht hätte.

6) „Aber wir können doch das Beispiel der Heiligen in vielen Stücken nicht nachahmen. Wir können z. B. uns nicht, wie der heilige Simeon, der Stylite, viele Jahre lang auf eine Säule stellen. Die ganze Welt würde unser spotten, wenn wir dieses thun wollten."

Antwort. Dieß ist auch nicht nothwendig, daß wir dem heiligen Simeon Stylita in allen Stücken nachfolgen. Der liebe Gott verlangt es nicht einmal von uns. Das Stehen auf der Säule hätte den Simeon, wenn er sonst kein frommer, tugendhafter Mann gewesen wäre, vor Gott noch nicht wohlgefällig und heilig gemacht, indem die indischen Götzenpriester, die Braminen, auch gewohnt sind, sich ähnliche Bußwerke aufzulegen. Was hat aber der heilige Mann sonst gethan? Er betete, betrachtete himmlische Wahrheiten, empfing die heilige Kommunion, die ihm die nahen Priester reichten, ertrug, ohne ein Wort davon zu sagen, mit größter Geduld die Schmerzen einer tiefen, eiternden Wunde an seinem Fuße, war gegen Alle, die ihn besuchten, voll der Sanftmuth und Freundlichkeit, belehrte und ermahnte sie zur Buße,

und selbst Fürsten, Kaiser und Könige kamen, um in wichtigen Dingen seinen Rath zu vernehmen. Sieh, dieß Alles hat der heilige Mann auf der Säule gethan, und Aehnliches kannst auch du thun. Bete ohne Unterlaß, empfange oft die heiligen Sakramente der Buße und des Altares, ertrage die Leiden, welche über dich kommen, mit Ergebung in den göttlichen Willen, erfülle genau und gerne die Pflichten deines Standes, führe einen auferbaulichen Lebenswandel, dann hast auch du eine ebenso eindringliche Bußpredigt, wie Simeon Stylita, gehalten; dann kannst auch du auf deinem Todbette einmal sagen, du seist dem Beispiele des Heiligen treu nachgefolgt."

7) „Aber die Heiligen," sagen endlich Viele, „waren lauter strenge, finstere Leute; ich habe schon von Natur ein heiteres Gemüth, und kann nichts weniger, als einen Kopfhänger leiden."

Antwort. Wenn du jene leichtfertige Ausgelassenheit meinst, welche man bei den vergnügungssüchtigen Weltkindern findet, hast du vollkommen Recht; denn diese wird nie in einer heiligen Seele ihre Wohnung haben können; wenn du aber unter der „Heiterkeit des Gemüthes" jene wahre Fröhlichkeit des Herzens verstehst, welche nur aus einem guten Gewissen hervorquillt, so bist du offenbar im Irrthume; denn nur der Gerechte kann wahrhaft fröhlich sein. Ein heiteres Gemüth ist der ungetrübte Spiegel einer reinen, tugendhaften Seele. Deßhalb waren auch die Heiligen keine mürrischen, finstern Menschen, sondern in Freude und Trübsal, fast immer fröhlichen Gemüthes. So war z. B. auch der heilige Philippus Neri ein großer Freund der Heiterkeit, und mochte finstere, traurige Gesichter gar nicht leiden. Wenn er einen traurigen Menschen sah, fragte er sogleich: „Was fehlt dir?" Trübsinnigen gab er oft kleine Backenstreiche, und sagte: „Sei auch fröhlich!" Auch die übrigen Heiligen waren, eingedenk der Ermahnung des heiligen Apostels Paulus: „Freuet euch im Herrn, und wiederum sage ich es euch: freuet euch!" (Phil. 4, 4 — 5.) gewöhnlich fröhlichen Sinnes. Eben deßwegen sind die Menschen nicht mehr so heiter, wie vorher, weil es ihnen an der wahren, innern Frömmigkeit fehlt.

(Ein besonders hieher passendes Beispiel steh in diesem Werke, III. Bd. Seite 14.)

Ja, Heilige Gottes!
Auch heilig zu leben
Nach eurem Beispiele
Sei unser Bestreben!

Dann wird uns dereinst auch Freude und Ruh;
Erfleht uns die göttliche Gnade dazu!

§. 32. Verehrung Mariens.

Wenn es, wie wir oben gehört haben, heilsam, ja sogar unserer Pflicht gemäß ist, die Heiligen zu verehren, sie um ihre Fürbitte anzurufen, und ihrem Beispiele nachzufolgen, so müssen wir doch vor allen Engeln und Heiligen die allerseligste Jungfrau Maria verehren, anrufen, und ihr nachfolgen; denn:

a) Maria ist unsere Königin. Sie ist die beste Tochter Gottes, des himmlischen Vaters, des unsterblichen Königs aller Zeiten, die Mutter Jesu, den der himmlische Vater zum Könige aller Völker der Welt gesetzt hat, die Braut des heiligen Geistes, der als König der Liebe in den Herzen aller Christen herrscht. Mit Recht konnte Maria von sich selbst sagen: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ (Luc. 1, 48.) „Maria,“ sagt der selige Dionysius, der Karthäuser, „Maria ist die Königin des Himmels, die Mutter des Königs der Engel, die Fürstin der Welt, die Herrscherin des ganzen Erdenkreises.“ (Dion. Carth. de perf. carit. artic. 31. in princ.) „Wahrhaftig,“ sprach der ehrwürdige Ludovikus Blosius, „man kann außer Gott nichts Heiligeres denken, als die Mutter Gottes. Denn was gibt es Höheres, als diese Würde? Was gibt es Erhabeneres, was Ehrenvolleres, was Wunderbareres?“ (Ludov. Blos. In canon. vitae spirit. cap. 18. in princ.)

b) Maria ist unsere Beschützerin. Sie kann die Worte der heiligen Schrift auf sich selbst anwenden: „Der Herr hat alle Reichthümer Seiner Gnade in meine Hände gelegt, auf daß ich diejenigen, die mich lieben, damit bereichere.“ (Spr. 8.) Wie bemühen sich die Menschen hier auf Erden, die Gnade eines edlen Gönners, dem sie schon Vieles verdanken, zu erhalten, oder in ihrer Gunst noch höher zu steigen! Bei Maria kann dieses viel leichter geschehen, als bei Menschen. Denn wenn uns hier auf Erden ein menschenfreundlicher Mann, eine gütige Frau viel Gutes erwiesen hat, und wir abermal ihrer Hülfe bedürfen, so müssen wir oft auf eine gelegene Zeit warten, wo wir unsere Bitte vortragen können. Bei Maria ist dieß nicht nothwendig; denn bei ihr sind wir immer gut aufgenommen. Auch läßt sie sich nicht lange bitten, weil sie uns zärtlich liebt, und nichts so sehr wünscht, als unser Glück. Ebenso verlangt sie es nicht von uns, daß wir ihr Geschenke bringen;

ein herzliches Zutrauen ist ihr genug. Wie gern Maria uns hilft, wenn wir auf sie vertrauen, sagt der heilige Bernard mit folgenden Worten: „Es ist seit Menschengedenken nicht gehört worden, daß derjenige nicht Erhörung gefunden hätte, welcher die heilige Mutter Gottes um ihre Fürbitte angerufen hat.“ Und der ehrwürdige Ludovikus Blosius lehrt: „Eher würden Himmel und Erde vergehen, als daß Maria jemanden verlasse, der auf ihre Hülfe vertraut.“ (Ludov. Blos. in speculo spirit. c. 12. in med.) Und weil insbesondere Maria nicht bloß in leiblichen, sondern auch in geistigen Nöthen uns beisteht, wenn wir zu ihr unsere Zuflucht nehmen, so ermahnt uns der ehrwürdige Thomas von Kempis: „Wenn euch der böse Feind versucht, so rufet an Marien; grüßet Marien; so denket an Marien; so nennet Marien; so ehret Marien; so verherrlicht Marien; so empfehlet euch Marien.“ (Serm. 21. ad Novat. div. 4.)

Beispiele. aa) Aus der biblischen Geschichte. Schon bei der Hochzeit zu Cana zeigte Maria, wie kräftig ihre Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne sei. Voll der hausmütterlichen Sorgsamkeit und Liebe hatte sie Acht, damit nichts die Freude der Mahlzeit störe, und sagte, als sie sah, daß den guten Brautleuten der Wein vor der Zeit ausging, leise und mit einem flehentlichen Blicke zu Jesus: „Sie haben keinen Wein mehr!“ Die kleinste Noth Anderer erregte ihr Mitleid, und wo sie selbst nicht helfen konnte, suchte sie durch ihre liebevolle Fürsprache doch Hülfe zu verschaffen. Sowie sie bei der Hochzeit zu Cana für die guten Brautleute bei Jesu Fürsprache einlegte, ist sie auch jetzt unsere liebevolle Fürbitterin bei ihrem göttlichen Sohne. Wer sollte daher nicht von Herzen auf sie vertrauen!

Es war für die Apostel sehr tröstlich, als sie sich im Saale zu Jerusalem vorbereiteten, und die Mutter Jesu bei ihnen war! Mit welcher Inbrunst wird sie, die Braut des heiligen Geistes, zu Gott empor gefleht haben, daß der Tröster, der heilige Geist, über sie kommen werde, um sie und die Apostel mit Seiner Kraft zu erfüllen. Sowie nach der Meinung vieler Gottesgelehrten das Wohlgefallen, welches Gott an der allerseligsten Jungfrau fand, die Menschwerdung Jesu Christi schneller herbeigeführt hatte, so können wir uns schon vorstellen, daß die Liebe, welche der heilige Geist zur Mutter des Herrn hatte, Ihn viel schneller vom Himmel herabzog, nicht erst nach vierzig Tagen, so wie Moses unter Gebet und Fasten auf dem Berge wartete, bis er die steinernen Gesetztafeln erhielt. Nur zehn Tage lang beteten und

fasteten die Apostel, und schon kam der heilige Geist auf sie herab, um das neue Gesetz der Gnade einzugraben in die fleischernen Tafeln ihrer Herzen. Nur zehn Tage lang beteten und fasteten sie, und es war genug; denn die Mutter Jesu war bei ihnen, und betete, und fastete mit ihnen, und ihr Gebet fand Erhörung. Möchten wir doch auch unser Gebet mit der Fürbitte Mariens vereinigen, und es wird auch in unsere Herzen der Geist Gottes einkehren, und darin verbleiben!

Wie kräftig die Fürbitte Mariens sei, lehrt uns auch die katholische Kirche durch die Menge der Gebete, in welchen sie sich und alle ihre Kinder mit innigstem Vertrauen der allerseligsten Jungfrau anempfiehlt. Wie schön ist z. B. das alte Gebet, mit welchem wir die lauretanische Litanei beschließen: „Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin! verschmähe nicht unser Gebet in unsern Nöthen; sondern erlöse uns allezeit von aller Gefährlichkeit. O du ehrwürdige und gebenedeite Jungfrau! unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin, versöhne uns mit deinem Sohne, empfehle uns deinem Sohne, stelle uns vor deinem Sohne!"

Auch beweisen dieses so unzählige Gnaden und Wohlthaten, die nächst Gott nur der Fürbitte Mariens zugeschrieben werden können.

bb) Noch andere Beispiele. *α*) Maria, die Siegesspenderin. Chosrou, ein König von Persien, fand an dem griechischen Kaiser Heraklius einen überlegenen Gegner. In vier auf einander folgenden Kriegen überwunden bot Chosrou alle Kräfte auf, um in einem fünften die erlittene Schmach zu rächen. Ohne Unterschied des Standes mußten Alle, Freie und Sklaven, Vornehme und Geringe, Eingeborne und Fremde die Waffen ergreifen; ganz Persien sollte sich erheben, um Heraklius, den gefürchteten Helden zu vernichten. Noch war der Winter nicht ganz vorüber, und schon standen drei furchtbare Kriegsheere auf der Gränze zum Abmarsch bereit. Die Griechen, an deren Spitze Theodor, der Bruder des Kaisers stand, waren an Zahl bei weitem schwächer, als die Perser. Der Tag, an welchem die Perser angriffen, war gerade das Fest Mariä Verkündigung. Zu ihr, der erhabenen Mutter des Erlösers flehten also Theodor und sein ganzes Kriegsheer um Schutz und Schirm. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung. Da entstand plötzlich ein furchtbares Gewitter; ein schrecklicher Hagel, wie man ihn seit Menschengedenken noch nie erlebt hatte, fiel, gemischt mit zuckenden Blitzen und rollenden Donnern, auf die Feinde herab; viele derselben wurden verwundet, nicht wenige getödtet. Von einer ihrer vorzüglichsten Waffen, vom Bogen, konnten die Perser, der Nässe wegen, gar keinen Gebrauch machen, während

die von sicherer Hand der Griechen abgeschnellten Pfeile ganze feindliche Reihen zu Boden streckten. Da wurden die Perser inne, daß selbst die Kräfte des Himmels gegen sie kämpften, und das brach ihren Muth. Allein desto höher stieg die Zuversicht bei den Griechen; überzeugt von dem sichtbaren Beistande von Oben kannten sie keine Gefahr; unter wildem Siegesgeschrei stürzten nun Alle auf den Feind herab; die Perser erlitten eine vollständige blutige Niederlage. Ganze Schaaren warfen die Waffen hinweg, und ergaben sich zu Gefangenen; der Kern des Kriegsheeres fiel unter dem Schwert der Griechen. Mit einer frommen Thräne im Auge streckten die Sieger ihre Arme zum Himmel, um Diejenige zu preisen, unter deren Schutz sie gekämpft und gesiegt hatten; die Ehre dieses Tages, glaubten sie, gebühre der barmherzigen Mutter der Christenheit. (Nach Herbst.)

β) Der heilige Andreas von Corsini. Schon vor mehr als vierhundert Jahren — nämlich in der Hälfte des vierzehnten Jahrhundertes, lebte in Florenz der biedere Graf Andreas Corsini mit seiner frommen Gemahlin Clementine. Dieses hochadelige und tugendhafte Ehepaar verlebte schon viele Jahre in treuer und keuscher Ehe, hatte aber noch immer kein Kind, obwohl es mit Sehnsucht eine Nachkommenschaft wünschte. Die fromme Gräfin flehte daher Jahre lang zu der gebenedeiten Jungfrau Maria um ihre mächtige Fürbitte. Und welche Freude für sie und ihren Gemahl! Ihre beharrliche und gläubige Bitte wurde endlich erhört. Ihr erstgebornes Kind war ein schönes Knäblein, das in der heiligen Taufe den Namen des Vaters erhielt. Obwohl die Gräfin später von noch mehrern Kindern Mutter geworden war, so trug ihr mütterliches Herz doch eine ganz besondere Sorgfalt für ihr erstgebornes Kind. Und der Grund davon lag in einem wunderbaren Traumgesichte, das sie einmal seinetwegen hatte. Die Gräfin sah nämlich in diesem Traumgesichte ihren kleinen Andreas vor sich, wie er plötzlich zu einem Jünglinge heranwuchs, aber sich gleich darauf in einen Wolf verwandelte. Ein furchtbares Entsetzen ergriff die Mutter. Der Wolf floh aus dem Hause, die unglückliche Mutter folgte ihm mit einem Angstgeschrei, und sah ihn auf das Karmeliterkloster zueilen. Plötzlich öffnete sich, wie von selbst, die Klosterpforte, und der Wolf eilte durch dieselbe in das Kloster hinein. Und in dem nämlichen Augenblicke änderte sich vor den Augen der erschrockenen Mutter die Scene; sie sah in das Heiligthum der Carmeliterkirche, wo sich zu ihrem freudigen Erstaunen der Wolf plötzlich in ein Lamm verwandelte. Aber jetzt erwachte die Mutter aus ihrem Traume. Dieses Traumgesicht, dessen wahre Bedeutung nicht schwer

zu errathen war, beunruhigte nun die gute Gräfin sehr, und vergeblich bemühte sie sich, die lebhafte Erinnerung desselben aus dem Sinne zu schlagen. Doch nahm sie in dieser, wie in jeder andern Noth ihre Zuflucht zum Gebete. „Wir wollen unsern lieben Andreas," sprach die Gräfin in einer trüben Stunde zu ihrem Gemahl, „mit Gottes Hülfe, und dem Schutze der gebenedeiten Jungfrau recht fromm und gut erziehen, und dann den Ausgang des Traumgesichtes der göttlichen Vorsehung anheimstellen." Die frommen Eltern hielten Wort, und der schöne und talentvolle Knabe blühte zu einem hoffnungsvollen Jünglinge heran. Aber jetzt, wo die glücklichen Eltern sich kaum mehr an das unheilvolle Traumgesicht erinnerten, begann sich dasselbe an ihrem Sohne Andreas zu bestätigen.

Andreas, von Gott mit ausgezeichneten Talenten begabt, studirte auf der hohen Schule, machte in den Wissenschaften glänzende Fortschritte; neigte sich aber allmälig, zum Schrecken seiner Eltern, zu allen jenen Lastern hin, welche zu damaliger Zeit unter der studierenden Jugend, leider! ganz besonders herrschend waren. Ja, der früher so hoffnungsvolle Jüngling war in kurzer Zeit so entartet, daß die bekümmerten Eltern in ihrem Andreas den früher so frommen Sohn fast nicht mehr erkannten. Der Vater, dessen Ermahnungen der entartete Sohn verachtete, war entrüstet, und die Mutter, deren Bitten das Herz des Sohnes nicht erweichten, vergoß in Gram und Schmerz viele bittere Thränen Aber beide flehten für den unglücklichen Andreas Tag und Nacht zu Gott und der gebenedeiten Jungfrau. Und die tiefbetrübte Mutter seufzte oft im Stillen, und sprach bei sich: „Ach, der Wolf in meinem Traumgesichte! Wird er sich wohl auch wieder in ein Lamm verwandeln? Ja, ist der erste Theil meines Traumgesichtes an meinem Sohne in Erfüllung gegangen, so darf es wohl auch beim andern Theil desselben geschehen," so tröstete sich die Mutter immer wieder, und fuhr fort, immer inbrünstiger für ihr Kind zu beten.

Eines Tages ging die Gräfin mit Andreas am Ufer des Arno spazieren, und drang dießmal mehr, als je, mit ihren Bitten und Thränen in ihn, daß er sich doch zu Gott bekehren möchte. Allein der Sohn widerstand auch dießmal, wie bisher, den Bitten und Thränen der Mutter. Nun aber richtete die weinende Mutter ihr Gebet mit ganz besonderm Vertrauen an die jungfräuliche Gottesmutter, und rief, auf die Knie sinkend und zum Himmel blickend, aus: „O gebenedeite Jungfrau Maria, Mutter meines Erlösers! da ich das harte Herz meines Sohnes nicht zu erweichen vermag, so thue Du es selbst!" Und sieh da! ein Wunder. In des Sohnes Herz fiel plötzlich

ein Strahl der göttlichen Gnade; er sank der überraschten Mutter zu den Füßen, und rief unter Thränen der Reue aus: „Großer Gott! wie ist mir zu Muthe?! Es ist mir, als müßte ich mich zu todt weinen. Wahrlich, die gebenedeite Jungfrau hat mein Herz überwunden. O beste Mutter! verzeihe mir, und gieb mir deinen Segen; denn schon morgen gehe ich ins Kloster, um darin für meine Sünden zu büßen." Wie groß war das Entzücken der Mutter, wie innig die Freude des Vaters, und wie aufrichtig die Theilnahme der jüngern Geschwister des Bekehrten! Denn Andreas hielt Wort, ging in das Carmeliterkloster, und wurde wirklich aus einem Wolfe ein Lamm. So war nun das Traumgesicht der Gräfin ganz erfüllt, und der Graf ließ an der Stelle, wo Gottes Gnade auf die Fürbitte der gebenedeiten Jungfrau das verstockte Herz seines Sohnes zur Buße gerührt, aus Dankbarkeit eine Kapelle bauen. Der Sohn aber, der durch die Fürbitte der gebenedeiten Jungfrau wunderbar bekehrt worden, war Andreas Corsini, der heilige Bischof von Fiesole.

(Nach A. Dörle.)

γ) Der heilige Paul vom Kreuze. Als dieser heilige Mann noch ein Kind war, betete er ihr zu Ehren den Rosenkranz sehr gerne. Aber auch Maria hatte ihn sehr lieb. Eines Tages fielen Paul und sein jüngster Bruder Joseph, bei einem Spiele, das sie am Ufer des Tanaro, eines Nebenflüßchens des Po, gemacht hatten, in das Wasser. Mit inbrünstigem Herzen riefen sie die allerseligste Jungfrau um ihre Fürbitte an. Schon sanken sie unter, da sahen sie über sich die Hand einer schönen, hohen Frau, die sie erfaßte, und aus dem Wasser zog. Diese ansehnliche Frau war Maria, welche auf ihr vertrauensvolles Rufen ihnen zu Hülfe kam.

Nach einigen Jahren, da Paul sich dem priesterlichen Stande gewidmet hatte, und eine Mission zu Pitigliano hielt, geschah es, daß eine Mutter mit ihren zwei Töchtern vom tödtlichen Hasse gegen den Ehemann und Mörder ihrer Tochter erfüllt war. Paul hatte davon gehört, und suchte Versöhnung zu stiften. Allein die Mutter und die Töchter schrien immer auf das Zureden des Heiligen wüthend: „Rache! Rache! Rache!" Nun sang er die Litanei von der Mutter Gottes, und so oft die Wüthenden: „Rache!" schrien, sang er: „Heilige Maria, bitt für uns!" Endlich schmolz das harte Herz der Rachgierigen; sie schwiegen gerührt, und reichten die Hand zur Versöhnung.

(Ott, Legende der Heiligen.)

δ) Eine gefährliche Feuersbrunst wird durch die Anrufung der göttlichen Mutter gelöscht. Im Jahre 1675

schlug der Blitz in den Thurm ein, der in der Nähe des Collegiums der Jesuiten zu Ollmütz steht; der Strahl zündete, und brach in verheerende Flammen aus. In wenigen Augenblicken ergriff das wilde Feuer die hölzerne Stiege; das Stadtthor wurde zugleich mit herabfallenden Brandstücken und Gestein angefüllt, und der Wind wehte so heftig, daß die glühenden Kohlen und die feurigen Funken, gleich einem Platzregen auf das Dach des Collegiums fielen. An ein Löschen war nicht zu denken. Bei dieser zunehmenden Gefahr gelobte der Rektor des Collegiums, zu dem Gnadenbilde der göttlichen Mutter zu Turas, wenn sie ihrem Hause beistehen würde, zu pilgern, und dort eine immerwährende Lampe brennen zu lassen. Und sieh! Obwohl bald darauf der Thurm einstürzte, und Alles vor Furcht zitterte, blieb doch das Collegium der Jesuiten von weiterm Unglück verschont, und alle Gefahr war beseitigt. Zum Andenken dieses wunderbaren Ereignisses ließ der Rektor die ganze Geschichte in der Marienkirche zu Turas abbilden, und eine immerwährende Lampe dabei brennen.

(Nach Gebharts Oesterr. Sagen.)

ε) Das Mädchen mit den verbundenen Augen. Die prachtvolle Domkirche zu Bamberg hat auf der Seite gegen die Residenz hin einen Nebeneingang, über dessen Thüre ein sonderbares, steinernes Bild steht. Es stellt nämlich eine Jungfrau vor, die mit verbundenen Augen über dem Eingange steht, und fünf Ziegel unter dem Arme hält.

Auf dem Jakobsberg, einer Anhöhe zwischen dem Michaelsberg und dem Domberg, auf welchem eine dem heiligen Jakob geweihte, kleine Kirche recht freundlich da liegt, und auf den Domberg herunter sieht, lebte vor vielen Jahren ein Mann mit seiner einzigen Tochter Bertha. Der Vater war sonst rechtschaffen; nur hatte er den Fehler, daß er den Einflüsterungen böser Nachbarn zu viel glaubte, welche ihm und seiner Tochter ihr stilles, bescheidenes Glück mißgönnten, derselben allerlei gottlose Dinge nachsagten, und nicht nachgaben, bis ihnen der schwache Mann glaubte, und seine unschuldige Tochter für ein verdorbenes Mädchen hielt. Vergebens waren die Betheuerungen des armen Kindes; vergebens ihr Weinen und Flehen; der schwache Vater wurde durch die giftigen Zungen der Verleumder in seinem Wahne bestärkt, und betrachtete seine Tochter wie eine verstockte Sünderin und Missethäterin. Es war ihm nicht genug, sie durch Mißhandlungen zum Geständnisse zu bringen, sondern er verklagte dieselbe sogar bei Gericht. Der Richter that, was seines Amtes war, und ließ Bertha vor sich führen. Aber auch hier betheuerte die Angeklagte ihre Unschuld, und rief Gott als Zeugen an, daß sie die Wahrheit rede.

Der Richter war in Zweifel, was er thun sollte; doch mußte er dem Vater, der sein eigenes Kind verklagte, mehr Glauben schenken, als dem armen Mädchen, das keinen Menschen zum Vertheidiger hatte — und Bertha wurde den Folterknechten übergeben, um ihren Lippen durch Martern ein Geständniß zu erpressen. Im Gefühl des größten Schmerzes sagte sie aus, daß sie alles Unrecht, dessen man sie beschuldigen wollte, begangen habe. Bertha wurde nun zum Tode verurtheilt. Mit verbundenen Augen wurde sie am folgenden Tage vom Jakobs= und Domberge heruntergeführt, um auf den Richtplatz geführt zu werden. Als sie am Dome angekommen war, bat sie um die letzte Gnade, daß man sie an die Seitenthüre führen möge, um dort, wo sie so oft in das Gotteshaus gegangen war, noch einmal zu beten. Diese Bitte wurde ihr gewährt. An der Thüre angekommen, warf sie sich nieder, und betete inbrünstig:

„O Du Mutter meines Erlösers, Du Beschützerin der Unschuld, bitte für mich bei Deinem göttlichen Sohne, nicht, daß Er mein Leben erhalte, sondern daß ich nicht durch des Henkers Hand sterben muß. Sende Du mir den Engel des Todes, den ich als einen Befreier von meinen Leiden begrüßen will. Hilf mir, o heilige Maria, daß meine Unschuld an den Tag komme!"

Und horch, da rasselt es von oben, wie eine Antwort auf die ausgesprochene Bitte, herab, und in demselben Augenblicke stürzten fünf Ziegel vom Dache hernieder, und zerschmetterten dem armen Kinde das Hirn!

Der Vater und der Richter sahen sich einander betroffen an, und die Unschuld der getödteten Jungfrau war kein Zweifel mehr; denn Gottes Barmherzigkeit hatte es auf Mariens Fürbitte nicht zugelassen, daß die fromme Bertha den Tod durch Henkers Hand erlitt.

Dieß bedeutet die Jungfrau mit den verbundenen Augen und den fünf Ziegeln unter dem Arme, die man heute noch wohlerhalten über dem Seitenthore am Dom zu Bamberg sehen kann. (L. Baumblatt.)

η) Erlösung aus schmählicher Gefangenschaft. Eine fromme, gottselige Frau hatte einen einzigen Sohn, der in dem Kriege mit den Türken gefangen genommen wurde, und lange in einem finstern Gefängnisse lag. Da die gute Mutter zu wenig Geld hatte, und ihren Sohn nicht loskaufen konnte, hörte sie nicht auf, die allerseligste Jungfrau Maria anzurufen, und durch verschiedene gute Werke sich ihrer mächtigen Fürbitte zu versichern. Da erschien ihr einmal die allerseligste Jungfrau, und sprach zu ihr: „Was ist doch dein Begehren, daß du mich ohne Unterlaß anrufest?" Durch diese Frage

wollte Maria sie noch mehr zum Vertrauen ermuntern. Die Mutter sagte: „Ach, meine gütige Frau! Ich bitte Dich um nichts Anderes, als daß Du meinen Sohn von der grausamen Gefangenschaft befreiest, und mir, seiner betrübten Mutter, zuführest." „Sei getrost," sprach Maria, „ich will dir in kurzer Zeit deinen Sohn wieder zuführen." Wirklich kehrte der Sohn gesund, unverletzt, zu seiner Mutter zurück. Dieß geschah am Tage des heiligen Bartholomäus, d. J. 1323. Der Sohn kam Abends zu dem mütterlichen Hause, klopfte an, und die Mutter nahm ihn mit Freuden auf. Sie fragte ihn, wie er aus dem Gefängniß errettet worden sei? Der Sohn erzählte: „Maria, die Helferin der Christen, erschien mir um Mitternacht, befreite mich von den schweren Ketten, und zeigte mir alle Wege, auf welchen ich zu dir kommen könnte." Beide ersahen aus ihren fernern gegenseitigen Gesprächen, daß der Sohn in der nämlichen Nacht von der allerseligsten Jungfrau aus dem Gefängnisse erlöst worden sei, in welcher sie es der betrübten Mutter verheißen hatte. (Ex calendario Mariano.)

9) Wunderbare Bekehrung des Israeliten Alphons Maria Ratisbonne. Dieser reiche Jude wurde zu Straßburg, am 1. Mai d. J. 1814 geboren. Seine Eltern ließen ihn in allen Kenntnissen unterrichten, die in der vornehmen Welt etwas gelten. Sein reicher Onkel, der sich auch zur israelitischen Religion bekannte, und kinderlos war, hatte ihm Pferde, Kutsche und Geld im größten Ueberfluß geschenkt, und wollte ihm zuletzt sein großes, reiches Geschäft übertragen. Ratisbonne war zugleich mit einem Mädchen verlobt, wovon er selbst sagte, man könne sich keines denken, das sanfter, liebenswürdiger und schöner wäre, als seine Braut. Ein Mensch, welcher Ueberfluß an allen zeitlichen Gütern hat, denkt, wenn er auch zufälliger Weise getauft wäre, nicht gern an Gott; wie wird dieses erst bei dem jungen, reichen Juden der Fall gewesen sein! An die jüdische Religion glaubte er nicht, und die christliche haßte er. Da aber seine Braut erst sechzehn Jahre alt war, so wurde die Heirath noch aufgeschoben, und er machte eine größere Reise, um sich in der Welt umzusehen; durch ein eigenes Geschick kam er auch nach Rom. Hier wurde sein Haß gegen das Christenthum durch einige Umstände erst noch stärker angeblasen, so daß er nicht genug Spott und Lästerungen gegen die katholische Kirche aussprechen konnte. Da er nun einmal wieder über den christlichen Glauben spottete, weil ein sehr frommer Herr, Büssieres mit Namen, in seiner Gegenwart von Religion redete, kam dieser, wie durch Eingebung Gottes, auf den seltsamen Gedanken, dem höhnischen Juden zuzumuthen, er sollte die Denkmünze der heiligen

Jungfrau sich anhängen lassen, das Gebet des heiligen Bernard: „Gedenke, o gütigste Jungfrau, es sei etwas Unerhörtes, daß Jemand verlassen geblieben sei, welcher zu Dir seine Zuflucht genommen," abschreiben, und täglich Morgens und Abends beten; Ratisbonne sollte auf diese Art selbst versuchen, ob etwas an der katholischen Religion sei, oder nicht. Nachdem er Anfangs darüber gelacht, und sich geweigert hatte, ließ sich Ratisbonne endlich die Denkmünze und das geschriebene Gebet aufdringen mit dem Gedanken, er wolle das als eine katholische Lächerlichkeit und als einen Spaß seiner Braut vorweisen. Obwohl er aber in seinem Spott gegen das Christenthum fortfuhr, kam ihm doch zuweilen das Gebet in den Sinn, dessen Worte er gegen seinen Willen in der Seele vernahm.

Zu der nämlichen Zeit lebte in Rom der ehemalige Minister von Frankreich, Ferronays. Derselbe war ein äußerst religiöser, tugendhafter Mann; Bussieres, der mit ihm gut bekannt war, redete mit ihm auch von Ratisbonne, und bat ihn, für denselben zu beten. Ferronays versprach dieses, und sagte freundlich: „Ich sage dir voraus, der Jude wird sich gewiß noch bekehren." Am folgenden Morgen ging Ferronays in die heilige Messe, und am Abend desselben Tages starb er eines plötzlichen Todes. Als zwei Tage darauf Bussieres in die Kirche St. Andreas gehen wollte, um wegen der Leichenfeierlichkeit für Ferronays etwas anzuordnen, begegnete ihm Ratisbonne auf der Straße. Bussieres lud ihn ein zu einer gemeinsamen Spazierfahrt, und sagte, er sollte nur einige Minuten warten, bis er seine Angelegenheiten besorgt habe. Während er nun in die Sakristei ging, wollte sich Ratisbonne in der Kirche, die eben nicht groß war, umsehen.

Als Bussieres zurückkam, fand er seinen Begleiter am Eingang einer kleinen Kapelle knien, das Gesicht auf die Hände gelegt; Bussieres redete ihn an, und berührte ihn einige Male an den Schultern, bekam aber keine Antwort; endlich richtete er ihm gewaltsam den Kopf in die Höhe. Da sah er, wie Ratisbonne heftig weinte, und die Medaille vielmal küßte — sein erstes Wort war: „ach, wie hat dieser Mann für mich gebetet!" Er meinte damit den verstorbenen Ferronays, den er aber nie im Leben gesehen, und von dessen Gebet für ihn er nichts gehört hatte. — Als Ratisbonne sich von seiner heftigen Gemüths-Aufregung erholt hatte, erzählte er, in der Kirche sei ihn eine plötzliche Unruhe angekommen; die Kirche sei ihm unsichtbar geworden, und nur aus der Kapelle habe ein großer Lichtglanz gestrahlt, und in Mitte des Glanzes die Jungfrau Maria, groß leuchtend, voll der Majestät und Süßigkeit; er sei auf die Knie niedergesunken, und auf einmal

sei ein lebendiger Glaube an die christliche Religion, und ein heißes Verlangen, getauft zu werden, in seiner Seele erwacht. „Im Augenblick," sagte er später, „fiel es mir wie eine Binde vom Auge des Geistes; wie Schnee, Eis und Unrath vor den brennenden Strahlen der Sonne verschwinden; von den Vorurtheilen gegen das Christenthum, die ich von Kindheit in mir hatte, war auch keine Spur in mir übrig. Mit dem Anblick jener Erscheinung hatte ich einen Blick in die Gesammtheit der katholischen Wahrheit, obschon ich früher nie ein katholisches Buch gelesen hatte, und all mein Sinnen und Streben dem Christenthum feindselig gewesen war."

Ratisbonne ließ sich taufen, und da er seine Braut nicht bereden konnte, auch das Christenthum anzunehmen, entsagte er ihr, wurde ein Priester, führt ein sehr christliches und sehr priesterliches Leben, und wendet seither alle Mühe und allen Eifer an, seine ehemaligen Brüder, die Juden, auch zur Bekehrung zu bringen. (Nach Alb. Stolz.)

Ein schönes Beispiel, welches zeigt, wie wir nächst Gott auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria vertrauen sollen, geben uns

h) Die Mohrenknaben aus der Missionsschule von Chartum in Afrika. Mehrere Mohrenknaben waren zur Taufe vorbereitet, und der Sonntag als der Tag zum Empfange dieses heiligen Sakramentes bestimmt. Samstag Abends sah Knoblecher, der Gründer dieser Missionsschule, der am 13. April d. J. 1857 in das bessere Leben hinüberging, im Schlafzimmer der Negerknaben nach, und fand dieselben — um eine Zeit, in welcher sie nach der Hausordnung sich schon auf ihren Lagerstätten hätten befinden sollen, — noch vor einem Bilde der seligen Jungfrau kniend, andächtig betend. Er fragte: „Warum habt Ihr Euch heute noch nicht schlafen gelegt, und was macht Ihr da?"

Da antwortete Einer: „Wir haben ausgemacht, daß wir beten, und die heiligste Maria anrufen wollen, daß uns unser Herrgott nur noch den morgigen Tag erleben lasse; denn wenn wir von morgen an sterben, das macht nichts, da werden wir ja sicher in den Himmel kommen!" (Sternkalender, 1858.)

i) Maria, die Zuflucht der Sünder. Vater und Mutter waren gestorben, und hinterließen eine einzige Tochter, Beatrice mit Namen. Sie hatten nicht versäumt, in das Herz des geliebten Kindes den Keim der Tugend und Frömmigkeit zu legen, und ihr mit allem Eifer eine herzliche Andacht zur göttlichen Mutter einzupflanzen. Was die guten Eltern begonnen, gereichte auch dem Kinde zum größten Troste für das Leben, und erwarb ihm noch die besondere Gnade, in der Hand Gottes ein Werkzeug zu sein zur Bekehrung eines großen

Sünders; denn kaum sah sich das fromme Mädchen verwaist, so eilte es in kindlicher Andacht zu einem Bilde Mariens, und bat die göttliche Mutter, daß sie nun an ihr Mutterstelle vertreten möchte. Beatrice nannte auch von nun an Maria stets „ihre Mutter," und unterließ niemals, täglich die Maria geweihte Kapelle, die am Saume des Waldes lag, zu besuchen, selbe mit Blumen zu schmücken, und ein frommes Lied zu singen.

So kniete sie einmal, einfach gekleidet, vor dem heiligen Bilde, Betrübniß schien in die kindlichen Züge des Mädchens ihre Spuren gegraben zu haben, und traurig klang ihr Abendgesang. Plötzlich hielt sie inne, ihr Gesang verstummte: „Mutter meines Herrn!" rief sie, „hörte ich nicht Tritte?"

Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie hörte etwas im Gebüsche rauschen, und plötzlich stand ein ältlich aussehender Mann vor ihr. Beatrice sprang auf; ein halberstickter Schrei des Schreckens entwand sich ihrer Brust, und ängstlich blickte sie nach der fremden Gestalt. Der Fremde war gut gekleidet; aber Leidenschaften und Sorgen schienen in seiner Stirne die tiefen Furchen gegraben, und die heißen Sonnenstrahlen sein Angesicht gebräunt zu haben. Er heftete sein blitzendes, schwarzes Auge auf das zitternde Kind: „Habe ich dich erschreckt, mein Kind?" fragte er mit sanftem Tone, der ihm keineswegs natürlich schien.

„Nicht gar sehr," antwortete harmlos das Mädchen. „Täglich komme ich hieher, um mit frischen Blumen das Bild meiner lieben Mutter zu schmücken, und mein Abendlied zu singen. Kommt auch Ihr, um hier zu beten?"

„Einst war ich auch so ein Thor, wie du!" entgegnete mit spöttischem Hohne der Fremde. „Auch ich habe vor solchen Bildern gesungen und gebetet. — Diese Zeit ist vorüber! Es geziemt einem Manne nicht, vor einem Weibe seine Knie zu beugen!"

„O sprecht nicht so von meiner Mutter! Sie ist so gut gegen Alle, die sie lieben!" — „Gut, mein Kind! Ich will nicht so reden, wenn es dich kränkt. Aber kennst du mich?" „Nein, Herr!" antwortete bebend das Mädchen.

„So wisse denn: Ich bin Carlo Benzoni," entgegnete er stolz. — Beatrice fiel vor Entsetzen auf ihre Knie, und streckte flehend ihre Hände nach ihm aus.

„Warum zitterst du, thörichtes Mädchen? Hast du von mir gehört?"

„Gehört von Euch?" rief das Mädchen, und sprang auf, wie von

neuem Muthe beseelt; „welcher Italiener hat nicht gehört von Carlo Benzoni? — Carlo Benzoni, dessen Leidenschaft und Rache keine Gränzen kennt, dessen Name Schrecken, dessen Freunde die schrecklichste Geißel sind für uns! Gehört von euch? Ja, oft um Mitternacht schreckte mich die Erinnerung an eure schwarzen Missethaten aus dem Schlafe, und nur, wenn ich mich in Angst bekreuzt, und Euch **Maria**, der Zuflucht der Sünder empfohlen, konnte ich Ruhe finden."

„Halt ein!" rief der Räuber unmuthig, „reize den Löwen nicht zum Zorne, mich kostet es nur ein Zeichen, und aus des Waldes Dickicht stürzen meine Genossen hervor, um dich, wie einen Wurm im Staube zu zertreten."

„Das wirst du nicht thun," Carlo Benzoni. „Denk' an deine Jugendzeit, die Zeit deiner Unschuld! Hast du keine Mutter mehr?"

Da verzogen sich die schwarzen Gewitterwolken auf der Stirne des Räubers; eine Thräne glänzte in seinem Auge; die Reue erwachte; der versiegte Quell der Thräne rieselte wieder. Beatrice bemerkte die Bewegung; von Hoffnung beseelt flehte sie zur allerseligsten Gottesmutter.

„O diese Thräne ist ein Beweis, daß die Erinnerung an Eure Jugendzeit Euch zur Reue erweicht," sprach das fromme Mädchen. „O erinnert Euch an unserer Mutter Liebe, an unserer Mutter Schmerz. Bereuet Eure Sünden! Maria betet für Euch. O kniet mit mir nieder, betet mit mir!" Und das fromme Kind warf sich auf seine Knie, und indem sie ein Cruzifix, das sie in den Händen hielt, hoch erhob, betete sie mit Inbrunst das herrliche Gebet des heiligen Bernardus: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, daß von Ewigkeit her nicht gehört worden, daß Jemand, der zu Dir seine Zuflucht nahm, Deinen Beistand anrief, und um Deine Fürbitte flehte, von Dir sei verlassen worden! Durch solches Vertrauen ermuntert nehme ich meine Zuflucht zu Dir, o Maria, Jungfrau über alle Jungfrauen, und Mutter Jesu Christi! Zu Dir komme ich, zu Dir eile ich, vor Dir flehe ich, als sündiger Mensch, seufzend und zitternd! Herrscherin der Welt, Mutter des ewigen Wortes, wolle doch meine Worte nicht verschmähen, sondern höre mich gnädig an, und erhöre mich Armseligen, der ich aus diesem Thale der Zähren um Hülfe rufe! Stehe mir bei, in allen meinen Nöthen, jetzt und allezeit, und am allermeisten in der Stunde meines Todes, o gütige, o süße, o milde Jungfrau Maria!" Als sie beim letzten Worte sich umwandte, da sah sie — wer kann ihr freudiges Erstaunen beschreiben? — da sah sie den stolzen Mann auf seinen Knien; Thränen strömten aus seinen Augen in den Staub hinab. Plötzlich sprang er auf, riß das Cruzifix aus ihren Händen, und war

im Gebüsch verschwunden. Beatrice eilte gedankenvoll und unablässig betend nach Hause.

Viele Jahre waren verflossen. Beatrice war Nonne geworden. Ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit wegen hatten ihre Mitschwestern sie zur Oberin gewählt. Eines Tages rief sie die Pförtnerin ins Sprachzimmer. Dort erwartete sie ein fremder Mönch, und begrüßte sie mit den Worten: „Gott segne dich, meine Tochter! Kennst du mich nicht mehr?" Er schob seine Kapuze zurück; sein schwarzes Auge begegnete dem ihrigen — das war Carlo Benzoni, der blutbefleckte Räuber.

Er zog ein Cruzifix aus seiner Brust hervor, und zeigte es ihr mit den Worten: „Carlo Benzoni nahm es von dir — Pater Franziskus gibt es zurück. Gott segne meine Retterin!" O wunderbares Wirken der göttlichen Gnade auf die Fürbitte Mariens! —

(Friedl. Stunden.)

Aussprüche. Woher kommt es, daß wir oft schneller erhört werden, wenn wir Mariam, als wenn wir Jesum anrufen? Das geschieht nicht darum, als ob die Mutter größer und mächtiger wäre, als der Sohn; denn sie ist nur durch Ihn mächtig. Die Sache verhält sich vielmehr so: Ihr Sohn ist der höchste Richter aller Menschen, der alle unsere Verdienste und Vergehungen weiß. Rufen wir Seinen Namen an, und Er erhört uns nicht, weil Er ein strenger Richter ist, so handelt Er ganz nach seiner Gerechtigkeit. Ruft man aber den Namen Seiner heiligen Mutter an, und verdient es der Bittende nicht, daß er um seiner selbst willen erhört werde, so verdient es doch die Mutter, welche für ihn bittet, und ihre Verdienste für den Unwürdigen reden läßt, damit er erhört werde.

(St. Anselm. lib. de excell. Virg.)

Maria ist die Königin der Barmherzigkeit, die Herrscherin der Welt, die Königin des Himmels, die (vorzüglichste) Jungfrau unter den Jungfrauen, die vorzüglichste Heilige unter den Heiligen, das Licht der Blinden, der Ruhm der Gerechten, die Begnadigung der Sünder, die Rettung für die Verzweifelnden, die Stärkung für die Ermattenden, das Heil der Welt, der Spiegel aller Tugend.

(S. Bern. serm. super Salve Regina, in fin.)

Du bist ein fruchtbarer Acker, o Maria! voll der Tugenden, voll der Gnaden. (S. Bern. serm. 4. circa med.)

So wie, o Seligste! ein jeder, der sich von dir wendet, und von dir nicht beschützt wird, nothwendiger Weise zu Grunde gehen muß,

so ist es auch ebenso unmöglich, daß ein Mensch, der sich von dir wendet, und von dir nicht geliebt wird, zu Grunde gehe.

(St. Bon. Lib. 1. in pharetra, cap. 5. in fine.)

Alle Feinde fliehen vom Todbette, wenn Maria, die Himmelskönigin erscheint. Wenn Maria für uns ist, wer kann wider uns sein? (St. Antoniu.)

Du bist, Maria! die einzige Hoffnung der Sünder; durch dich hoffen wir Vergebung der Sünden, und in Dir ist die seligste Erwartung der (ewigen) Belohnung.

(St. Aug. Serm. in Annunc. B. M. V. in fine.)

O Mensch! du magst in was immer für einer Widerwärtigkeit dich befinden, so fliehe zu Maria; du magst von Sünden bedrängt, oder durch Verfolgungen geängstigt, oder durch Versuchungen beunruhigt sein, so eile diesem Thurme zu, so nimm deine Zuflucht zu Marien. (S. Thom. a Villanova, tom. 2. conc. 1 de Assumt. B. M. P. post init.)

Wir können aber auf Mariens Fürbitte desto zuversichtlicher vertrauen, da Maria

c) auch unsere Mutter ist. „Denn," sagt der heilige Bernardin, „durch die Worte Christi: „Siehe da deine Mutter!" wurde Maria um der großen Liebe willen, die sie zu uns trug, nicht nur die Mutter des Johannes, nein, sie wurde die Mutter aller Menschen." (S. Bernardin. tom. 1. serm. 55.) Und der heilige Anselm ruft aus: „O seliges Vertrauen, o sichere Zuflucht! Die Mutter meines Gottes ist zugleich auch meine Mutter. Mit welcher Gewißheit können wir daher unsere Seligkeit hoffen, da dieselbe von der Entscheidung unsers guten Bruders (Christi) und unserer liebevollen Mutter abhängt!" (St. Anselm. in depr. ad Virg.)

Beispiele. α) Die Brodmutter Friedlands. In der Pfarrkirche von St. Nikolaus in Znaim befindet sich auf dem Seitenaltare rechter Hand ein hölzernes Marienbild, eine Statue, welche ebenso bekleidet ist, wie das Muttergottesbild von Maria-Zell.

In der schrecklichsten Zeit des dreißigjährigen Krieges war es, als Dorothea Anna Maria, eine geborne Gräfin von Lodron, welche in erster Ehe mit dem Grafen Gallas vermählt war, an seiner Seite den Feldzügen in Deutschland beiwohnte. Das wilde Kriegsvolk verübte damals in den Kirchen unerhörte Frevel. Da geschah es, daß die Gräfin, von einer Sicherheitswache umgeben, in eine solche verwüstete Kirche trat, und dort einige wilde Kriegsknechte antraf, welche eben ein aus Holz geschnitztes, schönes Marienbild in die hellauflodern-

den Flammen werfen wollten. Kaum hatte die fromme Frau dieses gottlose Treiben bemerkt, so nahm sie das Bild aus den Händen der rohen Leute, und trug es mit aller Ehrerbietung, die dem tiefern weiblichen Gemüthe eigen ist, in ihre Wohnung. Es war ihr liebstes Hausgeräthe, ein besonderer Gegenstand ihrer täglichen Andacht.

Die Gräfin führte, wenn sie ihren Gemahl in den Krieg geleitete, wo Noth und allgemeines Elend in unzähligen Bildern vor Augen lag, immer auch einen Feldkasten bei sich, worin sie, als ein Vorbild vorsorgender deutscher Hausfrauen, das Brod für ihre Dienstleute aufbewahrte; auch die kranken Soldaten wurden davon gespeist. Diesen Brodkasten pflegte sie mit einem Tuche zu bedecken, und das Marienbild, welches sie dem Feuer entrissen hatte, mit zwei brennenden Kerzen darauf zu stellen. So war der Feldaltar fertig. Und, o Wunder — erzählt eine Legende — wenn das Bildniß Mariens auf diesem Kasten stand, so wurde bei der Austheilung das Brod niemals weniger, so viel auch für die Hofleute, und für die kranken, armen Soldaten heraus genommen wurde; sobald aber das Bildniß Mariens von dem Kasten weggerückt wurde, wurde das Brod in demselben vermindert. Alle waren darüber erstaunt, und ihr Vertrauen zu der himmlischen Mutter stieg mit jeder Mahlzeit.

Nachdem der Krieg beendigt war, verlieh Kaiser Ferdinand III. dem Grafen wegen seiner großen geleisteten Dienste die große Herrschaft Friedland, welche nach der Ermordung Wallensteins der böhmischen Krone anheim gefallen war, wohin denn auch die Gräfin ihr theures Marienbild brachte, und in der Schloßkapelle feierlich aufstellte.

Das Marienbild wurde daher „die Brodmutter" von Einheimischen und Fremden genannt. Das Bild kam später an das Kloster St. Clara in Znaim, und blieb dort bis zur Aufhebung desselben i. J. 1782. (Heilige Sagen in Oesterreich.)

β) Die arme Waise. Agatha, die Tochter eines armen Tagwerkers, verlor schon frühzeitig ihren guten Vater. Die fromme Mutter gab sich alle Mühe, ihr Kind in der Furcht Gottes zu erziehen. „Liebes Kind!" sagte sie oft, „ich bin arm, und kann dir nichts hinterlassen. Aber vertraue nur auf Gott und die Fürbitte der himmlischen Mutter, und du wirst reich genug sein." Als Agatha zwölf Jahre alt war, wurde ihre gute Mutter krank. Bald darauf brach im Dorfe Feuer aus, welches weit um sich griff, und auch das Häuschen ihrer Mutter einäscherte. Die kranke Mutter wurde in eine Scheune gebracht, und der Schrecken wie auch die Verkältung bewirkten, daß die Kranke noch schwächer wurde, und nach zwei Tagen starb.

Agatha war nun eine wahrhaft arme, verlassene Waise. Sie war über den Tod ihrer guten Mutter fast untröstlich. Sie konnte nichts, als weinen, jammern, und auf Gottes Hülfe und Mariens Fürbitte vertrauen.

In der nächsten Nacht hatte Agatha einen lieblichen Traum. Es kam ihr vor, als stände Maria, die himmlische Mutter, von hellem Glanze umgeben, vor ihr. „Sei getrost, liebes Kind!“ sagte sie. „Wenn du auch keinen Vater und keine Mutter auf Erden mehr hast, so bist du doch nicht ganz verlassen. Gott ist dein Vater; ich werde deine Mutter sein, und es wird dir immer wohl ergehen.“ Diese trostreichen Worte gingen auch in Erfüllung. Denn eine vermögliche Frau, welche von der Dürftigkeit der kleinen Waise hörte, nahm sie an Kindesstatt an, und es ging ihr immer gut.

Wenn des größten Leidens schwere Schläge
Angehäuft auf unserm Haupte ruh'n,
Wenn wir durch die rauhen Dornenwege
Kraftbedürftig matte Schritte thun,
Wenn der Hoffnung letzter Strahl verschwunden,
Und das Herz in tausend schweren Wunden,
Ach, beinah' im letzten Kampfe bricht:
Dann verlasse deine Kinder nicht.
O Maria hilf!

Weil wir aber nach dem Ausspruche des heiligen Bernard nur dann der Fürbitte Maria's theilhaftig werden, wenn wir dem Beispiele ihres heiligen Wandels nachfolgen, so ist es auch unsere Pflicht

d) ihre Tugend als Vorbild unsers Lebens zu nehmen. Wenn wir ihre Lebensgeschichte betrachten, so sehen wir, wie aufrichtig ihr Bestreben war, sich jede gute Eigenschaft der Seele zu erwerben. Sie ist ein Vorbild aller Tugenden. Mit frommer Begeisterung rief sie aus, als sie die frohe Botschaft des Engels vernommen hatte: „Meine Seele preise den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heil!“ (Luk. 1, 46—47.) Mit demüthigem Herzen sprach sie: „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte.“ (Luk. 1, 38.) Ihre Reinheit wird uns schon aus den Worten offenbar, welche sie zum Engel sprach: „Wie soll das geschehen, da ich von keinem Manne weiß?“ (Luk. 1, 34.) Mit Recht konnte man sie auf die Worte des hohen Liedes anwenden: „Wie eine Lilie unter den Dörnern, so ist meine Freundin unter den Töchtern.... Ganz schön bist du, meine Freundin; keine Mackel ist an dir.“ (Hoh. L. 2, 2, und 4, 7.) Obgleich Maria, als die Mutter des göttlichen Erlösers, nicht wäre verpflichtet

gewesen, das Gesetz zu beobachten, das nur für gewöhnliche Mütter und Kinder gegeben war, so entrichtete sie doch mit willigem Gehorsam, nach dem Gesetz des Moses, das vorgeschriebene Opfer, und opferte, gleich den ärmsten Israelitinnen, ein Paar junge Tauben. Kaum erhielt Maria die frohe Botschaft, sie werde die Mutter des Erlösers sein, so dachte sie schon daran, ein Werk der Freundschaft auszuüben. Nicht achtend alle Beschwerden, eilte sie weithin über die Gebirge vom fernen Nazareth her, in das Priesterstädtchen Judäa's, wo ihre Verwandten, Zacharias und Elisabeth, wohnten, um ihr die frohe Botschaft mitzutheilen, und den Segen des verheißenen und empfangenen Heilandes zu bringen. Mit welcher zärtlichen Sorgfalt und Mutterliebe suchte wohl Maria mit Joseph ihren holden Jesus, als er am Osterfeste zu Jerusalem zurückblieb, bis sie ihn erst am dritten Tage, mitten unter den Lehrern wiederfanden. Es mußte ihr wohl viele Mühe und Sorgen verursacht haben, daß sie ihn so lange nicht fand; aber ohne ihm unfreundliche Vorwürfe zu machen, sprach sie mit herzlicher Güte und Sanftmuth: „Mein Kind, warum hast du uns dieß gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ (Luk. 2, 48.) Wie rührend zeigt sich ihre Nächstenliebe bei der Hochzeit zu Cana! Da sie dem Mangel am Weine nicht abhelfen konnte, that sie es durch ihre Fürbitte, und sprach zu Jesu, gewiß mit einem flehentlichen Blicke: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Und wie standhaft und geduldig war endlich Maria, als sie unter dem Kreuze ihres vielgeliebten Sohnes Jesus stand, und Ihn mit der Dornenkrone, und voll Blut und Wunden von den Geißelstreichen, mit durchbohrten Händen und Füßen am Kreuze erblickte! Ja, da war es ihr, als durchbohre, nach Simeons Weissagung, ihre Seele ein Schwert. Aber, wie sie ehemals, als der Engel ihr die Freudenbotschaft brachte, gesagt hat, so dachte sie auch jetzt in ihrem tiefsten Leiden, und hatte keinen andern Sinn und Gedanken als: „Der Wille des Herrn geschehe!“ So dient uns Maria in allen Lagen unsers Lebens zu einem erhabenen Beispiele jeder Tugend. Mit Recht nennen wir sie den „Spiegel der Gerechtigkeit.“ Von ihr konnte man sagen, wie es in den Sprüchwörtern Salomons heißt: „Viele Töchter haben sich Tugenden gesammelt, du aber hast sie alle übertroffen.“ (Spr. 31, 29.) Daher sagte auch der heilige Thomas von Villanova: „Alles, was in den Heiligen Ausgezeichnetes war, kann man in Maria finden. In ihr war die Geduld des Job, die Sanftmuth des Moses, der Glaube des Abraham, die Reinheit des Joseph, die Demuth des

David, die Weisheit des Salomon, der Eifer des Elias, die Keuschheit der Jungfrauen, die Stärke der Märtyrer, die Frömmigkeit der Bekenner, die Weisheit der Kirchenlehrer, die Enthaltsamkeit der Einsiedler (Tom. 1. conc. 3. de Nativ. B. M. V. ante fin.) Und der heilige Anselm ruft die allerseligste Jungfrau mit folgenden Worten an: „O Gebenedeite unter den Weibern! du übertriffst die Engel an Reinheit, die Heiligen an Frömmigkeit!“ (S. Anselm. in invocat. B. M. V. ante fin.)

Beispiele. *α*) Was ein Kind Mariä vermag. In einer Gegend Tirol's steht ein steiler Felsen, und ragt furchtbar in die Lüfte. Auf der Spitze des Felsens liegt hart am Abgrunde ein Frauenkloster, in welchem noch heut zu Tage unter der Regel des heiligen Benedikt gottgeweihte Jungfrauen leben. Zur Zeit, als die französischen Räuberbanden unser Vaterland verheerten, und die jungfräuliche Unschuld vor Entehrung eben so wenig sicher war, als Gut und Geld vor ihrer zügellosen Raubgier, wurde auch dieses wehrlose Kloster von ihnen erstiegen, und mit schnödem Unfug geplündert. Einer von diesem Raubgesindel bemerkte eine junge Klosterfrau, und von böser Begierde entzündet, jagte er der Fliehenden nach. Die Jungfrau floh vom ersten Stockwerk in die obern Gänge, und der Verführer ihr nach; sie floh aus den Gängen auf's Dach, und der Verführer ihr nach. Hier in fürchterlicher Höhe, am Rande der Felsenwand, die sich steil in die schauerliche Tiefe senket, unter freiem Himmel, vom nahen Verfolger geängstigt, und gedrängt von entsetzlicher Furcht, stürzte sie im Glauben auf Jesum Christum, und in Erinnerung an die unbefleckte Jungfrau Maria in die klaffende Tiefe, und erst nach einigen Wochen fand man noch wenige Ueberreste ihres zerschmetterten Gebeines. (Nach Dom. Mettenleiter.)

β) Noch ein ähnliches Beispiel. Marzellina Crochin war von armen Eltern geboren, und mußte daher in einer Werkstätte von Paris arbeiten, um ihr Brod zu verdienen. So arm aber Marzellina an irdischen Gütern war, hatte sie doch in einem andern höhern Sinne einen großen Reichthum. Sie war in den Grundsätzen des Glaubens und in einer so großen Verehrung der heiligsten Jungfrau erzogen worden, daß sie Alles erlangte, um was sie durch ihre Fürbitte bat. In dem nämlichen Hause fanden auch ihre Eltern durch Arbeit ihr genügendes Auskommen.

Der Besitzer der Fabrik, in welcher Marzellina mit ihren Eltern arbeitete, wollte jenes unschuldige Mädchen zu Dingen verleiten, die eines Christen unwürdig, und dem lieben Gott und allen guten Menschen verhaßt sind. Er versprach ihr eine bedeutende Summe Geldes,

gab ihr zu verstehen, daß ihre Eltern, für welche sie die größte Achtung hatte, von ihm dann in bessere Vermögens=Umstände versetzt würden; ja, er brachte es sogar dahin, daß ihr Vater selbst seine Tochter bereden wollte, den sündhaften Zumuthungen des Fabrikanten zu folgen. Allein das sittsame Mädchen wies, im Hinblicke auf die reinste, unbefleckte Jungfrau Maria, auch diese Vorstellungen des Vaters, wie früher die schändlichen Vorschläge ihres Gebieters zurück. Da nun dieser sah, daß seine Anerbietungen nichts halfen, so nahm er ihren Eltern Alles, was sie hatten, unter dem Vorwande, daß sie ihm schuldig seien, und jagte sie aus der Werkstätte. Ihr Vater machte ihr bittere Vorwürfe und sagte: „Du eigensinnige Tochter! Du bist Ursache an unserm Unglücke; denn hättest du in die Anträge, die man dir machte, eingewilligt, so wären wir glücklich, da wir hingegen jetzt vielleicht vor Elend gar umkommen und verhungern müssen.“ Bald darauf wurden zu ihrem noch größern Unglücke ihre Eltern krank. Arzt und Apotheke verursachten der guten Tochter noch größere Auslagen. Nun hätte sie bald aus Liebe zu ihren Eltern sich entschlossen, den bösen Zumuthungen des Gebieters zu folgen. „Doch nein!“ dachte sie bei sich selbst, „ich will dem Beispiele der unbefleckten Jungfrau treu bleiben, und nicht in Sünde und Schande einwilligen!“ Und sieh! diese ausdauernde Treue, mit welcher Marzellina ihren guten Vorsatz zu erfüllen suchte, blieb nicht unbelohnt. Denn am folgenden Tage geschah es, daß der Arzt die kranken Eltern besuchte, und sagte, er komme eben von einer reichen irländischen Dame, welche von einer ansteckenden Krankheit befallen wurde, und wegen der Gefahr, davon angesteckt zu werden, trotz aller vortheilhaften Anerbietungen keine Wärterin finden könne. Marzellina war gleich bereit, diesen Platz anzunehmen. „Mit Freuden,“ sagte sie, „nehme ich diesen Platz an. Die allerseligste Jungfrau war ja auch stets die beste Freundin der Kranken, und mit Recht wird sie „das Heil der Kranken“ genannt. Ueberdieß kann ich dadurch meinen Eltern Brod verschaffen. Gott mag mit mir dann thun, was er will.“ Marzellina trat nun in den Dienst der kranken Frau, und verpflegte sie mit aller Sorgfalt und Liebe. Sie blieb von der Krankheit verschont. Die reiche Frau war von der Treue, mit welcher Marzellina ihr gedient hatte, gerührt; sie ließ ihren Eltern ein bedeutendes Jahrgeld auszahlen, wodurch diese in den Stand gesetzt wurden, nicht bloß bequem zu leben, sondern auch für sich und ihre Tochter einen Nothpfennig für die Zukunft zurückzulegen.

Der beharrliche Gedanke: „Jesus und Maria!“ ist die beste Waffe im Kampfe wider alle Versuchungen.

γ) Eine himmlische Erscheinung. Die heilige Verena hatte in ihrem ganzen Leben eine besondere Verehrung gegen Maria, die seligste Jungfrau, gehabt, sich deren jungfräuliche Tugenden zum Vorbild gewählt, und sich bemüht, auch eine treue Magd des Herrn zu sein. Deßhalb wurde sie noch vor ihrem Hinscheiden, wie man erzählt, durch eine sehr liebliche, himmlische Erscheinung erfreut. Denn eines Tages verfiel sie in eine Entzückung, und erblickte die heiligste Jungfrau, von vielen heiligen Jungfrauen und heiligen Engeln umgeben. Maria blickte sie mit unbeschreiblich freundlichem Lächeln an, und sagte zu ihr: „Du treue Magd des Herrn und reine Braut Christi, komm nun mit uns und empfange die Krone, die Er dir bereitet hat. Bald darauf verschied sie sanft und selig, um das Jahr 304.

Möchten doch auch wir uns bestreben, dem Beispiele der reinsten Jungfrau, wie Verena, in allen Tugenden nachzufolgen, damit auch unser Hinscheiden so selig und schön, wie bei jener heiligen Jungfrau sein möge!

In Demuth zu wandeln,
Rechtschaffen zu handeln,
Die Sünde zu flieh'n:
Dem Höchsten in Allen
Allein zu gefallen,
Sich eifrig bemüh'n;
Dieß lehrte voll Tugend
Schon früh in der Jugend
Die Mutter des Herrn.
D'rum Christen! betrachtet
Ihr Beispiel, und achtet
Die Mutter des Herrn.

Obwohl die Fürbitte und Nachfolge Mariens das Wichtigste ist, wodurch wir die allerseligste Jungfrau verehren, so gibt es doch auch noch verschiedene Andachtsübungen und Handlungen, wodurch ihre Verherrlichung besonders bewerkstelligt wird.

§. 33. Was dient insbesondere zur Verehrung Mariens?

So wie gute Kinder ihrer lieben Mutter oft durch Geschenke und verschiedene Ehrenbezeigungen ihre Liebe und Dankbarkeit, die ihr Herz gegen sie empfindet, ausdrücken, so ist es auch eine der wichtigsten Pflichten unserer heiligen Religion, unsere kindliche Verehrung und Liebe, die wir der himmlischen Mutter Maria schuldig sind, durch Andachtsübungen und andere gute Werke zu bezeigen.

Die gewöhnlichsten Andachtsübungen und gute Werke, die besonders der himmlischen Mutter gefallen, sind:

a) Das andächtige Beten des englischen Grußes. Mit Recht wird der englische Gruß von allen katholischen Christen dem Vater unser angefügt; denn er ist auch nächst diesem das schönste Gebet. Er besteht, wie wir schon aus der Auslegung desselben (II. Bd. S. 522 — 533.) wissen, aus den edelsten Theilen: aus den Worten des Erzengels Gabriel, aus den Worten der alten ehrwürdigen Base Elisabeth, und aus den Worten der katholischen Kirche. Dieses Gebet ist aber auch der allerseligsten Jungfrau am angenehmsten. Denn es enthält die freudenreiche Botschaft, daß Maria die Mutter des göttlichen Erlösers werden sollte. Sowie aber uns hier auf Erden jener Tag unvergeßlich ist, wo uns Gott einer besondern Gnade gewürdigt, oder uns eine große Wohlthat erwiesen hat, so blickt auch Maria mit inniger Freude auf jenen Tag zurück, wo der Herr sie über alle Engel und Heiligen erhoben, und zur Mutter des göttlichen Heilandes auserwählt hat. Deßhalb hört sie den englischen Gruß sehr gerne. So oft sie ihn vernimmt, empfindet ihr Herz eine solche Freude, wie in jenem Augenblicke, wo der Erzengel Gabriel ihr die frohe Botschaft verkündet hatte. Sie erwiedert diesen Gruß damit, indem sie demjenigen, der sie damit erfreut, eine neue Gnade von Gott erfleht. Denn der heilige Bonaventura sagt, daß sie auf solche Weise demjenigen antworte, der sie begrüßt. Und Richardus a Sancto Victore, ein ehrwürdiger Kirchenschriftsteller, spricht: „Wäre es wohl möglich, daß, wenn Jemand zur Mutter des Herrn kommt, und zu ihr spricht: „Gegrüßt seist du Maria!“ sie ihm eine Gnade abschlagen könne?“

Beispiele. aa) Eine Verheißung der göttlichen Mutter. Die göttliche Mutter versprach selbst der heiligen Gertrud, sie wolle ihr so oftmal im Tode beistehen, als sie das Ave Maria zu ihr gesprochen habe.

bb) Die Frucht einer Predigt. In Bamberg lebte ein heidnischer Diener, welcher Martin Guttrich hieß; dieser hörte den Weihbischof von Bamberg sagen, daß jener nicht zu Grunde gehen könne, der Maria kindlich verehre. Der Heide betete nun täglich früh und Abends siebenmal den englischen Gruß drei Jahre hindurch, worauf er krank wurde, und dem Tode nahe kam. Da erschien ihm Maria am Feste ihrer unbefleckten Empfängniß, ermahnte ihn, die heiligen Sakramente der christkatholischen Kirche zu empfangen, und versprach ihm, daß sie am Tage und um die nämliche Stunde, wo

sie Jesum geboren hatte, wieder kommen, und ihn zu ihrem göttlichen Sohne abholen werde, wie es auch geschah.

Wenn nun die Verehrung eines unwissenden heidnischen Dieners der seligsten Jungfrau Maria so sehr gefallen hatte, daß sie ihm dafür die größte Gnade eines christlichen und glückseligen Todes erwirkte, o wie wohlgefällig muß ihr um so mehr die Verehrung der Christen sein, und wie viele kostbare Gnaden können wir durch sie für die Seele und für den Leib erhalten! (Marien-Predigten.)

cc) Rettung aus Mörderhänden. Ein Jüngling, der ein besonderer Verehrer Mariens war, gerieth mit seinen Begleitern auf einer Reise unter die Räuber. Als diese die andern zwei bereits hingemordet hatten, bat sie der Jüngling, ihm nur so viel Zeit zu schenken, daß er zwölfmal den englischen Gruß beten könnte, was sie ihm auch gestatteten. Da sahen nun die Räuber, während er betete, die seligste Jungfrau, glänzend, wie die Sonne, auf einem Throne in den Wolken erscheinen, und neben ihr die heilige Katharina und Luzia, die eine Krone von so viel goldenen Rosen flochten, als der Jüngling oft den englischen Gruß betete, und sie ihm auf das Haupt setzten. Diese Erscheinung machte auf die Räuber einen solchen Eindruck, daß sie ihm nicht nur das Leben schenkten, sondern von diesem Augenblicke an selbst ein bußfertiges, frommes, christliches Leben führten. (Ebend.)

dd) Die goldene Schrift. Ein frommer Einsiedler hatte, wie eine Legende erzählt, tief bis in die Nacht gebetet. Eben wollte er sich auf seinem ärmlichen Strohlager zur Ruhe begeben. Da wurde es auf einmal licht und glänzend in seiner Zelle. Maria, die göttliche Mutter, erleuchtete mit der Glorie ihrer Herrlichkeit die Mitternacht. Sie hatte einen Mantel an, der überall mit den in Gold geschriebenen Worten: „Ave Maria," wie mit goldenen Sternen geschmückt war. Darüber staunte der Gottesmann sehr. Maria aber sprach: „Sieh, diesen Mantel hast du so geziert. Dein heiliger Schutzengel setzte hier mit goldenen Buchstaben einen jeden der Ave Maria-Grüße ein, mit welchen deine kindliche Andacht mich verehrt hat. Bald ist der Schmuck dieses meines Kleides vollendet, und dann sei des ewigen Lohnes gewärtig. Maria verschwand, der Einsiedler sank aber auf die Knie, hob die Hände jubelnd empor, und rief:

„Maria keines je vergißt,
Der sie mit frommem Ave grüßt!"

(Linzer Quartalschrift.)

Ave Maria.

Herzinniglich seist Du von Allen gegrüßt,
Maria! Du bist voll der Gnade,
Der Herr ist mit Dir, und nur Segen entfließt
Des Bundes erneuerter Lade.

Und wie Gottes Bote einst, so benedeit
Der Erdball dich, Zierde des Weibes!
Und gebenedeiet in Ewigkeit
Ist Jesus, die Frucht deines Leibes.

O heilige Maria, Du leitender Stern!
O bitte für uns, arme Sünder!
Wie segelt doch jetzt, ach! von Dir noch so fern
Der Kahn Deiner schwankenden Kinder.

Doch kommt es zum Landen am ewigen Port
Und fällt unser Schifflein zusammen:
Dann zeige Dich, Mutter, ein mächtiger Hort,
Zur Stunde des Absterbens. Amen.

(J. A. Kaltner.)

Anmerk. Da der englische Gruß ein so vortreffliches Gebet ist, so hat die katholische Kirche angeordnet, daß alle Gläubigen täglich durch ein dreimaliges Zeichen der Glocke zum Beten desselben aufgefordert werden sollten. Dieses geschieht am frühen Morgen, zur Mittagsstunde, und in der Dämmerung des Abends. Auch dieß ist ein wunderschöner Gebrauch. Denn am frühen Morgen wecken uns die Glockenstimmen auf, und rufen uns zu: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft“ — und: „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Jesus Christus war ja das Morgenlicht, das da geleuchtet hat am Anfange aller Zeit, und von Osten „als Sonne der Gerechtigkeit“ aufging, um Licht und Gnade zu spenden, jedem Menschen, der in diese Welt kommt.“ Ebenso begrüßt uns zur Mittagsstunde, wenn die Sonne in ihrem vollen Glanze strahlt, der Glockenschall mit den Worten: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft.“ Denn als die Fülle der Zeiten — die allgemein erwartete Zeit da war, sprach Gott zu uns durch Seinen Sohn, und durch Ihn, der das Licht der Welt ist, leuchtet im vollen Glanze über alle Welten und über alle Zeiten hin, segnend und gnadenreich die Liebe, in der Höhe ihres Werkes, vom Kreuze des Herrn! Und wenn sich der Tag neigt und die Nacht herauf dämmert — horch! da tönt noch einmal der Scheidegruß von den Thürmen: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft.“ Es ist die Botschaft von Jesu Christo, der uns in der Nacht des Todes allein Trost und

Ruhe geben kann. Und wenn wir uns freuen über das Wunder aller Wunder, das Geheimniß des „Wortes, welches Fleisch geworden,“ und mit innigem Entzücken die Betrachtung anstellen, wie mit diesem uns Alles geschenkt worden, was wir je hoffen und ersehnen mögen, dann müssen wir uns auch dankbar der „auserwählten Magd des Herrn“ erinnern; denn sie ist die Pforte, durch welche das Heil in die Welt gekommen war; deßhalb rufen wir mit den still aushallenden Glockenklängen, auf der Gränze zwischen Tag und Nacht, zwischen Zeit und Ewigkeit hingestellt, zu dem mit Sternen besäeten Himmel empor: „O Maria, du Mutter des göttlichen Erlösers! bitt für uns und führe uns nach dem Tagwerk dieses Lebens hinein zur ewigen Ruhe in das Haus unseres himmlischen Vaters.“ Amen.

(Wann das Gebet „vom Engel des Herrn“ eingeführt wurde, siehe im hist. Katechismus, I. Bd. S. 338—340.)

Beispiele. α) Der ehrwürdige Pfarrer Ignaz Valentin Heggelin. Dieser geistreiche Mann ließ sich durch nichts von Befolgung der kirchlichen Anordnungen abhalten, und zeigte da einen strengen, entschiedenen Ernst. Einst war eine ansehnliche Gesellschaft bei ihm, und eben in einem interessanten Gespräche mit ihm begriffen. Da läutete man die Gebetglocke zur Erinnerung an den Gruß des Engels und an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er brach das Gespräch augenblicklich ab, und sprach mit der ihm eigenen Energie: „Da jetzt die ganze Pfarrgemeinde auf den Knien liegt und betet, so wäre es schlecht, wenn der Pfarrer allein von andern Dingen reden wollte. So wichtig diese Gespräche sein mögen, so ist nach fünf Minuten noch Zeit dazu.“ Er betete stillschweigend, und auch alle Anwesenden beteten. (Erinnerungen von Chr. v. Schmid. II. Bdchn.)

β) Ein frommes Kind. Als Sailer einst in der Reichsstadt Kaufbeuren war, führte man ihm zu Ehren ein Kinderschauspiel auf. Der Vorhang wurde aufgezogen. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, das die Hauptrolle hatte, trat auf. Alles schwieg. Da hörte man eben vom Kirchthurme die Glocke zur Erinnerung an die Menschwerdung des Sohnes Gottes läuten. Das Mädchen sagte: „Wollen wir nicht, ehe wir anfangen, den englischen Gruß beten?“ Sie kniete nieder, bezeichnete sich mit dem Kreuze, und betete laut das gewöhnliche Gebet. Einige Zuschauer konnten kaum das Lachen halten. Sailer aber ward innig gerührt. Nach dem Schauspiele rief er die Kleine, die vortrefflich gespielt hatte, und viel beklatscht worden, herbei, schenkte ihr, da ihre Eltern arm waren, einen großen Thaler, und sprach zu ihr: „Liebes Kind! Du hast deine Sache gut gemacht; aber daß dir am Gebete

mehr gelegen ist, als an dem Schauspiele, das verdient das größte Lob! Das gefällt Gott und allen guten Menschen. Bleibe immer so fromm, und Gott wird mit dir sein, und du wirst glücklich werden." (Ebend.)

γ) Versäumung des englischen Grußes. — Ein frommer gottseliger Handwerksmann, Gottlieb mit Namen, hatte eine besondere Freude an dem englischen Gruße. Er betete ihn jederzeit so andächtig, daß er dabei in helle Thränen ausbrach. Sobald am frühen Morgen die Glocke zum Ave rief, erhob er sich schon von seinem Schlafe, um Gott sein Morgenopfer darzubringen. Doch einmal geschah es zur Winterszeit, daß ihm das frühe Aufstehen schwer ankam. Er war noch von der Arbeit des vorigen Tages sehr müde, und blieb daher eine Weile im Bette liegen. „Ei!" flüsterte ihm der böse Geist der Trägheit zu, „warum sollst du denn heute so frühe aufstehen? Es ist so kalt; der Wind braust durch Wälder und Fluren; du könntest krank werden, wenn du jetzt schon aufstehen würdest. Gott sieht ja nicht auf die Stellung, sondern nur auf das Herz, das mit ihm spricht; du kannst ja im Bette auch beten." So sprach er bei sich, blieb im Bette liegen, und schlief, von der Trägheit überwunden, wieder ein. Da kam es ihm im Traume vor, als wenn die Thürme der herrlichen Kirche, von dem Strahle der Morgensonne beleuchtet, vor ihm stehen, und sich dann auf den dreimaligen Glockenruf zur Erde neigen würden. „Sieh!" sprach der fromme Handwerksmann, als er erwachte, „nun weiß ich, was der Traum mir bedeuten soll. Weil ich heute früh nicht beten wollte, mußten Holz und Steine diesen wichtigen Dienst versehen, und den lieben Gott und die allerseligste Jungfrau Maria preisen." Von dieser Zeit an unterließ er es niemals, jederzeit beim ersten Glockenklang aufzustehen, und Gott und der seligsten Jungfrau Maria sein Lob darzubringen.

(Nach einem Gedichte aus dem Münchener Jugendfreunde.)

δ) Der Klang der Aveglocke — ein Ruf zur Bekehrung.

Es steht ein verfall'nes Kirchlein
Fern im Ardennenwald,
D'raus täglich zum Ave Maria
Ein helles Glöcklein erschallt;

Und gegenüber dem Kirchlein
Hoch oben auf Felsengestein,
Da prangt in verwunderter Größe
Eine Herrenburg ganz allein.

D'rin hauste vor Zeiten ein Ritter
Der war ein wüster Gesell',
Der hatt' sich dem Teufel verschrieben,
Und wusch sich im Sündenquell!

Sein Gebet war tolles Fluchen
Sein Gott war der Becher voll Wein;
Klang drüben das Ave Maria,
So lacht er, und schenkt er sich ein.

Da war seine Zeit verronnen,
Zu frühe, meint' er, sei's fast;
Er versprach dem Teufel sein Söhnlein,
Der hat ihn beim Worte gefaßt.

Und als nun gekommen der Abend,
Da nahm er sein einziges Kind,
Und zog hinunter zum Walde,
Und dacht' es zu opfern geschwind.

Doch als er sein Schwert gezücket,
Erklang durch die stille Luft
Das Glöcklein zum Ave Maria,
Wie 'ne Mutter die Kinder ruft.

Da sank sein Söhnchen zur Erde,
Und faltet die Hände zart,
Und betet zum Vater im Himmel,
Weil der Vater auf Erden so hart.

Da begann auch der Ritter zu weinen,
Als hätt's ihm wer angethan,
Er kniete zu seinem Söhnlein,
Und ward ein gottseliger Mann!

(L. Halirsch.)

Das zweite Mittel, um die allerseligste Jungfrau zu verehren, ist

b) Der Rosenkranz. Schon in den ältesten Zeiten war es gebräuchlich, angesehenen Personen Kränze, die man aus Rosen oder andern Blumen geflochten hatte, darzubieten, und ihnen auf diese Weise eine Verehrung zu bezeigen. Auf eine ähnliche Weise suchten die Christen der allerseligsten Jungfrau und den übrigen Heiligen ihre Liebe und Ehrfurcht zu beweisen. Sie legten auf die Altäre derselben Gewinde von Rosen oder andern Blumen. Der heilige Bischof Gregor von Nazianz, der als ein erleuchteter Kirchenlehrer im vierten Jahrhunderte berühmt war, und eine besondere Liebe zur Mutter des göttlichen Erlösers hatte, war fest überzeugt, es wäre der gebenedeiten Gottesmutter wohlgefälliger, wenn man ihr statt eines Kranzes von vergänglichen Rosen ein geistiges Blumengewinde darbringen würde, welches aus verschiedenen Gebeten zusammengefügt wäre. Deßhalb verfaßte er eine Menge von schönen Herzensergießungen, kurzen Gebeten und Liedern, in welchen er die Tugenden der göttlichen Mutter hochpries, und sie zugleich um ihren Schutz anflehte. So schön und sinnreich diese Erfindung war, konn-

ten an derselben doch, weil es keine allgemeine Andachtsübung war, nicht alle theilnehmen. Damit nun dieser zur Ehre Mariens geflochtene Blumenkranz eine allgemeine Andacht werde, so wurde er aus den gewöhnlichen Gebeten der Kirche, aus dem Vater unser und dem englischen Gruße zusammengefügt. Vorzüglich waren es Anfangs Einsiedler und Klostergeistliche, welche mehrere Vater unser und Ave Maria nacheinander beteten, und so einen geistigen Blumenkranz wanden. Um eine bestimmte Ordnung bei diesen Gebeten zu beobachten, dieselben auf eine gehörige Weise abzutheilen, und ihrem Gedächtnisse einzuprägen, gebrauchten sie eine gewisse Anzahl von Steinen oder Kügelchen aus Holz oder Stein, die sie in einen Kranz zusammenreihten. So oft sie ein Vater unser gebetet hatten, ließen sie ein Steinchen oder eine Kugel fallen. Auf diese Weise beteten Einzelne für sich, oder auch Mehrere, besonders in Klöstern, mitsammen, und auch andere Christen außer denselben, und so könnte wohl unser Rosenkranz entstanden sein. Diese Art war unter den Christen in den folgenden Jahrhunderten allgemein verbreitet. Die Kirchenversammlung zu Eichyth in England spricht von dieser Andachtsübung, als einer Sitte, die schon seit langer Zeit eingeführt worden war. Die Geschichte, wie der Rosenkranz in seiner jetzigen Form vom heiligen Dominikus vor beiläufig 600 Jahren angeordnet wurde, kommt, wie auch das Ereigniß, dem das Fest des heiligen Rosenkranzes sein Entstehen verdankte, schon im historischen Katechismus, (I. Bd. S. 340 — 342.) vor. Wenn wir alle Theile des heiligen Rosenkranzes näher betrachten, so müssen wir dadurch besonders aufgemuntert werden, denselben oft zu beten; denn er ist

aa) ein schönes Gebet. Der Rosenkranz beginnt mit dem heiligen Kreuzzeichen, wodurch wir an die herrlichsten Gaben Gottes, die Erschaffung, die Erlösung und Heiligung erinnert werden. Auch ist das Kreuzzeichen, wie der heilige Hieronymus schreibt, eine Anrufung der Hülfe Gottes zum heiligen Gebete und zur Verrichtung alles Guten. An das heilige Kreuzzeichen schließt sich mit Recht das apostolische Glaubensbekenntniß an; denn „ohne den Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen.“ (Hebr. XI. 6.) Durch die thätige Ausübung des Glaubens können wir aber auch zur Verherrlichung Gottes das Unsrige beitragen. Damit wir also an die Verherrlichung Gottes erinnert werden, beten wir im heiligen Rosenkranz weiter: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne, und dem heiligen Geiste, wie Er war im Anfang, jetzt und allezeit, und in alle Ewigkeit. Amen.“ Dieses kurze Gebet

ist eine Lobpreisung der heiligsten Dreieinigkeit, und wird daher von der katholischen Kirche täglich in ihren Tagzeiten so oft wiederholt, indem sie alle Psalmen damit schließt, und damit eine so tiefe Anbetung des dreieinigen Gottes ausspricht. Nach dieser Lobeserhebung der allerheiligsten Dreifaltigkeit beten wir drei Vater unser und drei Ave Maria. Diese beiden Gebete enthalten, wie wir schon früher gehört haben, einen unendlichen Reichthum von den vorzüglichsten Wahrheiten unserer heiligen Religion, und fassen Alles in sich, was immer für uns heilsam und nützlich sein kann. Damit wir aber des reichlichen Segens, der in jenen beiden Gebeten enthalten ist, theilhaftig werden, müssen wir voll des standhaften Glaubens, voll fester Hoffnung und inniger Liebe sein. Deßhalb flehen wir mit einer besondern Inbrunst um diese Gaben, und rufen vertrauensvoll zu Jesu: „Vermehre in uns den Glauben! Stärke unsere Hoffnung! Entzünde in uns das Feuer Deiner Liebe!" Schon in frühern Zeiten haben die Christen in die drei Ave Maria diese drei schönen und gehaltvollen Schlußgebete eingelegt. Nichts kann uns aber zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe mehr entflammen, als indem wir uns an das Leben unsres göttlichen Erlösers und Seiner hochgebenedeiten Mutter Maria erinnern. Daher werden auch im heiligen Rosenkranz die vorzüglichsten Geheimnisse aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, diese Grundwahrheiten des Glaubens, nach der Reihe so eingelegt, daß nach und nach die ganze heilige Geschichte aufgenommen ist. Die freudenreichen Geheimnisse stellen uns die gnadenreiche Ankunft des Herrn, die schmerzhaften Sein bitteres Leiden und Sterben; die glorreichen Seine Verherrlichung, die Sendung des heiligen Geistes und die Krönung der göttlichen Mutter vor Augen. Der Rosenkranz ist also ein vorzügliches Betrachtungsbuch, und wird daher auch das Brevier der Weltleute (Officium laicorum) genannt, indem es eben so viele bestimmte Gebete und eben so viele Ave Maria enthält, nämlich 150, als das Psalmenbuch Davids Psalmen in sich schließt, weßwegen die drei Rosenkränze zusammen gewöhnlich auch „Psalter" (ψαλτηριον — psalterium) genannt werden. Weil nun der Rosenkranz aus den heiligsten, schönsten Gebeten besteht, so muß nun dieser auch die schönste, vortrefflichste Andachtsübung sein. Aus dem lehrreichen Inhalte desselben ersieht man zugleich

bb) wie nützlich der Rosenkranz sei. Durch die heiligen Geheimnisse, welche derselbe enthält, werden wir zur Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und zur Verehrung Mariens entflammt. Sie

gewähren uns in allen Leiden und Widerwärtigkeiten Beruhigung und Trost. Wie Gott selbst dieses Gebet mit größtem Wohlgefallen aufnimmt, beweisen uns die unzähligen Gnaden, die Er allen aufrichtigen Verehrern desselben gewährt hat. Deßhalb sagt auch der heilige Alphons von Liguori: „So schnell fielen auf den Trompetenschall Josue's die Mauern Jericho's nicht zusammen, als die Irrlehre auf das Gebet des Rosenkranzes verschwand, und der Schwemmteich zu Jerusalem war nicht so heilsam für die leiblich Kranken, als die Andacht des Rosenkranzes für die an der Seele kranken Sünder. Wie viel Gutes verdankt die Welt dieser herrlichen Andacht! Wie Viele sind durch dieselbe von ihren Sünden befreiet, wie Viele zu einem seligen Leben angeleitet worden! Wie Viele, die jetzt selig im Himmel sind, verdanken derselben einen seligen Tod!" Es ist eine alte Erfahrung, daß gewöhnlich nur jene Haushaltungen, wo die schöne Sitte noch besteht, den heiligen Rosenkranz wenigstens an den Samstagen Abends zu beten, vom Herrn reichlich gesegnet werden. „Man verwundert sich oft," schreibt ein frommer Geistlicher, „warum in diesem oder jenem Hause solcher Friede, solche Freude und solcher Segen herrscht, und wenn man nachforscht, wird man die Ursache in dem fleißigen Beten des Rosenkranzes finden." Mit Recht ruft daher der gottselige Abt Michael Weinmeier von Osterhofen aus: „Glückselig ist das Haus, in welchem Maria, die heilige Arche des Bundes verweilt, wo nämlich Jesus und Maria durch das heilige Rosenkranzgebet verehrt, gepriesen und gelobt werden; denn durch diese himmlische, Marianische Andacht sind wir jederzeit gesegnet worden, genießen immer den Segen Gottes, und werden ihn in alle Ewigkeit genießen." Auch hat die katholische Kirche jenen, welche den Rosenkranz fleißig beten, viele Ablässe verliehen. Wer an einem Rosenkranze, der vom Papste oder von einem dazu ermächtigten Priester geweiht ist, das ganze Rosenkranz-Gebet oder wenigstens den dritten Theil desselben einmal in der Woche andächtig betet, gewinnt an demselben Tage einen Ablaß von 100 Tagen. Wer dieß an den vorzüglichsten Festtagen des Herrn und Mariens, oder an einem Festtage der Apostel, oder am Feste des heiligen Johannes, des heiligen Joseph oder am Feste aller Heiligen, oder in der Sterbstunde, nach der Meinung der katholischen Kirche andächtig thut und andächtig beichtet und kommunizirt, gewinnt einen vollkommenen Ablaß. Doch gilt dieser Ablaß nur für jene Person, welche zuerst das Rosenkranz-Gebet an dem geweihten Rosenkranze gebetet hat; nicht aber für Andere, welche

denselben entweder gekauft, vertauscht oder entliehen haben. Ueberdieß ist das Rosenkranz-Gebet

cc) ehrwürdig wegen seines Ursprunges. Es kommt vom Himmel; die hochgebenedeite Mutter des Erlösers hat es selbst auf die Erde herab gebracht. Sie wollte dadurch ihren Kindern ein eben so leichtes, als auch sicheres Mittel an die Hand geben, wie wir sie, die himmlische Mutter, auf eine ihr wohlgefällige Weise anrufen und verehren könnten. Einem jeden Menschen ist das, was er von seinen Eltern bekommen hat, lieb und werth, wie ein Heiligthum. Wer sollte daher nicht an dem heiligen Rosenkranze, den wir von der himmlischen Mutter erhielten, eine besondere Freude haben!

Endlich ist der Rosenkranz auch dd) faßlich und anwendbar nicht bloß für Gelehrte, sondern auch für Ungelehrte, passend für alle Zeiten und Umstände. Es gibt viele Dinge, die zwar einen besondern Werth haben, jedoch nicht von einem Jeden benützt werden können, weil ihr Gebrauch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und daher auch oft nicht ausführbar ist. So kann z. B. das beste Buch oft unbenützt bleiben, weil derselbe, der es besitzt, oder dem man es gibt, nicht lesen kann. Eine Wallfahrt kann besonders, wenn sie weit und beschwerlich ist, von einer betagten oder kranken Person nicht unternommen werden. Bei dem Rosenkranze aber kann sich nicht leicht Jemand ausreden, er könne ihn nicht beten; denn er besteht nur aus solchen Gebeten, die sogar ein jedes Kind, wenn es nur einen ziemlich guten Unterricht im Christenthum empfangen hat, haben muß. Auch kann man den Rosenkranz zu jeder Zeit, überall, zu Hause, oder auf dem Felde, im Freien, bei Prozessionen, oder beim Gottesdienste in der Kirche, kniend oder stehend, sitzend oder gehend, unter der Arbeit, wenn man gesund ist, ruhend, wenn man krank oder müde ist, beten. Auch ein blinder Mann ist es im Stande, das Rosenkranzgebet, die aufeinander folgenden Vater unser und Ave Maria an den Kügelchen abzählend, zu verrichten. Ebenso gewährt dieses Gebet kranken Personen in ihren langen, schlaflosen Nächten große Linderung. Endlich paßt es auf alle Zeiten und Feierlichkeiten, auf jeden Gottesdienst und auf jedes Anliegen der Christen, indem es allen Bedürfnissen der Gläubigen entspricht.

Obwohl aber das Gebet des heiligen Rosenkranzes großen Nutzen gewährt, ja, wie die Geschichte lehrt, der bedrängten Christenheit in großer Noth (siehe hist. Katechismus, I. Bd. S. 341) Rettung brachte, so gibt es doch viele Leute, welche, verblendet durch ihre

falsche Aufklärung, über denselben spotten, und als ein abergläubisches, sinnloses Zeug verwerfen. Der Grund, den man gewöhnlich bei dieser Verachtung des heiligen Rosenkranzes angibt, ist die oftmalige Wiederholung des englischen Grußes. „Wozu," heißt es, „wird das nämliche Gebet so oft wiederholt? Dieß muß ja selbst der Mutter Gottes lästig fallen." Allein, wenn wir die heilige Schrift durchforschen, so finden wir solche Wiederholungen der nämlichen Gebete mehr. So schreibt z. B. der heilige Apostel Johannes in seiner geheimen Offenbarung, daß die Engel unablässig vor dem Throne Gottes knien, und das göttliche Lamm mit den Worten preisen: „Heilig, Heilig, Heilig! ist der Herr, welcher war, welcher ist, und welcher sein wird!" (Off. 4. 8.) Die drei Jünglinge im Feuerofen priesen mitten in den Flammen den lieben Gott, indem sie einunddreißigmal die Worte wiederholten: „Preiset den Herrn, lobet und erhebet Ihn über Alles in Ewigkeit." David verfaßte und sang ein Lied (135. Psalm), in welchem sechsundzwanzigmal die Worte vorkommen: „Seine Barmherzigkeit währt ewig." Wenn die häufige Wiederholung der nämlichen Worte oder des nämlichen Gebetes vor Gott mißfällig wäre, so würden sich so fromme, heilige Personen nicht solcher bedient haben. Wir finden vielmehr in der heiligen Schrift Beispiele genug, welche zeigen, wie sehr es dem Herrn gefalle, wenn wir das nämliche Gebet öfter wiederholen, und dadurch unsere Beharrlichkeit zeigen, gleich jener Wittwe im Evangelio, welche nicht aufhörte, den strengen Richter zu bitten, bis sie Erhörung fand. Und ist nicht der liebe Gott der gütigste Vater, der nicht müde wird, den süßen Vaternamen zu hören? So rief der Blinde am Wege ohne Unterlaß: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!" Diejenigen, die vorangingen, schalten ihn, und hießen ihn schweigen. Er aber schrie noch lauter: „O, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!" Und Jesus wurde nicht unwillig; sondern Er gab seiner Bitte willig Gehör, und machte ihn sehend. Ebenso zeigte sich Jesus nicht verdrießlich, als das Volk bei Seinem Einzuge in Jerusalem, ohne aufzuhören, Ihm zurief: „Heil dem Sohne Davids!" Er gab vielmehr den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, welche, über das Frohlocken der Kinder aufgebracht, sagten: „Hörst Du, was diese sagen?" zur Antwort: „Ich höre es wohl! Habt ihr aber nie in der Schrift gelesen, was hier wohl recht zutrifft: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Dein Lob bereitet." Jesus zeigte also Seine Freude über die guten Kinder, welche nicht

oft genug das Lob Gottes aussprechen konnten, und deßwegen so oft ihre Lobeserhebungen wiederholten. Daß Ihm die Wiederholung der nämlichen Gebete nicht mißfällt, hat Jesus durch Sein eigenes Beispiel bewiesen. Denn als Er in jener schmerzensvollen Nacht von einer so großen Todesangst befallen wurde, daß der blutige Schweiß auf die Erde herabrann, warf Er sich dreimal auf Sein Angesicht nieder, und betete das nämliche Gebet, daß, wenn es möglich wäre, doch dieser Kelch des Leidens von Ihm vorübergehen möchte. Ebenso haben auch die Apostel, die im Gebete verharrten, das schöne Gebet, das ihnen ihr göttlicher Meister empfohlen hatte, „Vater unser, der Du bist im Himmel!" öfter den Tag hindurch wiederholt. Der heilige Apostel Bartholomäus hat, um Gott, den Herrn anzubeten, hundertmal bei Tag, und hundertmal in der Nacht seine Knie gebeugt, und dabei immer das nämliche Gebet verrichtet. Auch die übrigen Heiligen pflegten, wenn sie Gott um etwas inständig bitten wollten, die nämlichen Gebete zu wiederholen. Der heilige Franziskus von Assisi betete ganze Nächte hindurch, und wiederholte, indem er seine Arme ausbreitete, seine Blicke himmelwärts richtete, und in heiliger Entzückung auf den Knien lag, stets die Worte: „Mein Gott und mein Alles!" Diese Wiederholung der nämlichen Gebete geschieht auch nicht deßwegen, als ob man Gott dadurch zwingen wollte, uns zu erhören; sondern weil eine fromme Seele, welche voll der Inbrunst betet, in Gott so versunken ist, daß sie nicht aufhören kann, sich mit Ihm zu unterhalten. Auch sind wir im täglichen Leben gewohnt, eine Bitte, welche uns besonders wichtig zu sein scheint, öfter zu wiederholen, und sie auf diese Weise recht dringend unsern Freunden, von welchen wir die Gewährung derselben hoffen, ans Herz zu legen. Ueberdieß darf nicht vergessen werden, daß solche Wiederholungen der nämlichen Worte recht süß für den Liebenden sind. Mit den Kindern stammeln ist ein Zeichen der Demuth, und diese ist ein Hauptㅤerforderniß des Gebetes, und eine sichere Bürgschaft der Erhörung. Daher gab es von jener Zeit an, als der heilige Dominikus diese Gebetsweise unter den Katholiken verbreitete, bis auf unsere Tage keinen Heiligen, der nicht gerne den heiligen Rosenkranz gebetet hätte. Der heilige Franz von Borgias, der heilige Albert der Große, der heilige Karl Borromäus, der ehrwürdige Diener Gottes Vinzenz Maria Strambi, welcher erst vor dreißig Jahren im Rufe der Heiligkeit starb, beteten alle Tage den Rosenkranz. Der heilige Franz Xaverius war ein so inniger

Verehrer des Rosenkranzes, daß er einen solchen gewöhnlich am Halse trug, und noch jetzt ist nächst dem heiligen Kreuze der Rosenkranz der schönste Schmuck jener edlen Männer, welche unter tausend Widerwärtigkeiten und Gefahren bemüht sind, den noch übrigen wilden Völkern der entferntesten Weltgegenden das Evangelium zu verkündigen. Auf eine ähnliche Weise ist der Rosenkranz auch bei uns das Kennzeichen eines wahren katholischen Christen. Wer sich des Rosenkranzes schämt, hat auch gewöhnlich an den übrigen Gebräuchen der katholischen Kirche keine Freude, und ist kein wahrhaft frommer Mensch mehr. Durch die Wiederholung der nämlichen Gebete, wie dieß auch bei dem Rosenkranze der Fall ist, kann es wohl oft geschehen, daß wir in unsern Gedanken zerstreut werden, und den Rosenkranz herabplappern, ohne daran zu denken, welche wichtige Wahrheiten darin enthalten sind. An einem solchen Lippengebete kann wohl Gott und die hochgebenedeite Mutter Maria kein großes Wohlgefallen haben. Wir sollen daher über die wichtigen Geheimnisse, welche darin eingeflochten sind, ernstlich nachdenken, und den hohen Werth derselben betrachten. Nur dann können wir aus dem Gebete des heiligen Rosenkranzes wirklichen Nutzen schöpfen; nur dann können wir durch diese schöne Gebetsweise von unsern sündhaften Gewohnheiten gereinigt, und zur treuen Nachfolge Jesu und Mariens entflammt werden.

Beispiele. *α*) Ein wunderbarer Rosenkranz. Ein frommer Knabe hatte eine solche Verehrung zur allerseligsten Jungfrau, daß er sich angewöhnte, alle Tage einen Kranz von den schönsten Blumen und den wohlriechendsten Kräutern, die er nur bekommen konnte, zu flechten, und damit das Bild der hochgebenedeiten Gottesmutter zu schmücken. Seine Eltern, welche seine Frömmigkeit und seine vortrefflichen Geistesgaben erkannten, übergaben ihn dem Vorsteher eines Klosters zur Erziehung. Wie es damals gebräuchlich war, erhielten nicht bloß die Ordensbrüder, sondern auch die Knaben, die in demselben erzogen wurden, das Ordenskleid. Als nun jener Knabe das klösterliche Gewand erhalten hatte, und sehr streng gehalten wurde, weinte er oft bitterlich. Der Prior fragte ihn, warum er so oft weine? „Ach!“ sagte der Knabe, „ich war früher gewohnt, alle Tage wohlriechende Kräuter und Blumen zu pflücken, und daraus meiner geliebten Schutzfrau, der allerseligsten Jungfrau Maria zu Ehren einen Kranz zu flechten. Nun aber darf ich nicht mehr hinaus gehen, und kann mir daher keine Blumen und Kräuter holen, um meiner geliebten Schutzfrau meine gewohnte Gabe der Liebe und Dankbarkeit darzu-

bringen.“ Der Prior tröstete ihn, und sprach: „Sei getrost, mein Sohn, und weine nicht! Bete dafür alle Tage zu Ehren unserer lieben Frau einen Rosenkranz; dieses wird ihr viel besser gefallen, da sie sich mit dem Gruße begrüßen hört, durch welchen sie die Mutter Gottes wurde.“ Da war der Knabe getröstet, und weinte nicht mehr; sondern betete jeden Tag mit großer Andacht zur Ehre der hochgebenedeiten Gottesmutter den Rosenkranz. Und dieser schöne Gebrauch wuchs mit ihm auf, und er nahm mit jedem Jahre auch an Tugend zu, so daß er später auch in den Orden trat, und dann wegen seiner Frömmigkeit von seinen Mitbrüdern zum Prior erwählt wurde.

Da geschah es einst, daß er wegen eines wichtigen Geschäftes mit einem andern Ordensbruder in die weitentlegene Hauptstadt reisen mußte. Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Dieß wurde aber einigen Räubern bekannt, die sich im Walde aufhielten, und ihm heimlich nach dem Leben trachteten. Schon lauerten die Räuber auf den frommen Ordensmann, als dieser sich auf einmal erinnerte, er habe an demselben Tage den heiligen Rosenkranz, wie er es sonst immer gewohnt war, zur Ehre der allerseligsten Jungfrau nicht gebetet. Er kniete sich daher im Walde nieder, und fing an, den Rosenkranz zu beten. Mit einer ungewöhnlichen Verwunderung und Rührung sahen die Räuber ihm in seiner Andacht zu. Und sieh! da kam es ihnen in dem nämlichen Augenblicke vor, als ob eine Frau von schöner Gestalt und großer Herrlichkeit vor ihm stände, bei jedem englischen Gruße blühende Rosen und andere Blumen aus seinem Munde nähme, und daraus einen lieblichen Kranz bildete. Und nachdem er sein Gebet vollendet hatte, da war auch der Kranz geflochten, worauf sie aus ihren Blicken verschwand. Da brachen die Räuber hervor, und sprachen mit drohender Stimme: „Sag uns doch sogleich, wer diese Frau war, die bei dir stand, sonst mußt du ohne Gnade sterben.“ Der Prior gab ihnen zur Antwort: „Ihr lieben Brüder! Ich weiß nicht, was ihr sprecht; ich habe keine Frau gesehen.“ Da sprachen die Räuber: „Wie kannst du solches läugnen? Vor dir stand die Frau im weißen Kleide, und sprach mit dir; darum sage uns, was sie mit dir gesprochen hat.“ Da nun der Prior auf solche Weise hart bedrängt wurde, erzählte er ihnen in seiner Angst, wie er nach seiner Gewohnheit das Rosenkranzgebet verrichtet habe, und daß, wenn sie eine Frau gesehen hätten, solche eine himmlische gewesen sei. Da wurden sie über das Wunderbare dieser Erscheinung so sehr betroffen, daß sie ihm zu Füßen fielen, ihn um Verzeihung baten, und ersuchten, daß er ihre Beicht hören möchte, worauf sie durch innerliche Mahnung und die

Belehrung des frommen Beichtvaters gerührt, ihr gottloses Leben besserten, und von ihren Missethaten abließen. Der Prior aber sagte der allerseligsten Jungfrau ewigen Dank, und durch ihren Schutz unterstützt, wurde er in der Folge noch viel andächtiger in ihrem Dienste. (Nach Silbert.)

β) Die Aepfel. Der heilige Andreas Avellin liebte die gebenedeite Gottesmutter Maria, wie ein Kind seine Mutter. Täglich betete er ihr zu Ehren die kleinen Tagzeiten und den ganzen Psalter des heiligen Rosenkranzes. Wie wohlgefällig der heiligsten Jungfrau die Andacht ihres frommen Dieners war, zeigte sich nach seinem Tode. Vier Jahre vor seinem Hinscheiden hatte er einen Apfelkern im Garten gelegt. Aus diesem Kerne wuchs ein stattlicher Baum hervor, der gerade 15 schöne, rosige Aepfel trug, zum Sinnbilde der 15 Geheimnisse des Rosenkranzes. Merkwürdig war, daß die Zahl der Aepfel sich nicht verminderte, wenn man auch den einen oder den andern pflückte, und daß die Blätter, Blüthen und Früchte des Baumes den Kranken Linderung und Genesung verschafften. (Legende von Ott.)

γ) Der heilige Stanislaus Kostka. Als dieser heilige Jüngling auf dem Todbette lag, hatte er den Rosenkranz um seinen Arm gewickelt. Gefragt, warum er den Rosenkranz trage, da er ihn doch nicht beten könne, gab er zur Antwort: „Es ist wahr, daß ich ihn nicht beten kann, allein es ist mir ein großer Trost, ihn anzusehen, weil er mich an meine geliebte Mutter erinnert.“ (Ebend.)

δ) Drei besonders werthvolle Kleinodien. Der ehrwürdige Johannes Berchmann, aus der Gesellschaft Jesu, pflegte zu sagen: „Drei Dinge liebe er vorzüglich: den gekreuzigten Heiland, den heiligen Rosenkranz und die Ordensregel.“ „Mit diesen dreien,“ sprach er, „will ich fröhlich sterben.“ (Frauenkalender.)

ε) An dem gedankenlosen Herabsagen des Rosenkranzes hat Maria keine Freude. Eine fromme Magd nahm sich gar zu unbedachtsam vor, sie wolle neben vielen andern Gebeten und schwerer Arbeit täglich zu Ehren der allerseligsten Jungfrau einen ganzen Psalter beten. Da sie aber einmal Abends, von der schweren Arbeit ermüdet, zu sehr eilte, um doch mit dem Gebete bald zu Ende zu kommen, erschien ihr die allerseligste Jungfrau Maria, und sprach zu ihr: „Sieh, liebe Tochter! Es ist mir viel angenehmer, wenn du 50 Ave mit Andacht, als wenn du 150 derselben mit Zerstreuung betest. Diese werden mit Wasser, jene mit Gold geschrieben. Darum geh' in deine Ruhe; ich nehme von dir, weil du trotz deiner schweren Arbeit doch mir dienen wolltest, den guten Willen für das Werk an.“ (Ebend.)

γ) **Bestrafte Lästerung über den Rosenkranz.** Ein Soldat, der kein Freund von der Religion war, spottete einst über den Rosenkranz, und weil er die göttliche Mutter verließ, hat ihn Gott auch verlassen. Er verfiel in viele Sünden und Laster, und wurde daher zur Strafe seiner Missethaten in das Gefängniß geworfen. Da wurde er von einem seiner Kameraden besucht. Er bat diesen, er möchte ihm ein frisches Wasser holen. Sein Freund vergaß seinen Degen in dem Gefängnisse, und ging zum Brunnen, dem Gefangenen einen frischen Trunk zu holen. Als er mit dem Wasser kam, sah er eine schreckliche That: der Gefangene lag in seinem Blute, und der Degen steckte tief in seiner Brust, auf welche er sich gelegt hatte. Der Unglückliche verfiel plötzlich in Verzweiflung und hatte sich selbst das Leben genommen. Auf dem Tische aber waren mit Kreide folgende Worte geschrieben: „Weil ich nicht gelebt habe, wie ein Christ, so ist es auch nicht möglich, daß ich sterbe, wie ein Christ.“ (Ebend.)

ϑ) **Die gerettete Frau.** Nach einem Erdbeben ließ man die Steine eines zusammengestürzten Hauses hinwegräumen, und fand unter denselben eine Frau mit ihren zwei Kindern, welche alle unverletzt und ganz gesund waren. Auf die Frage, warum der Herr sie so wunderbar gerettet habe, gab die Frau zur Antwort, sie wisse sonst keine Ursache anzugeben, als daß sie nie unterlassen habe, täglich den Rosenkranz zu beten, und eine Marienkapelle zu besuchen.

(Nach Schusters Handbuch.)

ι) **Eine unerwartete Bekehrung.** Ein frommer Geistlicher wurde einst zu einem jungen, vornehmen Herrn gerufen, welcher vom Schlag getroffen worden war, und gebeten, daß er seine Beicht aufnehmen möchte. Er eilte hin, fand aber, daß er ganz bewußtlos sei. Bestürzt, die Seele des jungen Mannes, dessen Ausschweifungen nur zu sehr bekannt waren, nicht dem ewigen Verderben entreißen zu können, kehrte der gute Seelenhirt heim, und las für ihn am nächsten Morgen eine Votivmesse der allerseligsten Jungfrau Maria. Nach der Messe erhielt er die Nachricht, daß der Kranke wieder zur Besinnung gekommen sei. Der Geistliche ging zu dem Kranken nochmal hin. Welche Freude empfand aber sein edles Herz, als er wahrnahm, daß der Kranke von der aufrichtigsten Reue und Zerknirschung durchdrungen sei. Der Kranke beichtete, und empfing mit der größten Andacht die heiligen Sterbsakramente. Voll des freudigen Erstaunens fragte ihn der Geistliche, woher diese unerwartete Aenderung des Gemüthes komme. „Ach, hochwürdiger Herr!“ erzählte der Kranke, während seine Stimme vom häufigen Schluchzen unterbrochen wurde, „diese Gnade habe ich

nur der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte Mariens zu verdanken; sie ist es, die Ihre Gebete und das Flehen meiner Mutter erhört hat. Als meine gute Mutter auf dem Todbette lag, ließ sie mich noch an ihr Bett kommen, und sprach: „Lieber Sohn! Ich fühle, daß mich der Herr bald zu sich rufen werde. Ich freue mich schon, bald zur ewigen Anschauung Gottes zu gelangen, und würde getrost sterben, wenn ich dich nicht in einer Welt hinterlassen würde, deren Gefahren noch mehr Verderben drohen, als Feuer und Wasser. Ich empfehle dich daher dem Schutze Gottes und der allerseligsten Jungfrau Maria; nur ihre Hülfe vermag dich noch zu retten. Vergiß ja nicht, den heiligen Rosenkranz täglich zu beten, und der Schutz der himmlischen Mutter wird jederzeit mit dir sein.“ Und diese Worte der guten Mutter blieben mir unvergeßlich; denn von dieser Zeit an ging kein Tag vorüber, an welchem ich das Rosenkranz-Gebet nicht verrichtet hätte. Dieß war auch das erste Gebet, welches ich, sobald ich zum Bewußtsein zurückgekommen war, verrichtete. Und so denke ich, war es nur die allerseligste Jungfrau, welche noch zu rechter Zeit meine Rettung von Gott erfleht hat.“ So sprach der Sterbende, und entschlief sanft im Herrn unter den Gebeten des frommen Priesters.

x) **Christoph Gluck, der berühmte Meister in der Musik und sein Rosenkranz.** Wie viele Meister in der Musik hatte auch Christoph Gluck unter den geheimnißvollen Wölbungen einer Kirche seine Kunst zu lernen begonnen, und die Stimme des kleinen Chorknaben war so schön, sein Vortrag war so ausdrucksvoll, daß alle Zuhörer davon gerührt wurden.

Eines Tages hatte der kleine Christoph wieder sehr schön auf dem Chore gesungen, und er kehrte gerade nach Hause zurück, als sich ihm ein armer Ordensgeistlicher, der mehr von der religiösen Strenge, als vom Alter abgemagert war, näherte, ihn mit noch feuchten Augen an seine Brust schloß, und ihm zu einem so schönen Talente Glück wünschte. „Wahrlich,“ sagte der Geistliche, „ich habe nichts, was ich dir, kleiner Freund! als Zeichen meiner Freude geben könnte; nichts, als diesen Rosenkranz; doch nimm ihn, und bewahre ihn zum Andenken an den Bruder Anselm, und versprich mir, ihn alle Abende einmal zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria zu beten; diese Uebung wird dir Glück bringen, und wenn du ihr treu bleibst, so wird Gott, wie ich gewiß weiß, durch die Fürbitte unserer lieben Frau deine Anstrengungen segnen; du wirst groß werden vor den Menschen, und einst würdig der himmlischen Gesänge im Paradiese!“ Gerührt durch

die Worte des frommen Ordensmannes nahm Christoph ehrfurchtsvoll den Rosenkranz, und versprach, ihn zu beten, so lange er lebe.

So war Christoph zum Alter von fünfzehn Jahren gelangt, und hatte bereits in der Musik große Fortschritte gemacht. Er wollte nun nach Rom reisen, um sich in seiner schönen Kunst noch mehr ausbilden zu können. Allein wie konnte er seinen Entschluß ausführen, da sein Vater, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, ihm weder etwas geben, noch sonst in der Ausführung seines Vorhabens förderlich sein konnte? Ein anderer armer Jüngling hätte seinen Muth verloren, und sich gedacht: „Nun, es geht nicht." Doch Christoph verzagte nicht, sondern vertraute nur auf Gott und den Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria, und betete ihr zu Ehren den heiligen Rosenkranz. Und sieh! sein frommes Vertrauen blieb auch nicht unbelohnt. Denn als er einst Abends nach seiner frommen Sitte sich so eben durch jenes schöne Gebet gestärkt hatte, wurde an der Thüre der schlechten Wohnung seiner Eltern lebhaft gepocht; es war der Kapellmeister von St. Stephan in Wien, welcher den Auftrag hatte, in Italien eine Sammlung der Kirchenmusik des Paläſtrina zu machen, und im Namen des Erzbischofs den jungen Christoph als seinen Sekretär von dem Vater desselben verlangte. Die Freude Christoph's kann man sich leicht denken. Die Erlaubniß dazu wurde unter Thränen der innigsten Dankbarkeit gegeben, und einige Tage nachher fuhr Gluck mit seinem guten, kunstverständigen Lehrer auf der Straße von Triest nach Italien. Nun war seine ruhmvolle Laufbahn eröffnet. Nachdem er zwanzig Jahre in Italien zugebracht, und sich dort zum berühmten Meister in der Musik, den jeder Kunstfreund in ihm stets bewundern wird, mit Gottes Hülfe herangebildet hatte, kehrte er nach Wien zurück, wo er mit allen Ehren überhäuft, und sogar von der Kaiserin Maria Theresia in ihre Residenz aufgenommen worden war. Auch in andern Ländern errang er sich einen ausgedehnten Ruhm. In Paris wurde er von der Königin Frankreichs, Maria Antoinette, mit größter Freundlichkeit aufgenommen, und ihrer allerhöchsten Huld gewürdigt. Doch trotz aller dieser Ehren vergaß der große Künstler nicht, treu dem Versprechen, das er einst dem Bruder Anselm gegeben hatte, täglich seinen Rosenkranz zu beten. Ganz treffend nannte er diesen „das Brevier des Musikers." Der Rosenkranz galt ihm als ein heiliger Talisman, ein Schutzmittel, das ihn oft vor großer Gefahr bewahrte. So brachte Gluck sein ganzes Leben im andächtigen Gebete zu, und seine liederreiche Hand, die sich verewigt hatte, als sie das tiefe biblische De profundis schrieb, hielt den so gut benutzten Rosenkranz des Bruders An-

selm noch an jenem Tage in den Händen, wo der unsterbliche Künstler, von einem plötzlichen Schlagflusse gelähmt, seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters empfahl.

Ein ebenso frommer, gläubiger Christ und eifriger Verehrer des Rosenkranzes, wie Christoph Gluck, war auch der ebenso berühmte Tonkünstler Joseph Haydn. „Doch," sagte dieser selbst, „nie war ich so fromm, wie während der Zeit, als ich an dem Oratorium „die Schöpfung" arbeitete. Wollte es mit der Arbeit nicht vorwärts, so ging ich mit dem Rosenkranz im Zimmer auf und ab, betete einige Ave, und dann kamen die Gedanken mir wieder. So liest man auch in einem durch die musikalische Revue des Fetis 1828 veröffentlichten Briefe Mozarts an seine Mutter, daß er an dem Abende, wo seine erhabene G-moll-Symphonie ausgeführt wurde, in die Kirche ging, um dort seinen Rosenkranz zu beten, und eine günstige Aufnahme zu erflehen.

λ) Zwei Vorbilder für Kriegsleute. Daß sich auch ein Kriegsmann nicht schämen darf, den Rosenkranz zu beten, mögen folgende zwei Beispiele zeigen.

Der glorreiche Ueberwinder der Türken, Prinz Eugen von Savoyen, trug immer neben dem Schwerte den Rosenkranz, um ihn sogleich zum Gebete in Bereitschaft zu haben.

Vom Marschall Radetzky, dem verewigten Sieger bei Custozza und Novara, wird auch folgender rührender Zug erzählt: „Unmittelbar vor dem Beginne einer Schlacht suchte einst der Marschall, bevor er sich zu Pferde setzte, ängstlich ringsum nach einem Gegenstande, der in Verlust gerathen war. Ein Soldat, der, in der Nähe befindlich, dieß bemerkte, und dem Marschall behülflich sein wollte, suchte nach, und fand einen Rosenkranz auf der Erde liegen. Dieß war der ängstlich gesuchte Gegenstand, den Radetzky mit hoher Freude und Ehrfurcht aus der Hand des Soldaten wieder zu sich nahm, und nun, Gott vertrauend zur Schlacht ritt. (Nach dem Wiener Sonntagsblatt.)

μ) Ein trostreicher Traum. In einer volkreichen Stadt lebten zwei ledige Frauenspersonen in inniger Freundschaft. Die ältere, welche Maria hieß, war dreißig, die jüngere, Agnes mit Namen, neunzehn Jahre alt. So ungleich sie auch an Jahren waren, so gleich waren sie einander in der Sünde. Die Leute ärgerten sich an der Aeltern, welche wegen ihren Ausschweifungen überall im übeln Rufe stand, und bedauerten die Jüngere, die man von jener als verführt betrachtete.

Eines Tages kam eilig eine Botin zu Agnes, und sprach: „Um

Gottes Willen, kommen Sie, Ihre Freundin ist im Sterben; sie möchte vor ihrem Tode noch mit Ihnen sprechen.“ Agnes eilte fort; als sie aber in das Zimmer ihrer Freundin trat, fand sie dieselbe — todt. Sie hatte sich einer Kleinigkeit wegen heftig erzürnt, und starb ohne allen priesterlichen Trost.

Blaß, wie eine Leiche, stand Agnes vor dem Leichname ihrer lasterhaften Gefährtin da, und mußte es mit eigenen Ohren hören, wie die Leute einander still in's Ohr flüsterten: „Wie gelebt, so gestorben.“ Tieferschüttert verließ sie noch in später Nacht die Leiche, und konnte lange nicht schlafen. Der Eindruck aber, den dieser plötzliche Todesfall auf sie machte, war nicht etwa vorübergehend, sondern, so lange sie lebte, ein kräftiger, nie verhallender Ruf zur Buße. Am nächsten Sonntag ging sie in ihrer Pfarrkirche, der sie bisher scheu ausgewichen war, zur heiligen Beicht, und kehrte von derselben, ausgesöhnt mit Gott, heim. Sie besuchte nun fleißig die Kirche, empfing oft die heiligen Sakramente, betete gern den heiligen Rosenkranz, und that ernstliche Früchte der Buße. Nur wurde sie oft von dem Gedanken geängstigt, ob sie wohl noch genug Buße thun könne, um von Gott Verzeihung ihrer Sünden zu erlangen? Da wurde ihr einmal, als sie in ihrem Zimmer vor ihrem Muttergottes-Altare kniete, und den Rosenkranz betete, ein besonderer Trost zu Theil. Sie verfiel in einen tiefen Schlummer. Im Traume erschien ihr nun die allerseligste Jungfrau Maria auf einem Throne von goldenen Wolken; sie trug ein schneeweißes, mit goldenen Sternen besäetes Kleid; eine königliche Krone glänzte auf ihrem Haupte, und ein Kranz von hellschimmernden Sternen umgab das glänzende Diadem. Und sieh, ein Stern fiel von dem heiligen Haupte herab auf den Schooß Mariens, und verwandelte sich schnell in einen Kranz vcn wirklichen Rosen. Und Maria sprach zur jungen Büßerin: „Sei getrost, meine Tochter! dein Flehen ist zu meinem Throne gekommen. Nie kann ich den hülflos lassen, der meiner noch im Rosenkranz gedenkt. Nimm daher diesen Kranz von Rosen als ein Unterpfand meiner mütterlichen Liebe, und als ein Zeichen, wie sehr es mir gefalle, von den Menschen durch dieses Gebet verehrt zu werden.“ Mit diesen Worten nahm die Königin des Himmels den duftenden Rosenkranz aus ihrem Schooße, und reichte ihn der Betenden freundlich hin. Als diese jedoch die Hand darnach ausstreckte, da — erwachte sie: der helle Tag schien zum Fenster herein, und an ihrer Hand war der Rosenkranz, den sie sich vor dem Einschlummern um die Hand gewunden hatte.

Die Büßerin war sehr getröstet, betete täglich den Rosenkranz,

und ging nie mehr schlafen, ohne denselben um ihre Hand zu winden. Sie starb frühzeitig, ein schönes Beispiel der Rückkehr zu Gott.

(Nach dem Spiegel v. Jansa.)

ν) Ein seliges Hinscheiden. Es lebte in einem Dorfe die Tochter eines Hirten. Diese war eine fromme, tugendhafte Jungfrau, und half dem Vater das Vieh hüten. Da aber in der Nähe des Ortes, wo das Vieh weidete, ein schönes, aber altes, verlassenes Kirchlein, und in demselben ein schönes, aber durch das Alter entstelltes Marienbild war, betete sie oft dort den Rosenkranz mit großer Andacht. Da wurde sie nun einst schwer krank. Als sie nun zu Hause auf ihrem elenden Lager von Stroh da lag, und bald sterben sollte, sagte sie dem Geistlichen, der ihr Trost im Tode einsprach: „Ach, mein Herr! bittet Gott, daß Ihr doch auch sehen möget, was für schöne Jungfrauen bei mir sind!“ Der Geistliche erhob seine frommen Blicke zum Himmel, und sah, wie die göttliche Mutter, kostbar gekleidet, mit einer herrlichen Krone geziert, und von einer Schaar weißgekleideter Jungfrauen umgeben, an dem Bette des kranken Mädchens stand, es tröstete, bis dasselbe den Geist aufgegeben, und wie die Mutter Gottes ihre Krone von dem Haupte abnahm, dem Mägdlein dieselbe aufsetzte, und umgeben von der himmlischen Schaar die Seele der Hingeschiedenen in den Himmel einführte. (Soling. fol. 245.)

Anmerk. Wie segensreich die Andacht des Rosenkranzes sei, erkannte man schon sogleich nach der Einführung dieses herrlichen Gebetes. So wie edle Menschen bald finden, daß sie Einer Gesinnung sind, und sich einander freundlich anschließen, so bewirkte auch der fromme Eifer, mit welchem sie in den Geist der heiligen Geheimnisse eindrangen, daß sie sich, um dieses gemeinsamen Gutes willen, gegenseitig als verbrüdert betrachteten, und einander zu allem Guten, wie zur Selbstverläugnung, Geduld und thätigen Nächstenliebe ermunterten. So entstand die Rosenkranz-Bruderschaft, deren Vorbild die erste Christengemeine zu Jerusalem war. Der heilige Dominikus ist der Stifter dieser Bruderschaft. Ihm verdanken wir daher die reichlichen Segnungen, welche diese Bruderschaft sogleich nach ihrem Entstehen verbreitete. Der fromme Eifer, mit welchem die Mitglieder derselben den Rosenkranz nicht bloß mit den Lippen hersagten, sondern auch ihr Gemüth auf den Inhalt desselben hefteten, trieb sie zur aufrichtigen Buße und sittlichen Vervollkommnung an. Der Gedanke an die freudenreichen Geheimnisse war ihnen ein Wink, den Gelüsten einer verdorbenen Welt zu entsagen, und an der höhern Freude, welche uns die Menschwerdung Christi brachte, theilzunehmen; die Betrach-

tung der *schmerzhaften Geheimnisse* lehrte sie, dem Beispiele Jesu zu folgen, und mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen die Mühseligkeiten dieses irdischen Lebens zu ertragen, und der fromme Aufblick zu den *glorreichen Geheimnissen* erfüllte sie mit heiliger Freude und dem Vorgefühle der himmlischen Seligkeit. Mit gewissenhafter Sorgfalt erfüllten sie die Pflichten ihres Standes. Die Bereitwilligkeit, mit welcher sie Werke der Barmherzigkeit ausübten, den Nothleidenden Gutes thaten, Wittwen und Waisen unterstützten, Kranke besuchten, und auf diese Weise den Zweck ihrer Verbrüderung zu erreichen suchten, war ihr vorzüglichstes Kennzeichen, wie man auch die ersten Christen an ihrer Beharrlichkeit im Gebete, ihrer Entsagung, Einigkeit und aufrichtigen Nächstenliebe erkannte. So herrliche Früchte hat also die Rosenkranz-Bruderschaft gebracht, und so heilsam kann sie auch für uns werden, wenn wir uns etwa nicht bloß damit begnügen, in das Bruderschaftsbuch eingeschrieben zu sein, sondern auch darnach trachten, würdige, tugendhafte Mitglieder dieser Bruderschaft zu sein. Wie viele Sünder wurden dadurch, daß sie dieser Bruderschaft beitraten, und alle Vorschriften derselben genau zu erfüllen suchten, zur Umänderung des Herzens, aufrichtigen Zerknirschung und sittlichen Vervollkommnung geführt! Deßhalb sagt der heilige *Alphons von Liguori*: „Die Bruderschaften der Mutter Gottes sind eben so viele Archen Noe's, in welchem die armen Weltleute vor dem Strome der Versuchungen, und der Sünden, welche die Welt überschwemmen, Zuflucht finden.“ Durch die Bruderschaft wird erst vollständig der Zweck des Rosenkranzes erfüllt, den die allerseligste Jungfrau angab, indem sie zum heiligen Dominikus sprach: „und die *Verirrten werden sich bekehren*, und die *Bekehrten selig werden*.“ Die Rosenkranz-Bruderschaft wurde daher nicht bloß von dem apostolischen Stuhle bestätigt, sondern auch von sechsundzwanzig Päpsten mit bedeutenden Abläßen bereichert. Um ein Mitglied der Rosenkranz-Bruderschaft zu werden, muß man sich in das Bruderschaftsbuch einschreiben lassen, einen geweihten Rosenkranz bei sich tragen, wöchentlich den vollständigen Rosenkranz beten, der aus fünfzehn Theilen (Gesetzen) besteht, und in dieser Form „*marianischer Psalter*“ genannt wird; besonders wichtig und zur Gewinnung der Abläße erforderlich ist es, über jedes Geheimniß des heiligen Rosenkranzes ernstlich nachzudenken, am pfarrlichen Gottesdienste, wie auch an den vorgeschriebenen Andachtsübungen und feierlichen Prozessionen theil zu nehmen, die heiligen Sakramente der Buße und des Altares würdig zu empfangen, aufrichtig nach der Besserung seines Lebens zu trachten, und gute Werke auszuüben.

Beispiele. α) Der fromme Pater **Crasset** erzählt, daß ein Mitglied der Bruderschaft im Tode einen harten Kampf mit der Hölle zu bestehen hatte, und nachdem er den Sieg erlangt hatte, jubelnd ausrief: „O wie gut ist es, wenn man der göttlichen Mutter in ihrer Bruderschaft gedient hat."

β) In der Stadt **Leiden** in Holland war ein Jüngling von siebenzehn Jahren, der zwar oft gebeichtet, aber aus Schamhaftigkeit allezeit eine Sünde verschwiegen, und das allerheiligste Sakrament des Altares unwürdiger Weise empfangen hatte. Als er aber einst in einer Predigt gehört hatte, was für große Gnaden den verstockten Sündern ertheilt werden, wenn sie in die Bruderschaft des heiligen Rosenkranzes eintreten, ließ er sich einschreiben, betete täglich den Rosenkranz mit großem Fleiße, und erlangte bald die Gnade, daß er in sich ging, seine Sünden bereute, sie beichtete, sein Leben besserte, und vollkommen mit Gott ausgesöhnt, einst selig in Ihm entschlief.

(P. Albert Solling fol. 243).

Das dritte Mittel, die allerseligste Jungfrau zu verehren ist

c) das **Skapulier.** Dieses Kleid hat von dem lateinischen Worte Scapula, Schulter, seinen Namen, und bezeichnet ein Kleid, welches mit Bändern um die Schulter gelegt wird. Wie das Skapulier eingeführt wurde, erzählt uns folgende Legende:

Vor mehr als sechshundert Jahren lebte zu Kent in England in einem Walde ein frommer Knabe als Einsiedler. Simon war sein Name. Eine frische Quelle lieferte ihm den Trank; Wurzeln und Kräuter waren seine Speise; ein hohler Eichbaum seine Wohnung. Er hatte an nichts ein größeres Vergnügen, als an der Verehrung der allerseligsten Jungfrau. Als er erwachsen war, wurde er mit einigen Klostergeistlichen, aus dem Orden der Karmeliter bekannt. Dieser Orden hat seinen Namen von dem Berge Carmel, wo der Prophet Elias betete, und ganze Nächte dem Gebete widmete. Später unternahm Simon eine Reise nach Palästina, um jene heiligen Stätten zu besuchen, wo der göttliche Heiland geboren wurde, lebte, für uns litt und starb. Als dieser heilige Mann am 16. Juli d. J. 1265 auf dem Todbette lag, erschien ihm die allerseligste Jungfrau Maria, umgeben von einer Schaar Engel, und indem sie ihm ein Skapulier darreichte, sprach sie zu ihm: „Nimm, mein Sohn, dieß Skapulier deines Ordens, als das unterscheidende Zeichen meiner Bruderschaft, und als das Merkmal des Vorrechtes, das ich für dich und alle Glieder deines Ordens erhalten habe; **der, welcher mit dem Skapulier angethan, fromm und selig stirbt,**

ist vor dem ewigen Feuer sicher; es ist dieß ein Zeichen des Heiles, ein Schutzmittel in den Gefahren, und das Unterpfand eines besondern Friedens und Schutzes bis an's Ende der Zeiten." Um nun die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau außer allen Zweifel zu setzen, erschien die seligste Jungfrau auch dem damals regierenden Papste Johann XXII. und sprach zu ihm: „Johannes, du Stellvertreter meines Sohnes, du verdankst mir die hohe Würde, zu der ich dich durch meine Fürbitte bei meinem Sohne erhoben habe; ich rettete dich aus den Schlingen deiner Feinde; ich erwarte daher von Dir, daß du den Orden der Carmeliter, der mir besonders ergeben ist, bestätigest." Und so geschah es auch, daß dieser Orden nicht bloß von jenem Papste, sondern von noch mehr andern Päpsten bestätigt, und mit vielen Ablässen beschenkt wurde. Und weil auch andere Menschen, welche nicht dem Orden der Carmeliter angehörten, sondern in der Welt lebten, aus Verehrung der allerseligsten Jungfrau das Skapulier trugen, einen keuschen, reinen, frommen Lebenswandel führten, und auch jener Ablässe und Gnaden theilhaftig werden wollten, so wurde die Skapulierbruderschaft eingeführt, welche in der ganzen Christenheit verbreitet ist, und überall großen Segen spendet. Denn wie viele Menschen haben das heilige Kleid Mariens vertrauensvoll begehrt, es bis zum letzten Athemzuge auf eine fromme Weise getragen, und es sogar mit in das Grab genommen! Und wie viele wunderbare Begebenheiten haben sich durch das heilige Skapulier ereignet! Wie viele Unglückliche erfuhren in Gefahren auf dem Meere, bei Feuersgefahr, unter Mördern, in Krankheiten, daß das heilige Skapulier wirklich, wie Maria in jener Erscheinung gesagt hatte, ein Zeichen des Heiles, eine Schutzwehr in Gefahren sei! Aber die göttliche Mutter will uns nicht bloß in zeitlichen Nöthen schützen, wenn sie nicht zu unserm ewigen Heile sind, sondern auch Alles abhalten, was unserer Seele zum Schaden gereichen könnte. „Wer mit demselben bekleidet, selig stirbt, wird das höllische Feuer nicht leiden dürfen," sprach die allerseligste Jungfrau in jener Offenbarung. Dieß ist auch das Wichtigste. Denn was würde uns aller Schutz Mariens auf Erden helfen, wenn wir dennoch in dem Orte ewiger Qual ewig brennen sollten. Auch vor diesem will Maria ihre treuen Schutzkinder bewahren, indem sie bei ihrem göttlichen Sohne für sie bittet, daß sie, wenn sie nicht bloß die Pflichten der Bruderschaft treu erfüllen, sondern auch sonst keusch und tugendhaft leben, und mit dem Skapuliere, dem Kleide des

Heiles, angethan, selig sterben, von allen übrigen Makeln der Sünde noch vor dem Tode gereinigt und bekehrt werden. Dieß lehrt ja auch die Erfahrung. Denn unzählige Sünder erhielten durch das Anlegen des Skapulieres von Gott und der allerseligsten Jungfrau noch die wunderbare Gnade, sich vor dem Tode zu bekehren, und als Freunde Gottes zu sterben; tausende von Menschen wurden durch den Gebrauch des heiligen Skapulieres behutsamer und eifriger im Guten, und legten so manche Gewohnheitssünde ab, an welche sie mit eisernen Banden gekettet waren. Durch das heilige Skapulier werden wir endlich auch aus dem Fegfeuer erlöst. Denn das Brevier lehrt uns, wie Maria diejenigen, welche würdige Mitglieder der Skapulier-Bruderschaft sind, und das heilige Skapulier nicht bloß am Leibe, sondern auch gleichsam im Herzen tragen, im Fegfeuer tröste, sie aus demselben erlöse, und sobald als möglich in den Himmel führe. So großen Segen bringt uns daher der Gebrauch des heiligen Skapulieres. Da könnte aber Mancher glauben, es sei schon genug, wenn man nur das Skapulier trage, und sich in die Bruderschaft einschreiben lasse; man könnte dann leben, wie man wolle. Doch nein! Denn wenn man auch in einen Kessel voll Weihwasser sitzen würde, und ganz mit Rosenkränzen und Skapulieren behangen wäre, so würde dieses Gott und der allerseligsten Jungfrau Maria nicht gefallen, sobald unser Lebenswandel nicht fromm und gerecht wäre. Wir müssen daher auch thun, was Gott uns befohlen hatte, und was die Vorschriften der Bruderschaft von uns verlangen, einen keuschen, reinen Lebenswandel führen, sieben Vater unser und Ave Maria beten, am Mittwoch, Freitag und Samstag fasten, und andere gute Werke thun.

Beispiele. *a*) Eine wunderbare Bekehrung. In einer großen Stadt Frankreichs war ein Mensch, der seit mehr als fünfzig Jahren in einem tödtlichen Hasse gegen Gott und Seine Religion lebte; er wurde krank, und hatte aus Vorsicht, wie er zu sagen pflegte, einen Dolch neben sein Bett gelegt, um denjenigen, der von dem Heil seiner Seele mit ihm zu reden wagen würde, damit zu durchbohren. Da nun die Krankheit sich verschlimmerte, kam es Jemand in den Sinn, nur die heilige Jungfrau könnte durch ihre Fürbitte es bewirken, daß ein so verhärtetes Herz erweicht werde. Darauf bewog man eine Person, dem Kranken ein Skapulier, ohne daß er es merke, an den Hals zu hängen. Dieses gelang; denn an einem Abende wurde ihm, als er schlief, das Bild Mariens angehängt. Und sieh, welche Umänderung! Als der Kranke am folgenden Tage erwachte, rief er Gott

um Barmherzigkeit an, indem er sagte, er wisse nicht, was in ihm vorgegangen sei. Er verlangte dann einen Beichtvater, und starb bald darauf mit der größten Reue und Zerknirschung. (Mettenleiters Thautropfen.)

β) Ein Schutzmittel gegen Versuchungen. Eine fromme Jungfrau wurde von einem ausgelassenen Menschen zur Sünde versucht. Er bot alle seine teuflische Kunst auf, um sie zu verführen. Schon hatte der ruchlose Versucher, um seine schändliche Lust an ihr zu treiben, sie überfallen, und angepackt, als plötzlich das Skapulier, das die gottesfürchtige, fromme Jungfrau auf ihrer Brust zu tragen pflegte, zum Vorscheine kam, und sie von Schande und Sünde rettete. Das Bildniß der allerseligsten Jungfrau Maria erblicken, und das Schändliche seiner Uebelthat einsehen, war Ein Augenblick. Mit Rührung erinnerte er sich an seine Kinderjahre, wo ihm seine selige, fromme Mutter auch ein Skapulier umhing, und ihn zur treuen Nachfolge der unbefleckten Jungfrau Maria ermahnte. Er führte von dieser Zeit an ein keusches Leben, und wurde ein tugendhafter, braver Mann, ein eifriger Verehrer Mariens.

γ) Die gedämpfte Feuersbrunst. Vor einigen Jahren konnte man in öffentlichen Blättern lesen, daß eine Feuersbrunst, die ein Kloster von der Heimsuchung ergriffen, plötzlich in ihren Verwüstungen gehemmt worden sei, durch die Kraft eines Skapulieres, welches die Oberin des Hauses in die Flammen warf. (Sauceret Verehrung Mariens.)

δ) Rettung aus großer Gefahr. Am 8. Mai d. J. 1842 fand vor den Thoren von Paris, auf der Versailler Eisenbahn, die furchtbare Katastrophe statt, deren trauriges Andenken die Kapelle de Notre Dame des Flammes, bei Meudon erbaut, zu bewahren bestimmt ist. Mehr als hundert Personen jedes Standes wurden in den angezündeten Wagen verbrannt, und in Asche verwandelt. Eine weit größere Anzahl hatte schwerere Wunden erhalten.

Bei diesem schrecklichen Unglücke offenbarte Maria ihre mütterliche Macht und Güte zu Gunsten ihrer Schützlinge. Denn drei Tage nach dem Ereigniß las man in der Union, einem der berühmtesten Blätter folgende Thatsache:

Ein Student begleitete nach dem Spital einen schwerverwundeten Freund. Angekommen in dem Saale, in welchen man seinen Kameraden hinlegen sollte, sagte er zu einer der dort befindlichen Schwestern: „O meine Schwester, mein Skapulier hat mich gerettet! Der heiligen Jungfrau verdanke ich mein Leben! Ich bin allein von den Personen, welche sich in dem nämlichen Wagen befanden, dem Tode entgangen. O wie habe ich Gott zu danken!" (Ebend.)

ε) Papst Clemens VIII. Als Clemens VIII. zum päpstlichen Stuhle gelangte, wollte der Beamte, der ihn seiner Cardinal-Gewänder entkleidete, um ihm die Gewänder seiner neuen Würde anzulegen, ihm auch sein Skapulier nehmen. Aber der fromme Kirchenfürst sagte zu diesem Beamten, indem er auf das Zeichen A M anspielte, womit das Skapulier bezeichnet ist: „Laß Maria bei mir, damit Maria mich nicht verlasse." (Ebend.)

Ein anderes Mittel, wie wir die allerseligste Jungfrau Maria verehren können, besteht überdieß

d) in der marianischen Sodalität, den marianischen Verbindungen und Congregationen, die unter dem Schutze Mariens für alle verschiedenen Menschenklassen bestehen. Die marianische Sodalität hatte ihren Ursprung in Rom. Sie wurde i. J. 1563 von einem Mitglied der Gesellschaft Jesu, Johann Leo Flaming mit Namen, gegründet. Dieser war ein großer Freund der Jugend, und hatte die besondere Gabe, die jugendlichen Gemüther für sich zu gewinnen; viele Jünglinge versammelten sich daher um ihn. Er betete, unterhielt sich mit ihnen, las ihnen aus guten Büchern vor, knüpfte daran Lehren und Ermahnungen, sang mit ihnen unschuldige Lieder, erzählte, und dieß gefiel so gut, daß die Zahl der Jünglinge, welche diesen Versammlungen beiwohnten, mit jedem Tage größer wurde. P. Flaming hielt es daher für angemessen, zu einer festgesetzten Zeit, an allen Sonn- und Festtagen diese Versammlungen zu halten. Es geschah, und die Zahl der Theilnehmer vermehrte sich. Viele Jünglinge zogen vor, dieser frommen Versammlung, welche zugleich auf so unschuldige Weise zur Erholung diente, beizuwohnen, als sich den wilden und unerlaubten Freuden der Welt zu überlassen. Die Versammlung gewann Bestand; und als der fromme Priester dieses sah, stellte er sie unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau, und gab ihr bestimmte Regeln. Sie blieb eine beständige Vereinigung, unter dem Namen „Maria Verkündigung," und wurde auch mit dem besondern Namen „Sodalität," d. h. Verbrüderung, Genossenschaft genannt. Die segensreichen Früchte bewogen den General der Gesellschaft Jesu, Aquaviva, für den Verein die päpstliche Approbation einzuholen. Papst Gregor XIII ließ sich einen ausführlichen Bericht vorlegen, und ertheilte dann in einem apostolischen Schreiben vom Jahre 1584 mit größter Bereitwilligkeit die Bestätigung welche Sixtus V. in einem Breve vom 3. Jänner 1587 erneuerte, worin außerdem der Gesellschaft Jesu die besondere Erlaubniß ertheilt wurde, solche Congrega-

tionen überall bei ihren Collegien und Häusern zu errichten, so wohl für die Schüler, als auch für andere Erwachsene beiderlei Geschlechtes unter dem Titel „Maria Verkündigung" oder einem andern Titel. Auch die nachfolgenden Päpste begünstigten die Sodalitäten. Ueberall blühten sie herrlich empor, und brachten den reichsten Segen; sie sammelten und beschützten die Jugend, stärkten, bewährten den Glauben, verbreiteten Frömmigkeit und Tugend unter dem christlichen Volke. Als die Gesellschaft Jesu i. J. 1773 aufgehoben wurde, befürchtete man anfänglich für den Fortbestand der marianischen Congregationen; doch die Cardinäle selbst nahmen sich mit großer Sorgfalt der Genossenschaft an, und gaben ihr abwechselnd zu Direktoren Priester, welche sich durch ihre Gelehrsamkeit, durch Frömmigkeit und Eifer auszeichneten. Die marianischen Congregationen blühten fort. Als im Jahre 1814 die Gesellschaft Jesu von Papst Pius VII. wieder hergestellt worden war, wurde sie im Jahre 1824 auch auf das Neue mit Leitung der Congregationen beauftragt. Leo XII. bestätigte durch apostolische Briefe alle Privilegien, welche seine Vorgänger dieser frommen Vereinigung verliehen hatten. Sie besteht nun fast dreihundert Jahre lang, und ist ungeachtet aller Stürme nicht untergegangen, und ihre Einrichtung hat sich durch Jahrhunderte als segensreich bewährt. (Wiener Sonntagsblatt.)

Ein herrliches Mittel, die allerseligste Jungfrau zu verehren sind auch

e) die Wallfahrten zu den Gnadenbildern der allerseligsten Jungfrau Maria. Sowie es bei den ersten Christen, sobald sie nach Ephesus kamen, ihr erster Gang war, die Mutter Jesu, welche dort, geliebt und gepflegt von Seinem Lieblingsjünger Johannes, lebte, zu besuchen, so werden auch ohne Zweifel die Meisten ihrer Nachkommen nach der glorreichen Himmelfahrt Mariens eine innige Liebe zu Ihr, der göttlichen Mutter, gefühlt haben. Gewiß hielten sie daher, als Abbildungen derselben gebräuchlich wurden, solche in großen Ehren, suchten dergleichen Bilder entweder selbst zu bekommen, oder eilten jenem Orte zu, wo solche Bilder zu sehen waren. Denn haben nicht auch gute Kinder eine große Freude, wenn sie das Bild ihrer geliebten Mutter erblicken? So geschah es, daß man schon in den ältesten Zeiten gewohnt war, zu den Bildern der hochgebenedeiten Jungfrau Maria zu wallfahrten. Wie sehr aber der göttlichen Mutter die Verehrung ihrer Bilder gefalle, erkannte man schon frühzeitig an den unendlichen Gnaden, welche den frommen Pilgern auf ihr inständiges Flehen gewährt wurden.

Deßhalb werden auch solche Bilder, durch deren Verehrung viele Gläubigen viele und große Gnaden, geistliche und leibliche Wohlthaten erlangt hatten, „Gnadenbilder" genannt. Daher hängen auch in solchen Wallfahrtskirchen gewöhnlich sogenannte Votivtafeln (Ex voto), d. i. Bilder, auf welchen vorgestellt wird, wie manche Bedrängte auf eine wunderbare Weise von Gott auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria erhört, und aus einer großen Gefahr befreit wurden. Hier, auf dieser Votivtafel, sieht man einen Menschen abgebildet, der in ein tiefes, reißendes Wasser stürzte, und, schon in den Wogen desselben untergehend, noch eben zu rechter Zeit gerettet wurde; dort auf jener Tafel findet man einen Unglücklichen vorgestellt, der von einem hohen Dache herabfiel, ohne sich Hände und Füße zu brechen, oder sein Leben zu verlieren, sondern vielmehr durch die Fürbitte Mariens noch Rettung aus seiner großen Noth gefunden hatte. Eben so findet man in Wallfahrtskirchen goldene, silberne oder wächserne Hände, Füße, Augen, und andere solche Denkzeichen, welche von frommen Christen, die an einer Hand, an einem Fuße oder an den Augen Schmerzen litten, zum Danke für ihre erflehte Heilung geopfert wurden. Auch erblickt man oft dort Krücken, welche von Kranken, die sich früher nur mit Hülfe dieser Krücken fortbewegen konnten, dort in der Wallfahrtskirche, zum dankbaren Andenken ihrer erflehten Heilung aufgehängt oder geopfert wurden. Endlich sind in solchen Gnadenörtern viele werthvolle Opfer und kostbare Schätze zu sehen, welche von reichen, begüterten Gläubigen, oft sogar von gekrönten Fürsten, Kaisern und Königen zum Danke für die gnädige Erhörung, die sie gefunden hatten, dargebracht worden waren. So hatte, wie schon im historischen Katechismus (siehe II. Bd. S. 127.) erzählt wurde, die gelehrte Königin der Schweden, Christina, in dem Wallfahrtsort unserer lieben Frau zu Loretto in Italien, nachdem sie zu Rom i. J. 1654 in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war, ihre Krone und ihren Scepter geopfert; auf ähnliche Weise verehrten Erzherzog Albert von Oesterreich, und seine Gemahlin Clara Eugenia einen Mantel, der mit den kostbarsten goldenen Stickereien verziert, mit 20,000 ächten Perlen und 2500 Diamanten geschmückt war, und über 30,000 Dukaten kostete; so wurde endlich die uralte Marienkapelle von Altötting mit vielen kostbaren Geschenken von den bayerischen Herzogen und Churfürsten bereichert. Noch köstlicher und angenehmer aber, als alle diese Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen, würde es Gott und der himmlischen Mutter

sein, wenn wir es als unsere wichtigste Angelegenheit betrachten würden, die Wallfahrten in guter Meinung, welche die Ehre Gottes und unser Seelenheil besonders in's Auge faßt, im Geiste der Buße und in Gesellschaft mit wahrhaft frommen Menschen zu unternehmen, auf denselben Werke der Abtödtung und Barmherzigkeit auszuüben, und nach unserer Heimkehr uns als wirklich gebesserte, gleichsam neugeborne Christen zu beweisen.

Beispiele. *a*) Das Gnadenbild unserer lieben Frau auf dem Berge Monserrat in Spanien. Der Berg Monserrat in Spanien wird mit Recht den Naturwundern dieses Landes beigezählt. Besonders verdient er dieses wegen seiner großen Höhe, denn er ragt so hoch über alle Berge und Felsen, die ihn umgeben, empor, daß er denjenigen, die ihn von Ferne sehen, eine ungeheuere Festung mit himmelhohen Thürmen zu sein scheint. Wer diesen Berg aus der Ferne sieht, der hält ihn für außerordentlich rauh; doch hat die menschliche Kunst denselben an manchen Stellen bebaut, und man sieht darauf schöne, grüne Bäume, die das Auge ergötzen, und freundlichen Schatten den Wanderern gewähren, die daselbst von der Mühe des Tages ausruhen, und sich erquicken.

Auf der Mitte dieses Berges befindet sich unter einem überaus hohen, hervorhängenden Felsenriffe ein Kloster mit einer Kirche, welche der Verehrung der göttlichen Mutter gewidmet ist. Diese Kirche ist nicht groß und etwas dunkel; alle Wände derselben sind mit Votivtafeln behängt, und vor dem Gnadenbilde brennen über neunzig silberne Lampen. Das Bild unserer Lieben Frau ist bräunlich, aber sehr majestätisch, und flößt große Ehrfurcht und Andacht ein. Daß aber dort Gott auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau unzählige Gnaden und Wunder ihren frommen Verehrern erwies, kann man schon daraus ersehen, weil man ganze Bücher darüber geschrieben hatte.

Auf welche Weise dieser Gnadenort entstanden sei, lehrt uns folgende schöne Legende:

Im Jahre 880, als Gottfried III. Graf von Catalonien war, bemerkten einige Hirtenknaben, die auf dem Berge ihre Schafe weideten, daß jederzeit an den Samstagen Nachmittags ein helles Licht von einer gewissen Gegend des Berges herabsteige, und dort eine wunderliebliche Musik ertöne. Da nun die Knaben dieß mehrere Male gesehen und gehört hatten, erzählten sie es ihren Eltern; diese aber gingen hin, die Sache mit eigenen Augen zu sehen; und als sie von der Wahrheit der Aussage sich überzeugt hatten, theilten sie es dem Pfarrer

des Ortes und dem Bischofe von Manresa mit, der mit allen seinen Geistlichen sich auf den Weg begab, diesen merkwürdigen Ort zu besuchen. Sie gelangten unter der Leitung der Hirten und mittelst eines sehr lieblichen Geruches, der von dem Felsen ausging, bald an den bezeichneten Ort, und fanden dort eine Höhle; in der Höhle aber war ein anmuthiges Bild der heiligsten Jungfrau. Der Bischof wollte das Marienbild sogleich nach Manresa tragen. Doch es war nicht der Wille Gottes, daß das Bild an einen andern Ort sollte getragen werden; denn als sie in feierlicher Prozession zur Stelle gekommen waren, wo nun die Kirche und das Kloster steht, war es nicht möglich, das Bild weiter zu bringen. Sie fühlten sich durch eine übernatürliche Kraft gezwungen, solches dort zu lassen. Bei diesem offenbaren Wunder machte der Bischof das Gelübde, eine Kirche und ein Kloster an dem nämlichen Orte zu erbauen, was dann auch geschah.

β) Der Wallfahrtsort Maria-Zell. Dieser Wallfahrtsort, der in Obersteiermark, etwa eine Stunde von der österreichischen Gränze entfernt liegt, ist der berühmteste in allen österreichischen Staaten. Die weitberühmte Wallfahrtskirche ist im gothischen Stile gebaut. Ihre Länge beträgt 501, die Breite 67, und die Höhe 99 Fuß. Die Geschichte derselben ist in Kurzem folgende: Im Jahre 1157 ließ sich hier ein Priester aus dem steiermärkischen Stifte St. Lambrecht, unter dessen Patronate die Kirche noch heut zu Tage steht, nieder, um den Bewohnern der hiesigen Gegend, weil sie von dem Pfarrorte Aflenz zu weit entfernt sind, die Sakramente zu spenden, und den Gottesdienst zu halten. Er brachte das Marienbild, das noch heute verehrt wird, eine aus Lindenholz geschnitzte Statue, welche die göttliche Mutter, mit dem Kinde auf dem Arme, vorstellt, hierher, und stellte sie in einer kleinen Kapelle zur Verehrung auf. Markgraf Heinrich und dessen Gemahlin ließen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die steinerne Gnaden-Kapelle bauen. Um 1270 aber baute König Ludwig I. von Ungarn, aus dem Hause Anjou, den Vorderthurm der großen Kirche, so wie auch den mittlern gothischen Thurm. Auch bedachte er die Kirche reichlich, und schenkte ihr auch das Marienbild, welches früher zu seinem Hausaltar gehörte, und in der Schatzkammer aufbewahrt wird. Es ist ein sehr zierliches und fleißig ausgearbeitetes Gemälde der Gottesmutter mit dem Kinde in reichen Gewändern; der Grund ist mit Gold und Edelsteinen reich verziert, und ganz mit goldenen Lilien bedeckt, weil Ludwig I. wie schon früher erwähnt wurde, von Anjou, einem französischen Königshause abstammte, und Frankreich früher Lilien im Wappen zu führen pflegte. Wahrscheinlich ist es das

Werk eines byzantinischen Künstlers. Außer dem Gnadenbilde, welches nun ein Alter von beinahe 700 Jahren erreicht hat, und jenem über 550 Jahre alten Schatzkammerbilde besitzt die Kirche noch ein größeres, aus Holz geschnitztes Marienbild, welches an Kunstwerth diesen beiden weit vorzuziehen ist. Es hat Lebensgröße, steht frei auf einer Säule, und scheint eine Arbeit aus dem fünfzehnten, höchstens sechzehnten Jahrhunderte zu sein. Die Kirche wurde i. J. 1340 unter Albrecht II. dem Weisen ausgebaut, welcher auch den Ort i. J. 1342 zum Markte erhob. Fürsten und Große wetteiferten durch Jahrhunderte, die Kirche mit kostbaren Gaben zu beschenken, und ihre Schatzkammer enthielt daher früher einen unermeßlichen Reichthum, der jedoch in neueren Zeiten durch Unglücksfälle mancher Art, worunter vorzüglich der große Brand v. J. 1827 zu rechnen ist, beträchtlich vermindert wurde. Das Gnadenbild, zu welchem jährlich in den Sommermonaten wohl mehr als 100,000 Pilger aus allen Theilen des Kaiserthumes wallfahrten, steht auf einem silbernen Altar, in mitten der Kirche, in einer kleinen, mit silbernen Gittern versehenen Kapelle. In der Kirche befindet sich auch ein schöner Hochaltar, eine ungeheuere Kanzel aus röthlichem Marmor und eine Orgel, welche 38 Register hat. In der Kirche selbst und in den Gängen, die zur Schatzkammer führen, sind viele Votivbilder angebracht. Von Wien aus nahmen die Prozessionen i. J. 1632 unter Kaiser Ferdinand II. ihren Anfang, um seinen Waffen Sieg wider den König der Schweden Gustav Adolf zu verleihen. Unter Kaiser Joseph II. wurden die Wallfahrten überhaupt, und insbesondere nach Maria=Zell eingestellt, i. J. 1796 wurden sie jedoch von Kaiser Franz I. wieder gestattet, und i. J. 1811 erschien eine eigene Bestimmung, welchen Orten es gestattet ist, zu Maria=Zell in Prozession einzuziehen, und deren sind in Oesterreich, mit Einschluß von Wien 116, in Böhmen 13, in Ungarn 36, in Steiermark 47, in Kärnthen 1, und in Mähren 12, die von Mai bis Oktober an verschiedenen Tagen nach Maria=Zell wallfahrten. Besonders zahlreich war die Schaar der Wallfahrter nach Maria=Zell zur Zeit des Jubiläums i. J. 1857. Selbst unser edler Kaiser Franz Joseph I. schloß sich, treu dem Beispiele seines gottesfürchtigen Stammvaters, Rudolph von Habsburg, dem frommen Zuge an. Nicht aber die Erhabenheit und Majestät der herrlichen Kirche, mit den himmlischen Gestalten in Gemälden und Statuen allein, nicht die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes allein war es, was seit den ältesten Zeiten schon so viele Tausende von andächtigen Christen bewog, nach Maria=Zell, dieser ehrwürdigen Gnadenkirche unserer lieben Frau zu

pilgern; sondern der reichliche, unerschöpfliche Schatz von Ablässen, der schon frühzeitig von den Oberhäuptern der Kirche, den römischen Päpsten den frommen Pilgern, welche nach Maria-Zell wallfahrten würden, verliehen wurde. Schon Papst Clemens VI. war für die Aufnahme Maria-Zells besonders geneigt, und ließ i. J. 1346 zu Avignon in Frankreich ein Schreiben ausfertigen, wo in Ansehung der zahlreichen Menge Volkes, welches schon von Alters her aus entfernten Ländern, so wohl vom geistlichen, als auch vom weltlichen Stande hier einzutreffen pflegte, ein jährlicher Ablaß auf die vier Hauptfeste unserer lieben Frau, das Fest der glorreichen Himmelfahrt Christi und der Kirchweihe ertheilt wird. Innocenz VI. hat eilf Jahre später diesen Ablaß um etwas vermehrt, und auf die oben erwähnten Festtage zwei Jahre und zwei Quadragenen Nachlaß verliehen. Noch geneigter erwies sich gegen das Gnadenhaus zu Maria-Zell Papst Bonifaz IX., welcher i. J. 1396 einen vollkommenen Ablaß auf die Oktave der freudenreichen Himmelfahrt Mariä, für alle Pilger ohne Ausnahme des Geschlechtes, Ortes oder Alters, die den Gnadenort besuchen würden, verliehen hat. Von Paul V. erhielt die Gnadenkirche Maria-Zell einen vollkommenen Ablaß für die zwei Festtage der Geburt und Himmelfahrt Mariä. Von den Päpsten Innocenz X., Alexander VII. und Clemens X. wurden obige Ablässe theils vermehrt, theils bestätigt. Ganz vorzüglich aber war Joseph Dominik Graf von Lamberg, Bischof von Seckau und General-Vikar der Erzdiözese Salzburg, und später Cardinal, dem Gnadenort Maria-Zell zugethan. Auf seine warme Empfehlung und seinen günstigen Bericht wurde nun der Ablaß, den ein jeder Wallfahrter jederzeit gewinnen kann, neuerdings bestätigt, und von Benedikt XIII. auf Fürsprache der Kaiserin Elisabeth dahin erweitert, daß die Gläubigen nicht nur Einmal im Jahre, sondern, so oft sie die Kirche zu Maria-Zell besuchen, dort mit wahrer Demuth beichten, und die Gebete zur Ausrottung der Ketzerei, für die Einigkeit der christlichen Fürsten, u. s. w. andächtig verrichten, und das allerheiligste Sakrament des Altares würdig empfangen, jedes Mal dieses großen Kirchenschatzes würdig werden.

γ) Der Wallfahrtsort zu Genazzano. Vor fünfhundert Jahren lebte zu Genazzano, einem Orte, der nicht weit von Rom entlegen ist, eine fromme, gottselige Jungfrau. Petruzzia war ihr Name. Sie trat, um zu einer höhern Vollkommenheit des Lebens zu gelangen, in den dritten Orden, und weihte ihr Leben ganz dem lieben Gott. Besonders war sie der allerseligsten Jungfrau Maria mit Liebe zuge-

than. Sie scheute keine Kosten, um das Ihrige zur Verherrlichung Gottes und der allerseligsten Jungfrau beizutragen. Da erhielt sie einst in einer himmlischen Erscheinung den Auftrag, sie möchte anstatt der Augustiner-Kirche, welche zu klein und baufällig war, eine viel größere und schönere erbauen, wozu ihr auch der besondere Beistand des Himmels verheißen wurde. Voll des Vertrauens auf Gott legte die fromme Jungfrau wirklich die Hand an das Werk. Sie verkaufte alle ihre zeitlichen Güter, und ließ ganz auf ihre eigenen Kosten die herrliche Kirche erbauen. Es machte ihr die größte Freude, als sie sah, wie schnell es mit dem Bau derselben vorwärts ging. „O," sagte sie öfter, „was für eine große, vornehme Frau wird in diese Kirche einziehen, und ich hoffe ganz zuversichtlich vor dem Ablauf des Jahres sie vollständig ausgebaut zu sehen!"

Noch war die Kirche nicht ausgebaut, als sich schon in einem viel höhern Grade, wie vorher, die wunderbare Macht offenbarte, mit welcher Gott die neue Kirche Mariens bedachte. Denn fast um die nämliche Zeit geschah es, daß Skutari, eine Stadt in Albanien, von den Türken erobert wurde. In dieser Stadt war in einer Kirche ein Marienbild zu sehen, welches an der Mauer mit frischen Farben gemalt war, und unter dem Namen „Maria vom Paradies" von den christlichen Bewohnern in großen Ehren gehalten wurde. Die Türken machten alle christlichen Kirchen zu mohamedanischen Tempeln, oder wie sie zu sagen pflegen, zu Moscheen, zerstörten die Bilder, und es wäre nun bald auch jenes schöne Marienbild ein Opfer ihrer vandalischen Wuth geworden. Allein Maria, die allerseligste Jungfrau, konnte diese Schmach, die ihrem Bilde zugefügt werden sollte, nicht ertragen. In der nämlichen Stadt lebten zwei christliche Familien, de Sklavis und Giorgi mit Namen, die sich durch ihre frommen Gesinnungen auszeichneten, und Ihr mit besonderer Treue dienten. Sie erschien daher beiden Familien, und trug ihnen auf, daß sie ihr Gnadenbild in Skutari, welches für einen andern Ort bestimmt sei, auf der Reise begleiten möchten. Beide Familien waren sogleich bereit, dieses zu thun. Und sieh! Schon wollten sie den Weg antreten, als sich das Marienbild selbst von der Kirchenmauer zu Skutari losschälte, und gleich einem freundlichen Regenbogen, wie man dieses noch jetzt in dem Bilde sehen kann, in den Wolken erschien. Damit jedoch die frommen Begleiter dem Bilde desto leichter nachfolgen konnten, so zeigte ihnen, wie dieses schon im alten Bunde mit den Israeliten geschah, bei der Nacht eine Feuersäule, und bei Tag eine helle Wolkensäule den Weg. Mit trockenen Füßen überschritten sie das adriatische Meer, und kamen unter

dem sichtbaren Schutze des Himmels nach Rom. Dort verschwand ihr fliegendes Bild sammt den geheimnißvollen Säulen vor ihren Augen, und erschien auf einmal, am 25. April d. J. 1467 Nachmittags zur Vesperstunde an der noch rauhen Kirchenmauer der Augustiner zu Genazzano. Zu gleicher Zeit fingen die Glocken, als wollten sie den feierlichen Einzug der Himmelskönigin ankündigen, und das andächtige Volk ermuntern, diese in ihrem wunderbaren Bildnisse zu verehren, von selbst zu läuten an. Sogleich strömte das Volk schaarenweise zusammen. Alle freuten sich über den Anblick des schönen Gnadenbildes Mariens und ihres göttlichen Kindes. Viele fragten voll frommer Begierde: „Ei, woher kommt dieses wunderbare Bild?“ Niemand konnte sich diese wunderbare Erscheinung erklären. Endlich kamen die Begleiter des Bildes, innerlich erleuchtet, nach Genazzano. Diese erzählten dem staunenden Volke, wie sie durch eine himmlische Erscheinung ermahnt wurden, dem himmlischen Bilde zu folgen, und wie sie hieher kamen. Die Leute glaubten ihnen desto lieber, da sie das Wunder mit ihren eigenen Augen sahen, und auch wir können ihnen vollen Glauben schenken, weil die wunderbare Erscheinung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Denn noch heut zu Tage schwebt Mariens heiliges Bild zu Genazzano auf eine wunderbare Weise ganz unverletzt und frei in der Luft, wobei die Entfernung desselben von der Mauer einen Zoll beträgt. Auch ist das Bild noch, wie früher, der alte, dünne, leicht zerbrechliche Ueberzug der Mauer, aber so angenehm und lieblich, daß es eigentlich mehr ein Werk der Engel, als der Menschen zu sein scheint. Dieses Wunderbild führte früher den schönen Namen „Maria vom Paradies;“ i. J. 1587 wurde es „Maria vom guten Rath“ genannt, weil die Kirche zu Genazzano, wo dasselbe erschienen war, eben denselben Namen hatte. Kaum war aber das wunderbare Bild erschienen, so wurde Genazzano ein außerordentlich besuchter Wallfahrtsort. Fast ganze Völkerschaften strömten herbei, um das wunderbare Bild zu sehen, und der allerseligsten Jungfrau ihre Verehrung zu bezeigen. Unzählige Wunder geschahen dort durch die Anrufung der allerseligsten Jungfrau Maria. So wurde der Diener eines adeligen Herrn wieder zum Leben erweckt; ein Kranker, der vom Schlag getroffen, und dadurch an einem Fuße ganz gelähmt wurde, erlangte wieder seine Gesundheit; ein Gefangener wurde auf eine wunderbare Weise aus dem Gefängnisse befreit; ja, es ereigneten sich, wie dort unzählige Votivtafeln beweisen, so viele Wunder, daß nicht leicht an einem andern Gnadenort die Gottesmutter sich hilfreicher gezeigt hatte, wie zu Genazzano. Es war daher kein Wunder, daß von dem Gnaden-

bilde zu Genazzano sehr viele Abbildungen gemacht wurden. Diese Abbildungen vermehrten sich desto schneller, da man die Erfahrung machte, daß auch diejenigen, welche die seligste Jungfrau in Abbildungen des Gnadenbildes zu Genazzano verehrten, von Ihr mit unerschöpflichen Gütern des Leibes und der Seele bereichert wurden. Eine solche Abbildung ist zu Prag, und wird in der Kirche St. Katharina, auf einem kostbaren Altare, unter einer großen Zuströmung von Gläubigen, noch heut zu Tage verehrt. Solche Abbildungen der göttlichen Mutter von Genazzano findet man auch in Rom, Messina, Palermo, Catana und in andern Städten. Andreas Bacci, Canonikus bei St. Markus in Rom bekennt in einem eigenhändigen Schreiben, „daß er allein schon 97,000 solche Abbildungen vom wunderthätigen Bilde zu Genazzano verschenkt, und selbe noch zu verschenken nie in seinem Leben unterlassen werde." So hat er sehr viele solche Abbildungen durch verschiedene Missionäre in weit entlegene Länder und Reiche versendet, sogar nach Afrika und Brasilien in Amerika, von woher er zu seiner Freude vernahm, daß auf die Fürbitte Mariens wunderbare Erhörungen des Gebetes geschehen seien. „Es ist nicht zu beschreiben," sagt er ferner in dem schon erwähnten Schreiben, „wie viele gute Früchte sowohl zum Nutzen des Leibes, als auch vorzüglich der Seele durch die Andacht bei diesen Abbildungen des Gnadenbildes von Genazzano an allen Orten hervorgebracht wurde. So wurde der Friede in weltlichen und auch in geistlichen Häusern wieder hergestellt, und die verdorbene Jugend zur Buße und heiligen Besserung des Lebens bewegt; Einige wurden von hartnäckigen Krankheiten, Andere vom Krebs, von der Schwindsucht, von Augenflüssen und hitzigen Fiebern befreit; Reisende wurden aus großer Lebensgefahr errettet; Rechtshändel, die man schon für verloren hielt, wurden auf eine wunderbare Weise geschlichtet und beendet; verlorene Schuldscheine, Geld und andere Kostbarkeiten wieder gefunden; viele Eltern hatten das Glück, ihre Kinder gut zu versorgen, und Viele erhielten in ihren geistlichen Nöthen die innerliche Ruhe mit einer frohen Aussicht in die Ewigkeit."

Eine ähnliche Abbildung der Gottesmutter von Genazzano ist auch in der Wallfahrtskirche zu Gstaig bei Feldkirchen im Innkreise zu sehen. Eine fromme Frau hatte das Bild von ihrem Bruder, der ein Augustiner-Mönch von Mülln bei Salzburg war, zum Geschenke bekommen, und stellte es daselbst zur Verehrung auf. Auch hier sind viele wunderbare Erhörungen des Gebetes geschehen, was die Votivtafeln, die an allen Seiten der Kirche bis zum Plafond hinauf angebracht wurden, bestätigen. Leider! geschah es durch die zerstörende

Aufklärungssucht, unter der Regierung des Kaisers Joseph II., daß man viele solcher Denktafeln wegschaffte oder gar verbrannte. Obwohl aber viele solcher Votivtafeln entfernt oder in andere Häuser geschafft wurden, wo sie der fromme Sinn der Gläubigen zur besondern Ehre der Mutter Gottes aufbewahrt hatte, so hörte die seligste Jungfrau Maria vom guten Rath zu Gstaig nicht auf, die Wohlthaten ihrer liebreichen Fürsprache zu zeigen, und wieder fingen die frommen Leute an, wohl wissend, warum? die Votivtafeln in der Kirche zu Gstaig aufzuhängen. Dieß geschah etwa nicht, wie man so gerne in der Welt glauben möchte, aus blindem Nachahmungstriebe, aus alberner Gewohnheit bei solchen Fällen, oder aus Aberglauben; dieß hat nur die besondere Verehrung Mariens, und die Dankbarkeit für die erflehte Hülfe gethan! (P. Angel. M. de Origo und Dom. Kastners Beschreibung v. Gstaig.)

δ) Die Gottesmutter von Absam. Am 17. Jänner d. J. 1797 entdeckte eine Tochter des Bauers Johannes Purcher zu Absam an einer Fensterscheibe plötzlich ein Marienbild, das einem schwarzen Kupferstich ähnlich war. In kurzer Zeit verbreitete sich die Sage davon durch die ganze Nachbarschaft; von allen Seiten strömten Neugierige herbei; Alle hielten es für ein offenbares Wunder. Man hob den Fensterflügel aus; die Sache wurde untersucht, und es fand sich, daß das entdeckte Bildniß nicht etwa auf einem Betrug von Seite des Hausbesitzers beruhe, sondern auf der Fensterscheibe sich einst ein Glasgemälde befunden habe, das früher verblichen, später aber wieder auf natürlichem Wege zum Vorschein gekommen sei. Dessen ungeachtet verbreiteten sich überall Abbildungen von dem Bilde, das auf der Scheibe erschienen war; die ganze Bevölkerung Tirol's war aufgeregt; der Glaube, daß dasselbe eine himmlische Erscheinung sei, konnte nicht erschüttert werden. Es war eine Zeit allgemeiner Noth; eine ansteckende, tödtliche Krankheit raffte täglich viele Menschen hinweg; das Hornvieh erkrankte, und kam um. Der französische General Joubert war mit seinen Kriegsschaaren bis in die Gegend von Sterzing vorgedrungen. Alles zitterte, im Gefühle, daß aller Widerstand vergebens sei. Desto lieber erkannte man an dem Marienbilde auf der Fensterscheibe ein Rettungszeichen vom Himmel; man stellte es auf einem Seitenaltare der Pfarrkirche zur öffentlichen Verehrung aus; zahllose Abdrücke der Kupferstiche verbreiteten sich immer mehr. Alles hoffte auf die Gnadenmutter von Absam, und wahrhaftig, die Drangsale hörten auf, die Hülfe des Himmels schien gewiß zu sein. Pilger kamen von allen Seiten; alles weltliche Einschreiten wollte nicht helfen; man

sah sich genöthigt, geschehen zu lassen, was das Volk in den siegreichen Franzosenkriegen zum siegreichen Kampfe so sehr begeisterte.

(Nach J. Gebharts heil. Sage.)

ε) Das Marienbild zu Dettelbach und die Schweden.

Einst in das Städtchen Dettelbach,
Zog ein das Heer der Schweden,
Ganz Franken seufzt ein tiefes Ach
Beim Schall der Kriegstrommeten.

Sogleich war plündernd heimgesucht
Das Franziskaner-Kloster,
Die Mönche waren auf der Flucht,
Verstummt war's Paternoster.

Was den Soldaten scheint von Werth,
Wird Alles mitgenommen,
Selbst Gräber werden ausgeleert,
Ob' Schätz' zum Vorschein kommen.

Und der Maria Wunderbild
Wird vom Altar gehoben,
Doch liegen läßt's die Schaar so wild,
Als sie es umgeschoben.

Die heil'ge Jungfrau sahen dort,
Das Jesuskind im Arme,
Die Leute an dem Gnadenort
Umschwebt vom Engelsschwarme.

Sie stand im Mond, und schützte treu
Die heil'ge Wallfahrtsstelle,
Bis strahlte in der Kirch' aufs Neu'
Geweihter Lichter Helle. (J. Nuttor.)

η) Von den drei merkwürdigsten Wallfahrtsörtern im Salzburgischen: Maria Plain, Dürrenberg und Kirchenthal. Der Wallfahrtsort von Maria Plain, der bald nach seiner Entstehung beinahe in dem ganzen katholischen Deutschland bekannt wurde, war auf folgende Weise entstanden: Paul Regner, ein Bäcker in dem bayerischen Dorfe Regen, in der Nähe der Stadt Regensburg, hatte in seinem Hause ein Marienbild, das zwar nicht groß, aber sehr anmuthig gemalt war. In diesem Bilde wurde die göttliche Mutter vorgestellt, wie sie eben das auf einem Kissen liegende Jesuskindlein in die Windeln, wovon sie beide Ende sehr züchtig in die Höhe hält, einwickeln will. Das liebevolle Kind streckt die Händlein gegen sie aus, als wenn es sie umarmen und küssen wollte. Selbst Paul hatte an diesem Bilde eine große Freude, bis am 10. Dez.

d. J. 1633 die Schweden das Dorf Regen, und hiermit auch sein Haus in Asche gelegt hatten. Als er nun die Trümmer seines zerfallenen Hauses durchsuchte, und er jenes schöne Bild aus dem Schutte hervorzog, war es — o Wunder! noch ganz unverbrannt; nur ein Brandfleck war an dem Bilde zu sehen. Der Ruf von diesem wunderbaren Bilde verbreitete sich immer mehr; Alle wollten dasselbe sehen. Eine edle Frau, Argula, Gemahlin des Johann Ludwig Grimming von Niederrain, hörte von diesem Bilde, und wünschte es zu besitzen. Sie ließ es durch einen geschickten Maler von dem Brandflecken reinigen, eine Abbildung davon machen, und tauschte für diese das ursprüngliche Bild ein, das sie sogleich in eine schöne Rahme fassen, und in der Schloßkapelle aufbewahren ließ. Als ihr Gemahl in sein Schloß Mülleck zurückkehrte, nahm er das Bild mit. Nach seinem Tode kam das Bild durch Erbschaft an seinen Bruder Rudolph. Dieser gerieth auf den Einfall, auf dem Plainberge eine kleine, hölzerne Hütte zu bauen, und das Bild darin der öffentlichen Verehrung auszustellen. Dieß geschah auch am 8. Dez. d. J. 1652. Später stellte man an denselben das Begehren, er möchte das Bild in irgend einer Kirche des Erzstiftes abgeben. Das verdroß ihn; er ließ also das Bild durch Franz Beretti nachzeichnen, stellte diese Abbildung an die Stelle des ursprünglichen Bildes, nahm dieses i. J. 1653 am 8. Jänner, zuerst nach Mülln, und dann i. J. 1658 mit sich nach Wankenberg in der Augsburger Diözese, wo er sich eine Einsiedelei baute, und in einer kleinen Kapelle, welche die andächtige Nachbarschaft bald auf eigene Kosten erbauen ließ, das Bild zur Verehrung aussetzte. Nach drei Jahren kam dasselbe nach Möstelwangen, wovon es später wieder in einen andern Ort versetzt wurde. Unterdessen wurde zu Salzburg die Abbildung jenes schönen Bildes von dem frommen Volke verehrt, und der Zulauf der Wallfahrten vermehrte sich so sehr, daß Erzbischof Guidobald (1654—1668) sich genöthigt sah, eine größere Kapelle mit drei Altären zu erbauen. Im mittlern Altar war das Marienbild aufgerichtet, welches Joh. Paul Wasner, erzbischöflicher Baukommissär, von dem Maler Chr. Zach nach dem vorigen Bilde malen, und in der neuen Kapelle zur Verehrung ausstellen ließ. Der Abt zu St. Peter, Amandus, weihte die Kapelle ein, und las in derselben, am 6. Mai d. J. 1657 die erste h. Messe. Auch wurde die Kapelle bald mit vielen ansehnlichen Geschenken und Stiftungen bereichert. Vom Jahre 1657 bis 1674 sind auf den drei Altären 33,795 gezahlte Messen, also in 17 Jahren, an jedem Tage fünf bis sechs, in jedem Jahre über 1987 gelesen

worden. Nun war auch an Geschenken und Stiftungen ein solcher Ueberfluß, daß der Erzbischof Max Gandolph (1668—1687) sich entschloß, die Kirche, welche noch heutigen Tages steht, zu erbauen. Die Wallfahrter hatten sogar die Steine auf eigenem Rücken herbeigetragen, so daß nun ganze Hügel aufgethürmt da lagen. Das neue Muttergottesbild hatte den Namen „Maria vom guten Trost“ erhalten. Das vorige Bild von Beretti war in der alten Kapelle, welche unten steht, gelassen worden. Im Jahre 1671 am 12. Mai legte Erzbischof Max Gandolph den Grundstein zu der neuen Kirche. Er begehrte auch das alte Bild, dem die Wallfahrt ihr Entstehen verdankte, vom Augsburger General-Vikariate, und erhielt es ohne Weigerung. Der Abt von Weingarten, Alphonsus, welcher zugleich Präses der Universität war, brachte es hierher mit allen Zeugnissen, daß es wirklich das nämliche Bild sei, und der Erzbischof befahl es in der Sakristei aufzubewahren, wo es sich noch jetzt befindet. Ueberdieß bereicherte der Erzbischof Maximilian Kirche und Sakristei noch mit vielen andern Schätzen an Geschenken und Stiftungen. Er ließ unter andern die silberne, viereckige Kapsel verfertigen, worin auf dem Choraltare das Bild der göttlichen Mutter von zwei silbernen Engeln emporgehalten wird. Dieser Kirchenfürst hatte, wie die Grabschrift desselben sich so schön ausdrückt, eine so innige Liebe zur göttlichen Mutter, daß er befahl, nach seinem Tode in dieser Kirche auch sein Herz beizusetzen. Der Abt von Weingarten schaffte die Orgel herbei; andere Wohlthäter — Leuchter, Cruzifixe, Meßkleider, das ewige Licht; eine fromme Frau, Maria Stadelmair mit Namen, schenkte ihr Haus in der Stadt gegen jährliche drei Messen zum Kirchenbaue her. Einige Jahre darauf wurde der Weg herauf mit einem Kalvarienberge und vielen Kapellen geziert, welche von den frommen Wallfahrtern auf ihrem Wege nach Maria Plain nicht übergangen werden.

Unter dem Erzbischofe Andreas Jakob, Graf von Dietrichstein (1747—1753) wurde das Bild feierlich gekrönt, indem der göttlichen Mutter, sowie dem göttlichen Kinde, jedem eine aus Gold verfertigte, und mit Edelsteinen besetzte Krone, welche Papst Benedikt XIV. mit eigenen Händen zu Rom geweiht hatte, aufgeheftet wurde. Das geschah am 4. Juli d. J. 1751 mit einer großen Pracht und Herrlichkeit, die nun alle Jahre als das Krönungsfest erneuert wird.

Die Kirche hatte der gottselige Gründer derselben, Erzbischof Max Gandolph, mit allem dazu gehörigen der Universität übergeben, unter der Bedingung, daß, sobald dieselbe von dem Benediktiner-Orden getrennt würde, die ganze Stiftung dem Stifte St. Peter einverleibt werden

sollte. Da nun i. J. 1810 die Universität aufgelöst wurde, so bewirkte der verewigte Abt des Stiftes St. Peter, Albert IV., daß das Superiorat Maria Plain i. J. 1824 demselben Stifte einverleibt wurde.

Das Gnadenbild unserer lieben Frau am Dürrenberge, oberhalb Hallein, an der Salzach, wurde, wie die Sage erzählt, von einem unglücklichen Gefangenen verfertigt, und in dem neuen Betkirchlein, welches schon der Erzbischof von Salzburg, Johann III., zwischen 1482 bis 1484 geweiht hatte, zur Verehrung ausgestellt. Dieses Kirchlein stand bereits in dem gegenwärtigen Dorfe am Dürrenberg; da es aber zu klein und baufällig war, wurde es auf Befehl des Fürsterzbischofes Wolf Dietrich von Raitenau (1587—1612) abgetragen, und dafür das gegenwärtige, herrliche Gotteshaus mit dem denkwürdigen Thurmgebäude bereits i. J. 1596 hergestellt, und von seinem Nachfolger Markus Sittikus (1612—1619) vollendet. Das Gnadenbild, welches die hochgebenedeite Gottesmutter, mit dem Jesuskindlein in linker Hand und sitzend vorstellt, ist auf dem Hochaltar zu sehen; auf der linken Seite desselben sieht man den heiligen Johannes den Täufer, und rechts den heiligen Johannes den Evangelisten, aus Holz geschnitzt und vergoldet. Ein Seitenaltar stellt die liebliche Begebenheit vor, wie der Erzengel Gabriel in das einsame Betkämmerlein Mariens tritt, und ihr die frohe Botschaft bringt, sie werde die Mutter des göttlichen Erlösers sein; auf dem andern Seitenaltare erblickt man Jesum, den Gekreuzigten, wodurch die Worte des Engels erfüllt wurden: „Er wird Sein Volk von den Sünden erlösen.“ (Matth. 1, 21.) An der nördlichen Wand sieht man die Predigtkanzel; dann die Statue des heiligen Rupert, vor welchem, als ihrem Schutzpatron, sechs Bergknappen knien; im Hintergrunde des Kirchenschiffes ist die Emporkirche mit der Orgel. Dieses herrliche Gotteshaus mit den drei Altären, die sich durch Schönheit und Kunst im Schnitzwerke auszeichnen, wurde am 19. Okt. d. J. durch den Fürstbischof Ehrenfried von Chiemsee eingeweiht, und Papst Paul V. ertheilte allen denjenigen, welche an den vorzüglichsten Feiertagen Mariens und an dem Feste des heiligen Rupert reumüthig beichten und kommuniziren, einen vollkommenen Ablaß. Obwohl vor dreihundert Jahren die Bergknappen von Dürnberg, wie auch in andern Gegenden Salzburgs sich zur Irrlehre Luthers hinreißen ließen, so gelang es doch vorzüglich den Bemühungen der Missionsanstalt, welche von den Augustinern hier errichtet wurde, den christlichen Eifer und das kindliche Vertrauen zu unserer lieben Frau am Dürrenberge zu erhalten und zu verbreiten.

Dieß zeigte sich durch verschiedene fromme Stiftungen und reichliche Geschenke, von welchen letztern aber die Wallfahrtskirche durch oftmalige Requisitionen im französischen Kriege einen großen Theil verloren hatte. Doch sieht man eine große Anzahl von Votivtafeln, deren Gemälde deutlich zeigen, wie die christlichen Gläubigen selbst von weiter Ferne*) in verschiedenen Anliegen zur Mutter Gottes am Dürrenberge ihre Zuflucht nehmen, da vor dem Gnadenbilde der Himmelskönigin um ihre Fürbitte anzuflehen. Wer sich ihr mit Vertrauen nahete, wurde erhört.

In neuester Zeit wurde die Wallfahrtskirche unserer lieben Frau am Dürrenberge von dem gegenwärtigen hochwürdigen Herrn Pfarrer auf das Geschmackvollste restaurirt.

Der Wallfahrtsort zu unserer lieben Frau von Kirchenthal befindet sich unweit St. Martin bei Lofer im salzburgischen Gebirgslande. In früherer Zeit war an diesem Orte ein Wald, worin die umliegende Nachbarschaft ihren Blumenbesuch, ihr Holzrecht und Mähder hatte. Weil es aber da und auf den anliegenden Gebirgen gefährliche Arbeiten gab, auch das Vieh im ganzen Sommer dort gehütet wurde, so ließ ein frommer Mann, Rupert Schmuck mit Namen, ungefähr um das Jahr 1670 eine hölzerne Kapelle erbauen, und stellte einige geistliche Gemälde hinein, damit die Viehhüter und andere Leute, die zu einer gefährlichen Arbeit gingen, ermuntert würden, hier wenigstens einige Vater unser zu beten, oder ein anderes kurzes Gebet zu verrichten. Als aber im Verlaufe der Zeit diese Kapelle ganz morsch und zerfallen war, so ließen die Leute, welche in der Umgegend wohnten, mit Erlaubniß der Obern i. J. 1688 an dem nämlichen Orte eine neue Kapelle aufmauern. In der Pfarrkirche von St. Martin stand ein schönes, aus Holz geschnittenes Marienbild zwanzig Jahre lang auf einem Altare. Da nun aber später statt desselben Altares ein ganz neuer errichtet wurde, und man daher das Marienbild nicht mehr brauchte, so baten die Bauern, daß sie dasselbe in ihre neue Kapelle im Kirchthale übersetzen dürften. Wirklich erhielten sie auch bald die Erlaubniß dazu, und das heilige Bild wurde am Festtage der heiligen Apostel Petrus und Paulus, den 29. Juni, in ebendemselben Jahre 1688 in feierlicher Prozession dahin übertragen.

Nun wurde diese neue Kapelle viel zahlreicher besucht, und auch

---

*) Man rechnet, daß die Zahl solcher Wallfahrter, welche hier beichten und kommuniziren, jährlich über 14,000 beträgt; bei dem letzten Jubiläum i. J. 1817 stieg die Zahl über 30,000.

Maria, die seligste Jungfrau, gab bald durch wunderbare Begebenheiten zu erkennen, wie angenehm ihr dieser neue Wohnsitz sei.

Da geschah es, am 8. September, als am Feste Mariä Geburt, i. J. 1690, daß einige Leute in aller Frühe dorthin gingen, und mit Verwunderung sahen, wie dieses Marienbild nicht mehr in der Mitte, sondern auf der Seite gegen das Gebirg sehend umgewandt stand. Sie sperrten das Gitter auf, kehrten das Bild um, und stellten es wieder in die Mitte; sahen es aber gleich darnach ganz traurig und weinend. Sie erschracken darüber sehr, riefen zu Gott um Vergebung ihrer Sünden, und zeigten es noch vor dem Gottesdienste dem Pfarrer zu St. Martin an, der Joseph Pürkhammer hieß. Auch der Lieutenant auf dem benachbarten Passe von Tirol, Strub, und noch andere Leute bezeugten, daß sie das Bildniß der göttlichen Mutter im Kirchthale wirklich die Augen verwenden, und dreimal ganz langsam öffnen und zuschließen sahen.*) Allein der Pfarrherr wollte an diese wunderbare

*) Eine sehr große Aehnlichkeit mit dieser Begebenheit hat auch die wunderbare Geschichte, die sich in neuester Zeit (am 12. Mai d. J. 1850) zu Rimini in Italien an dem dortigen Marienbilde zugetragen hatte, und wovon die am besten unterrichteten Zeitungen aus Italien und Frankreich, der „Osservatore Romano," und das „Univers," wie auch verschiedene Tagsblätter aus Deutschland uns wiederholt erzählten. Der Bericht lautet im Wesentlichen also: In der kleinen Kirche des Missionshauses vom „heiligen Blut" zu Rimini befand sich auf dem Altar einer Seitenkapelle ein Bild der seligsten Jungfrau „Maria von der Barmherzigkeit." Am hellen Tage, am 12. Mai, sahen die Anwesenden in der Kirche, wie die Augen des Marienbildes sich bewegten, öffneten und schloßen. Der Zudrang der Menschen, welche herbeiströmten, um dieses neue Ereigniß zu sehen, war bald so groß, daß man, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, Militär herbeirufen mußte. In Abwesenheit des Bischofs, der sich auf einer Visitationsreise befand, sah sich der Generalvikar auf den allgemeinen Wunsch des Volkes genöthigt, das Bild, welches in Oel auf Leinwand gemalt in der Kapelle stand, auf den Hauptaltar zu übersetzen. Viele tausend Menschen sahen alle die Bewegung der Augen. Die Sonne war indeß während des Zuströmens des Volkes untergegangen; die Bewegung der Augen aber dauerte fort — zur Beschämung und Verwirrung derjenigen, welche das Ereigniß natürlich erklären wollten, und sich bemühten, es der Malerkunst und der optischen Täuschung durch Strahlenbrechung zuzuschreiben. Auf die Nachricht von diesem Ereigniß hatte sich der Bischof zur Rückkehr beeilt. Nun wurde Glas und Rahme vom Bilde hinweg genommen, um zu sehen, ob keine künstliche Vorrichtung angebracht sei. Doch Alles dauerte fort, wie vorher; worauf der Bischof eine ernst belehrende Ermahnung an das Volk erließ. Die Schaar der Zuschauer vermehrte sich so sehr, daß man das Bild aus der kleinen Missionskirche in die große Kirche des heiligen Augustin übertragen mußte. Dieß geschah am 18. Mai. Auch geschahen durch dieses Bild die

Geschichte nicht glauben. „Ei," sagte er, „ich habe erst am letzten Sonntag mit mehrern Gliedern der Gemeinde das Bildniß betrachtet, und daran weder eine Thräne, noch eine andere Veränderung bemerkt. Wie könnte ich daher an eine solche seltsame Geschichte glauben!"

Am folgenden Abende ging der Pfarrer ganz gesund aus seinem Schreibgemache in das untere Zimmer zum Nachtessen. Kaum war er auf den letzten Staffel der Stiege gekommen, so verlor er auf einmal alle seine Kräfte, sank an die Mauer hin, und rief: „Jesus Maria, helft's mir, ich muß sterben!" Alles lief, voll des Schreckens, herzu. Man brachte ihn unter den Armen in sein Zimmer, holte ihm auf sein Begehren einen Beichtvater; indeß war er so erblindet, daß er nur noch einen geringen Schein des Lichtes wahrnehmen konnte; doch blieb er immer bei gesundem Verstande. In seiner äußersten Noth rief er nun ganz vertrauensvoll zu unserer lieben Frau im Kirchthale: „O heilige Mutter Gottes im Kirchthale! ich befehle mich dir; ich glaube." Sein Gebet wurde sogleich erhört; denn

---

größten Wunder. Die auffallendsten Bekehrungen mehrten sich täglich. Bekannte Sünder thaten öffentlich Buße; Rimini war nicht mehr dasselbe. Alles moralisch umgeändert! Das Fluchen, welches bisher so häufig war, wurde nicht mehr gehört. Wunderbare Heilungen kamen fast täglich vor. Blinde erhielten das Gesicht, Taube das Gehör, mit Wunden Bedeckte wurden augenblicklich geheilt. Alle Straßen von Rimini füllten sich von zahllosen Menschenmassen von weit und breit, aus Pesaro, Cesine, Forli, Ravenna, u. s. w., die da kamen, um das heilige Bild zu sehen, welches fortwährend in Aller Ansicht die Augen bewegt, öffnet und schließt, erhebt, und wieder niederschlägt. Der österreichische General von Bologna kam eigens nach Rimini, und kehrte, von dem wunderbaren Ereigniß vollkommen überzeugt, zurück. Auch der außerordentliche Commissär des heiligen Vaters für die Legationen, Monsgr. Ledini war am 22. Mai in Begleitung des Bischofs zum heiligen Bilde gekommen, und überzeugt durch eigene Anschauung gab er Zeugniß von der Wahrheit des Ereignisses, indem er einen silbernen Kelch zum Weihgeschenke zurückließ. Der Bischof von Rimini selbst erfuhr die Kraft dieses wunderbaren Blickes. Denn als er sich am 19. Mai Abends dem heiligen Bilde näherte, sah ihn die seligste Jungfrau mit einem so liebevollen, durchdringenden Blicke an, daß er vor Rührung bewußtlos niedersank. Zwei österreichische Offiziere, welche nicht glauben wollten, erhielten auf ihre Bitte die Erlaubniß, das Bild in ihre eigenen Hände zu nehmen. Während sie aber dieß wirklich thaten, und das Bild untersuchten, sah sie die heilige Jungfrau mit einem solchen Blicke an, daß sie augenblicklich auf ihre Knie sanken, ihre Orden von der Brust nahmen, und vor dem Bilde weihend niederlegten. Am 21. und 22. fanden gerichtliche Untersuchungen statt, welche die Wahrheit vollkommen bestätigten.

in wenigen Minuten erhielt er sein Augenlicht, seine Kräfte und die vollkommene Gesundheit wieder. Zur Dankbarkeit entrichtete er sein Gelübde mit einer heiligen Messe, einem Rosenkranze und Opfer im Gelde. Auch gab er, als er zum Erzbischofe Johannes Ernest (1687—1709) gerufen wurde, öffentlich vor dem Hochwürdigen Consistorium, zur Ehre Mariä, Zeugniß von der Wahrheit dieses wunderbaren Ereignisses. Außer ihm wurden noch sechzehn Personen eidlich abgehört, welche Alle es bekräftigten, daß sie das Bildniß Mariä weggewendet sahen; einige bemerkten, wie das Angesicht der seligsten Jungfrau freundlich gewesen sei; andere sahen dasselbe bleich und traurig; von Vielen waren aber das Oeffnen und Zuschließen der Augen, das Weinen und die Zähren derselben wirklich gesehen worden. Nun wurde diese wunderbare Geschichte nach Rom berichtet, worauf am 20. Jänner d. J. 1691 von dem heiligen Vater der Bescheid zurückkam, daß „man von einer so merkwürdigen Begebenheit jederzeit also reden soll, damit weder den Frommen die Andacht genommen, noch den Bösen Gelegenheit zu schmähen gegeben werde.“ Indeß wurde der Zulauf des Volkes, sogar aus dem Auslande, so groß, daß die Kapelle niemals ohne Wallfahrter war, die da seufzten, weinten, und bekannten, daß sie einen ganz wunderbaren Trost empfänden, und sich daher schwer von dem heiligen Bildnisse wieder weg begäben. Nur war die Klage, daß die Kapelle viel zu klein wäre; keine heilige Messe darin gelesen würde, und außer St. Martin kein Beichtvater zu haben wäre. Es wurde daher die Kapelle vergrößert, und ein Altar darin errichtet, auf welchem am 14. Mai d. J 1691 die erste heilige Messe gelesen wurde. Nach einigen Monaten kam der Fürsterzbischof selbst dahin, hielt in der Kapelle die heilige Messe, besichtigte die Gegend, und ließ den Platz ausstocken, damit dort über die Kapelle eine herrliche Kirche erbaut würde. Da aber hernach mitten im Winter eben an dem Orte, wo jetzt die große Kirche steht, zwei Kornhalme durch den tiefen Schnee herausgewachsen waren, und da man bemerkte, daß das Gnadenbild schon öfter sich dorthin gewendet habe, so wurde laut allerhöchsten Befehles an dem nämlichen Orte die neue Kirche erbaut. Die neue Kirche wurde am 8. Sept. d. J. 1701 von dem Bischofe von Seckau, Joseph Rudolph Grafen von Thun, eingeweiht, worauf das Gnadenbild aus der Kapelle von Johann Christoph Leeb, Canonikus des Stiftes Maria-Schnee feierlich in die Kirche übersetzt wurde. Auch beschenkte der Fürsterzbischof die Kirche sehr reichlich. Damit aber auch diese Wallfahrt zu der allerseligsten Jungfrau Maria auf eine gebührende Weise erhalten und fortgepflanzt werde, wurde ein Priester-

haus errichtet, und mit fünf Geistlichen besetzt, denen jederzeit ein Regent oder Direktor vorstehen sollte. Dieses geschah schon i. J. 1692.

Wie wohlthätig sich Maria an ihrem Gnadenorte Kirchthal ihren Verehrern erwiesen habe, kann man aus dem Büchlein „Kirchthalischer Gnadenbrunn," welches i. J. 1780 neuerdings mit gnädiger Erlaubniß zum Drucke befördert wurde, ersehen.

Eine größere Auswahl von Beispielen über Wallfahrtsorte enthält das interessante Werk „Marianum" von Ott, dem rühmlich bekannten Volksschriftsteller, das für jeden wahren Verehrer Mariens eine willkommene Gabe sein dürfte.

Ein besonders treffliches Mittel, die allerseligste Jungfrau zu verehren, ist

f) Das Fasten. Es gibt viele Verehrer Mariens, welche nicht bloß, wie es in vielen Diözesen vorgeschrieben ist, an den Vorabenden der Marienfeste, sondern auch an den Samstagen zur Ehre Mariens fasten. Es ist bekannt, daß die katholische Kirche angeordnet hat, den Samstag, als einen Tag, welcher der Ehre Mariens bestimmt ist, zu betrachten; denn an diesem Tage sollen wir besonders daran denken, wie Maria in ihrem Glauben an Jesum, den Gekreuzigten, verharrte, während Alle, sogar die Apostel, außer Johannes, Ihn verlassen hatten. Auch erzählt uns eine alte Sage, daß Maria an einem Samstag geboren sei. Deßhalb waren viele fromme Diener Mariens gewohnt, ihr an diesem Tage eine besondere Uebung der Frömmigkeit darzubringen, und bei Wasser und Brod zu fasten, wie dieß der heilige Carl Borromäus, der Cardinal Toledus, und so viele Andere zu thun pflegten. Der Bischof Nittardus von Bamberg, und der Pater Joseph Arriaga, aus der Gesellschaft Jesu, enthielten sich sogar von aller Speise.

Beispiele. a) Ein Räuberhauptmann, der wegen seiner blutigen Thaten allgemein gefürchtet wurde, und lange in seiner Unbußfertigkeit verharrte, hat noch vor seinem Tode die unerwartete Gnade von Gott erlangt, sich zu bekehren, weil er früher die Gewohnheit hatte, am Samstage zu fasten, und dieses gute Werk der allerseligsten Jungfrau Maria aufzuopfern.

b) Das Zuckerwerk. Ein Jüngling hatte lange Zeit gegen die Schmeicheleien einer liederlichen Weibsperson, die ihn durch ihre sündhaften Zumuthungen zur Sünde verleiten wollte, zu kämpfen. Allein er gab, eingedenk der wohlmeinenden Ermahnungen seiner guten Eltern, ihren lasterhaften Reden kein Gehör. Die Verführerin schien durch

seine standhafte Abweisung beleidigt zu sein, und verließ ihn mit erzürntem Gemüthe. Nach einigen Tagen aber schickte sie dem Jünglinge zu seinem größten Erstaunen ein Zuckerwerk. Unbedachtsamer Weise nahm er das Geschenk an; und schon wollte er das Zuckerwerk anrühren. Da kam ihm aber der Gedanke: „Heute ist Samstag; ich will mich daher zu Ehren der göttlichen Mutter überwinden, und fasten." Dieß that er auch wirklich. Er verkostete nicht das Mindeste von dem Zuckerwerke.

Am folgenden Tage wurde er, ehe er von dem Zuckerwerke genoß, inne, dasselbe sei vergiftet. Die Verführerin hatte ihn aus Rachsucht, weil er ihren sündhaften Zumuthungen kein Gehör gab, vergiften wollen.

Am Samstage soll man auch noch andere besondere Andachtsübungen zu Ehren Mariens verrichten, die heilige Messe hören, eine Marienkapelle besuchen, die kleinen Tagszeiten, oder, wie es früher in vielen christlichen Häusern gebräuchlich war, den Rosenkranz beten.

Wenn wir nach der Anordnung der katholischen Kirche jeden Samstag dem Andenken und der Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria widmen sollen, so ist dieses besonders von jenen dreien Samstagen der Fall, die auf das Fest des heiligen Erzengels Michael folgen, und die man vorzugsweise die „goldenen Samstagnächte" nennt. Der Ausdruck „Nacht" heißt so viel, als „Abend;" Samstags-Nächte bedeutet also: Samstag-Abende, wie man auch jene heiligen Abende, an welchen man die Häuser auszurauchen pflegt, „Rauchnächte" nennt; goldene Samstagsnächte werden sie aber genannt, weil wir an diesen Tagen, durch die Fürbitte Mariens, von Gott besonders große Gnaden erlangen können, die uns einen größern Nutzen gewähren, als Gold und Silber. Sie verdanken einer Offenbarung, womit die allerseligste Jungfrau Maria den frommen Kaiser Ferdinand III. erfreute, ihr Entstehen. Die goldenen Samstagsnächte sind in Böhmen, in vielen Gegenden Deutschlands, und auf dieselbe Weise auch im Salzburgischen verbreitet.

Wie erfreulich aber der allerseligsten Jungfrau die Verehrung sei, die man ihr an diesen dreien goldenen Samstagen erweist, kann man unter anderm aus folgendem Beispiele ersehen:

Ein wohlhabender Bauersmann schickte einmal, an einem dieser

goldenen Samstage drei Taglöhner hinaus, um einen Fleck Gras zu mähen. Sie waren mit ihrer Arbeit noch nicht ganz fertig, als es Abend wurde, und die Ave-Glocke zum Gebete rief. Da sagte Einer zu seinen Mitknechten, indem er seine Sense auf die Schultern nahm: „Kommt, laßt uns jetzt Feierabend machen, nach Hause gehen, und zu Ehren der heiligsten Jungfrau beten!“ Die zwei andern Taglöhner spotteten über seine Worte. Allein der fromme Knecht merkte nicht auf ihre spöttischen Reden, ging allein nach Hause, und betete, wie er es gewohnt war, mit seinem Weibe und seinen Kindern, zu Ehren der seligsten Jungfrau den Rosenkranz. Am Montag ging er wieder am frühen Morgen hinaus, um seine Arbeit, mit welcher er am Samstag nicht fertig wurde, zu vollenden. Doch wer beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er mitten im Grase ein hellglänzendes Goldstück erblickte, auf welchem die Inschrift eingeprägt war: „Dieses Goldstück schickt dir Gott und Maria, als ein Zeichen der Liebe, weil du ihr zu Liebe den Samstag-Abend geheiligt hast. Bleibe immer so fromm, und es wartet deiner eine weit größere Belohnung im Himmel.“ Auf sein Freudengeschrei eilten auch die andern zwei Mitknechte herzu. Sie sahen ihr Unrecht ein, und erkannten, daß die allerseligste Jungfrau auch in diesem Leben keine Ehre, die man ihr erweist, unbelohnt läßt.

Die seligste Jungfrau Maria hat noch überdieß eine besondere Freude an

g) dem Almosen, das man Ihr zu Liebe den Armen zukommen läßt, und auf diese Weise Ihr aufopfert. Denn sowie die seligste Jungfrau schon Vielen durch ihre Fürbitte Trost in ihren Nöthen gebracht hatte, und noch jetzt sich ihren Verehrern als eine mächtige Schützerin erweiset, so sieht sie es auch gerne, wenn wir ihrem Beispiele folgen, und Nothleidenden mit Freuden helfen. Denn welche gute Mutter freut sich nicht darüber, wenn ihre Kinder sich einander, lieben, und diese Liebe gegenseitig auf eine werkthätige Weise bezeigen?

Beispiele. α) Der fromme Schuhmacher. Es ist eine uralte Sitte der Verehrer Mariens, vorzüglich am Samstag Almosen, zu Ehren der göttlichen Mutter auszutheilen. So erzählt der heilige Papst Gregorius, der Große in seinen Gesprächen, daß ein heiliger Schuhmacher, der Deus dedit (Gott hat es gegeben) hieß, Alles, was er sich die ganze Woche hindurch vom Munde absparen konnte am Samstag unter die Armen zur Ehre Mariens, vertheilte. Wie

sehr dieses Gott und der allerseligsten Jungfrau gefiel, kann man aus der Erscheinung einer frommen Seele ersehen. Denn diese erblickte einst in einer Entzückung einen herrlichen Palast, welchen Gott für jenen Verehrer Mariens bereitete, und an welchem nur am Samstag gearbeitet wurde.

β) Der heilige Gerhard. Dieser Heilige pflegte nie eine Bitte abzuschlagen, wenn man ihn im Namen Mariens bat.

γ) Ein ehrenvolles Begräbniß. Ebenso pflegte der ehrwürdige Martin Guttierez, aus der Gesellschaft Jesu, aus Liebe zu Maria, jedesmal am Sonntag irgend ein Liebeswerk zu verrichten. Er wurde dafür von Gott, durch die Fürbitte Mariens, mit so reichlichen Gnaden gesegnet, daß er oft sagte, er habe die göttliche Mutter nie um eine Gnade gebeten, die ihm diese nicht gewährt hätte. Nachdem dieser Diener Mariens von den Calvinisten ermordet worden, so erschien seinen Gefährten die göttliche Mutter, von einigen Jungfrauen begleitet, die den Körper in ein Leintuch legten, und zur Erde bestatteten. (Sintzels Marienbuch.)

δ) Der kleine Kaufmann Mariens. Der edle Baron Maria Joseph von Geramb trat, wie schon im I. Bande des historischen Katechismus (S. 332) erzählt wurde, in den strengen Orden der Trappisten. Ein einfaches, hölzernes Kreuz, ein rauhes Ordenskleid war Alles, was er sich für alle seine Ehrenzeichen eingetauscht hatte. Das Bett, worauf er seine ermüdeten Glieder zur Ruhe legte, war ein nacktes Brett; und zur Stütze seines Hauptes hatte er ein Kopfkissen von Holz; seine Speisen waren Gemüse mit Wasser nnd Salz gekocht. In allen frommen Uebungen der Erste erbat er sich als eine Auszeichnung die unangenehmsten Arbeiten, und er pflegte zu sagen, daß die niedrigsten Beschäftigungen dem Diener Christi desto mehr zur Ehre gereichen würden.

Einige Jahre, nachdem er seine Ordensgelübde abgelegt hatte, erhielt Pater Maria Joseph den Auftrag, die Fremden zu empfangen. Ohne das Geringste von dem Ernste seines Standes zu verlieren, wußte er auch jene Gefälligkeit in Ton und Benehmen damit zu vereinen, die überall den Mann von edler Geburt und guter Erziehung auszeichnen. Viele kamen neugierig in das Kloster herbei, und aus den Gaben konnte man schon erkennen, daß man sie um dessen willen reichte, der sie empfangen hatte. So z. B. übergab ihm eine reiche, angesehene Frau für die freundliche Bewirthung eine Summe von 1000 Franken als eine Erkenntlichkeit für einige Eier, womit er sie bewirthet hatte. Was aber Pater Maria Joseph erhielt, verwendete

er wieder zur Unterstützung der Armen. Viele dürftige Reisende wurden von ihm freundlich aufgenommen; manche bedrängte Handwerker erhielten von ihm Geld, und fanden auf diese Weise ein hinreichendes Auskommen.

Einst kamen zwei Knaben an die Klosterpforte, und baten, daß man sie über Nacht behalten möchte. Der Eine trug ein Kästchen auf seinem Rücken, welches, wie er sagte, seinen ganzen Schatz — Nadeln, Spangen und andere Kleinigkeiten enthielt, womit er Handel trieb; der Andere war einem Bauern, dem er diente, entlaufen. Pater Joseph gab ihm einen ernsten Verweis, weil er aus Liebe zum Müssiggange seinem Dienstherrn entlaufen sei. Da warf sich das Kind zu seinen Füßen, und rief: „Mein Vater, ich verlange nichts mehr, als — Arbeit, um mein Brod zu verdienen, und ich würde sehr glücklich sein, wenn ich einen kleinen Kram hätte, wie mein Kamerad; aber, ach! ich habe Niemand, der mir hilft." Der Pater Maria Joseph sagte ihm, er sollte die heilige Jungfrau Maria bitten, und sie würde gewiß ihm helfen. Am folgenden Morgen legte der gute Ordensmann, als er die kleinen Reisenden aufweckte, einen Beutel in die Hand des Knaben, der nichts hatte, mit den Worten: „Hier, mein liebes Kind! sieh, was die heilige Jungfrau Maria dir gibt durch meine Hand; kaufe dir Nadeln, und du wirst der kleine Kaufmann Maria's sein; sei aber auch nur recht fromm; bitte öfter diese gute Mutter, welche dich beschützt, und wenn dein Handel gut geht, so gieb zuweilen ein Almosen in Maria's Namen!" Dann umarmte er die kleinen Wanderer, und ermahnte sie noch zum Abschiede, besonders viel Ehrfurcht gegen die göttliche Mutter zu hegen.

(Nach Hungari.)

ε) Die sogenannte Hintnerkapelle bei Hallein im Salzburgischen. „Unser Urgroßvater, Jakob Hintner," erzählte mir die fromme Mutter eines meiner Zöglinge, „lebte vor ungefähr hundert achtzig Jahren in den blühendsten Verhältnissen. Er war als ein gottesfürchtiger Mann bekannt. Als er einst an einem heißen Nachmittage im Sommer auf freiem Felde schlief, erschien ihm im Traume ein liebliches Bild der göttlichen Mutter in ihrer jugendlichen Schönheit und Anmuth. Sie befahl ihm, da eben große Theuerung im Lande war, er sollte um seinen ganzen Maierhof eine Mauer aufführen, damit die armen Leute eine Beschäftigung hätten. Dieses geschah auch wirklich. Die Steine wurden von dem Marmorbruche im Wießthal gebracht. Viele Menschen wurden in jener geschäftslosen Zeit beschäftigt, und gut bezahlt, und es sind Viele aus großer Noth errettet

worden. Seit dieser Zeit wurden die Unternehmungen des edlen Mannes, der Gott und die Nebenmenschen liebte, noch mehr von dem Himmel gesegnet. Er hatte Schiffe auf dem Meere, und trieb mit England ausgedehnten Handel. Seine Geschäfte riefen ihn auch nach Leipzig, wo er eine bedeutende Niederlage von Seidenwaaren und englischem Tuche hatte. Auf dieser Reise besuchte er eine Kirche in Dresden, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er das Altarbild derselben näher betrachtete! Es war eben dasselbe Marienbild, wie es ihm erschienen war, mit lieblichem Gesichte, blondem, langem Haare, und einem blauen Kleide; in der Hand trug sie einen Strauß von goldenen Kornähren. Sogleich ließ er eine Abbildung von dem lieblichen Gemälde machen, baute in der Nähe des Meierhofes eine eigene Kapelle, und stellte dort das Bild zur Verehrung auf. Auch im alten Stammhause ist das Bild geschnitzt angebracht, und im Wohnzimmer war es in Lebensgröße. Noch immer hat die Kapelle den Namen „Hintnerkapelle," sowie das Bild darnach benannt wird.

Möchten wir doch auch zu Ehren Mariens, wenigstens am Samstag, den Armen und Nothleidenden etwas Gutes thun! Wenn vielleicht Mancher so dürftig ist, daß er nicht viel geben oder entbehren kann, so ist er doch wenigstens im Stande, den Kranken beizustehen, für die Lebendigen und Abgestorbenen bei Gott zu bitten, u. dgl., und solche Werke thätiger Liebe der allerseligsten Jungfrau aufzuopfern; dieß macht der Mutter der Barmherzigkeit große Freude.

Es gibt noch viele andere Mittel, der gebenedeiten Jungfrau unsere Verehrung zu bezeigen. So werden oft zu Ehren Mariens Prozessionen veranstaltet; Marienkapellen nnd Marienaltäre erbaut; so werden Ihr Königreiche, Provinzen und Städte gewidmet; so wird der Mai, der schönste Monat, (siehe hist. Kat. II. B. S. 64.) dem Dienste der göttlichen Mutter geweiht; so wird Maria in vielen geistlichen Orden, geistlichen Erziehungsanstalten und Frauenvereinen, in Gefängnissen, Sklavenhäusern und sogar auf der Gerichtsstätte verehrt; so erlischt endlich die Verehrung Mariens auch in den Spitälern und auf den Friedhöfen nicht. Doch das wirksamste Mittel, sich das Wohlgefallen der göttlichen Mutter zu erlangen, ist endlich

h) Das kindliche Vertrauen, mit welchem man zu Ihr seine Zuflucht nimmt. Wie fest wir auf die Fürbitte der göttlichen Mutter vertrauen dürfen, erhellt aus den Worten des heiligen Thomas von Aquin: „Alle Christen müssen Marien an-

rufen; denn der süße Name Mariens lohnt das Vertrauen jeden, der ihn nur anruft und nennt.“ (S. Thom. De disciplina claustrali, cap. 14 in princ.) Und der ehrwürdige Ludwig Blosius spricht: „Keinen verachtet die seligste Jungfrau; keinem verweigert sie ihre Hülfe; Alle tröstet sie; Allen öffnet sie den Schooß ihrer mütterlichen Liebe; und so oft wir sie flehentlich anrufen, ist sie bereit, uns zu helfen. Es ist unmöglich, daß jemand zu Grunde gehe, der ein eifriger und demüthiger Verehrer Mariens gewesen ist.“ (V. Ludov. Blos. In canon. vit. spirit. cap. 18. post. med.) Dieß geht auch aus den Beispielen hervor, die wir oben von der Erhörung, welche vertrauensvolle Verehrer Mariens in ihren Nöthen gefunden, erwähnt haben. Da nun Maria ihren treuen Dienern so gern in ihren Nöthen Hülfe gewährt, und ihr Vertrauen so reichlich belohnt, wer sollte nicht daraus zugleich erkennen, wie sehr es Ihr gefalle, wenn wir auf ihre Hülfe nächst Gott vertrauen, und zu Ihr unsere Zuflucht nehmen!

Beispiele. *α*) Der heilige Ferdinand. Dieser heilige König setzte auf die Gottesmutter ein so großes Vertrauen, daß er sie, wie seine eigene Mutter liebte. Er selbst trug ein kleines Bild der göttlichen Mutter, und wenn er in die Schlacht ritt, hing es an seinem Sattelbogen, um es vor Augen zu haben. Seinem Kriegsheere ließ er immer das Bildniß der seligsten Jungfrau vorantragen, um seine Soldaten zum Vertrauen auf ihren mächtigen Beistand zu ermuntern. Durch die Fürbitte der Gottesmutter errang er aber auch die herrlichsten Siege über die Ungläubigen. Eine Stadt nach der andern fiel in seine Hände, und endlich bekam er auch ihre Hauptstadt Kordova in seine Gewalt. Sein erster Gedanke aber war, zum Danke für diese Eroberung die große Moschee (mohamedanische Kirche) in dieser Stadt, ein prachtvolles Gebäude, welches heute noch steht, feierlich einweihen zu lassen, und in eine Kirche der heiligen Jungfrau umzuwandeln.

(Nach Ott's Legende.)

β) Der heilige Alphonsus Liguori. Als dieser heilige Mann, einige Jahre vor seinem Tode, von den furchtbarsten Zweifeln gegen den heiligen Glauben gequält wurde, hörte man ihn fortwährend weinen, und Jesum und Maria um ihre Hülfe anrufen. Und sieh! Durch Gottes Hülfe und die Fürbitte der seligsten Jungfrau, auf welche er sein innigstes Vertrauen setzte, wurde er von seinem schweren Leiden der Seele befreit. (Nach Ebend.)

γ) Die Mariensäule auf dem Hauptplatze zu München.

Es war am 9. Nov. d. J. 1620, als Maximilian I., Herzog von Bayern, den berühmten Sieg am weißen Berge bei Prag erfocht, und dadurch in den österreichischen Staaten die Ordnung aufrecht erhielt. Doch der fromme, gottesfürchtige Fürst schrieb diesen Sieg nicht sich, sondern Gott und der allerseligsten Jungfrau zu, deren zärtlichster Verehrer er war, und deren Namen: „Heilige Maria!“ er seinen Kriegern in der Schlacht zum Losungsworte gegeben hatte. Als daher der siegreiche Fürst am 25. Nov. nach München zurückgekehrt war, stieg er zuerst nicht bei seiner Residenz, sondern an der Hauptkirche bei Unserer Lieben Frau ab, um Gott und der seligsten Jungfrau für den verliehenen Sieg zu danken, und dann begab er sich erst in seine fürstliche Residenz. Festlichkeiten und Bezeigungen der Freude durften dem Sieger, wie er es in seiner Bescheidenheit ausdrücklich angeordnet hatte, im ganzen Lande nicht bereitet werden. Um aber auch der Gottesmutter einen besondern Beweis seiner Dankbarkeit und Verehrung zu entrichten, ließ Maximilian zu ihrer Ehre in der genannten Kirche den prachtvollen Hochaltar errichten, der noch bis heute dort zu sehen ist; an der Rückseite des freistehenden Altares aber folgende Inschrift, worin die Ursache der Erbauung angegeben werden sollte, anbringen: „Gott, dem Beßten und Größten. Der großen Mutter Gottes, der erhabenen und ewigen Jungfrau, der besten und größten Schützerin des Bayerlandes, der ausnehmenden Patronin der Fürsten, der Helferin und Siegerin der Christen hat Maximilian, Herzog von Bayern, bei seiner Rückkehr aus dem besiegten Böhmen, eingedenk und dankbar diesen Altar gesetzt im Jahre nach Christi Geburt 1620.“ Indeß wollte der fromme Fürst dieser seiner und des ganzen Landes Patronin noch ein anderes großartiges Denkmal seiner Dankbarkeit und Verehrung für den Schutz, der ihm in heißer Schlacht erwiesen wurde, auf offenem Platze, und gleichsam vor den Augen aller Welt bereiten. Er faßte daher den Entschluß, eine Mariensäule auf dem Hauptplatze seiner Haupt- und Residenzstadt München zu errichten. Dieses fromme Werk kam freilich wegen der Pest, welche in München vom September d. J. 1634 bis Febr. 1635 fünfzehntausend Menschen dahin gerafft hatte, und anderer Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges, erst i. J. 1638 zu Stande. Erst in diesem Jahre wurde der Grundstein zu diesem großartigen Marianischen Denkmal von Maximilian I. gelegt. Der Fürstbischof Veit Adam von Freising segnete denselben ein. Diese Marianische Säule ist aus rothem Marmor hoch und ansehnlich gearbeitet, und das auf demselben stehende Bild — Maria mit dem Jesuskinde und dem Szepter — ist aus Erz gegossen, und vergoldet, und

so gestellt, daß es gegen Aufgang der Sonne blickt. Auf dem Fußgestell, in dessen Mitte der Sockel der Säule ruht, von dem aus sich diese erhebt, sind an den vier Ecken vier ebenfalls aus Erz gearbeitete, geharnischte Engel angebracht, deren jeder mit blitzenden Waffen ein Ungeheuer überwältigt, nämlich eine Schlange, einen Basilisken, einen Löwen und einen Drachen. Diese vier Ungeheuer sollen die vier Hauptplagen eines Landes bedeuten: Pest, Sterblichkeit, Hungersnoth und Krieg. Bei diesen vier Engeln ist auf eine passende Weise die Stelle aus dem 90. Psalm angebracht: „Du wirst auf Schlangen und Basilisken wandeln, und wirst Löwen und Drachen zertreten." Mit Recht werden diese Worte auf die Macht der allerseligsten Jungfrau bezogen, die durch ihre viel vermögende Fürbitte jene Uebel von unserm Vaterlande abhalten kann. An dem Sockel der Säule sind Inschriften in lateinischer Sprache angebracht, die von der frommen Andacht und dem kindlichen Vertrauen des Churfürsten zur Mutter Gottes zeigen. Diese Inschriften lauten in deutscher Sprache also: „Gott dem Beßten und Größten, der Jungfrau und Gottesgebärerin, der mildesten Frau und mächtigsten Beschützerin Bayerns hat wegen Erhaltung des Vaterlandes, der Städte, der Kriegsheere, seiner selbst, seines Hauses und seiner Nachkommen dieses immerwährende Denkmal gesetzt ihr mindestes Pflegkind, Maximilian, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Nieder-Bayern, des heil. römischen Reiches Erztruchseß und Churfürst, 1638." Neben dieser Inschrift ist auch das bayerische Wappen angebracht. Dieses herrliche Denkmal wird von einem Gitter aus Marmor umschlossen, an dessen vier Ecken vier Laternen angebracht sind, welche, vermöge einer eigenen Stiftung, zur Nachtszeit angezündet werden. Damit aber das ganze Werk gehörig geschützt wäre, wurde es mit vier eisernen Stangen umgeben, die an steinernen Säulen befestigt sind. Nachdem dieses marianische Denkmal vollendet war, wurde dasselbe, wie es der fromme Churfürst angeordnet hatte, feierlich eingesegnet und geweiht. Auch diese heilige Handlung nahm der Fürstbischof Veit Adam von Freising vor, wobei er einige Reliquien, die in eine silberne Kapsel verschlossen, und von dem frommen Churfürsten dazu bestimmt waren, beigesetzt hatte. Unter diesen war das Kostbarste ein Stück von einem Dorn Christi, der unter der Krone des Marienbildes eingelegt wurde. Nach der feierlichen Einsegnung der Mariensäule warf sich der fromme Fürst vor allem Volk auf die Knie, und empfahl mit lauter Stimme sich und sein Land dem Schutze der göttlichen Mutter. Es mochte dem frommen Fürsten dieses Gebet für sein Land desto wärmer aus dem Herzen geflossen sein, da noch das

Unheil, welches der Einfall der Schweden über dasselbe gebracht hatte, mit ganzer Schwere auf Land und Volk lastete. Auch später diente ein jedes Unglück, wovon Bayern getroffen wurde, dazu, die frommen Schaaren andachtsvoll um jene Mariensäule zu versammeln. Eine solche Veranlassung war das Jahr 1680, in welchem, als eine Folge von Nothjahren, eine ansteckende Pest ausbrach, die in und um München tausende von Menschen dahinraffte. Die erschreckten Bewohner Münchens nahmen in dieser Bedrängniß, wie billig, ihre Zuflucht zu Gott und Seinen Heiligen, und besonders rief man die Mutter Gottes, die Patronin des Bayerlandes, um ihre Fürbitte an. Es wurden daher an dieser Mariensäule öffentlich Gebete und Andachtsübungen veranstaltet, an denen die Bewohner Münchens mit dem größten Eifer Theil nahmen. Zugleich wurde ein Bündniß errichtet, vor diesem Bildnisse öfter, besonders aber an den Festtagen der himmlischen Mutter, zu ihrer Ehre die lauretanische Litanei abhalten zu lassen.

Ein anderes erstaunenswerthes Ereigniß trug sich vor dieser Mariensäule i. J. 1683 zu. Die Türken, diese schrecklichen Erbfeinde der Christen, waren schon bis zur Kaiserstadt Wien vorgedrungen, die sie mit 200,000 Mann belagerten. Wem nur ein wenig an Vaterland und Religion gelegen war, der eilte nach Wien. Auch der tapfere und siegreiche Churfürst Bayerns, Maximilian Emanuel, der Enkel des großen Maximilian, griff zu den Waffen. Es muß ein rührender Auftritt gewesen sein, wie der junge Kriegsheld noch, bevor er den Feldzug antrat, sich zur Mariensäule auf dem Hauptplatze der Stadt München begab; sich dem Schutze der Mutter Gottes vor ihrem daselbst aufgestellten, freundlichen Bilde empfahl, und sich die Waffen weihen ließ, die er dann gegen diesen Erbfeind mehrere Jahre hindurch siegreich geführt hat.

Ebenso begab sich der Churfürst Carl Albert, als er von Frankfurt am Main nach München zurückkehrte, und in dieser seiner Residenzstadt, am 23. Okt. 1744 feierlich seinen Einzug hielt, sogleich zur Mariensäule auf dem Hauptplatze der Stadt. Hier hielt der feierliche Zug; der Fürst stieg von seinem prächtigen Rosse, warf sich mit allen seinen Generälen vor dem Bilde der mächtigen Beschützerin seines Bayerlandes, deren Fürbitte er dankbar den Wiedererwerb desselben zuschrieb, auf die Knie, und nun wurde der herrliche Lobgesang der Kirche: „Großer Gott, wir loben Dich!" angestimmt. Nachdem der Ambrosianische Lobgesang vollendet war, begann abermal vor dieser Mariensäule eine zweite seltene religiöse Feierlichkeit. Es wurden nämlich zehn Kriegsfahnen geweiht, bei welcher feierlichen Handlung auf

den Wällen der Stadt das schwere Geschütz donnerte, und von allen Kirchthürmen das Glockengeläute erscholl.

Außer diesen gottesdienstlichen Versammlungen, die auf besondere Veranlassung, mit besonderer Feierlichkeit an der Mariensäule gehalten wurden, gab es noch viele andere fromme Uebungen, die daselbst regelmäßig alle Jahre begangen wurden. So erhielt sich fortwährend die Litanei, die, wie schon erwähnt, bei der Pestgefahr v. J. 1680 eingeführt, und nun an allen Vorabenden der Marienfeste feierlich abgesungen wurde. Die Marianischen Bruderschaften der Stadt München hielten an gewissen Festtagen andächtige Bittgänge und Prozessionen zu diesem Denkmale Mariens, und entrichteten daselbst ihrer Schutzfrau ihre Verehrung und Huldigung. Auch von dem Lande wurden alle Jahre gegen hundert Kreuzgänge zu dieser Mariensäule veranstaltet, und dort auch von dem frommen Landvolke die Patronin des Bayerlandes andächtig angerufen und verehrt.

So wurde die Mariensäule wohl mehrere Menschenalter hindurch nicht nur von den Bewohnern Münchens, sondern des ganzen Bayerlandes mit dem glühendsten Eifer verehrt. Es ist auch natürlich, daß das christliche Volk sich zu dem freundlichen Marienbilde hingezogen fühlte, und hier mit gesteigertem Vertrauen seine mächtige Schutzfrau anrief. Auch wurden die frommen Gebete, die man hier gleichsam zu den Füßen der Hochgebenedeiten niedergelegt hatte, gnädig erhört. Dieß haben wir in obiger Erzählung gesehen. Kaum hatte aber das gegenwärtige Jahrhundert begonnen, so schien die innige Verehrung Mariens, welche doch früher die allgemeine Sitte war, allmälig zu erlöschen. Es durften keine Bittgänge mehr gehalten werden; die Litaneien, welche hier abgesungen wurden, waren seit dem Jahre 1803 verboten; die Mariensäule, welche früher von unzähligen Verehrern Mariens in großen Schaaren besucht wurde, stand ganz verlassen da. Doch siehe! da wurde die Stadt München i. J. 1854 von einer schweren Heimsuchung getroffen; es brach gegen Ende Juli die verheerende Cholera aus, und raffte, da sie in einem hohen Grade hauste, täglich eine Menge Opfer dahin. So wie der verlorne Sohn im Evangelium erst, als er im tiefsten Elende schmachtete, sich seines Vaterhauses erinnerte, und zerknirscht, und Hülfe suchend, nach Hause zurückkehrte, so erinnerte sich auch die Stadt München daran, wie schon oft Fürst und Volk, betend und Hülfe rufend, um die Mariensäule, zu den Füßen der milden Schutzfrau Bayerns sich geschaart hatten. Deßhalb kehrte man auch dießmal, angstvoll, unter heißem Rufen, zu diesem Denkmale Mariens zurück. Am 28. August wurde bei dieser Marianischen Säule ein

feierliches Bittamt gehalten, und nach bewährter Schätzung waren es 25,000 Menschen, welche sich bei diesem Gottesdienste einfanden, und die göttliche Mutter, die als das „Heil der Kranken" gerühmt wird, um Befreiung von der verheerenden Krankheit, mittelst ihrer mächtigen Fürbitte an Gottes Thron anriefen und flehten. Und wirklich — die veranstalteten Zählungen weisen es aus — von dieser Zeit an nahm die Krankheit mit starken Schritten ab. Am 3. Oktober darauf wurde vor dieser Mariensäule ein feierliches Dankamt mit größter Freude gehalten, wobei sich wieder eine große Menge von andächtigen Christen versammelte. Am 28. August 1855 wurde, nachdem die Mariensäule sammt dem freundlichen Bilde mit großen Kosten wieder hergestellt worden war, der Gedächtnißtag des Bittamtes gehalten. Der Hauptplatz der Stadt war mit seiner Mariensäule an diesem Tage gleichsam in einen Tempel Gottes umgeschaffen. Fast die ganze Bevölkerung Münchens nahm an diesem kirchlichen Feste Antheil. Auch reichliche Spenden an den Armen wurden nicht vergessen.

Da man aus dieser Geschichte der Mariensäule zu München ersehen kann, wie die Gottesmutter das feste Vertrauen, das man auf sie setzt, so reichlich belohnt, so glaube ich recht gethan zu haben, wenn ich dieselbe, ungeachtet ihrer Länge, hier vorbrachte.

(Nach einer längern Erzählung des Münch. Jugendfreundes.)

δ) Der blinde Knabe. Im Jahre 1776 lebte zu Kufstein in Tirol ein stockblinder Knabe. Es wurde zwar Alles versucht, ihn sehend zu machen, aber alle ärztliche Hülfe war umsonst. Seine Mutter entschloß sich daher, mit ihm eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Gnadenbilde der Mutter Gottes im Kirchenthal zu machen; denn sie hatte gehört, daß dort schon viele Unglückliche wunderbare Hülfe in ihren Nöthen erlangt haben. Die Mutter reiste also mit dem Knaben dahin. Sie empfingen beide dort das heilige Sakrament der Buße und des Altares, und wohnten dann voll der Andacht einer heiligen Messe bei, welche die Mutter für den erblindeten Knaben lesen ließ. Sie blieben vor dem Speisegitter knien, und da bat der Knabe recht inständig und kindlich die gnadenvolle Gottesmutter, sie möchte ihn doch erhören, und ihm die Gnade verleihen, daß er wieder sehe. Auch die Mutter betete aus dem Innersten des Herzens für ihr krankes Kind. Nach der heiligen Wandlung sagte der Knabe zu seiner neben ihm knienden Mutter: „Mutter! ich sehe — o wie schön ist dieses Bild!" Die Mutter weinte Thränen der Freude und des Dankes. Er nahm nun ihr Gebetbuch, um darin zu lesen; denn da er vor seiner Erblindung fleißig in die Schule ging, so hatte er gut lesen gelernt. Er

las nun mit einer solchen Leichtigkeit, als wenn er nie blind gewesen wäre. Dann kehrten Beide, die Gottesmutter lobend und preisend, in ihre Heimath zurück. (Kurze Geschichtchen.)

ε) Die silberne Denkmünze. Eine fromme, gottselige Frau hatte einen hoffnungsvollen Sohn, der von großer Vaterlandsliebe entflammt, sich dem Kriegsstande widmete.

Es war die Zeit schon gekommen, wo die Trompete ihn ermahnte, sich zum heißen Kampfe bereit zu halten. Der Abschied von ihrem edlen Sohne fiel der guten Mutter, obwohl sie seinen schönen Entschluß billigte, ungemein schwer: „So ziehe denn hin, mein lieber Albert!" sagte sie, „kämpfe für unsern guten Kaiser und das Vaterland, und Gott, der einst die Waffen der heldenmüthigen Makkabäer segnete, möge auch mit dir sein! Seinem Schutze empfehle ich dich! Unverdorben, gut, mit Lorbeeren des Sieges bekränzt, wolle Er dich in meine Arme zurückführen!" Sie hing ihm eine silberne Denkmünze, auf welcher Maria, die allerseligste Jungfrau, von himmlischem Glanze umflossen, abgebildet war, um und sprach: „Trage diese Denkmünze, so lange du lebst, immer am Halse, vertraue auf den Schutz Gottes, und die Fürbitte der himmlischen Mutter, und es wird dir gewiß zum Segen sein." Der gute Sohn war durch die Worte der frommen Mutter sehr gerührt, und versprach, sie auch zu befolgen.

Nach drei Monaten kam es wirklich zu einer Schlacht. Wie ein junger Löwe stürzte sich Albert, der feurige Jüngling, mit dem Säbel in der Faust, den andringenden Feinden entgegen. Da kam unversehends ein Schuß von einem Jäger, der im Gebüsche versteckt war. Der feindliche Soldat hatte ihn gut gefaßt; er traf ihn gerade auf die Brust. An der Denkmünze aber, welche die Größe eines Thalers hatte, war die Kugel abgeprellt; und so brachte sie ihm nur eine kleine Verwundung bei, von welcher man nach einigen Tagen keine Spur mehr bemerkte. Nach hergestelltem Frieden kehrte Albert, mit Ruhm gekrönt, wieder zu seiner Mutter zurück. Die gute Frau weinte vor Rührung und Freude, als sie ihren vielgeliebten Sohn wieder sah, und vernahm, aus welcher großen Gefahr er durch die Denkmünze gerettet worden sei. „Sieh, lieber Sohn!" sagte sie, „wie gut es sei, auf den göttlichen Heiland und Seine jungfräuliche Mutter zu vertrauen! Gott schützt die Frommen, und segnet reichlich ihre Werke."

η) Eine wunderbare Erscheinung in neuester Zeit. Wie mächtig sich oft die Verehrung und Anrufung der unbefleckten Mutter Maria erweise, zeigt eine Begebenheit, die sich i. J. 1857 zu Venedig wirklich zugetragen hatte.

Vor einiger Zeit kam ein protestantischer Künstler aus Norddeutschland nach Venedig, um für sein Brustleiden im südlichen wärmern Klima Linderung zu suchen. Doch war, leider! seine Krankheit schon so weit vorgeschritten, daß er auch hier keine Heilung erwarten konnte. Ja, er hatte sich dort nur kurze Zeit aufgehalten, als sich sein Zustand schon so sehr verschlimmerte, daß er nur selten das Zimmer verlassen durfte, und daher auch die Lehrstunden, von deren Ertrag er lebte, aufgeben mußte. Da fügte es der liebe Gott, daß eine edle Fürstin von seiner traurigen Lage hörte, und sich seiner erbarmte. Sie versah ihn nicht nur mit Allem, was er nothwendig brauchte; sondern wurde auch seine größte geistliche Wohlthäterin. Sie besuchte ihn oft mit ihrem fürstlichen Gemahle, tröstete ihn mit liebreichen Worten, und empfahl ihm besonders die Verehrung der allerseligsten Jungfrau, als Mutter der Leidenden, Trösterin der Betrübten und Heilung der Kranken. In dieser Absicht schenkte sie ihm eine Denkmünze, worauf die unbefleckte Jungfrau Maria abgebildet war, und ermahnte ihn, dieses Bild recht oft zu betrachten, und dann die allerseligste Jungfrau zu bitten, auf daß sie bei ihrem göttlichen Sohne fürbitte, damit der heilige Geist seinen Verstand erleuchte, sein Herz erwärme, und ihm zum wahren Heile gereiche. Bald darauf erhielt die Fürstin einen Brief, in welchem der Kranke ihr für alles erwiesene Gute dankte, und folgendes erzählte: „Heute hatte ich einen wunderbaren Traum. Es kam mir vor, als bete ich in einer einsamen Waldkapelle, und rufe die gebenedeite Gottesmutter an. Da erblickte ich plötzlich über dem Hochaltare im vergrößerten Maßstabe die Denkmünze mit der Ueberschrift: „Im Lande des Südens wird deine Seele Ruhe finden.“ Diese Worte werden nun an mir, wie ich denke, in Erfüllung gehen. Dieß habe ich nächst Gott und der unbefleckten Jungfrau nur Ihnen zu verdanken. Denn Sie sind es, die mich mit jenem Bildnisse Mariens beschenkte, und mir auftrug, die allerseligste Jungfrau zu verehren. Ein herrliches Samenkorn haben Sie gesäet, und tief in meinem Herzen hat es sich eingewurzelt, um einst als lebenskräftiger Baum aufzusprossen. Jenes geweihte Zeichen werde ich als Kleinod lebenslang auf meiner Brust tragen, in gläubigem Vertrauen, daß, wenn hienieden eine fromme Fürstin segnend einen Leidenden schützt, und für ihn betet, auch die Fürstin des Himmels, dort am Throne des Ewigen für mich bitten werde.“ Und sieh! dieses kindliche Vertrauen, welches der Kranke auf die allerseligste Jungfrau setzte, blieb nicht unerfüllt. Denn mit Gottes Hülfe und durch die Fürsprache der unbefleckten Jungfrau gelang es den vereinigten Bemühungen der gottesfürchtigen Dame und des eifrigen Seelsorgers,

den jene herbeigerufen hatte, den Irrgläubigen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Er legte sein Glaubensbekenntniß ab, empfing die heiligen Sakramente, und entschlief dann sanft im Herrn, indem er sich glücklich pries, im katholischen Glauben zu sterben, und über seine edle Wohlthäterin Glück und Segen vom Himmel herabflehte.

(Nach dem Salzb. Kirchenbl.)

ϑ) Rührender Gebrauch beim Abschiede. Das Dorf Haslbach ist eine Stunde von der Stadt Dinkelsbühl entfernt. Der Weg aus demselben nach der Stadt führte (noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts) beinahe durch lauter Tannenwälder, und man sah da nichts, als dichtstehende Tannenbäume. Nur links am Wege befand sich eine Brunnquelle, über welche eine steinerne Nische erbaut war, mit einem Gemälde, das Jesum vorstellte, wie Er vor Seinem Leiden von Seiner weinenden Mutter Abschied nahm.

Wenn nun ein junger Mensch aus dem Dorfe Haslbach in die Fremde ging, so pflegten gewöhnlich Eltern und Geschwister ihn bis hieher zu begleiten. Zum letzten Abschiedsworte sagte man dann im frommen Hinblick nach dem rührenden Bild auf dem Brunnen: „Auf ein fröhliches Wiedersehen! Und wenn nicht mehr hienieden, doch jenseits bei Jesus und Seiner gebenedeiten Mutter.“

(Hungari's friedliche Stunden.)

ι) Der Hirsch beim Gnadenbild.

Ein uralt' Bild am Wiesengrunde
Der Gottesmutter ist geweiht,
Dort wird in mancher Feierstunde
Die hohe Frau gebenedeit;
Das Bild entsteigt dem Saum der Halde,
Wird rings begränzt vom dunkeln Walde.

Und horch! im Forste hört man's rauschen
Gar wirr die Schaar der Treiber ruft,
Die angstgejagten Rehe lauschen,
Manch' böse Kugel theilt die Luft,
Und bang das Herz dem Hirschen zittert,
Der Pulverdampf und Jäger wittert.

Auf einmal springt dem Rain entgegen
Ein Hirsch von selt'nem Prachtgeweih,
Und krach! ein schneller Feuerregen
Dem Hirschen saust am Kopf vorbei,
Und flug's, wohin den Lauf er wendet,
Wird ihm die Kugel nachgesendet.

Doch plötzlich, halt! wie schon getroffen
Der Hirsch sich neigt beim Gnadenbild,
Und blickt' als wollt' er Rettung hoffen,
Zur Mutter Gottes fromm und mild —
Und wie da beugt der Hirsch die Glieder,
Da sinkt auch jede Büchse nieder.

Es flieht der Hirsch in raschem Fluge,
Gerettet nun sein Leben war.
Doch sieh! in einem langen Zuge
Sich naht dem Bild die Jägerschaar,
Für heute ist die Jagd beendet,
Zum Himmel jedes Herz gewendet.

So oft hinfort der Jäger schreitet
Nun über diesen Wiesengrund
Er seinen Schritt zum Bilde leitet,
Und ein Gebetlein spricht sein Mund,
Auf daß auch ihn bei Jagdgefahren
Die Gottesmutter mög' bewahren.

(Hermann Geiger.)

Sinnbilder von dem Schutze Mariens. Unter deinen Schutz fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin! Wie die kleinen Hühnlein sich, sobald sie einen Habicht gewahr werden, unter die Flügel ihrer Mutter verbergen, um dort Schutz zu finden, so fliehen wir auch zu dir, o Maria! Unter deinen Schutz fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin! Wie die schwachen Schafe und Lämmer beim Anblicke des grausamen Wolfes sich zitternd um den Hirten sammeln, so fliehen wir auch zu dir! Wie die Schnitter, von einem Donnerwetter übereilt, sich nach einem sichern Obdach flüchten, so fliehen wir auch zu dir! Unter deinen Schutz fliehen wir! Wie eine besiegte Armee, die zu schwach ist, um noch einmal ein Gefecht mit einem furchtbaren Feinde zu wagen, sich in aller Eile hinter die Wälle einer Festung zurückzieht, so suchen wir unsere Rettung bei dir, du starker Thurm Davids! Unter deinen Schutz fliehen wir, und rufen mit aller kindlichen Herzlichkeit zu dir: „O Maria, Mutter Gottes, bitt für uns!"

(Verehrung Mariens von Paul Sansernet.)

Unter allen Handlungen, die zur Ehre Mariens verrichtet werden, macht der göttlichen Mutter nichts eine größere Freude, als wenn man sie häufig um ihre Fürbitte anruft, und in allen Nöthen und Versuchungen bei ihr Hülfe sucht. So ist das alte, schöne Gebet „Unter deinem Schutz und Schirm," das Aussprechen des

Namens „Mariä“ ein kräftiges Mittel gegen die Anfälle des Teufels. Es ist auch sehr nützlich, wenn man seinen Rosenkranz, oder sein Skapulier küßt, oder in die Hand nimmt, oder nur ein Bild der göttlichen Mutter anblickt. Ueberdieß kann man sich noch merken, daß demjenigen, welcher die heiligen Namen „Jesus“ und „Maria“ mit gebührender Andacht ausspricht, vom Papst Benedikt XIII. fünfzig Tage Ablaß versprochen worden sind.

Anmerk. Obgleich es aber sehr heilsam, ja unserer Pflicht gemäß ist, die seligste Jungfrau Maria zu verehren, so wäre es doch Gott und der göttlichen Mutter mißfällig, wenn wir ein größeres Vertrauen zu Maria, als zum himmlischen Vater hätten, und ihr eine größere Verehrung erweisen würden, als dem lieben Gott.

Eine Parabel. Ein Vater war überaus sorgfältig für sein Haus und seine Kinder. Er ging beständig seinen Geschäften nach, auf den Acker, auf die Wiese, in den Wald, oder wo er sonst eine Arbeit hatte.

Die Mutter war aber meistens zu Hause bei ihren Kindern. Die Kinder setzten auf sie ihr ganzes Vertrauen. Wenn sie hungerte, oder wenn ihnen sonst etwas fehlte, so weinten sie der Mutter vor, und baten sie, daß sie ihnen helfe. Zum Vater kamen sie nicht gerne; auch wenn sie wußten, daß er zu Hause war, und daß er dasjenige, was sie wünschten, ihnen gewiß geben würde, baten sie nur die Mutter, daß sie beim Vater fürsprechen möchte.

An diesem hatte die Mutter keine Freude; denn sie war eine verständige, gute Frau. Da sagte sie einmal zu ihren Kindern: „Warum kommet ihr immer zu mir, mich zu bitten? Wer hat denn die Bäume gesetzt, die Aepfel und Birnen tragen? Wer ackert und besäet das Feld, wovon wir das Brod haben? Wer schaffet das Holz herbei, wobei ich für euch die Speisen bereite? Wer zahlt den Arzt, wenn ihr krank seid? Ist es nicht der liebe Vater, der für Alles sorgt? Warum geht ihr nicht zu ihm? Er hat euch auch doch so lieb, und gibt euch Alles, was ihr bedürft. Seht, es kann ihm nicht gefallen, wenn ihr so wenig kindliches Vertrauen zu ihm habt. Auch mir gefällt es nicht; denn ich weiß, daß der Vater Alles anschaffet, und noch weit gütiger ist, als ich. Ich habe ja selbst Alles von ihm, und liebe ihn. Darum will ich, daß ihr ihn auch mehr liebet, und ihm zu gefallen sucht. Wisset, ich gebe euch nichts mehr, und bitte auch nicht für euch, wenn ihr nicht selbst zum lieben Vater geht, und ihn bittet; dann will ich auch, wenn es nöthig ist, für euch fürsprechen.“

Der gütige Vater in dieser Parabel ist Gott; die gute Mutter ist Maria, die himmlische Mutter; unter jenen Kindern aber versteht man diejenigen, die ein größeres Vertrauen zu Maria haben, als zu Gott, öfter an sie denken, als an Gott, sich ihre Liebe und Gnade herzlicher vorstellen, als die unendliche Liebe und Gnade Gottes, sie fleißiger loben und preisen, als den Geber alles Guten, ihre Festtage herrlicher begehen, als die Feste des Herrn, selbst an Sonntagen ihre größte Andacht auf sie richten, und wohl eher hundertmal sie anrufen, als einmal den lieben Gott. Wie kann aber das Marien gefallen? Sie weiß, daß Gott der höchst Gütige ist. Sie selbst hat Alles von Ihm empfangen, und ehrt Ihn über Alles. Sie wünscht nichts sehnlicher, als daß Gott von allen Engeln und Menschen für den Allervollkommensten erkannt, verehrt und geliebt werde. Was könnte sie nun zu jenen sagen, die mehr auf Sie vertrauen, und herzlicher zu Ihr rufen, als zum lieben Gott? „O ihr Einfältigen!" wird sie sagen, „wer hat euch erschaffen, wer hat euch, so lang ihr lebet, mit Allem versorgt? Wer hat Seinen Sohn gesandt, um Mensch zu werden, und euch zu erlösen? Wäre ich wohl die göttliche Mutter ohne diesen Sohn und Seine Liebe zu euch? Wer ließ euch durch Seinen göttlichen Geist heiligen, und an Kindesstatt annehmen, um euch nicht bloß in dieser, sondern auch in der andern Welt selig zu machen? Wer zeigte sich gütiger gegen euch, als der liebe Gott? Könnte ich sammt allen Heiligen so freundlich sein, als Gott? Wenn wir alle unsere Barmherzigkeit und Liebe zusammen nähmen, so wäre diese, im Vergleiche mit der Güte Gottes nicht einmal ein Tröpflein Wasser gegen das ganze Weltmeer. Gott allein ist unendlich barmherzig; wir aber sind nur Geschöpfe, und was wir Gutes haben, kommt Alles von Gott. Warum wendet ihr euch nicht lieber und herzlicher an Ihn? Wisset, ich und die übrigen Heiligen werden nie für euch fürsprechen; wenn ihr nicht zuerst herzlich Ihn gebeten, und auf Ihn vertrauet. Denn wir eifern nicht für unsere, sondern nur für die Ehre Gottes."

§. 34. Von der Verehrung des heiligen Joseph.

Unter der zahllosen Schaar der Heiligen ist nächst der allerseligsten Jungfrau Maria kein Einziger so innig zu verehren, als der heilige Joseph, ihr reinster Bräutigam. Denn dieses wird uns zur Pflicht gemacht

a) durch das Beispiel Jesu Christi. Jesus ist der erste unter allen Menschen, welcher den heiligen Joseph verehrt hat; denn

als der himmlische Vater Ihm den heiligen Joseph als Seinen Stellvertreter auf Erden gegeben hatte, betrachtete ihn Jesus stets als Seinen Vater und erzeigte ihm eine solche Ehrfurcht und Hochachtung, daß Er ihm keine größere Ehre hätte erweisen können, wenn Er sein wirklicher Sohn gewesen wäre. Schon aus den Worten des heiligen Evangelisten Lukas: „Er war ihnen unterthan" (Luc. II., 51) geht hervor, daß Jesus fortwährend Mariä und Joseph in allen Stücken Gehorsam geleistet hatte. Ebenso versichert uns der heilige Märtyrer Justinus, wie das menschgewordene Wort dem heiligen Joseph in seiner Werkstätte hülfreich zur Hand ging, und seine Arbeiten, so weit die Kräfte Seiner menschlichen Natur es zuließen, theilte. Ebendasselbe lesen wir bei dem heiligen Hieronymus und Bonaventura. Aber das unwiderleglichste Zeugniß über den beständigen Gehorsam Jesu gegen die geringsten Winke des heiligen Joseph hat die allerseligste Jungfrau selbst der heiligen Brigitta, dieser in die Geheimnisse der Mutter Gottes eingeweihten Seele, gegeben. Ihre Worte lauten also: „Mein Sohn war so gehorsam, daß, wenn Joseph Ihm sagte: „Thue dieses oder jenes!" Er es auf der Stelle ausrichtete! Bei diesen Worten glauben wir den heiligen Joseph in seiner Werkstätte zu sehen, wie er die schweren Arbeiten eines Zimmermannes verrichtet, um seine Familie zu ernähren, und hören, wie er mit sanfter Stimme zu seinem Pflegesohne sagte: „Mein Jesus! hilf mir dieses Brett durchsägen, diesen Stamm behauen ... Jesus, nimm den Hammer, schlage diesen Nagel ein ... Jesus, sammle diese Hobelspäne, ordne das Holz, welches wir bearbeitet haben ... Bringe dieses deiner Mutter, das Feuer anzulegen und zu unterhalten." Und Jesus war sogleich bereit, die Befehle, welche ihm Joseph gab, zu vollziehen. Deßhalb sahen Ihn die Einwohner Nazareths für den wahren Sohn Josephs an, und fragten: „Ist er nicht des Zimmermanns Sohn?" Sollte die Ehrfurcht, mit welcher sich Jesus Christus dem Willen des heiligen Joseph unterworfen hatte, nicht genügen, um diesen heiligen Patriarchen vor allen übrigen Heiligen ehrwürdig erscheinen zu lassen? Sollte nicht der göttliche Heiland, da Er dreißig Jahre lang unter der Leitung des heiligen Joseph leben wollte, nicht wünschen, daß alle Christen durch besondere Verehrung diesem guten Vater die Schuld für die treuen Dienste abtragen möchten, welche er Ihm geleistet hat? Jesus er-

mahnte einmal die heilige Margaretha von Cortona in einer Erscheinung, den heiligen Joseph besonders zu verehren, dem Er, als Seinem sorgsamen und liebreichen Nährvater zu besondern Danke verpflichtet sei. Wäre es nicht von uns ein großer Undank, wenn wir nicht aus Liebe zu dem göttlichen Heilande, dem wir so viel zu verdanken haben, den heiligen Joseph verehren wollten?

b) Durch das Beispiel der allerseligsten Jungfrau. Maria wußte, welch' vollkommenen, in jeder Tugend ausgezeichneten Bräutigam der heilige Geist ihr gegeben hatte, und fand hierin schon einen Beweggrund, ihn zu ehren. Als sie aber in der Folge sah, wie der Sohn Gottes ihn als Seinen Vater ehrte, ihm, als Seinem Herrn diente, mußte da nicht ihre Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe gegen ihren heiligen Bräutigam einen neuen Aufschwung nehmen? That dieses Maria nicht desto lieber, da der heilige Joseph, ihr Bräutigam, mit Eifer ihre Ehre und Jungfrauschaft in Schutz nahm, weßwegen ihm Albert der Große den ehrenvollen Namen „Beschützer Mariä" (Patronus Virginis) gibt? Wie jener Engel mit flammendem Schwerte den Eingang des irdischen Paradieses behütete, so bewachte auch Joseph die Jungfräulichkeit Mariens. Und dieses geschah nicht ohne Grund, denn obwohl sie nur durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen hatte, so war bei der Erfüllung des Geheimnisses der Menschwerdung doch der Schutz Josephs nothwendig, theils, um Mariens Ruf in den Augen der Juden unbefleckt zu erhalten, theils um die Ehre des göttlichen Sohnes bei Seinem Eintritt in die Welt zu wahren. Deßhalb mußte Maria sich gegen ihren heiligen Bräutigam unendlich verpflichtet halten, und ihm ihren Dank durch Gehorsam und Liebe beweisen. Sie überhäufte, wie der heilige Bernardin von Siena sagt, ihren Bräutigam mit den kostbarsten Geschenken, welche ihm eine jungfräuliche Braut und eine jungfräuliche Mutter nur bieten konnte. Als jungfräuliche Braut schenkte sie ihm ihr eigenes Herz, ihr unbeflecktes Herz, dieses lebendige Heiligthum der Gottheit; als jungfräuliche Mutter übergab Maria Jesum, die Frucht vom Baume des Lebens, die Quelle alles Segens den Händen Josephs. Besaß allein da Joseph nicht größere Schätze, als Himmel und Erde zu bieten vermögen? Mit den drei Worten: „Jesus, mein Sohn!" sagte er mehr, als der heilige Thomas, indem er ausrief: „Mein Herr und mein Gott!" Joseph war allerdings nicht der eigentliche

Vater Jesu; da er aber eben der Gemahl Seiner Mutter war, und Jesum mehr, als ein irdischer Vater, liebte, so trug Maria kein Bedenken, ihm denselben bei jeder Gelegenheit zu geben. „Dein Vater und ich," spricht sie, „haben Dich gesucht." Und nicht nur gegen den Gottmenschen zeigte sich der heilige Joseph als bekümmerten Vater; auch gegen Maria benahm er sich mehr als Vater, als wie ein Gemahl oder Herr. Deßhalb machte Maria es sich zur Pflicht, die Gesinnungen eines so liebreichen Gemahles zu erwiedern, ihn zu lieben, und mit der Unterwürfigkeit einer Tochter gegen ihren guten Vater zu dienen. Sie wußte ja, daß Gott mit ihrem Bräutigam war, und ihm nicht nur die Leitung des Gottmenschen, sondern auch Seine Mutter anvertraut habe. So will Joseph, daß Maria ihn mit dem neugebornen Kinde nach Aegypten begleite; sogleich folgt sie ihm durch die Wüste, und bleibt mit Joseph wenigstens sieben Jahre in dem ungläubigen Lande; Maria fragt nicht einmal nach dem Grunde einer so langen, widerwärtigen Verbannung. Joseph kündigt ihr den Befehl zur Rückkehr nach Palästina an, und Maria folgt, wie ein Lamm dem Hirten folgt; sie freut sich, daß nicht ihr, sondern ihrem Bräutigam durch himmlische Boten die göttlichen Befehle ertheilt werden. Mit einem Worte: Maria zeigt sich beständig gehorsam gegen ihren Bräutigam, und mit Recht könnte man auf sie die Worte anwenden, die ein alter Redner zum Lobe der Gemahlin des Kaisers Trajan mehr aus Schmeichelei zu schreiben erlaubte: „Der Frau genügt der Ruhm des Gehorsams." (Uxori sufficit obsequii gloria.) Maria konnte mit Recht zu ihrer geliebten Tochter, der heiligen Brigitta, sagen: „Ich hielt es nicht zu gering für mich, Joseph alles Nothwendige zu bereiten und darzubieten" und folgende ebenso deutliche Worte: „Ich hatte meine Freude daran, ihm die niedrigsten Dienste zu leisten." So ehrte die Mutter Gottes auf Erden den Pflegevater, welchen der Sohn sich erwählt, und ihr zum Bräutigam gegeben hatte. Aber dieses war ihr noch nicht genug; sondern auch jetzt noch im Himmel fährt sie fort, sich zu Josephs Dienst zu erniedrigen, indem sie alle Christen einladet, Diener des heiligen Joseph zu werden. In Loretto ertheilte sie in jenem heiligen Hause von Nazareth, in dem sie, während ihres Lebens so herrliche Beweise ihrer Ehrfurcht und ihres Gehorsams gegeben hatte, ihrem treuen Diener, dem P. Balthasar Alvarez,

aus der Gesellschaft Jesu, den Auftrag, den heiligen Joseph zu seinem besondern Patron zu wählen. Die heilige Theresia wurde von Maria, der Königin des Himmels, reichlich belohnt, zum Danke für die Ehre, welche sie dem heiligen Joseph durch Ausbreitung seiner Verehrung in der ganzen Kirche bereitet hatte; sie endlich öffnete den Himmel, und ließ die heilige Gertrud den herrlichen Glanz des Thrones sehen, den ihr glorreicher Bräutigam inne hat. Wie werden wir die Gottesmutter lieben, und ihr auf eine gebührende Weise dienen können, wenn wir nicht auch denjenigen lieben, den Jesus und Maria so sehr ehren? Die Erfahrung lehrt, daß mit der Andacht zum heiligen Joseph die Andacht zu Maria nicht nur nicht erkaltet, sondern auch an Wärme gewinnt. Man entzieht sein Herz Jesu und Mariä nicht, wenn man es auch dem heiligen Joseph einräumt.

c) Durch das Beispiel der Engel. Als der Patriarch Jakob mit eigenen Augen die Herrlichkeit seines geliebten Sohnes sah, vergaß er, daß er sein Vater sei, warf sich vor dem Szepter Josephs nieder, und erwies ihm die tiefste Huldigung. Welche Empfindungen der Ehrfurcht und Hochachtung gegen den Bruder, der so groß und ehrwürdig geworden war, mußte nicht das Beispiel des Vaters in den Herzen der übrigen Söhne erweckt haben! Ebenso müssen die Engel Jenen ehren, dem selbst ihr König, Gott, so hohe Ehre erweist. Und diese seligen Geister haben dazu einen zweifachen, mächtigen Grund; der erste liegt in der großen Aehnlichkeit, die seine Tugenden und Werke ihm mit ihnen geben, der zweite in dem höhern Range, den er wegen seiner Auszeichnungen vor ihnen hatte. Seine jungfräuliche Reinheit ragte ebenso über die andern Heiligen, wie die Lilie als Königin der Blumen über den Nelken und Veilchen. „Er war mehr ein Engel, als ein Mensch,“ sagt ein berühmter Erklärer der heiligen Schrift. (Corn. a Lap. in cap. 1. Matth.) Aber wenn Joseph kraft seiner unverletzlichen Reinheit in Nichts den Engeln nachstand, so war er es noch mehr durch die Vorzüge, welche seine erhabene Heiligkeit ihm erwarb. Ihm gebührt unter den Schutzengeln der erste Rang; er gleicht den Erzengeln, indem er Maria die Befehle des Himmels überbringt; den Cherubim, indem er in die tiefsten Geheimnisse der menschgewordenen Weisheit eindrang, den Seraphim, indem er auf den Flügeln der Liebe sich bis zur höchsten Betrachtung Gottes erhob, den die heiligen Geister

unaufhörlich anschauen, und anzuschauen nie ermüden (Petr. I., 12.) Aehnlichkeit erzeigt Liebe; wie hätten also die Engel, indem sie auf Erden einen Menschen erblickten, der vermöge eines besondern Vorzuges ihnen an Reinheit und Heiligkeit gleichkam, diesem ihre Liebe und Verehrung versagen können? Die Engel pflegen sonst, wie wir aus der heiligen Schrift ersehen, die Namen der Menschen, denen sie Befehle des Himmels überbringen, nicht zu kennen, oder sie nicht zu achten. So sagte der Engel zu Ezechiel: „Menschensohn, steh' auf deinen Füssen;" „steh' rasch auf!" rief er dem Petrus zu; „schreibe, was du siehst," sagte er zu Johannes, dem Evangelisten. Anders geschieht dieses bei Joseph; sie nennen ihn bei seinem eigenen Namen, und bezeichnen ihn als einen Sprößling aus dem Stamme Davids: „Joseph, du Sohn Davids." Mit Recht gaben ihm die Engel diesen Namen, um auch durch diese Auszeichnung Den zu ehren, welchen schon seine erhabene Heiligkeit auszeichnet. Gerne erkannten sie ihn als ihren Mitbürger an, obgleich er noch in diesem Lande der Verbannung lebte. Wirklich gehörte Joseph nur seinem Leibe nach der Erde an; seine Seele schien im Himmel zu wohnen, und den Vorgeschmack desselben zu empfinden. Deßhalb redet die Kirche den heiligen Joseph also an: „Schon auf Erden genießest du Gott, den Engeln gleich, durch wunderbares Loos, glücklicher, als sie." Kaum ist in den Büchern des neuen Testamentes ein Mensch zu finden, den die Engel so oft ihres Besuches gewürdigt haben. Wenigstens viermal meldet das Evangelium davon. Selbst der Umstand, daß die Engel dem Joseph im Traume erschienen, und ihm die Geheimnisse Gottes enthüllten, gereichte jenem mehr zur Ehre, als wenn sie mit glänzendem Gefolge sich gezeigt hätten; sie waren von dem Glauben dieses Mannes so überzeugt, daß sie es für überflüssig hielten, ihm von himmlischem Lichte und Glanze umstrahlt zu erscheinen. So redet der heilige Johannes Chrysostomus und nach ihm Theophylaktus. Als der Engel ihm den göttlichen Befehl brachte: „Nimm das Kind und Seine Mutter; fliehe nach Aegypten, bleibe dort, bis zu einem neuen Befehl," scheint Joseph mehr unter dem Engel zu stehen; denn die Ehre wird doch dem zu Theil, der befiehlt; nicht aber dem, der gehorcht. Allein gereichte es nicht Joseph zu größerer Ehre, dem Engel zu gehorchen, als dem Engel, Joseph zu befehlen? Der Engel richtete an Joseph den Befehl, um ihn zu ehren; denn

er wußte, daß er über die Schwäche und den Stolz der menschlichen Natur erhaben, der Welt das Beispiel eines englischen Gehorsams geben würde. Die Engel gehorchen Gott fertig und demüthig, Joseph gehorcht nach Art der Engel; er hört den Befehl, steht auf, und reist ab. Den Loth mußten die Engel bei der Hand nehmen, und mit Gewalt, wider Willen, aus der verruchten Stadt Sodoma führen; aber damit Joseph sein Land verlasse, genügt ein Wort, ein Zeichen; er schiebt nicht auf, er gehorcht sogleich. Welche Freude für den Engel, diesen wunderbaren Gehorsam zu sehen! Wenn die Engel dem heiligen Joseph solche Ehre erwiesen, weil er durch seine Reinheit, seine Treue, seinen Gehorsam ihnen gleich war, welch neue Ehren müssen sie ihm nicht wegen der Würde gezollt haben, die ihn über alle himmlischen Heerschaaren erhob? Welchem der Engel hat der Herr jemals Seine göttliche Vaterschaft mitgetheilt? Welche Empfindungen mußten beim Anblicke dieser Würde, welche dem heiligen Joseph vorbehalten war, in den Herzen der seligen Geister entstehen? Nicht die des Neides; denn dessen waren sie nicht fähig; sondern eines gewissen Wetteifers, wie Einer den andern in Beweisen der Achtung, der Liebe, der Ehrfurcht gegen einen von Gott so begnadigten Vater übertreffen könnte. Die Engel haben einigen Heiligen verschiedene Ehren und Dienste erzeigt, weil sie dieselben als besondere Freunde Gottes betrachteten. So dienten sie, wie P. Segneri sagt, einem Einsiedler sieben Tage in seiner letzten Krankheit; als Aerzte dem Timotheus, als Boten dem Antonius, als Ackersleute dem Isidor, als Matrosen dem Basilides, als Steuermänner jenem Greise, dessen wunderbare Geschichte der heilige Paulinus uns überliefert hat. Um wie vielmehr werden sie alle ihre Sorge aufgeboten haben zum Dienste desjenigen, welcher der Erste unter den Heiligen war! Werden die Engel nicht, sobald sie sahen, wie Joseph Arbeit, Ermüdung und Schweiß ertrug, ohne Befehl, nur aus Ehrfurcht und zu ihrem Troste, in Schaaren vom Himmel herabgeeilt sein, um dem heiligen Joseph in seiner Werkstätte zu helfen, ihn in seinem Hause zu erquicken, auf seinen Wegen ihn zu begleiten!

d) Das Beispiel der katholischen Kirche. Der ägyptische Joseph wurde auf Anreizung der schändlichen Verleumderin in einen finstern Kerker geworfen, in dem er mehrere Jahre zubrachte; aber endlich erhielt er die Freiheit zurück, und zog, mit Ehre und

Glanz umstrahlt, in den Palast des Königs ein, der Sonne gleich, welche, nachdem sie durch eine dunkle Wolke bedeckt gewesen, nur um so schöner und glänzender wieder erscheint. So war es auch mit der Verehrung des glorreichen Bräutigams Mariä. Mehrere Jahrhunderte hindurch schien er vergessen, und fast unbekannt in der Christenheit; doch kaum hatten sich die Wolken, mit denen der Irrglaube des Cerinthus seinen Namen zu verhüllen gesucht, so trat er, wie eine Sonne, glänzend hervor, den Himmel der Kirche zu erleuchten. Nun war die Kirche nicht damit zufrieden, ihm Altäre, Kapellen, Kirchen zu errichten, Bruderschaften und religiöse Orden unter seinem Namen zu bilden, ein Fest ihm zu Ehren anzuordnen, ihm eine besondere Messe und ein besonderes Offizium zu geben, und letzterm neue Lobgesänge einzufügen, deren erhabene Lobsprüche allein genügten, von seinen Tugenden und Vorzügen einen hohen Begriff zu geben; sondern sie legte seinen Festtag in die Fastenzeit, und damit unzähligen Predigern die süße Pflicht auf, jährlich auf dem ganzen Erdkreise den Ruhm des heiligen Joseph zu verkünden. Wohl hört man Lobreden auf manchen Heiligen am Tage des Festes, aber nur in einigen Städten, und meistens nur in einer einzigen Kirche der Stadt; allein das Fest des heiligen Joseph ist ein Fest für alle Kirchen aller Städte, Flecken und Dörfer; überall, vom Aufgange bis zum Niedergange, wo der Name des Erlösers erschallt, wird auch der Name seines vielgeliebten Beschützers gepriesen, und so geht jenes Wort des Buches der Sprüchwörter in Erfüllung: „Wer seinen Gebieter beschützt, wird geehrt werden.“ (Sprüchw. 27. 18.)

e) Das Beispiel vieler durch Tugend und Weisheit ausgezeichneter Menschen. Sowie sich vor dem ägyptischen Joseph die Sterne neigten, so brachten auch alle Menschen, welche wie Sterne durch heiligen Lebenswandel und Gelehrsamkeit hervorleuchteten, dem heiligen Joseph ihre Huldigung dar. So redet der heilige Franz von Sales, so oft er in seinen Werken den heiligen Joseph nennt, von ihm immer nur mit der vollsten Ergießung seines Herzens. Er gab dem Orden von der Heimsuchung Mariä, den er gestiftet hatte, den heiligen Joseph zum Patron und Vater; die erste Kirche, welche er zu Annecy erbauen ließ, stellte er unter seinen Schutz, und um der Nachwelt ein dauerndes Unterpfand seiner zarten Liebe zum Nährvater Jesu zu hinterlassen, empfahl er in den Regeln seiner Genossenschaft den

Novizen, sich zum besondern Lehrer und Führer auf dem Wege des innern und beschaulichen Lebens den heiligen Joseph zu wählen. Ebenso weihte der berühmte Kanzler Gerson, sobald er im Stande war, zu sprechen und zu schreiben, seine Wissenschaft und seinen Eifer der Verherrlichung des heiligen Joseph. Er ermahnte die Geistlichen, das Fest des Heiligen feierlich zu begehen, und seine Tagzeiten zu beten; er selbst verfaßte in dieser Absicht eine Messe, Hymnen und Lobreden auf den Heiligen; endlich war er auch bemüht, seine Lieblingsandacht durch ebenso gehaltvolle, als eindringliche Briefe dem Herzen der Fürsten, Prälaten und Lehrer der Wissenschaften zu empfehlen. So gab auch die heilige Theresia ein bewunderungswürdiges Beispiel der Andacht zum heiligen Joseph. Unter sechszehn Ordenshäusern, welche sie gründete, stellte sie dreizehn unter den ganz besondern Schutz des heiligen Joseph, und nannte sie nach seinem Namen. So sehr sie sonst bemüht war, alle Gnaden, mit denen sie Gott bereicherte, vor den Menschen zu verbergen, konnte sie sich doch nicht enthalten, dieselben zu offenbaren, welche sie der Fürbitte des heiligen Joseph verdankte. „Ich erinnere mich nicht,“ sagt sie, „ihn um irgend etwas gebeten zu haben, das ich nicht erhalten hätte.“

Aus diesen Worten der heiligen Theresia erhellt, welch unermeßliche Schätze der Gnade Gott dem heiligen Joseph anvertraut habe, um in jeder Lage des Lebens uns Hülfe leisten zu können. „Geht zu Joseph, und was er euch sagt, das thut,“ sagte der ägyptische König zu Allen, die um Hülfe baten, und überwies alle Gesuche seiner Unterthanen an Joseph, den er zum Herrn seines Hauses und Reiches gemacht hatte. Dem heiligen Joseph aber hat der König Himmels und der Erde noch eine größere Macht verliehen. Die übrigen Heiligen vermögen zwar viel durch ihre Fürbitte; aber sie treten mit ihrer Fürbitte nur als Diener Gottes auf. Der heilige Joseph, dem zu Nazareth Jesus und Maria gehorchten, kann aber jetzt, wo er im Hause Gottes, umstrahlt von den größten Vorzügen, herrscht, Alles, was er will, erlangen, von dem Könige, seinem Sohne, und von Maria, der Himmelskönigin, seiner Gemahlin. Er will aber auch seinen Verehrern helfen, indem ihm Jesus, als Er ihn zu Seinem Vater erwählte, selbst eine zärtlichere Liebe eingeflößt hatte, als je ein Vater haben konnte, nicht nur, um von ihm, wie ein Kind geliebt zu werden, sondern damit

diese Liebe sich auch über alle Menschen, die ebenfalls seine Kinder geworden waren, verbreite. Deßhalb haben nicht bloß einzelne fromme Menschen, sondern ganze Gesellschaften, alle geistlichen Orden, besonders die Carmeliter, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Jesuiten, den heiligen Joseph zu ihrem besondern Beschützer gewählt. Und wohl mit Recht stellen sich die Ordensfamilien unter den Schutz des heiligen Joseph; denn kein Ordensstifter hat ein so schönes Beispiel der Tugend hinterlassen, als dieser Heilige, der ein ausgezeichneter Lehrer der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ist. Den heiligen Joseph können nicht bloß die Zimmerleute, sondern auch alle Handwerker zu ihrem Schutzpatron wählen; denn niemals hat es einen heiligern Handwerker gegeben, weil der Sohn Gottes sein Sohn genannt werden wollte, und ihn seinen Vater genannt hat. Der heilige Joseph ist auch der beste Schutzpatron für alle Eltern, Hausväter und Hausmütter; denn wo gab es einen bessern Familienvater, als der heilige Joseph war? Mit Recht wird er in Schulen und Erziehungshäusern als Schutzpatron verehrt; denn sowie der heilige Joseph das göttliche Kind behütete, so zeigt er sich auch jetzt noch als einen mächtigen Beschützer der Schulen, befestigt die Lehrer durch sein Beispiel in der Wachsamkeit, Liebe, Klugheit, und die Zöglinge im Gehorsam gegen ihre Lehrer und Erzieher. Der heilige Joseph ist auch der Schutzpatron aller armen Sünder, die ein Verlangen haben, aus dem Abgrunde ihres Verderbens herauszukommen. Er hat gewiß kein weniger mitleidiges Herz, als jener Joseph im alten Testamente, der sich der Thränen nicht enthalten konnte, als er sah, wie seine Brüder beim Andenken an die gegen den eigenen Bruder verübte That von Schrecken ergriffen und von Schmerz durchdrungen waren. Wenn der Joseph des neuen Testamentes auch keine Thränen vergießt, so wird er noch mehr thun; er wird bewirken, daß die Sünder Thränen der Reue vergießen. Derselbe Grund, welcher Maria antreibt, die Zuflucht der Sünder zu sein, bewegt dazu in gleicher Weise ihren Bräutigam; denn hätte er der Vater des Erlösers sein können, wenn es keine Sünder gegeben hätte? Sowie Joseph Jesum, den er, zwar ohne seine Schuld verloren hatte, nach drei Tagen wieder fand, so wird der heilige Joseph auch für die Sünder bei Gott bitten, daß auch diese die Freundschaft Jesu, welche sie durch ihre Sünde verloren haben, durch ihre Buße wiederfinden mögen. Der heilige Joseph ist

endlich nicht bloß der Beschützer einzelner Stände; sondern Städte, ja sogar ganze Königreiche empfahlen sich dem Schutze des Heiligen, den Jesus selbst als Seinen Liebling, Seinen Beschützer und Vater anerkannte. Böhmen hatte sich schon frühzeitig dem heiligen Joseph, als dem „Erhalter des Friedens“ geweiht, und bei dieser Gelegenheit ein herrliches Fest gefeiert, welches in der That ein wahrer Tag des Triumphes für den heiligen Joseph war. Das gesammte deutsche Reich erwählte ihn zu seinem Patron, da es sah, wie sein frommer Kaiser Leopold I. ihm Ungarn zu Füßen legte, nachdem er die Hauptstadt dieses Landes dem Joche der Türken, unter dem sie schon lange seufzte, entrissen hatte. Leopold, überzeugt, daß ein so glorreicher Sieg der Fürbitte Mariens und Josephs zu verdanken sei, und vom Wunsche beseelt, ihnen einen öffentlichen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, erbat und erhielt vom heiligen Stuhle die Erlaubniß, im ganzen Umfang der Länder, welche seinem Szepter unterworfen waren, das feierliche Fest der keuschen Vermählung Joseph's mit der allerseligsten Jungfrau begehen zu lassen. In Spanien war es besonders die Erzherzogin Isabella Clara Eugenia, welche durch ihr frommes Beispiel die Verehrung des heiligen Joseph so sehr in Aufnahme brachte, daß, selbst ehe noch Papst Urban VIII. sein Fest zu einem gebotenen Feiertage erhoben hatte, an diesem Tage alle Kaufläden geschlossen waren, und die ganze Stadt eifrig sich bemühte, sein Fest würdig zu begehen. Bald theilte Spanien diese Andacht auch andern Ländern mit. Besonders zeichnete sich Antwerpen in Niederlanden durch seine Verehrung des heiligen Joseph aus. In Frankreich wurden die ersten Kapellen dem heiligen Joseph zu Avignon errichtet, und man stiftete in ihnen eine Bruderschaft für kleine Mädchen unter dem Schutze dieses großen Heiligen; besonders aber schwang sich seine Verehrung durch die Frömmigkeit der Königin von Frankreich, Anna Theresia von Oesterreich empor, als sie aus Spanien die Töchter der heiligen Theresia dorthin berief. Auch in Italien kam die Andacht zum heiligen Joseph allmälig zur schönsten Blüthe. In Florenz bereitet man sich auf das Fest des heiligen Joseph durch zwei feierliche neuntägige Andachten vor. Das Fest selbst ist ein wahrer Triumph der christlichen Liebe. An jenem Tage laden viele Familien zu Ehren Jesu, Mariä und Josephs, wie jener fromme Kaufherr zu Valenzia in Spanien (siehe hist. Katechismus, I. B. S. 137), drei Arme, eine Frau, ein Kind und einen Greis zu Tische. Ebenso wird in den Städten Neapel und Venedig das Andenken des heiligen Patriarchen Jo-

seph durch verschiedene gottselige Uebungen gefeiert. Von Rom, der Hauptstadt der Christenheit aber hat die Verehrung des heiligen Joseph, wie von ihrer natürlichen Quelle, ihren Ursprung genommen, um sich von dort über den ganzen Erdenkreis zu verbreiten. Von der Zeit an, da Papst Clemens X. das Fest des heiligen Joseph unter die höhern Feste setzte, nahm die Andacht der Gläubigen zu diesem erhabenen Beschützer außerordentlich an Eifer zu. Weil der Kirchenstaat für die Verbreitung der Andacht zum heiligen Joseph so thätig war, so erhielt er von dem heiligen Patriarchen Bezeigungen der Huld, wie sie keinem andern Lande zu Theil wurden. Ihm hat der Bräutigam Mariens seinen Brautring anvertraut, eine kostbare Reliquie, deren die Stadt Perugia sich rühmt, ihm hat er seinen Mantel und seinen Stab hinterlassen, welche werthvolle Reliquien man in der Kirche St. Anastasia zu Rom verehrt; ihm hat er, im Einverständniß mit seiner allerseligsten Braut, das kostbarste Erbtheil vermacht, das kleine Haus von Nazareth, dieses irdische Paradies, in welches die höllische Schlange niemals eingedrungen ist, diese Zufluchtsstätte für alle Sünder, diesen unerschöpflichen Gnadenort für alle Gläubigen, dieses Heiligthum, worin Maria ohne Sünde empfangen wurde, wo das Wort Fleisch geworden ist, und lange Zeit mit Maria und Joseph gelebt hat.

Wie aber der heilige Joseph seine Verehrer vor Gefahren beschütze, und ihre Bitten durch seine Fürsprache bei Gott erfülle, können folgende Beispiele zeigen.

Beispiele. aa) Die heilige Theresia. Diese heilige Ordensstifterin hatte einst mit mehrern ihrer Töchter eine Reise unternommen, um ein neues Kloster unter dem Namen des heiligen Joseph zu gründen. Da hatte sich der Fuhrmann in einer unwegsamen Gegend gänzlich verirrt, und so gelangte der Wagen an den Rand eines furchtbaren Abgrundes, der sie Alle zu verschlingen drohte. Als Theresia ihre Gefährtinnen von Schrecken ergriffen sah, sprach sie: „Meine theuern Schwestern, das einzige Mittel, dem Tode zu entgehen, ist, daß wir zu unserm guten Vater, dem heiligen Joseph, unsere Zuflucht nehmen, und ihn um seinen Beistand anrufen.“ Sie thaten es, und bald darauf rief eine Stimme ihnen entgegen: „Haltet ein! Haltet ein! Wenn ihr einen Schritt weiter fahret, so seid ihr Alle des Todes.“ Die Pferde blieben stehen, und die Ordensfrauen fragten, wohin sie sich wenden sollten? Die Stimme gab ihnen eine Richtung an, die ebenso gefährlich schien, als jene, in der sie waren. Dennoch gehorchten sie, und in wenigen Augenblicken sahen sie sich außer Gefahr. Vergebens

bemühten sich Alle, denjenigen, der ihnen zugerufen hatte, zu erspähen, um ihm zu danken; weder ein Mensch, noch eine menschliche Spur war zu finden.

„Meine lieben Töchter!" sprach die heilige Theresia, welche die Stimme ihres Retters wohl erkannt hatte, „vergebens suchen wir den, der uns vom Tode errettet hat; unser Retter ist unser guter Vater, der heilige Joseph."

Ebenso wurde die Heilige auf einer andern Reise von einem Rade erfaßt, und mit großer Gewalt zu Boden geworfen. Dieser Wurf hätte sie tödten können; aber der heilige Joseph kam ihr zu Hülfe, und sie erlitt nicht den geringsten Schaden.

bb) Das wunderbar geheilte Kind. Während der Pest, welche die Stadt Lyon im Jahre 1638 heimsuchte, wurden viele Personen auf die Fürbitte des heiligen Joseph verschont oder geheilt.

Ein Knabe aus derselben Stadt, Martin mit Namen, wurde ebenfalls von der Pest ergriffen. Die trostlose Mutter beweinte ihr vierjähriges Kind schon als todt, als man ihr den Rath gab, es dem heiligen Joseph zu empfehlen. „O ja," sagte sie, „gerne will ich es dem heiligen Joseph empfehlen, denn am Feste desselben ist es geboren worden." Als der Vater zwei Stunden darauf nach dem kleinen Kranken sah, fand er ihn so schlecht, daß er ihm rettungslos verloren schien. Er theilte es seiner Frau mit, welche ebenfalls glaubte, die letzte Stunde des Kindes sei gekommen. Dennoch verlor sie den Muth nicht; sondern hingestreckt vor dem Bette des sterbenden Söhnleins, fuhr sie fort, den heiligen Joseph anzurufen. Noch hatte sie ihr Gebet nicht vollendet, als das Kind mit einem Male Speise verlangte, und aufstehen wollte; denn es war wieder vollkommen gesund.

Die dankbare Mutter opferte am Altare des heiligen Joseph ein kleines Gemälde, welches die Heilung ihres Sohnes darstellte. Dieses Wunder bewirkte, daß die Einwohner von Lyon noch ein größeres Vertrauen zum heiligen Joseph faßten, und es geschahen auf die Fürbitte desselben so viele Wunder, daß man ein ganzes Buch damit anfüllen könnte.

cc) Der heißersehnte Prinz. Vor mehr als hundert Jahren sah die kaiserliche Familie zu Wien mit tiefem Schmerze, wie ihr Stamm zu erlöschen drohte, weil ein Erbe fehlte, der dem regierenden Fürsten einst auf dem kaiserlichen Throne hätte nachfolgen können. In dieser Trübsal nahm der fromme Kaiser Leopold I. seine Zuflucht zum heiligen Joseph. Er machte öffentlich bekannt, daß er ihn als be-

sondern Schutzpatron des Hauses Oesterreich anerkenne; auch errichtete er ihm eine große Bildsäule von gediegenem Silber; endlich ließ er an acht aufeinanderfolgenden Tagen Prozessionen in acht verschiedenen Kirchen halten, wobei jedes Mal eine Predigt zur Verherrlichung des mächtigen Beschützers gehalten wurde. Der heilige Joseph erhörte die Gebete der frommen Familie, und neun Monate später gebar die Kaiserin glücklich den heißersehnten Prinzen, der zum Danke, als der Erste aus dem österreichischen Hause den Namen „Joseph" erhielt. Welcher Jubel der Freude und des Dankes erscholl bei dieser wichtigen Nachricht in Oesterreich und ganz Deutschland zu Ehren des heiligen Joseph! Der Kaiser hätte zu einem neuen Unterpfande seiner Dankbarkeit seinem glorreichen Wohlthäter noch eine zweite Statue auf einem öffentlichen Platze in Wien errichten lassen, wenn ihn nicht der Tod zu frühe hinweg gerafft hätte. Aber Joseph, der Erbe seines Thrones, so wie seiner Andacht zu unserm Heiligen, ließ die Statue eben am Feste Desjenigen errichten, dem er seine Geburt verdankte, am 19. März d. J. 1709. Er selbst wohnte der Feierlichkeit bei, umgeben von seinem Hofe und von der ganzen Bevölkerung Wiens. Seit dieser Zeit wird der heilige Joseph als der Schutzpatron des kaiserlichen Hauses verehrt, so wie Maria, die unbefleckte Jungfrau und Gottesmutter die Patronin der heldenmüthigen österreichischen Armee ist, und fast alle kaiserlichen Prinzen erhalten den Namen „Joseph." Auch unser ritterlicher, edler Kaiser hat in der heiligen Taufe den Namen „Franz **Joseph**" erhalten. Möchte nur sein heiliger Namenspatron unser Kaiserhaus, das sich besonders durch seine Frömmigkeit und Tugend auszeichnet, beschützen, und durch seine Fürbitte bewirken, daß unser vielgeprüftes Vaterland wieder glorreich aus allen Stürmen, die es bedrohen, hervorgehe!

Der heilige Joseph ist der Beschützer der Sterbenden und der Patron eines seligen Todes. Wer in eine Streitigkeit verwickelt ist, wo es sich darum handelt, Alles zu gewinnen oder zu verlieren, sucht einen Vertheidiger, der am geschicktesten und ihm am geneigtesten ist; ihm vertraut er seine Sache an, von deren Ausgang Leben oder Tod für ihn abhängt. Ein solcher Anwalt oder Vertheidiger in schwerer Bedrängniß in der Stunde des Todes ist der heilige Joseph. Denn er ist 1) der Vater unsers künftigen Richters. Moses hielt gleichsam Gott ab, als Er die halsstärrigen Juden vertilgen wollte. Um wie viel leichter wird der erhabene Patriarch den Arm des obersten Richters zurückhalten können, der über die Lebendigen und Todten richten wird! Wie liebevoll wird der heilige Joseph vor

den Richterstuhl Jesu Christi treten, und mit folgenden Worten für jeden seiner Verehrer, der im Todeskampfe liegt, bitten: „Habe doch um meinetwillen, o Jesu! Mitleid mit diesem sterbenden Sünder, und komme ihm mit deinem mächtigen Beistande zu Hülfe! Ich erflehe von dir, höchster Richter! diese Gnade bei dem süßen Namen, mit dem du mich so oft beehrtest, bei den Arbeiten, mit denen ich mich belastete, um dich in deiner Kindheit zu ernähren." Sollte Jesus so dringenden Bitten widerstehen können? 2) Die Macht des heiligen Joseph ist den Teufeln furchtbar. Er ist der Nährvater desjenigen, der gekommen war, die Werke des Teufels zu zerstören. Ihm wurde 3) das Glück zu Theil, an seinem Sterbelager Jesum und Maria zu erblicken, und unter ihren Tröstungen zu verscheiden. Wer sollte uns daher im Tode besser trösten können, als derjenige, der im Tode selbst den süßesten Trost empfing?

Der Trost im Tode. Der ehrwürdige Diener Gottes, Alexis von Vigevano, aus dem Kapuzinerorden, bat kurz vor seinem seligen Tode einen von seinen Mitbrüdern, mehrere Wachslichter anzuzünden. Auf die Frage, warum er das verlange, gab er zur Antwort: „Da unsere liebe Frau mit ihrem Bräutigam, dem heiligen Joseph, mich in kurzer Zeit besuchen wird, so geziemt es sich, beide mit größter Achtung zu empfangen." Bald darauf konnte man wahrnehmen, daß der hohe Besuch statt fand. Freudig rief der Sterbende aus: „Da ist die Königin des Himmels! da ist der heilige Joseph! Kniet nieder, meine Väter, um sie würdig zu empfangen." Er selbst aber genoß die ersten Früchte der Gegenwart Maria's und Joseph's; denn er gab in demselben Augenblicke seinen Geist auf. Es war am 19. März, dem Feste des heiligen Joseph. So belohnte der heilige Joseph die besondere Andacht seines Dieners mit der ewigen Freude des Himmels.

(Nach P. Patrignani's Büchlein „Andacht zum heiligen Joseph.")

§. 35. Von der Verehrung der heiligen Bilder.

Es ist eine alte Sitte, Bilder von Personen, die uns lieb und theuer sind, in Ehren zu halten. Die Bilder erinnern uns an alle ihre edlen Reden und Handlungen, die sie ausgeübt hatten, an alles Gute, was wir ihnen verdanken, und ermuntern uns, ihrem schönen Beispiele nachzufolgen. So wurde schon mancher Jüngling durch einen Blick auf das Bild seines frühentschlafenen Vaters von Verirrung und Sünde abgeschreckt. Das Bildniß der frommen Mutter

rief mancher entarteten Tochter gleichsam zu: „Denk' an das Beispiel deiner guten Mutter, und werde so rechtschaffen, wie sie!"

Auf eine ähnliche Weise sollen die Bilder der göttlichen Personen, der Engel, der heiligsten Jungfrau und Heiligen Gottes — seien es Gemälde oder Statuen — mit jedem Anblicke an das Leben der Verklärten, die sie vorstellen, erinnern, um uns dadurch zum Kampfe gegen die Lockungen der Sinnlichkeit Muth einzuflößen. „Die Bildnisse der Heiligen sind," wie ein geistreicher Prediger sagt, „zu deinem Trost und zu deiner Verehrung hingestellt, daß du an ihnen einen Spiegel des Lebens, und eine Vorbedeutung der künftigen Schicksale aller Frommen findest. Sie blicken dich an, als deine geistlichen Väter, deren Liebe und Fürbitte du besonders anvertraut bist, die dich besonders an die liebliche Vereinigung dieser und der andern Welt, an die unauflösliche Liebe aller heiligen Menschen erinnern." Unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, will uns in den Bildern Christi und der Heiligen einen Spiegel vorhalten, und uns damit sagen: „Sieh, so mußt auch du werden! Das ist dein Ziel, dein Beruf auf Erden. Auch du mußt Christo ähnlich, ein Heiliger werden. Und du kannst es auch, wenn du nur willst; denn Gottes Gnade ist ja auch mit dir!"

Gott hatte wohl im alten Testamente dem israelitischen Volke den Gebrauch der Bilder verboten; allein dieses geschah, nicht etwa, als wenn derselbe überhaupt etwas Sündhaftes wäre; sondern aus der höchst weisen Absicht, um die Israeliten von der Abgötterei der Heiden, welche die Bildnisse der Sonne, der Sterne, der Menschen und Thiere anbeteten, fern zu halten. Nicht alle Verehrung der Bilder, sondern nur die Anbetung derselben, vermöge welcher man ihnen göttliche Ehre erwies, war verboten. Dieß ersieht man schon aus dem Inhalte des ersten Gebotes. Denn das erste Gebot sagt zwar: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen;" allein es ist nicht ohne Grund beigesetzt: „um es anzubeten." (3. Mos. 26. 1.) Nur derjenige also, der sich ein Bild machen wollte, damit er demselben göttliche Ehre bezeigen könnte, würde sich, nach dem Sinne dieses Gebotes, einer schweren Sünde schuldig machen. Wo man sich keine Gefahr denken konnte, daß die Israeliten zur Abgötterei durch den Gebrauch der Bilder verleitet würden, verbot Gott dieselben nicht. Ja, Gott hatte sogar die Aufstellung von Bildern manchmal angeordnet. So hatte Er dem Moses befohlen, über der Bundeslade zwei Cherubime zu errichten, die mit ihren ausgebreiteten Fittigen das Heiligthum überschatteten; und der heilige

Apostel Paulus redet davon mit besonderer Ehrfurcht. Auch mußte Moses das eherne Bild einer Schlange errichten, damit Alle, welche darauf mit Vertrauen hinblickten, von den Bissen der giftigen Schlangen gerettet würden. Erst Ezechias befahl, die eherne Schlange, so ehrwürdig sie wegen ihres Alterthums war, zu zertrümmern, weil das Volk zu einer abgöttischen Verehrung vor ihr sich hinreißen ließ, und ihr Weihrauch anzündete. Die Wände und Thüren des Tempels, den Salomon erbaut hatte, waren mit vielen prächtigen Bildhauer-Arbeiten geschmückt, und Gott zeigte nicht bloß kein Mißfallen an dieser Anwendung der Kunst zu Seiner Ehre, sondern ertheilte sogar dem Tempel selbst eine feierliche Weihe. Alles dieses dient zu einem deutlichen Beweise, daß schon im alten Testamente aller Gebrauch der Bilder von Gott nicht verboten war.

Obwohl aber die Bilder von Gott nicht unbedingt verboten waren, so kamen sie doch nicht so häufig vor, wie bei uns. Ja, es war sogar nothwendig, dieselben oft zu verbieten. Denn die Juden waren, weil ihr Land von heidnischen Völkern umgeben war, zur Abgötterei sehr geneigt, und hätten durch den unbeschränkten Gebrauch der Bilder leicht dazu verleitet werden können.

Eben so selten waren die heiligen Bilder in den ersten Zeiten des Christenthumes. Denn viele Christen, welche sich früher zur jüdischen Lehre bekannten, hielten, eingedenk des alten, zwar mißverstandenen Verbotes, sich Bilder zu machen, den Gebrauch derselben für Abgötterei, und hatten davor einen großen Abscheu; jene Christen aber, welche vorher Heiden waren, hätten durch den Gebrauch der Bilder wieder zur Anbetung ihrer frühern Götzen verleitet werden können. Auch waren die ersten Christen zu arm, als daß sie sich werthvolle Gemälde oder Statuen hätten anschaffen können. Endlich mangelte es den ersten Christen, die drei hundert Jahre lang auf das grausamste verfolgt wurden, und oft zu Nacht bei dem Lichte von Kerzen oder Lampen in unterirdischen Höhlen und Gewölben, unter beständiger Todesgefahr ihren Gottesdienst halten mußten, an einem schicklichen Platze, wo sie die Bilder zur Verehrung hätten aufstellen können. Ganz anders verhielt es sich aber, als im vierten Jahrhunderte die furchtbaren Verfolgungen der Christen aufhörten, die Kirche Christi zu Ansehen und Reichthum gelangte, sich überall prächtige Gotteshäuser erhoben, und die ganze Christenheit von der Lehre Jesu so vollkommen überzeugt war, daß es keinem verständigen Christen eingefallen wäre, ein von Menschenhand gemachtes Bild, als Gott, den Schöpfer und Regierer der

Welt zu betrachten, und als solchen anzubeten. Da wurden die Bilder nicht bloß häufiger, sondern man schmückte auch die Kirchen immer mehr damit aus. Dieß bezeugen viele heilige Kirchenlehrer, wie Basilius, Athanasius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Augustin, u. A. „Ich verehre," sagt Basilius der Große († 379), „die Bilder der Apostel und Märtyrer, um so mehr, da dieses eine Ueberlieferung der heiligen Apostel, und keineswegs verboten ist." Und Gregor der Große sagt in einem Briefe an Sekundinus: „Es hat seinen Nutzen, wenn wir uns durch das Sichtbare zu dem Unsichtbaren erheben . . . Ich weiß, daß du ein Bild von Christus nicht verlangt hast, um es als Gott zu verehren; sondern um dich in der Liebe zum Sohne Gottes durch Erinnerung an Ihn zu erwärmen. Wir werfen uns nicht vor dem Bilde, wie vor Gott nieder; wohl aber beten wir den an, welchen das Bild entweder als neugeboren, oder als leidend, oder als auf Seinem Throne sitzend, uns vor Augen stellt."

Nach dem merkwürdigen Bilderstreite (siehe im hist. Katechismus II. B. S. 77) beschloß die zweite Kirchenversammlung i. J. 787: „Man soll in den Kirchen, an Wänden, auf Tafeln Bilder Christi und der Heiligen aufstellen. Man soll sie deßwegen aufstellen, damit durch den Anblick und die Betrachtung der Bilder das Andenken, die Erinnerung und die Liebe der Urbilder erwache; denn die dem Bilde erwiesene Ehre fällt auf das Urbild zurück. Die wahre Anbetung aber gebührt allein dem göttlichen Wesen." Und nun folgen noch die bedeutungsvollen Worte: „Sinnliche Wesen, wie wir sind, können zu übersinnlichen Gegenständen nur durch sinnliche Zeichen erhoben werden, nämlich durch Betrachtung der Schrift und des Ausdruckes der Aehnlichkeit in den Bildern: denn die Bestimmung dieser ist, an die Urbilder zu erinnern, und auf dieselben hinzuleiten. So werden wir einerseits durch das Gehör, andrerseits durch das Gesicht zu dem Unsichtbaren hingeführt." Dieß stimmt mit den Worten des heiligen Papstes Gregorius des Großen überein, welcher sprach: „Was die Schrift den Lesern, das ist das Bild, welches sie sehen, für diejenigen, welche nicht lesen können, die Unwissenden sehen darin, was sie zu thun haben, und die, welche nicht lesen können, lesen einigermaßen in den Gemälden."

In der neuern Zeit sind die Kirchen sowohl mit Bildern, als auch mit Statuen geschmückt. Ebenso finden sich in den Häusern der Christen wenigstens einige heilige Bilder; selbst der Arme ziert damit seine Hütte. Begeben wir uns auf das Land, so ladet bald

da, bald dort eine Statue oder ein Heiligenbild unter einem Baume, oder in einer kleinen Kapelle zur Andacht ein. Und wenn der Wanderer auf einsamem Wege daher wandelt, so erinnern sie ihn daran, daß unser ganzes Leben eine Wanderschaft in die Ewigkeit sei. Erblicken wir das Bild der heiligen Jungfrau mit einem Lilienkranze, werden wir nicht sogleich an die hohe Würde der Jungfräulichkeit erinnert? Wenn in der Hand des holden Christusknaben die erste reife Traube ruht, oder wenn das Cruzifix mit Aehren geschmückt ist, spricht da nicht der fromme Christ seinen dankbaren Sinn aus gegen die Allmacht Gottes, in dessen Händen die ganze Welt ruht, und von dem die Fülle des Segens ausströmt?

Es machen uns freilich die Protestanten den Vorwurf, daß wir die heiligen Bilder anbeten, und damit Abgötterei treiben. Wie falsch aber diese Beschuldigung sei, ist leicht einzusehen. Denn so wie ein dankbarer Sohn in dem Bilde seines frühentschlafenen, edlen Vaters nicht die Malerei allein, das Schnitzwerk oder die Zeichnung, sondern den Vater selbst, den das Bild vorstellt, verehrt, so ist auch, wenn wir die Bilder verehren, die Verehrung nicht auf das Bild, sondern auf Gott und die Heiligen gerichtet, die uns dadurch vorgestellt werden. Auch wird kein Mensch, der nur ein wenig in den ersten Grundbegriffen unserer heiligen Religion unterrichtet ist, so thöricht sein, daß er glaube, dann, wenn er Bilder, geheiligte Medaillen und Reliquien von Heiligen an seinem Leibe trage, dadurch gegen Schuß, Blitz und augenblickliche Todesgefahr sicher zu sein. Die Bilder sollen nur dazu dienen, uns fortwährend an die glänzenden Tugenden der Heiligen im Himmel zu erinnern, uns zur treuen Nachfolge ermuntern, und zur vertrauensvollen Anrufung derselben auffordern. Der heilige Kirchenrath von Trient sagt daher: „Die Bildnisse Jesu Christi, der Mutter Gottes und anderer Heiligen werden in unsern Kirchen aufgestellt, und in Ehren gehalten — nicht als glaubten wir, daß diese Bilder etwas Göttliches oder irgend eine Kraft in sich hätten, wegen der man sie verehren müßte. — Auch nicht deßwegen, als dürfte man dieselbe um etwas bitten, oder sein Vertrauen auf die Bilder setzen, wie das einst die Heiden thaten, die ihre Hoffnung auf ihre Götzenbilder setzten; sondern deßwegen, weil man mit der Ehre, die man ihnen erweist, diejenigen ehret, die durch sie abgebildet werden. — Indem wir diese Bildnisse küssen, und vor ihnen das Haupt entblößen und neigen, beten wir Christum an, und verehren auch die Heiligen, deren Abbildung sie sind. Durch die Bilder der Heiligen werden uns die

Wunderthaten Gottes und der Heiligen vor Augen gestellt, damit wir Gott für Seine Gnade danken, nach dem Vorbilde der Heiligen unser Leben und unsere Sitten einrichten, und dadurch ermuntert werden, Gott anzubeten, und Ihn zu lieben, und so immer frömmer und besser zu werden." (Trid. Sess. XXV.)

Aus diesen Worten der Kirchenversammlung von Trient kann man aber auch zugleich ersehen, daß es nicht bloß erlaubt, sondern auch nützlich und heilsam sei, weil sich die Verehrung nicht auf das Bild, sondern auf Dasjenige bezieht, was uns dadurch vorgestellt wird.

Der Gegenstand der heiligen Bilder und Statuen ist sehr verschieden. Einige stellen Gott Vater, Gott Sohn, Gott den heiligen Geist, die heilige Dreieinigkeit, Andere wieder die heilige Jungfrau Maria, die Heiligen Gottes oder die Engel dar.

Erhaben über alle Bilder schwebt das Bild des himmlischen Vaters, der als ein alter, ehrwürdiger Mann, gleichsam ruhend auf der von Ihm geschaffenen Welt abgebildet wird. Sein Haupt ist geziert mit einem gleichseitigen Dreieck, das die dreieinige Gottheit andeutet. Von Ihm sagt schon der Prophet Daniel: „Und der betagte Alte setzte sich nieder; sein Kleid war weiß, wie der Schnee, und die Haare auf seinem Haupte, wie reine Wolle; sein Thron war wie Feuerflammen, und die Räder daran wie ein brennendes Feuer." Auch der Evangelist Johannes hatte Ihn einst in der Gestalt eines ehrwürdigen Greises gesehen. Nicht selten wird Er auch vorgestellt, wie Er auf dem Throne sitzend, den Zepter in der Hand, Seinen väterlichen Blick auf Seine Geschöpfe heftet. Dieß ist ein Sinnbild Seiner ewigen Macht und Gerechtigkeit, mit der Er Alles erhält und regiert.

Ebenso werden die göttlichen Eigenschaften auf eine bildliche Weise dargestellt. Das umwölkte Auge, das in einem Dreieck eingeschlossen ist, soll uns erinnern, daß der dreieinige Gott allwissend ist, Alles sieht und Alles hört. Möchte daher stets der Gedanke: „Gott sieht mich!" uns durch das ganze Leben begleiten, und von aller Sünde bewahren!

In manchen Gemälden erblicken wir auch eine Hand, die aus den Wolken hervorragt. Dieß soll uns an die Strafgerechtigkeit, Güte und Allmacht Gottes erinnern, wie es auch in der heiligen Schrift heißt: „Die Hand (Gerechtigkeit) Gottes hat mich getroffen" (Job. 19, 21.) und: „Alles hat die Hand Gottes erschaffen" (Apstgsch. 7, 50.) und endlich: „Gottes Hand ist nicht verkürzt,"

(Isai, 50. 2, 59. 1.), d h. Gott hat immer die Macht, uns zu helfen."

Der göttliche Sohn wird dargestellt, entweder in der Krippe, oder ruhend im Schooße Mariens, bald als Gottmensch lehrend und wohlthuend, bald als guter Hirt, hier leidend, meistens hängend am Kreuz, dort in Glanz und Herrlichkeit.

Schlafend in der Krippe erinnert Er uns an Seine Geburt, an Seine Armuth und Erniedrigung aus Liebe zu uns; ruhend im Schooße oder in den Armen Seiner gebenedeiten Mutter erinnert Er uns an Seine Kindheit; als guter Hirt an Seine liebende Sorgfalt; hängend am Kreuze an Seine vielen Leiden, an das heiligste Erlösungswerk; schwebend in den Wolken an Seine Verklärung, Auferstehung und Himmelfahrt, und thronend auf der Weltkugel an Seine göttliche Macht und Gewalt.

Wozu nun alle diese stummen Bilder vom göttlichen Sohne? Sie verkünden uns mit beredter Stimme die anbetungswürdigen Geheimnisse unserer heiligen Religion, und zeigen uns den Weg, auf welchem der göttliche Sohn, unser Herr und Heiland, in Seine Herrlichkeit einging, nämlich den Weg der Demuth und Selbstverläugnung. Auch wir sollen den nämlichen Weg wandeln. Die Bilder sind also für uns sichere Wegweiser auf unserer gefährlichen Wanderung durch die Welt in die Ewigkeit. Damit wir aber auf unserm beschwerlichen Wege nicht ermatten, sollen wir wieder auf Jesum sehen; der uns sicher durch das Schreckensthal des Todes, durch das schauerliche Grab zur Auferstehung und in das freudenvolle Land der Seligen führt, wo unser die Krone der Vergeltung wartet.

Der heilige Geist wird gewöhnlich in der Gestalt einer weißen Taube dargestellt — in dem lieblichen Bilde der Unschuld und Sanftmuth — mit ausgebreiteten Flügeln am röthlichen Firmamente schwebend. Sowie der heilige Geist bei der Taufe Jesu im Flusse Jordan herabschwebte, ist Er auch jetzt immer bereit, uns mit den Schätzen Seiner allmächtigen Gnade zu beglücken. Schwebend über dem Bilde der göttlichen Mutter, deutet Er auf ihre unbefleckte Empfängniß, und erinnert uns an die prophetischen Worte des Engels: „Der heilige Geist wird über dich herab kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten." (Luc 1. 35.) Im Bilde der heiligen Dreieinigkeit erscheint Gott der Vater, als ein ehrwürdiger Greis, die Weltkugel in der Hand haltend, anzudeuten den Schöpfer, Erhalter und Lenker der Welt, Gott der

Sohn in Seiner überirdischen Schönheit, zur Rechten des Vaters, das Kreuz in Seiner Hand, anzudeuten die Erlösung der Welt; der heilige Geist, als eine über beiden schwebende Taufe, hindeutend auf unsere Heiligung und Vollendung.

In einigen Kirchen thront über dem Tabernakel ein Lamm, gleichsam abgeschlachtet, auf einem Buche, das mit sieben Siegeln versiegelt ist, welches der heilige Apostel Johannes auf Patmos in einem Gesichte sah. (Off. 5. 1—7.)

Dieses versiegelte Buch ist ein Sinnbild der geheimen Rathschlüsse Gottes über die Schicksale der Menschen, die uns Menschen ein Geheimniß bleiben, bis sie enthüllt werden. Das Lamm ist ein Bild Jesu, der mit Recht uns als ein geduldiges Lamm vorgestellt wird, welches, ohne seinen Mund zu öffnen, sich zur Schlachtbank führen läßt. Es ruht, wie abgeschlachtet, und prangt mit dem Siegeszeichen, der Fahne, hindeutend auf den Tod und die Auferstehung Jesu.

Das Urbild, wie wir die unbefleckte Gottesmutter am schönsten nachbilden, ist in dem Gesichte des heiligen Apostels Johannes gemalt. (Off. 12, 1—5.) Dort wird sie als eine Frau, mit der Sonne umgeben, dargestellt; auf ihrem Haupte ist eine Krone mit zwölf Sternen; des Mondes Scheibe zu ihren Füßen, den Drachen oder die furchtbare Schlange unter ihr, welche sich um die Weltkugel windet, und den gierigen Blick auf ihr Kind heftet, um es zu verschlingen. Obgleich der Apostel, und viele Ausleger der heiligen Schrift unter diesem Bilde der Offenbarung die christkatholische Kirche verstehen, so ist doch, wie der heilige Augustin schreibt, Niemanden unbekannt, daß dieses Bild sowohl die heilige Jungfrau, als auch ihr göttliches Kind vorstelle. Die Schlange unter ihren Füßen deutet an, daß Maria durch Gottes Gnade von aller Mackel der Erbsünde rein geblieben sei, und daß jenem alten Verführer es an Macht gefehlt habe, sie in seine Bande zu verstricken. Auch soll uns dieses zur Erinnerung dienen, daß wir die Verführung wie eine Schlange fliehen, und jeder unreinen Begierde gleichsam den Kopf zertreten sollen. Endlich erinnert die Schlange an jene höllische Schlange, durch deren Neid die Sünde in die Welt gekommen war (Weish. 2, 24), und an die Verheißung eines Erlösers im Paradiese: „Ich will Feindschaft stiften zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinen Nachkommen und ihren Nachkommen. Einer der Nachkommen wird dir den Kopf zertreten. Du aber wirst ihn in die Ferse zu stechen trachten.“ (I. Mos. 3. 15.) Die Sonne, von deren Schimmer

sie gleichsam bekleidet ist, deutet an, wie sehr die gebenedeite Jungfrau mit dem Lichte der Wahrheit glänzte, und von der Liebe zu Gott brannte. Der Mond, das Sinnbild alles Vergänglichen, unter ihren Füßen, verkündet uns, daß Maria über allen Wandel und Wechsel erhaben ist, und der Sternenkranz um ihr verklärtes Haupt ist ein Sinnbild der herrlichen Belohnung, welche ihr im Himmel bereitet wurde. Ebenso wird sie oft mit Krone und Szepter abgebildet, um damit anzudeuten, daß Maria die Königin des Himmels sei. Warum aber Gott sie, die arme Magd, zu dieser hohen Würde erhoben habe, zeigt die Lilie an, mit welcher sie oft zum Zeichen ihrer Unschuld und Reinheit des Herzens abgebildet wird. Thronet die Mutter Gottes hingegen in unsern Kirchen im herrlichen Lichtgewande, etwa umgeben von Engeln und Heiligen, so bedeutet dieses, wie diese Ihr, gleichsam als ihrer Gebieterin, ehrfurchtsvoll dienen und wie Jene sie durch ihren Sohn erzeigt hätte. Ihre unendliche Liebe zu uns Menschen wird am schönsten abgebildet durch ihre Liebkosung des göttlichen Kindes und durch Einhüllung Aller unter ihren Mantel der Liebe; denn dadurch spricht ihr Bild gleichsam immerfort zu uns, daß sie auch unser pflege, wie die Mutter ihres Säuglings, (1. Theß. 2, 7), oder daß sie uns unter ihren Schutz und Schirm versammle, wie die Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt. (Matth. 23, 37.) Der Anblick des Bildes, wie Maria, die schmerzhafte Mutter, den Tod ihres lieben Sohnes beweint, und in diesem großen Leiden Gott ergeben bleibt, hat schon manchen Unglücklichen in schwerer Trübsal getröstet. Das Schwert in ihrer Brust ist ein Sinnbild des tiefsten Schmerzens, der ihr bei dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weissagung, gleichsam das Herz durchbohrt. Die Augen voll Thränen, die sie, so wie die fest zusammengepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte.

Die Engel, als Boten Gottes, dienstbare Geister, ausgesandt zum Heile der Menschen, werden gewöhnlich unbekleidet, oder in weißen, glänzenden Kleidern, in der Gestalt blühender Knaben oder Jünglinge, mit Flügeln an den Schultern, eingehüllt in schwebender Wolke, dargestellt. Die Engel sind nackt und ohne Schuhe, weil eine Kraft, die ihnen ohne fremdartigen Zusatz innewohnt, sie

frei und ungehindert in die Nähe Gottes bringt. Die weißen, glänzenden Kleider zeigen an ihre Unschuld und ihre Aehnlichkeit mit Gott, der Sonne der Gerechtigkeit. Die blühende Jünglingsgestalt, mit welcher sie, obwohl vor 6000 Jahren geschaffen, abgebildet werden, deutet an, daß Alter und Krankheit im Himmel ihre überirdische Schönheit nicht mehr antasten können; denn dort welkt nichts; nichts nimmt ab an Kraft und Schönheit. Ihre Flügel bedeuten ihren Gehorsam; denn wenn sie wirklich mit Flügeln versehen wären, könnten sie nicht schneller herbeikommen, und den göttlichen Willen befolgen, als es durch ihren Gehorsam geschieht.

Oft sieht man auch vier Engel am Hochaltare. Einer hält in der Rechten das Kreuz; in der Linken den Kelch; sein Auge blickt frei zum Himmel auf; er stellt den Glauben vor. Der Andere, den Palmzweig in der einen Hand, stützt sich mit der andern auf den Anker; das Auge sieht dem Glauben nach: er stellt die Hoffnung vor. Der Dritte, mit flammendem Angesichte, die Hände gefaltet, versunken in die Anschauung der ewigen Schönheit — er ist das Bild der Liebe. Der Vierte hält das Rauchfaß, schwingt es, und bedeutet die Andacht. Der Glaube steht am rechten Ende des Hochaltars; die Hoffnung am linken, Liebe und Andacht knien in der Mitte; nur der Tabernakel trennt sie, vor dem sie anbeten.

Unter dem unzählbaren Chore seliger Geister verdient eine besondere Aufmerksamkeit der heilige Erzengel Michael; bald ist er abgebildet kämpfend mit dem Drachen, angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit; seine Füße sind beschuht zur Botschaft des Friedens; er hält den Schild des Glaubens; sein Haupt ist bedeckt mit dem Helme des Heiles, und seine Rechte führt das Schwert des Geistes, mit welchen Waffen er alle feurigen Pfeile des ärgsten Bösewichtes auslöschte (Ephes. 6, 14—18), und mit diesen angethan, sind auch wir ausgerüstet gegen die Versuchungen des Teufels; bald hält er in der Linken eine Wage, in der Rechten ein flammendes Schwert, uns erinnernd, wie die Engel, deren Fürst der heilige Michael ist (Dan. 10, 13 und 12, 1), einst die Bösen von den Guten absondern werden (Matth. 13, 49), und wie dann Gott jede Seele nach der Wage der Gerechtigkeit richten wird.

Ebenso verdient besondere Aufmerksamkeit der Schutzengel, der die ihm anvertraute Unschuld in dem Bilde eines holdseligen Kindes an sanfter Hand zum Himmel geleitet. Auch wird der heilige Schutzengel vorgestellt, wie er mit der einen Hand ein Tuch vor den

Abgrund hält, und mit der andern eine giftige Natter abwehrend, zwei schlafende Kinder vor doppelter Gefahr beschützt.

Das holde Jesuskind steht oder sitzt gewöhnlich auf dem Schooße der ehrwürdigen Großmutter Anna, und streckt mit kindlich freudigem Lächeln die Händlein empor; von oben herab schweben die Engel; sie begrüßen mit Ehrfurcht den Mensch gewordenen König des Himmels und der Erde. Sie zeigen dem künftigen Erlöser der sündigen Menschheit die schmerzhaften Symbole Seines bevorstehenden Leidens, die Krone von Dornen, den Purpurmantel, das Rohr und das Kreuz, an dem nach unzähligen Leiden Sein Leben, nicht aber Seine Liebe für die Erlösten enden sollte. Ihr Anblick verscheucht nicht das Lächeln von der Stirne des Kindes. Neben ihm steht die göttliche Mutter, in den Zügen Anbetung und Mutterliebe für das göttliche Kind; der kleine Johannes liebkoset das Lamm, das Bild reiner Unschuld, und nicht ohne Neugierde und kindlicher Verwunderung hebt er sein gelocktes Köpfchen mit den Rosenwangen und den himmlischreinen Augen zum Christuskinde empor.

Oft sieht man auch Joseph, den ehrwürdigen Nährvater abgebildet, wie er aus einem Buche, aus der heiligen Schrift, vorliest, und wie die heilige Mutter, und der Knabe Jesus andächtig zuhören, oder wie Joseph als Zimmermann arbeitet, der göttliche Knabe ihm dabei hilft, und Maria mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ist, oder wie die kleine Mahlzeit, von dem arbeitsamen Nährvater und dem aufblühenden Knaben Jesus erworben, und von der fleißigen Hausmutter bereitet, auf dem Tische steht, und alle drei voll Andacht zu Tische beten. Solche Bilder deuten sehr schön an, wie die heiligste Familie, die je auf Erden gelebt hat, durch Beten und Arbeiten ihr Leben Gott geheiligt habe.

Die Sonnenstrahlen oder die Heiligenscheine, die um das Haupt der abgebildeten Heiligen glänzen, versinnlichen ihre jetzige Glorie und Herrlichkeit. „Denn die Frommen," sagt die heilige Schrift, „werden leuchten, wie die Sonne in dem Reiche ihres Vaters" (Matth. 13, 43); daher wird wohl vor allen Heiligen das Haupt Jesu, dessen Angesicht ja auch bei Seiner Verklärung auf dem Berge Tabor wie die Sonne glänzte (Matth. 17, 2.), von dem schönsten und hellsten Glanze umstrahlt, weil Er der Abglanz der Herrlichkeit Gottes ist.

Die Palmenzweige in den Händen der heiligen Blutzeugen und Märtyrinnen bedeuten ihren heldenmüthigen Sieg über die Welt, den sie durch ihren festen Glauben erkämpft haben, und was der

heilige Isidor auf den göttlichen Heiland bezieht, gilt auch von den Heiligen in einem gewissen Sinne, wenn er schreibt: „Durch die Palmenzweige werde der Sieg angedeutet, mit welchem der Erlöser den Tod durch Seinen Tod überwunden, und über den Teufel, den Fürsten des Todes durch Sein Kreuz gesiegt hat.“

Die Schlüssel, mit welchen der heilige Apostel Petrus abgebildet wird, sind das Sinnbild der höchsten Gewalt in Seinem Reiche, und erinnern uns an die Worte Christi, die Er zum heil. Apostel Petrus sprach: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben; was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset sein“ (Matth. 16, 18, 19.) Erblicken wir aber an seiner Seite den Hahn, so ruft uns dieser immer das ernste Wort zu: „Wer da aufrecht zu stehen glaubt, der habe Acht, daß er nicht falle.“ (1. Cor. 10, 12.); gleich wie er auch den Apostel durch seinen Ruf an dessen dreimalige Verläugnung erinnerte. Petrus mit dem Hahne ist auch zugleich das Sinnbild herzlicher Reue und Buße wegen der begangenen Sünden.

Das entblößte Schwert des heiligen Apostels Paulus erinnert uns an seine Enthauptung für den Glauben an Jesum und an die Macht des göttlichen Wortes, das da schärfer als ein Schwert die Herzen der Sünder und Heiden durchdrang. Auch kann es uns an die Liebe des nämlichen Apostels zu Jesum erinnern, da er selbst sprach: „Wer kann mich trennen von der Liebe Christi? Trübsal? Angst? Gefahr? Verfolgung? Schwert?“ (Röm. 8, 35.)

Bedeutungsvoll prangt der weiße Lilienstab in der Hand des heiligen Joseph, um damit die Reinheit seines Herzens anzudeuten.

Bei der Abbildung eines jeden der vier Evangelisten finden wir ein eigenes Sinnbild; so gibt man dem heiligen Matthäus ein Thier mit dem Angesicht eines Menschen, weil er sein Evangelium mit dem menschlichen Geschlechtsregister und der Menschwerdung Jesu beginnt; der heilige Markus hat einen Löwen bei sich, weil er mit der Geschichte von Johannes dem Täufer als einem brüllenden Löwen in der Wüste anfängt; bei dem heiligen Lukas findet man das Sinnbild eines Stieres hindeutend auf Zacharias, der als jüdischer Priester Gott solche Thiere zum Opfer brachte; der Adler ist das Sinnbild des heiligen Johannes, der gleich im Anfange seines Evangeliums sich wie ein Adler emporschwingt, in die Geheimnisse Gottes dringt, und die Gottheit des „Wortes, das Fleisch geworden,“ beschreibt.

Der heilige Hieronymus nahm diese Sinnbilder aus dem Gesichte Ezechiels (1, 5—11), und des heiligen Johannes (Offenb. 4, 7), und legte sie auf die oben erwähnte Weise aus.

Man kann diese Sinnbilder auf Jesum selbst deuten, so daß der Adler seine Gottheit, der Engel in Menschengestalt seine Menschheit, der Löwe seine königliche Würde, und der Stier als Opferthier seine Priesterwürde bedeutet.

Der heilige Apostel Johannes wird auch mit einem Kelch, aus dem Schlangen emporzüngeln, abgebildet; denn Aristodemus, ein Götzendiener, reichte ihm einen Becher, der mit Gift gefüllt war, unter der Bedingung zum Trinken dar, er wolle ein Christ werden, wenn ihm dieser Trank nicht schaden würde; doch als der heilige Mann darüber das heilige Kreuzzeichen machte, zersprang das Gefäß, und eine Schlange sprang aus demselben. Noch jetzt ist die fromme Sitte der Kirche, an dem Tage des heiligen Johannes dem christlichen Volke geweihten Wein mit den Worten: „Trink die Liebe des Johannes!“ zu reichen.

Der Apostel Andreas wird an einem schiefen Kreuze (X) hängend vorgestellt, weil er an einem solchen gekreuzigt wurde.

Der heilige Jakobus der Aeltere wird mit Pilgerstab, Muschel und Kürbisflasche vorgestellt, weil er, wie eine alte Sage lautet, nach Spanien pilgerte, um dort das Evangelium zu verkünden. Noch jetzt verehren die Einwohner dieses Landes ihn als Schutzheiligen; ja, man rühmt sich sogar, seinen heiligen Leichnam in St. Jago di Compostella zu besitzen.

Der heilige Philippus, der das Evangelium in Phrygien predigte, und zu Hierapolis am Kreuze (einem sogenannten Antoniuskreuze, T) seinen Tod fand, wird gewöhnlich mit einem langen Stabe, der in ein Kreuz endet, abgebildet; gewöhnlich auch, wie er mit Vorhaltung dieses Kreuzes Götzenbilder von ihren Altären stürzt.

Dem heiligen Bartholomäus wird in seinen bildlichen Darstellungen das Messer, mit welchem die Haut ihm abgeschunden wurde, in die Hand gegeben, oft zugleich mit der ihm abgezogenen Haut.

Der heilige Thomas wird in der Regel mit einer Lanze abgebildet, durch welche er, an ein Kreuz geheftet, gestorben sein soll; bisweilen auch mit Winkelmaß und Meßschnur, weil er sich bereit zeigte, dem Könige Gondahar von Indien einen Pallast zu bauen. Trefflich ist auch die Darstellung, in welcher ihn mancher Künstler mit der eigenthümlichen Miene und Kopfwendung eines vom Zweifel zur Erkenntniß Gelangenden in sein Buch vertieft sein läßt.

Der heilige Matthäus erscheint in den bildlichen Darstellungen gewöhnlich mit einem Beile, wodurch er seinen Tod gefunden hatte. Oft wird er wohl auch mit einem Beutel in der Hand, zur Erinnerung an seinen Posten als Zolleinnehmer abgebildet.

Jakobus der Jüngere wurde von der Zinne des Tempels zu Jerusalem herabgestürzt, und von einem Tuchwalker mit einer Stange ganz erschlagen; daher wird er gewöhnlich mit einer Stange abgebildet, die aber in andern idealisirten Darstellungen fast wie eine Siegesfahne erscheint.

Simon starb in dem hohen Alter von 120 Jahren als Märtyrer; ihm wird gewöhnlich die Säge, durch welche er seinen Tod fand, in die Hand gegeben.

Der heilige Judas Thaddäus wird mit der Keule, mit welcher er in Armenien erschlagen wurde, abgebildet.

Auf eine ähnliche Weise erscheint auch der heilige Mathias in seinen bildlichen Darstellungen mit dem Beile, mit welchem man ihm das Haupt abgeschlagen hatte.

Besonders rührend und bedeutungsvoll ist die Darstellung, wie Magdalena, die reumüthige Sünderin, theilnehmend an dem Tode Jesu, Sein Kreuz umfaßt. Die Büßende konnte nicht vergessen, mit welcher Freundlichkeit ihr der göttliche Heiland die tröstliche Versicherung gab: „Deine Sünden sind dir vergeben!" und insofern ist das Bild „Magdalena unter dem Kreuze" nur Ausdruck des Dankes und der Liebe. Aber die reumüthige Sünderin liegt auch deßwegen unter dem Kreuze, damit sie vom herabfließenden Blute des Erlösers Heiligung empfange, und zugleich andeute, wohin zerschlagene Sünder fliehen, und wo sie Trost und Ruhe für ihre Seelen finden könnten.

Der heilige Augustinus hat zum Kennzeichen ein brennendes Herz, um seine inbrünstige Liebe zu Gott anzudeuten, von welcher er so entflammt war, daß er oft ausrief: „O Liebe, die du allzeit brennst, und niemals erlöschest, süßer Jesus, Gott der Liebe, entflamme mich ganz mit dem Feuer dieser Liebe, und mit der Glut des Verlangens nach Dir!"

Der heilige Hieronymus wird in Bildern gewöhnlich auf den Schall einer Posaune horchend dargestellt; denn er schreibt: „Ich mag essen oder trinken, schlafen oder wachen, immer und überall glaube ich den furchtbar schmetternden Ton jener Posaune zu vernehmen, auf deren Ruf die Todten zum Gericht auferstehen."

Der heilige Papst Gregorius, der Große, wird in päpst-

licher Kleidung, mit einer Taube auf der Schulter, wie er eine Papierrolle schreibt, abgebildet. Die Taube soll, wie jeder leicht begreifen wird, den heiligen Geist andeuten; denn sein Diakon Paulus sah einst, wie sich der heilige Geist, während er seine Predigten (Homilien) schrieb, auf seine Schultern niederließ.

Der heilige Nikolaus wird in bischöflicher Kleidung abgebildet, ein Buch mit drei goldenen Aepfeln in der Hand, wodurch jenes goldene Werk der Barmherzigkeit angedeutet wird, durch welches er die Unschuld dreier Jungfrauen (hist. Katech. III. Bd. S. 310) rettete. Zuweilen hat er auch ein Faß mit drei kleinen Kindern neben sich, weil er einst drei kleine Kinder, welche heimlich ermordet, und in ein Faß geworfen wurden, durch sein Gebet wieder zum Leben erweckte.

Die heilige Barbara wird mit einer Krone auf dem Haupte, ein Schwert und einen Kelch mit der Hostie in der Hand haltend abgebildet; neben ihr steht ein Thurm mit drei Fenstern. Der Thurm erinnert uns, daß auch Barbara von ihrem verblendeten Vater in einen Thurm gesperrt wurde, um sie vom Christenthum, das ihm so verhaßt war, fern zu halten. In den Thurm ließ sie drei Fenster machen zur Erinnerung an die allerheiligste Dreieinigkeit. Das Schwert und die Krone deuten an, daß Barbara wegen ihres standhaften Glaubens enthauptet, dann aber ebendeßhalb im Himmel gekrönt wurde. Der Kelch mit der Hostie dient zur Erinnerung, daß schon Viele durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau noch vor dem Tode, und zwar oft auf eine wunderbare Weise die Gnade hatten, noch mit der heiligen Wegzehrung versehen zu werden. Deßhalb lehrten in früherer Zeit fromme Mütter ihre Kinder folgendes schöne Gebet:

Heilige Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' sei dir vertraut,
Sowohl im Leben, als im Tod,
Steh' mir bei in letzter Noth;
Wenn sich mein' Seel' vom Leib abwendt,
Nimm sie auf in deine Händ';
Behüt' sie vor der höllischen Pein,
Und führ' sie in den Himmel hinein.

Die heilige Jungfrau Margarita sieht man gewöhnlich in den bildlichen Darstellungen, wie sie in der einen Hand das Kreuz hält, und mit der andern Hand an der Kette einen Drachen führt. Denn der Satan erschien ihr einst in der Gestalt eines fürchterlichen Drachen, welcher sie zu verschlingen drohte. Allein die heilige Jung-

frau erschrack nicht, sondern machte vertrauensvoll auf himmlischen Schutz das Kreuzzeichen; das Ungethüm verschwand, und Engel kamen, und brachten der Siegerin Trost und Erquickung.

Ebenso wird der heilige Georgius gewöhnlich abgebildet, wie er zu Pferde mit seiner Lanze einen Drachen durchbohrt, um anzudeuten, daß er durch das standhafte Bekenntniß seines Glaubens die alte Schlange, den Teufel, besiegt hat.

Die heilige Agnes wird im Bilde als eine blühende Jungfrau mit einem weißen Lamme auf dem Arme, dargestellt, weil sie acht Tage nach ihrem Tode, ihren Eltern, die an ihrem Grabe weinten und beteten, begleitet von einer Schaar weißgekleideter Jungfrauen, mit einem Lamme auf dem Arme erschien, sie tröstete, und ihnen ihre Herrlichkeit offenbarte.

Die heilige Katharina wird abgebildet in jungfräulicher Kleidung, mit einer Krone auf dem Haupte, mit Schwert und Palmzweig in der Hand; neben sich ein zerbrochenes Rad. Alles dieß deutet an, daß nichts im Stande war, sie von der Liebe ihres Bräutigams Jesu zu trennen, und deßhalb an ihr das Wort des Herrn in Erfüllung ging: „Sei getreu bis in den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben."

Der heilige Laurentius wird in der Kleidung eines Diakon, mit einem Roste, auf dem er langsam verbrannt wurde, abgebildet.

Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, wird gewöhnlich mit einem Fisch in der Hand abgebildet. Denn die Legende erzählt von diesem Heiligen folgendes: Der heilige Bischof wurde einst von seinem Freunde, dem Bischof Konrad von Konstanz, besucht. Es war eben Donnerstag, und der heilige Ulrich ließ seinem Freunde einen Braten vorsetzen. Beide Freunde sprachen mit einander so eifrig über geistliche Dinge, daß sie ganz das Essen vergaßen, und als der Morgen anbrach, noch vom Tische nicht aufgestanden waren. Da kam ein Eilbote des Herzogs von Bayern, und brachte dem heiligen Ulrich einen Brief. Dieser schenkte, ohne daran zu denken, daß es schon Freitag sei, dem Boten ein Stück Braten. Der Bote, ein böser Mensch, eilte nach Hause, um es dem Herzog zu sagen, wie Ulrich nur ein Heuchler sei, weil er am Freitag Fleisch esse, und auch Andere damit beschenke. Allein als er das Stück Fleisch, um den Herzog davon zu überzeugen, aus der Botentasche herausziehen wollte, war es in einen Fisch verwandelt.

Ebenso erscheint der heilige Benno, Bischof von Meissen, mit einem Fisch in der Hand, der zwei Kirchenschlüssel im Munde trägt,

in bildlichen Darstellungen. Auch dieses gründet sich auf die Geschichte des Heiligen. Denn es wird erzählt, daß der heilige Bischof, vertrieben durch den gewaltthätigen Kaiser Heinrich IV., vor seiner Abreise zweien Domherren befohlen habe, die Schlüssel seiner Kirche in den Elbefluß zu werfen, damit allen unwürdigen Störern der Ruhe der Eingang in das Heiligthum versperrt wäre; bei seiner Zurückkunft aber sei in eben diesem Flusse ein Fisch gefangen worden, der diese Schlüssel in seinem Bauche enthielt.

Der heilige Rupert wird mit einem Salzfasse vorgestellt, weil er der Erste gewesen sein soll, der das Salz in unserm Vaterlande, welches hievon auch den Namen „Salzburg“ erhielt, entdeckt hatte. So viel ist wenigstens gewiß, daß ihm ein großer Theil der Einkünfte von den Salzwerken unseres Vaterlandes geschenkt wurde.

Dem heiligen Virgil wird das Modell einer Kirche beigegeben; denn er war es, der die erste Domkirche von Salzburg erbaute, um dort die Gebeine des heiligen Rupert beizusetzen.

Der heilige Antonius von Padua wird auf den Bildern mit dem Jesuskinde vorgestellt. Denn eine Legende erzählt (vergl. hist. Katech. I. Bd. S. 137), wie ein frommer Mann, bei welchem Antonius eingekehrt war, durch die Ritzen der Zimmerthüre bemerkte, wie der Heilige, von himmlischem Glanze umstrahlt, das holde Jesuskind, das vor ihm auf seinem Buche stand, mit freudigen Blicken betrachtete. Diese Legende enthält für uns eine sehr schöne Lehre. Das Jesuskind, der Mensch gewordene Sohn Gottes, der dem Antonius erschien, und an den Antonius sich hielt, ermahnt uns, daß wir nur in stetem, vertrauten Umgang mit Jesus, in dem allein Heil ist, und in dem sich die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes am lieblichsten offenbart, heilig leben und getrost sterben können. Ebenso lehrt uns das Buch, die heilige Schrift, welche vor Antonius liegt, daß auch wir so fleißig in derselben lesen, und ihren Inhalt auf unser Leben anwenden sollten, wie Antonius. Zuweilen prangt endlich auch in der Hand des heiligen Antonius, wie wir dieses gleichfalls beim heiligen Aloisius, dem Beschützer der kindlichen Unschuld sehen, eine weiße Lilie; diese zeigt an, daß wir unser Leben von aller Sünde rein bewahren, und nur Gutes thun sollten.

Man sieht den heiligen Thomas von Aquin, den „Lehrer der Engel“ oft abgebildet, daß ein Baum über ihn seinen Schatten ausbreitet; man könnte darin eine Anspielung finden auf die Worte des ersten Psalmes: „Glückselig der Mann, der im Gesetze des Herrn

seine Lust hat, und in seinem Gesetze betrachtet Tag und Nacht! Er wird sein, wie ein Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen; der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und sein Laub wird nicht abfallen, und Alles, was er thut, wird gelingen!" — oder eine Anspielung auf den „Baum der Erkenntniß," von dem er so viele Früchte zum Heile der Kirche gepflückt hat. Der Kelch mit der Hostie bezieht sich auf die wahrhaft wunderbaren Schriften, die er über das heilige Meßopfer verfaßte. Die Sonne, die auf seiner Brust glänzt, ist ein Bild Jesu Christi, der da ist die Sonne der Gerechtigkeit, und der Quell alles geistigen Lichtes. Der Stern auf seiner Stirne bedeutet die Kraft des heiligen Geistes, die ihm von Oben so reichlich mitgetheilt worden. Die Krone, der Bischofstab und die Infel, die auf dem Boden vor ihm liegen, bezeugen, daß er alles irdische Gut, alle Macht, ja selbst die bischöfliche Würde von sich abgewiesen. Das aufgeschlagene Buch und das Crucifix vor demselben bezeichnen seine Liebe zum Gebet und zur Betrachtung, aus denen er den Reichthum der himmlischen Weisheit schöpfte, die er in seinen mündlichen Predigten offenbarte, und in seinen Schriften niederlegte.

Die heilige Ordensstifterin Clara wird in der Monstranze in der Hand auf dem Bilde vorgestellt, zum Andenken an die wunderbare Begebenheit, wie die Heilige bei einem Anfalle der Sarazenen im Angesichte der Feinde das allerheiligste Altarssakrament zur Anbetung aussetzen ließ, und dort durch ihr Gebet nicht bloß ihr Kloster, sondern auch ihre ganze Vaterstadt Assisi vom Untergange rettete.

Den heiligen Johannes von Nepomuk zeichnet ein Sternenkranz um das Haupt aus, um uns zu erinnern, daß, nachdem er wegen unverletzter Bewahrung des Beichtsiegels in die Fluthen der Moldau gestürzt worden, sein auf dem Flusse schwimmender Leib vom himmlischem Glanze umstrahlt wurde, und sein Haupt ein Sternenkranz umschwebte.

Eine heilige Jungfrau oder Martyrin erkennen wir an einer weißen Lilie oder einem Palmzweige.

Heilige Päpste werden an einer dreifachen Krone und an einem dreifachen Kreuze; heilige Erzbischöfe an einem zweifachen Kreuze und der Infel; heilige Bischöfe an dem Bischofsstabe und der Infel erkannt. Heilige Kaiser, Könige und Königinen haben Krone und Szepter. Bei heiligen Gelehrten erblicken wir Bücher, Bücherrollen, Federn oder eine Erdkugel.

Welch' ein tiefer Sinn, welch' hohe Bedeutung, welch' reinen Ausdruck des Himmlischen, so weit es der Mensch vermag, ist in den heiligen Bildern und Statuen enthalten! Sie sind stumme Prediger der Geduld und Entsagung, Lobredner der Tugend und sichere Wegweiser für den Unglücklichen am Scheidewege des Lasters. Sie sind herrliche Verzierungen, ein kostbarer Schmuck unserer Kirchen, Häuser und Wege; sie sind aufgeschlagene Bücher, aus denen Gelehrte und Ungelehrte Weisheit des Himmels schöpfen. So lasset uns denn, ihr thörichten Kinder dieser Welt! lasset uns die heiligen Bilder und Statuen; wir sind billig, und beneiden euch nicht um eure heidnischen Bildersäle, wo man entweder den selbstvergötternden Spiegel, oder eine Vorstellung, bei deren Anblick die Unschuld erröthen muß, oder das Bild eines Helden erblickt, der die Menschheit mit Mord, Raub und Jammer heimsuchte, und dessen erbärmlicher Ruhm verging, wie der Trompetenschall, der ihn noch vor Kurzem zu den Sternen erhob. Vor solchen Götzen sinkt ihr in tiefer Ehrfurcht und Anbetung nieder, und euer lügenhafter Mund nennt uns Bilderanbeter, welcher Name euch gebührt. Großer Gott, verzeihe ihnen, was sie thun. Erleuchte ihren Sinn, damit sie endlich einsehen, welchen Nutzen die Verehrung der heiligen Bilder bringe!

Unter allen Bildern soll uns keines so wichtig sein, als das Bild des Gekreuzigten; denn auch der heil. Apostel Paulus sagt: „Fern sei es von mir, daß ich mich eines Andern rühme, als des Kreuzes Jesu Christi.“ (Gal. 6, 14.)

Beispiele. a) Die heilige Gertrudis. Diese heilige Jungfrau betrachtete unausgesetzt das Leiden Jesu, und versenkte sich gleichsam im Geiste immer in die Wunden des Herrn, besonders in die Wunde Seines anbetungswürdigen Herzens. Als sie einst sanft ein Cruzifix voll Liebe berührte, wurde ihr von Jesu geoffenbart, daß, so oft Jemand das Bild des Gekreuzigten mit einer heiligen Meinung nur ansieht, Gott gütig und barmherzig auf ihn herabschaut, und seine Seele einen Eindruck seiner Liebe empfängt.

Ein anderes Mal erhielt sie vom Herrn folgende Belehrung: „Wenn Jemand sich zu einem Cruzifix wendet, so darf er überzeugt sein, daß Jesus Christus gleichsam zu ihm spricht: „Sieh, wie ich aus Liebe zu dir an's Kreuz geheftet, entblößt, verachtet, an meinem ganzen Leib mit Wunden bedeckt, an allen Gliedern verrenkt worden bin, und dessen ungeachtet brennt Mein Herz noch jetzt von zärtlicher Liebe zu dir, daß, wenn es für dein Heil nothwendig wäre, und wenn es kein anderes Mittel mehr gäbe, dich selig zu machen, Ich auf der Stelle

für dich allein Alles dulden wollte, was Ich für die ganze Welt gelitten habe." (Ott's Legende.)

b) Das Kreuz — mein Schuldbuch. Ein Klosterbruder sah den heiligen Dominikus vom Kreuze kommen mit ganz rothen Augen; da fragte er den heiligen Mann, warum er also bei dem Kreuze geweint hätte?

Und Dominikus gab ihm zur Antwort: „O sollt' ich denn nicht weinen? Das Kreuz ist ja mein Schuldbuch, und ich lese da, was ich ausgegeben und eingenommen habe. Ausgegeben habe ich gar viele Sünden, die mein Herr so schmerzlich hat bezahlen müssen. Eingenommen habe ich gar viele Gnaden, für welche ich nicht genug dankbar bin. Und sollt' ich denn beim Kreuze deßhalb nicht weinen?" (Mettenleiters Thautropfen.)

c) Der Anblick des Gekreuzigten — ein heilsames Mittel zur Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung. Der heilige Laurentius Justinianus hatte schon in seinem Jünglingsalter eine besondere Freude am klösterlichen Leben. Allein sein weiser Oheim, Maria Quirius, ein frommer und gelehrter Priester aus der Congregation des heiligen Georg, der wohl wußte, daß junge Leute oft im Anfange große Neigung zum Klosterleben zeigen, später aber desselben überdrüßig werden, rieth ihm, zuerst seine Kräfte durch allmälige Angewöhnung strenger Bußwerke zu prüfen. Der Jüngling gehorchte. Als er eines Tages über die Ehren, die Reichthümer und die Lustbarkeiten der Welt, und andererseits über das Schwere und Mühevolle der Armuth, des Fastens, der Nachtwachen und der Selbstverläugnung nachdachte, sprach er zu sich selbst: „Meine Seele! hast du wohl Muth genug, diese Lustbarkeiten zu verachten, und ununterbrochen auf den Wegen der Buße und der Abtödtung voranzuschreiten? Dann einige Augenblicke sinnend warf er seine Augen auf ein Bild des Gekreuzigten, und fuhr fort in seinem Selbstgespräche: „Du bist meine Hoffnung, o mein Gott! In dir ist aller Trost und alle Kraft!" Von diesem Augenblicke an, fühlte er sich stark und muthig genug, die Freuden dieser Welt zu verachten, und sich mit unermüdlichem Eifer allen Pflichten der Religion zu widmen. (Nach Mätzler.)

d) Die heilige Theresia. Diese Heilige wurde, wie sie selbst bekannte, durch die Betrachtung eines Gemäldes, das unsern göttlichen Heiland, ganz mit Wunden bedeckt vorstellte, von Liebe zu Ihm so sehr entflammt, daß sie in der Betrachtung Seiner Leiden nicht müde werden konnte. Mit besonderer Rührung betrachtete sie den Heiland an den Orten, wo Er am meisten in Leiden versenkt gewesen, weil sie Ihn da

geneigter zu finden glaubte, die Gebete derjenigen, die, gleich ihr, Seine Hülfe so sehr bedürften, zu erhören. „Ich hatte," sagte sie, „viel von jener Einfalt, und nie war ich seliger, als wenn ich Ihn im Geiste an den Oelberg begleitete, und mir die unaussprechlichen Leiden vorstellte, die Ihm in Seiner Todesangst den blutigen Schweiß auspreßten. Wie hätte ich so gerne ihn abgetrocknet!" (Ebend.)

e) Der ehrwürdige Vinzenz Maria Strambi. Dieser gottselige Diener ließ es sich sehr angelegen sein, die Worte des heiligen Apostels Paulus: „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten"! zu befolgen. Jesus, der Gekreuzigte, war das große Buch, das er studierte, und woraus er himmlischen Trost schöpfte. Davon zeugen die Worte, die er niederschrieb: „O mich Glücklichen, wenn ich in dem Cruzifixe recht zu lesen verstehe!" So oft er auf den Missionen predigte, erholte er sich am Fuße des Kreuzes Erleuchtung und Kraft, und dann sprach er auf der Kanzel so rührend von dem Leiden und Sterben Jesu Christi, daß er die Herzen der verstocktesten Sünder rührte und bekehrte. Jede Gelegenheit benützte er, die Liebe und Andacht zum bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi in die Herzen einzupflanzen, und er war darin so erfinderisch, daß er Jedem nach Stand und Verhältniß eine passende Lehre zu geben wußte. Redete er mit dem gemeinen Volke, so rieth er ihm, bei den Feldarbeiten nützliche Gedanken zu machen. „Erblickt ihr Dornen," so sprach er, „so erinnert euch an die Dornenkrone Christi. Erblicket ihr Bäume, so denket an den Stamm des Kreuzes, an welchem Christus starb. Nehmet ihr ein Seil oder einen Strick in eure Hand, so rufet euch die Bande in das Gedächtniß, womit unser Heiland gebunden worden. Vereinigt alle eure Leiden, alle Mühsale mit den Peinen, die Jesus aus Liebe zu uns erduldete." Christus am Kreuze nannte er ein von Innen und Außen beschriebenes Buch; von Innen habe es Buchstaben der Liebe; von Außen an ihrer Statt die heiligen Wunden. (Ott's Legende.)

f) Die Macht des Kreuzes. Linro, ein alter Schriftsteller, erzählt von einem vornehmen, jungen Mann, der durch Spiel und Ausschweifung all' sein Vermögen nach und nach verloren hatte: „Eines Abends, als er auch den letzten Rest verloren, und noch Schulden sich zugezogen hatte, gerieth er in rasende Wuth, lästerte Gott, und forderte ihn auf, ihm, wenn er könnte, noch Aergeres zu schicken. Noch am nämlichen Abend brach er im Nachhausefahren, als der Wagen stürzte, das Bein, in Folge dessen ein heftiges Fieber ihn auf das Krankenbett, und an den Rand des Grabes brachte. Allein anstatt, daß die Strafgerichte Gottes ihn zur Reue und Besserung gebracht, und ihm

die Augen geöffnet hätten, so lästerte er Gott aufs Neue. „Er hat seine Freude an meinem Verderben, so verdamme Er mich denn!" sprach sein lästernder Mund. Als er so in dumpfer Verzweiflung dahin brütete, trat sein Bedienter ein, und flüsterte ihm in's Ohr: „Herr, einer Eurer besten Freunde ist da, und will Euch das letzte Lebewohl sagen." „Wer ist es?" fuhr der Kranke auf, „er soll kommen!" Da zog der gottesfürchtige Diener ein Cruzifix aus seiner Brusttasche, und sprach: „Seht, lieber Herr! das ist Euer bester Freund; Jesus Christus will nicht Euren Untergang; denn auch für Eure Seele ist Er am Stamme des Kreuzes gestorben." Betroffen und tief erschüttert starrte der Lästerer das Cruzifix an; — endlich schmolz die Eisrinde seines Herzens. „Ach," rief er, „Jesus! Du liebst mich, und ich?" Thränen der Reue entstürzten zuerst seinen Augen; er genas an der Seele, wie auch am Leibe, und sein Leben wurde ein Leben der Gnade, und sein Herz ein Altar, den die Blumen guter Werke, das Licht des Glaubens, der Wandel der Heiligen, und die Liebe zum Kreuze schmückten.

(K. Eggert's das heil. Meßopfer, S. 161.)

g) Das Christusbild. In der Franziskanerkirche zu Grätz ist ein Bild zu sehen, welches den göttlichen Heiland auf Seinem Gange zum Tode vorstellt, und uns an eine wahre, rührende Geschichte erinnert.

Es lebte einst eine vornehme, reiche Frau, die all' ihr Sinnen und Trachten nur auf eitle Lustbarkeiten und irdische Freuden richtete; hingegen fühlte sie eine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was uns heiligt, und zum wahren Glücke führt. Schon viele Jahre hindurch war die Unglückselige in keine Kirche gekommen, und hatte sich allen Schätzen der himmlischen Gnade entzogen, die unsere göttliche, uns wahrhaft beglückende Religion uns darbietet.

Einst wurde diese vornehme Frau zu einem Balle geladen. Mit Freuden nahm sie die Einladung an. Vor dem Tanzsaale stand in einer Ecke jenes oben erwähnte, alte Bild, das den göttlichen Erlöser vorstellt, wie Er mit dem Kreuzesholze beladen, nach Golgotha zum Erlösungswerk geht. Schon wollte sie mit dem kostbaren Schmucke geziert, den herrlich beleuchteten Tanzsaal betreten; aber sieh! da war es, als wenn ihr das Christusbild einen strafenden Blick zuwerfe, und als wenn sie die Worte vernehme: „Du gehst zu Ergötzlichkeiten; Ich aber zu Leiden." Sie stürzte ohnmächtig zur Erde nieder. Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, befand sie sich in ihrem Bette, und viele Leute hatten sich um dasselbe versammelt. Auf die Frage, was ihr begegnet wäre, erzählte sie jene Geschichte. Von nun

an war sie wie umgewandelt. Sie verkaufte Alles, was sie hatte, gab es den Armen, nahm den Schleier, und begab sich in den strengen Orden der Frauen von Carmel. Den Franziskanern aber überließ sie das Bild, dem sie nächst Gott allein ihre Bekehrung verdankte, und das sie deßwegen gekauft hatte.

Viele fromme Mütter sagten zu ihren Kindern: „Wenn schon der Anblick eines Christusbildes, wie diese Geschichte zeigt, den Menschen auf bessere Wege zu bringen vermag, um wie viel mehr wird die tägliche Erinnerung an den göttlichen Heiland uns zum Besten dienen!"

b) Der weise Rath. In einem finstern Walde lebte einst ein alter Einsiedler, der wegen seiner Weisheit allgemein verehrt wurde. Der ehrwürdige Greis hatte in frühern Jahren ein hohes Amt an dem Hofe des Königs bekleidet, und auch einige Feldzüge mitgemacht. Er war ein Mann von großer Erfahrung, und konnte überall guten Rath ertheilen. Viele tiefbekümmerte Väter, viele arme Wittwen kamen mit größter Bestürzung, mit Thränen im Auge, zu ihm, und kehrten getröstet heim.

Ein mächtiger Rittersmann hatte ihn einst besucht, und fragte ihn, gerührt durch seine erbaulichen Reden: „Geistlicher Vater! was soll ich denn thun, um das ewige Leben zu erlangen? Denn es lasten schwere Sünden auf meinem Herzen, daß ich fast nicht weiß, wie ich selig werden könne." Der liebevolle Mann war über die bußfertige Gesinnung des Ritters höchst erfreut. Er wollte ihm den Muth zur Besserung nicht nehmen, und kein besonders schweres Bußwerk auflegen. Er gab ihm ein schönes Bild, das Christus am Kreuze vorstellte, und trug ihm auf, dieses Bild in seinem Zimmer aufzuhängen, dasselbe täglich zu betrachten, und die Inschrift des Bildes auch dann zu lesen. Unter dem Bilde standen aber folgende Worte:

Wie Er für Sünder starb,
So stirb der Sünde du,
So eignest du erst recht
Den Tod des Herrn dir zu.

Diese Worte durchdrangen, wie ein scharfes Schwert, die Seele des Ritters. Er betrachtete das Bild alle Tage öfter, dachte über den oft gelesenen Sinnreim nach, und wurde dadurch ein edlerer Mensch. Er wurde viel sanfter, legte seinen Stolz, und seinen unbändigen, wildauffahrenden Zorn mehr ab, und vergütete manches Unrecht, das er in der Uebereilung begangen hatte. Er nahm sich der Bedrängten, der Wittwen und Waisen besonders an, und verlangte nicht einmal dafür einen Dank. Noch auf dem Sterbebette rief er seine Söhne zu

sich, und sprach: „Liebe Söhne! bleibt immer Freunde der Tugend; denn in ihrem Schooße werdet ihr das Paradies finden. Damit ihr aber auch im Guten allmählig mehr zunehmen möget, so denkt darüber nach, was der göttliche Erlöser für uns litt, und was wir für Ihn thun sollten. Der Blick auf den Gekreuzigten ist der Schild der Getreuen, das Schwert der Versuchten, und der Helm seliger Hoffnung."

Der Gedanke an des Heiland's bittern Tod
Ist der beste Weg zur Buße und zu Gott.

i) Der hochselige Bischof Johann Michael Sailer. In den Ferien machte der hochselige Bischof Johann Michael Sailer viele Reisen, und Christoph Schmid, sein Schüler, durfte ihn begleiten. Da kam er nun auch in das berühmte Reichsstift Füssen, wo sie der liebenswürdige, edle Abt Aemilian mit großer Freundlichkeit und Liebe empfing. Christoph Schmid, der ehrwürdige Verfasser der Ostereier, erzählt in seinen schätzbaren „Erinnerungen" folgendes: „Während Sailer einige Tage in dem Stifte Füssen verweilte, war der edle, liebenswürdige Abt immer darauf bedacht, ihn gut zu unterhalten, und veranstaltete unter vielen Andern eine Gebirgsreise auf einen der höchsten Berge. Mein Mitalumnus Franz Xaver Bayer und ich durften auch mitreisen. Pater Basil, ein genialer Mann, der schon vor den Franzosen einen Telegraph erfunden hatte, ging mit, und bemerkte alle Stellen, wo man das Große und Schöne des Gebirges und die Aussicht in die unermeßlich weite Ferne am Besten beobachten konnte. Pater Leopold, ein vorzüglicher Botaniker, machte auf die merkwürdigsten Gebirgspflanzen aufmerksam. Da erblickten wir zwischen hohen Felsen, auf einem schönen, grünen Platze eine Sennhütte, und nahe dabei ein Kreuz, das nur aus rohen Tannenstämmen zusammengefügt war. „Das ist das Zeichen unserer Erlösung," rief Sailer erfreut und gerührt. „Laßt uns an Den denken, der für uns am Kreuze starb, und im Himmel für uns lebt. Im Kreuze ist Heil, Leben und Auferstehung." Er kniete nieder, und betete stille; und Alle, auch die Lastträger, die Gepäck und Lebensmittel trugen, knieten nieder, und beteten andächtig.

k) Ein edler Freund der Kleinen. Der ehrwürdige Verfasser der „schönen Geschichten" für Kinder, P. Aegidius Jais, ging oft mit den Kindern auf das Feld, zu einem großen, rothen Kreuz hinaus; da erklärte er ihnen die Glaubenslehre unserer Erlösung — kniete dann vor dem Crucifix nieder, und dankte dem lieben Gott — das thaten alle Kleinen ihm nach; einigen standen Thränen in den Augen.

l) Ein schöner Gebrauch. Bei den Moskowitten besteht die schöne Sitte, daß man den Neugetauften aus Gold oder einem andern Metalle ein Kreuzchen an den Hals hängt, welches sie ihr ganzes Leben lang mit großer Ehrfurcht tragen, so zwar, daß man demjenigen das heilige Begräbniß versagt, dessen Leib nach dem Tode ohne dieses Zeichen gefunden wird. Ja, so wollüstig überhaupt die Moskowitten sind, so getrauen sie sich doch keine fleischliche Sünde zu begehen, so lange sie dieses Kreuz am Halse tragen.

Auch bei unsern christlichen Frauen war es früher Sitte, diesen Halsschmuck zu tragen; jetzt aber hat man das Kreuz größtentheils abgelegt, vielleicht aus Ehrfurcht, um es nicht zu entheiligen. Vielleicht sind auch aus eben dieser Ursache die Bildnisse des Gekreuzigten aus den Wohnzimmern und Schlafgemächern hie und da verschwunden.

(Hohenauer's Blumenlese.)

m) Das Kreuz — eine der ältesten Formen. Das Kreuz ist eine der ältesten Gestalten auf Erden. Durch alle Reiche der Natur und durch die ganze Geschichte hat es geherrscht, und seine Macht erwiesen.

Die Heiden haben die Macht ihrer Götter von ihm abhängig gemacht, und die Propheten haben von ihm geweissagt.

Die erste Oberfläche sei im Kreuz beschrieben, sagten die Araber; es sei aus der Kraft der Sterne hervorgangen, und behalte in sich die Kraft der Natur; die ganze Welt, in der Richtung von Oben bis Unten, mit ihren beiden Seitenrichtungen, sei nach der Form des Kreuzes gebaut, und die Weltgegenden hätten sich gleichfalls in's Kreuz gestellt.

Das Henkelkreuz kam auch in der Bilderschrift der Aegypter vor, und bedeutete das künftige Leben; alle ihre Götter hatten es daher in Händen. Die Priester der Aegypter hatten eine alte Weissagung; so lange würde dasjenige, was immer verehrt wurde, aufrecht stehen, bis das Zeichen des Kreuzes komme, in dem das Leben sei. Auch die Sybillinischen Bücher haben von diesem Zeichen geweissagt, und die eherne Schlange, welche Moses in der Wüste aufgerichtet hatte, deutete auf dasselbe hin.

Durch die ganze Natur tritt es hervor; die Bäume erwachsen in seinem Gesetz; die Vögel, durch die Lüfte fliegend, bilden mit ausgebreiteten Flügeln die Kreuzesform; des Menschen Gestalt ist in dieser Form aufgebaut, und Allem, was er ersinnt, und ertrachtet, bis zur innersten Werkstätte des Gedankens hin, ist sie aufgeprägt; wenn er wandelt, wenn er auf dem Wasser schwimmt, es ist immer nur dieses

Zeichen, das er in den Elementen bewegt. Wenn er mit dem Pflug die Erde bebaut, so wirft er sie in diesem Zeichen auf, wenn er im Schiffe über die Meere segelt, so einigen sich Mast und Segel in diesem Zeichen, und in ihm zieht sich die Meeresfurche; wenn er als Künstler menschliche Gestalten bildet, er prägt zuerst dieses Zeichen aus. Wenn der Römer sein Siegeszeichen aufgestellt, die aufgehängten Waffen haben sich in ihm zusammen gefunden; und der Betende bringt in dieser Form seine Huldigung dem Gegenstande seiner Verehrung dar.

Und so ist denn auch das Kreuz das Zeichen, worin der ewige Sieg erfochten, und die ewige Huldigung dargebracht wird, worin die neue Schöpfung erschaffen, und die neue Zeit sich bewegt.

(Nach Dr. J. v. Görres.)

n) Die schönste Fahne. Der Marschall von Viomenil lag in den letzten Zügen. Er hatte bereits die letzte Oelung empfangen, und segnete, ergeben in den Willen Gottes, noch liebevoll seine Kinder. Einer seiner Freunde sagte, es sei nur bedauerlich, daß ein so großer Feldherr nicht auf dem Schlachtfeld und unter der Fahne sterbe!

Da erhob sich der Sterbende, hielt seinem Kriegskameraden das Bild des Gekreuzigten entgegen, und sprach mit hohem Muthe: „Mein Herr! ist das nicht die schönste Fahne?“

o) Die Tugenden am Kreuze. Ein frommer Pilger hörte einmal, wie der heilige Hieronymus, inbrünstig das heilige Kreuz umschlingend, weinte und seufzte:

O welch' ein Gehorsam hängt am Kreuze! — Die Sonne schämt sich, verbirgt sich, und sagt: Jesu Christe, ich habe gemeint, ich sei gehorsam, daß ich täglich die Welt erleuchte; aber der Gehorsam am Kreuze übertrifft mich!

O welch' eine Demuth hängt am Kreuze! — Die Erde erbebt, und spricht: „Ich habe gemeint, ich läge gar tief; aber ich zittere vor der allertiefsten Demuth, die an dem Kreuze sich erniedrigt.“

O welch' eine Liebe hängt am Kreuze! — Der Vorhang im Tempel zerspaltet sich, und ruft: „Ich habe wohl gemeint, ich bedeckte eine große Liebe in der Arche auf dem Gnadenstuhle der Stiftshütte; aber ich zerreiße mich; denn am Kreuze blutet die größere, ja die allergrößte Liebe!“

O welch' eine unaussprechliche Geduld hängt am Kreuze! — Die Gräber thun sich auf, die Todten erwachen, und kommen in die Stadt Jerusalem, mit kläglichem Geschrei ausrufend: „O wir Todten sind lebendig geworden, weil ihr das Leben an dem Kreuze getödtet habt!“

O wehe, wehe! Die Felsen bewegen sich, und zerspringen, und beweinen Gott, ihren Herrn! Aber mein Herz ist viel härter, und ach! ich will nicht erkennen — solchen Gehorsam, solche Demuth, solche Liebe, solche Geduld und solche Schmerzen meines lieben Herrn Jesus Christus, des eingebornen Sohnes Gottes, meines Heilandes und Seligmachers! (Schule der Weisheit.)

p) Der gottesfürchtige Kaiser. Als der Prinz Eugen von Savoyen, jener gefeierte Feldherr Oesterreichs, welcher die Macht der Türken gebrochen, und den Franzosen Achtung gegen die Waffen des Kaiserhauses abgezwungen hatte, nach Ungarn reisete, um sich an die Spitze des gegen die Türken versammelten Kriegsheeres zu stellen, und von dem Kaiser Carl VI. Abschied nahm, übergab ihm dieser ein reichvergoldetes Kreuzesbild mit den Worten: „Halten Sie sich, mein lieber Prinz! an den Schutz und Rath dieses allmächtigen Herrn der Heerschaaren, und Sie werden siegen."

Eugen hielt dieses Geschenk in hohen Ehren. Er ließ das Kreuzesbild täglich in seinem Kapellenzelte zu seiner und des Heeres Verehrung aussetzen, und stärkte sich durch andächtiges Gebet vor demselben zu allen wichtigen Unternehmungen, und der Herr der Heerschaaren erhörte das Gebet des frommen Beters, und segnete seine Fahnen mit Sieg. (Chimani.)

q) Licht in der Finsterniß. Als unser schwergeprüfter heiliger Vater Pius IX. von einem Geistlichen aus Antwerpen neulich besucht wurde, zeigte er, zu Thränen gerührt, auf sein Crucifix, und sagte: „Das ist meine einzige Stütze; dieser wird mir Licht in der Finsterniß verleihen." (W. Volksfreund.)

Mein Christ! Du mußt an's Kreuz dich halten,
Vom Kreuze träufelt Trost in's Herz;
Mußt oft zum Kreuz die Hände falten,
Das Kreuz schafft Linderung im Schmerz.

Das Kreuz, das Zeichen der Erlösung,
Der Lebensbaum im Todesthal,
Bewahrt vor ewiger Verwesung,
Vertreibt und heilt die Uebel all'.

D'rum nimm das Kreuz zum Wanderstabe
Auf deiner weiten Pilgerreis';
Dann bleibst du glücklich bis zum Grabe,
Bis bleicht dein Haar sich silberweiß.

Mußt du mit starken Feinden kriegen,
So dienet dir das Kreuz zum Schwert:

In diesem Zeichen wirst du siegen,
Dieß hat schon lang die That bewährt.

D'rum lasset uns das Kreuz umarmen!
Im Kreuz ist Trost und Kraft und Heil;
Dann finden wir gewiß Erbarmen,
Wenn's Herz durchbohrt der Todespfeil.

Obwohl wir das Bildniß des Gekreuzigten, unsers Erlösers, Mittlers und Heilandes, weil sich auf Ihn die ganze christliche Religion bezieht, besonders in Ehren halten sollen, so sind doch auch, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, die Bilder der Heiligen unserer Verehrung würdig. Denn wir werden durch dieselben auch an ihre Tugendbeispiele erinnert, und zur Nachahmung derselben kräftig eingeladen. Der heilige Gregorius, der Große, sagt: „Gleichwie ein Maler, welcher ein Bild abzeichnen will, seine Augen sehr oft auf das Vorbild wendet, damit er alle Züge wohl ausdrücke, also soll derjenige, welcher tugendhaft leben will, seine Augen sehr oft auf die Bilder der Heiligen wenden, und ihnen in ihren Tugenden nachfolgen." (St. Greg. in hom.)

Beispiele. a) Die Antwort des Kindes. Der heilige Vinzentius von Paula hatte zwei Irrgläubige, welche der Sekte der Kalvinisten angehörten, in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt, als sich ein Dritter den Neubekehrten anschließen wollte. Da fragte ihn nun der Heilige vor der heiligen Taufe, ob es wirklich sein fester Entschluß sei, in die Gemeinschaft der christkatholischen Kirche zurückzukehren? „Mir ist wirklich damit Ernst," gab ihm der Convertit zur Antwort, indem er auf eine schlechtgebildete steinerne Statue der heiligen Jungfrau Maria hinwies, „nur kam es mir sehr lächerlich vor, wie denn in diesem Steine eine wunderbare Kraft enthalten sein könne?" Mit großer Seelenruhe entgegnete ihm der Heilige, daß nach der Lehre der katholischen Kirche in diesen Bildnissen keine andere Kraft enthalten sei, als welche ihnen mitzutheilen Gott gefällt, sowie Er es bei dem Stabe des Moses einst that, mittelst dessen er so große Wunder wirkte; überdieß sei diese Lehre unsers Glaubens so bekannt in der katholischen Kirche, daß ihn jedes Kind darüber unterrichten könne. Er rief sogleich eines der Kinder, die eben zugegen waren, herbei, und fragte es, was man von den Bildern der Heiligen glauben sollte? Das fleißige Kind gab zur Antwort: „Es ist gut, solche Bilder zu haben, und ihnen die gebührende Ehre zu erweisen, nicht des Stoffes wegen, aus welchem sie gemacht sind; sondern weil sie uns den göttlichen Heiland Jesus Christus, Seine glorreiche Mutter und andere Heilige des

Himmels vorstellen, die, nachdem sie den Sieg über die Welt davon getragen haben, durch ihre Bilder uns stillschweigend auffordern, ihrem Glauben zu folgen, und ihrem guten Beispiele nachzuahmen."

Diese Worte aus dem Munde eines Kindes öffneten dem Irrgläubigen die Augen, und er erklärte feierlich, zur wahren Kirche zurückzukehren, was er auch wirklich that.

(Nach dem Exempelbuche von Herbst.)

b) Die Bekehrung. Vor einigen Jahren wurde in mehrern öffentlichen Blättern erzählt, wie eine Sünderin, die schon viele Jahre lang in ihren gewohnten Ausschweifungen zugebracht, und nur deßwegen, weil es so gebräuchlich sei, jährlich die österliche Beicht abgelegt hatte, durch die aufmerksame Betrachtung eines Bildes bekehrt worden sei. Schon wartete sie am Beichtstuhle, bis die Reihe sie treffen würde, ihre österliche, wiewohl laue Beicht abzulegen. Allein es war ihr nur um die äußerliche Form zu thun; von einer Reue und Zerknirschung des Herzens aber fühlte sie keine Spur. Da traf, wie durch Zufall, ihr Blick das Bild der reumüthigen Büßerin Magdalena, das beim Beichtstuhle hing, und es war ihr, als höre sie eine innere Stimme, welche sprach: „Sieh, diesem Beispiele sollst du nachfolgen, wenn deine Besserung Gott gefallen soll!" Sie bat, unter Thränen der Reue, Gott um Erleuchtung, beichtete zum ersten Mal vollständig ihre Sünden, und führte von nun an ein Leben der aufrichtigsten Buße.

c) Ein Marienbild wird auch von türkischen Frauen verehrt. Vor einigen Jahren hatten die türkischen Frauen und Mädchen in der türkischen Festung Neu-Orsova den Wunsch kundgegeben, die Votivkapelle besichtigen zu dürfen, welche auf Befehl seiner Majestät des Kaisers auf dem Fundorte der ungarischen Reichs-Insignien bei Alt-Orsova erbaut wurde. Die k. k. Behörde gestattete bereitwillig den Besuch der Kapelle, und sonach landeten bald darauf beiläufig vierzig Frauen, Mädchen und Kinder aus Neu-Orsova, am dießseitigen Donau-Ufer, und zogen unter Begleitung zweier Türken, und unter fortwährendem Schlagen der türkischen Tambura und Trommel, und unter Allahgesang längs dem im Walde gemachten Durchhau zu der Kapelle, deren Ausschmückung sie mit den Zeichen der lebhaftesten Bewunderung betrachteten, und vor der Statue der heiligsten Jungfrau niederknieten. Bevor sie die Kapelle wieder verließen, legten sie Blumensträuße auf dem Fußgestelle der Marienstatue nieder, worauf sie nach Neu-Orsova zurückkehrten. (Oesterr. Volksfr.)

d) Begrüßung der Heiligenbilder. „In Prag," erzählt Dr. Alban Stolz, der hochgefeierte Verfasser des „Kalenders für

Zeit und Ewigkeit," in seinem neuen Werke „Besuch bei Sem, Cham und Japhet," „in Prag war ich jetzt zum zweiten Mal, und bemerke jetzt, wie vor längern Jahren, daß auf der Brücke, welche in vielen, mit Statuen geschmückten Bogen über die Moldau führt, zahlreiche Männer verschiedenen Standes vor dem Bild des heiligen Johannes von Nepomuk durch Hutabziehen ihre Ehrfurcht bezeigten. Die katholische Kirche allein lehrt, was am Menschen als Höchstes zu ehren ist, nämlich die Treue und Tapferkeit im Dienste Gottes, und die katholische Lehre sagt auch, daß wir diese Ehrfurcht muthig bekennen sollen. Der Weltmensch ehrt seine Götter und Halbgötter, z. B. einen berühmten Schlachtmeister, einen Dichter, einen Componisten, oder eine Theaterperson; aber dennoch getraut sich nicht leicht Einer vor der Statue des Mozart in Salzburg, oder der des Schiller in Stuttgart, oder vor einem der gegossenen Helden auf dem Schloßplatz zu Berlin den Hut abzuziehen, aus Besorgniß, man könnte glauben, es sei in seinem Kopfe nicht mehr recht richtig, während der gläubige Katholik auf diese Weise die Bilder heiliger Menschen ehrt, ohne sich vor dem Spott des aufgeklärten Blödsinnes der Weltleute zu scheuen."

Wie sehr es aber Gott gefalle, daß wir die heiligen Bilder verehren, ersehen wir schon daraus, weil Er sich oft gewürdigt hat, auf wundervolle Weise den Gläubigen, welche dieses gethan haben, in ihren verschiedenen Nöthen und Anliegen zu Hülfe zu kommen. Solche Bilder werden „Gnadenbilder" genannt. So heilsam und Gott wohlgefällig die Verehrung der Gnadenbilder ist, könnten wir doch hierin zu viel thun,

a) wenn wir auch jene Bilder als Gnadenbilder verehren würden, wo die Wahrheit der Wunder, welche dort geschehen sind, von der katholischen Kirche noch nicht gehörig geprüft, und außer allen Zweifel gesetzt sind;

b) wenn wir glauben würden, daß nicht Gott nach Seinem Wohlgefallen durch das Bild die Wunder wirke, sondern daß in jenen Bildern selbst jene Kraft liege, welche jene Wunder hervorbringt;

c) wenn wir endlich die Meinung hätten, daß sie von diesen Bildern selbst etwas erflehen könnten. Nur Gott und die Heiligen, nicht die Bilder sind es, die wir anrufen, und auf welche wir unsere Hoffnung setzen.

Beispiele. aa) Die Heilung des heiligen Ramoldus. Der heilige Ramoldus wurde, wie der alte Tobias, von dem Herrn mit einer zweijährigen Blindheit heimgesucht. Diese Prüfung ertrug der heilige

Mann mit großer Ergebung in den göttlichen Willen; als ihm aber bereits zwei volle Jahre in dieser traurigen Dunkelheit verflossen waren, schickte er einst die inbrünstigsten Gebete und Seufzer zu Gott, warf sich vor dem Grabmale des heiligen Emmeran auf die Knie hin, und flehte vor dem Bildnisse des Gekreuzigten um die Wiedererlangung seines Augenlichtes. Da überfiel ihn auf einmal ein ungewöhnlicher Schlummer, und es kam ihm vor, als ob der göttliche Heiland sich vom Kreuze herabließe, und seine Augen mit zweien Kerzen, die Er vom Altare herabnahm, berührte.

Die Hitze, die er dabei empfand, verscheuchte augenblicklich den Schlaf. Als er erwachte, sah er Alles um sich im hellsten Lichte. Ein Opfer seiner Dankbarkeit, das er bei dem Grabmale des heiligen Emmeran darbrachte, verewigte das Andenken dieses Wunders.

bb) Maria zu den dreien Eichen bei Horn in Niederösterreich. Mathias Weinberger, ein gottesfürchtiger Bürger von Horn, hatte in seinem Zimmer ein aus Wachs bossirtes Bildniß der seligsten Jungfrau aufgestellt. Täglich versammelte er vor demselben seine Hausleute, verrichtete mit ihnen das Morgen- und Abendgebet, und setzte auf die göttliche Mutter das feste Vertrauen, daß sie ihm in jeder Noth beistehen werde. Im Jahr 1656 wurde er sehr krank; seine Kräfte nahmen so sehr ab, daß man ihn heben und legen mußte. Seine Krankheit war auch sehr langwierig. Er konnte sich nichts mehr verdienen, und so geschah es, daß seine Noth immer mehr zunahm. In dieser großen Bedrängniß nahm er seine Zuflucht zu Maria, die bei ihrem Sohne, dem freundlichen Helfer der Bedrängten und Elenden Beistand und Hülfe erflehen sollte.

Als er eines Tages über dieser anhaltenden Andacht einschlief, hatte er einen sehr lieblichen Traum. Es kam ihm vor, als erblicke er das Bildniß der göttlichen Mutter mit dem Jesukinde auf dem Schooße. Dieses Bildniß sollte er auf den Molderberg bringen, und dort an einem Eichbaume, der von der Wurzel aus in drei Stämme getheilt dort stehen wird, zur öffentlichen Verehrung aufstellen. Nun konnte sich aber der fromme Mann von dem Bildniß, das ihm so theuer war, nicht trennen. Erst auf das ernstliche Zureden seines Beichtvaters, der ihm wiederholt vorstellte, daß er dem innern Drange seines Gewissens, gleich einem Befehle Gottes gehorchen sollte, entschloß er sich, das Bildniß, sobald er Kräfte genug dazu hätte, von seinem Zimmer auf den bestimmten Ort zu tragen. Und sieh! Der liebe Gott bezeigte an diesem frommen Entschlusse Sein größtes Wohlgefallen; Er erbarmte sich von nun an des gottesfürchtigen Mannes, ließ täglich mehr und

mehr das Uebel seiner Krankheit abnehmen, und schenkte ihm bald so viele Kräfte, daß er seinem Gewerbe wieder nachgehen konnte. Doch kaum war es mit seinem körperlichen Befinden besser geworden, so vergaß er beinahe des Entschlusses, den er gefaßt hatte. Da geschah es, daß er sich nach der Stadt Eggenburg begab, um dort durch den Verkauf von Pelzwaaren sich und den Seinigen den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Auf dem Wege, am genannten Molderberge wurde er von einer so großen Mattigkeit überfallen, daß er gezwungen war, unter einen schattigen Birnbaum niederzusitzen, wo er aus Schwäche bald in einen sanften Schlummer verfiel. Da schien es ihm, als stünde er vor einem Throne, welcher gleich der Sonne schimmerte, und einen Glanz feurigen Goldes um sich verbreitete. Plötzlich erklangen tausend liebliche Saitenspiele und jubelnde Stimmen, welche so entzückend in sein Herz klangen, daß er darüber freudig erwachte. Er blickte in froher Bewunderung um sich her, glaubte wirklich das, was ihm träumte, zu sehen und zu hören; und als er Alles ringsumher ruhig fand, schlief er zum zweiten Mal ein. So angenehm der erste Traum war, so schrecklich war der zweite, den er jetzt hatte. Es erhob sich ein furchtbares Donnergerassel und Hagelwetter; die herumsprühenden Blitze schienen auf ihn zu stürzen, und ihn gänzlich zu verzehren. Da fuhr er vor Schrecken empor, zitterte am ganzen Körper, und sprang mit Gewalt von der Erde auf. Als er etwas zur Besinnung kam, war das Erste, was ihm in die Augen fiel, ein Eichbaum, der sich in drei Stämme theilte, und ganz nahe an der Stelle stand, wo er eingeschlafen war. Nun fiel ihm sogleich das frühere Traumbild ein, und er fühlte Scham und Reue, daß er den Entschluß, den er früher gefaßt hatte, ganz vergessen hatte. Er überdachte seinen letzten Traum, und schloß daraus, Gott habe ihn auf die schweren Strafen aufmerksam machen wollen, mit welchen Er ihn heimsuchen würde, wenn er sein Gelübde nicht erfüllete. Er überdachte endlich auch den ersten Traum, und es wurde ihm klar, daß Gott die Mutter Seines Sohnes, wie auf einen glänzenden Thron hier auf diesen Baum setzen wolle, um sie vor der Welt zu verherrlichen, und den frommen Pilgern durch ihre Fürbitte, nach Seiner großen Barmherzigkeit Gnade und Trost zu verleihen. Er kehrte daher sogleich nach Hause zurück, nahm das ehrwürdige Marienbild aus seinem Zimmer, brachte es auf den Eichbaum, und rief mit aller Inbrunst die gebenedeite Jungfrau an, daß sie ihm die Genesung von Gott ja gewiß erflehen möchte. Seine Bitte wurde auch erhört. Er genas so vollkommen, daß er bald darauf allen Arbeiten seines Gewerbes mit voller Kraft vorstehen konnte. Der

reichliche Trost und die mächtige Hülfe, welche einzelne fromme Pilgrimme bei dem Gnadenbilde zu den drei Eichen erhielten, zog bald darauf eine so große Menge wahrer Verehrer herbei, daß sich der Ruf davon weit nach Böhmen und Mähren verbreitete, und Wallfahrer zu Tausenden aus diesen Ländern herbeiströmten. Da geschah es aber später, daß die dreistämmige Eiche beinahe ganz ausbrannte. Das Marienbild, das aus Wachs bossirt war, zerschmolz. Wer beschreibt aber das freudige Erstaunen Aller, als die ausgebrannte Eiche bald darnach neue, frische Zweige hervortrieb, und wie verjüngt wieder zu grünen anfing! Alle waren daher fest überzeugt, daß der Herr dadurch andeuten wolle, wie ihm die Verehrung Mariens an diesem Berge gefalle, und den frommen Eifer der Gläubigen an diesem Orte fortgesetzt wissen wolle. Das gegenwärtige Marienbild wurde auf Ansuchen des Sebastian Friedrich Förber, des damaligen Bürgermeisters von Horn, auf die frisch auflebende Eiche übertragen. Da aber nun die Zahl der Pilgrimme immer mehr zunahm, ließen der Abt Plazidus von Altenburg und Graf Philipp Joseph von Hoyos von dem eingegangenen Opfergelde eine Kapelle erbauen. Gott ergoß noch mehr Seine Barmherzigkeit auf die Fürbitte Mariens über so viele hülferufende und vertrauensvolle Pilger. Im Jahre 1732 wurde der Bau der ersten kleinen Kirche vollendet, und nun wuchs die Zahl der Pilger so außerordentlich, daß man i. J. 1738 nahe an 50,000 zählte, und schon i. J. 1744 der Grundstein zu der gegenwärtig großen und schönen Kirche gelegt werden konnte. (Heilige Sage von Oesterreich.)

cc) Das Marienbild zu St. Lorenz in Wien. In dem wohlehrwürdigen Frauenkloster zu St. Lorenz in Wien, berichtet eine alte Handschrift, befand sich ein Bildniß Mariens, welches nicht eine ganze Elle hoch, aus Holz geschnitzt, und mit mancherlei Farben geschmückt ist, daselbst in einem Sessel sitzend, Jesum, ihr göttliches Söhnlein, auf ihrem Schooße hält. Das Haupt der Mutter ist mit einem weißen Häublein bedeckt, die beiderseits über den Hals auf die Brust herabfließenden Haare sind in Zöpfe geflochten. Das Jesukind ist ohne Häublein, mit ausgestreckten Händlein über die linke Schulter, und um die Mitte des Leibes mit einer Binde gebunden. Dieses Bild wurde viele Jahre lang in dem Stifte bei St. Lorenz verehrt. Da geschah es aber, daß einmal Feuer ausbrach, und das Gotteshaus und Frauenstift verzehrte. Alle eilten, was sie konnten, den Flammen zu entreißen; doch Niemand dachte daran, das Marienbild in Sicherheit zu bringen. Wie das Marienbild aus dem Chor auf die Schneckenstiege gekommen sei, weiß Niemand zu sagen. Nur eine Chorfrau er-

blickte das Bild. „O Tochter!“ redete das Marienbild dieselbe an, „Alles sucht man zu retten, nur mich nicht!“ Die Chorfrau nahm das Bild sogleich auf ihre Arme, und brachte es in vollkommene Sicherheit. Nachdem die Feuersbrunst gelöscht war, suchte man sogleich das Bildniß, wo es beschmutzt war, von dem Kohlenruß zu reinigen; aber vergebens. Von dieser Zeit an ist Maria in diesem Bilde als eine besondere Beschützerin in verschiedenen Feuersbrünsten befunden worden; denn die Erfahrung hat es öfter gelehrt, daß, wenn das Feuer schon zum Dache ausgebrannt hatte, durch das Entgegenhalten des Bildnisses die Flammen sich nicht nur allein geschwächt gezeigt, sondern nach und nach gänzlich erloschen seien. (Nach Ebend.)

dd) Eine wunderbare Heilung. Es ist i. J. 1679 eine Schrift in Prag erschienen, worin verschiedene Wunder erzählt wurden, welche der heilige Franziskus Xaverius besonders zur Zeit der ausgebrochenen Pest durch seine kräftige Fürbitte bei Gott verrichtet hatte. Unter Andern wird auch ein wunderbares Ereigniß erzählt, das sich mit dem Kinde, Mauritius benannt, und zu Aquila in Italien, i. J. 1656 geboren, zugetragen hatte.

Als das Kind zwei Jahre und sechs Monate alt war, hatte es bei einreißender Pest schon fünf furchtbare, eiternde Pestbeulen bekommen. Kaum hatte die liebevolle Mutter dieses bemerkt, so ergriff sie, besorgt um das Leben ihres theuern Kindes, ein Bildniß des heiligen Franziskus Xaverius, und berührte damit eine der erwähnten Pestbeulen nach der andern; dabei rief der Knabe mit lauter Stimme: „Heiliger Franziskus, stehe mir bei!“ Da geschah es, daß das Bildniß unter brennende Kohlen gerieth; doch blieb es so lange unverletzt, daß man den fünfzigsten Psalm hätte unterdessen sprechen können. Als man aber das Bild aus den Kohlen wieder genommen hatte, wurde dasselbe dem Kinde abermal auf die Wunden gelegt, während dasselbe wieder rief: „Heiliger Franziskus, stehe mir bei!“ Und sieh! in einer halben Stunde rief der Knabe: „Der heilige Franziskus hat mich gesund gemacht!“ und stand sogleich gesund und frisch auf. (Nach Ebend.)

ee) Noch eine Parabel über die Verehrung der Bilder. Eine Mutter schenkte ihren kleinen Kindern ein schönes Bilderbuch. Es enthielt ungefähr vierzig Bilder. Auf diesen waren Vater und Mutter, Kinder, Dienstboten und allerlei nützliche Arbeiten vorgestellt, welche sie verrichteten. Jedes Bild stellte eine andere Beschäftigung vor, die im Hause zu thun war. Die Abbildungen waren gut gezeichnet, und schön gemalt.

O wie freuten sich die Kinder! Sie blätterten alle Bilder durch,

und konnten sich an denselben nicht satt sehen. „Sieh da, hieß es, die Mutter mit dem Kinde, schau die Wiege — o der hübsche, kleine Knabe, der Knecht hinter dem Pfluge, u. s. w." So blätterten sie von Bild zu Bild; ihre Begierde, etwas Neues zu sehen, ließ ihnen keine Zeit, sich bei einem Bilde lang aufzuhalten, und so wurden sie in einer Viertelstunde mit dem ganzen Bilderbuche fertig.

Die Mutter sah ihnen zu, und bemerkte, wie sie oft vor Freude Buch und Bild küßten. Sie war aber nicht damit zufrieden, sondern sagte: „Meine Kinder! Dazu habe ich die Bilder nicht gegeben, daß ihr sie bloß ansehet. Nein! Seht, sie sind in ein Buch zusammen gebunden, zum Zeichen, daß ihr etwas daraus lernen sollt. Wenn ihr euch gut aufführt, so will ich es nach und nach mit euch durchgehen; da will ich euch heute dieses, und morgen ein anderes Bild zeigen; aber alle Mal nicht mehr, als eines. Ihr müßt dann Acht geben, was darauf vorgestellt ist, und ich will euch erzählen, was Alles bedeute, und was ihr Schönes und Nützliches daraus zu lernen habt. Seht da, gleich auf dem ersten Bilde ist eine Mutter abgebildet; sie hält ihr kleines Kind an der Brust. Sie blickt es freundlich an, zum Zeichen ihrer Liebe. Dort ist ein Topf mit einer Speise. An der Speise steht eine Wiege, wo sie das Kind dann schlafen legt, und dann sanft einwiegt. Nun sagt, Kinder, seid ihr nicht auch einmal so klein gewesen? Wer hat da für euch gesorgt?" Nun erzählte sie, wie viel Gutes sie ihnen gethan, und was sie mit ihnen ausgestanden habe, da sie noch kleine Kinder waren. Sie fragte dann, ob sie nicht Ursache hätten, sich darüber zu freuen, und ermahnte sie, daß sie sich dieser mütterlichen Liebe fleißig erinnern, und ihr dafür Freude machen sollten. Auf eine ähnliche Weise machte sie es auch an den folgenden Tagen mit den übrigen Bildern, und die Kinder lernten recht viel Gutes; sie wurden auch recht fromm und gut, wie es die Mutter wünschte.

So macht es auch die katholische Kirche mit uns. Sie ist unsere geistliche Mutter, und wir sind ihre Kinder. Sie hat uns auch ein ähnliches Geschenk gemacht, indem sie den Gebrauch der Bilder in unsern Gotteshäusern für uns eingeführt hat. Die Bilder sollen an die Lehren des Christenthums uns erinnern, und sie anschaulich machen. Wenn aber diese heilsame Absicht erreicht werden soll, so ist es nicht genug, daß wir die Bilder in den Kirchen anschauen, Freude daran haben, wie die Kinder in jener Parabel, sondern wir sollen auch wissen, was sie vorstellen. Deßhalb machte es die Kirchenversammlung von Trient den Seelsorgern zur Pflicht, darüber zu wachen, daß ja das Volk über den rechten

Gebrauch der Bilder belehrt werde. Die Bilder sollen nichts Unrichtiges, Falsches oder nur Zweifelhaftes enthalten; wenn die Bischöfe auf ihren Visitationen solche Bilder antreffen, die zum Aberglauben, zum Irrglauben, zur Religionsspötterei oder Unsittlichkeit verleiten könnten, so müssen sie so verderbliche Bilder aus den Kirchen entfernen. Da Gemälde einen größern Eindruck machen, und die Wahrheiten der christlichen Lehre mehr veranschaulichen, als ungemalte Bilder, Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte u. dgl., so dürfen nur jene, einer kirchlichen Verordnung gemäß, in Gotteshäusern gebraucht werden.

Es werden von herumziehenden Bilderhändlern Bilder heimlich oder öffentlich verkauft, auf welchen gedruckt zu lesen ist, daß, wer die Segensprüche, die darauf stehen, liest, oder nur das Bild küßt, vor unvorhergesehenem Tode sicher ist, oder nicht in die Hölle kommen kann. Vor solchen Bildern soll man sich wohl hüten. Ein jeder verständige, gutgesinnte Hausvater soll seinen Kindern oder andern Untergebenen solche Bilder wegnehmen, und dieselben, um einem möglichen Aergernisse vorzubeugen, und den Schaden, den sie anrichten könnten, zu verhüten, sogleich verbrennen.

§. 36. Von der Verehrung der Reliquien.

Das Wort „Reliquie" ist eigentlich lateinischen Ursprunges, und bedeutet überhaupt ein Ueberbleibsel; dann bezeichnet es auch ein Angedenken, das wir von einer uns werthen Person geerbt haben, und deßwegen sorgfältig aufbewahren. Die Reliquien sind aber doppelter Art. Denn entweder versteht man darunter die festeren Ueberbleibsel von den Körpern der Menschen, die seit längerer Zeit verstorben sind, nämlich Theile des Knochengerüstes, dann aber auch solche Dinge, welche von den Verstorbenen benützt wurden, und mit ihnen daher im Zusammenhange waren, z. B. Kleider, Geschirre, Wanderstäbe u. dgl. Die Verehrung der Reliquien rührt schon aus den ältesten Zeiten her. So hatte schon Joseph auf dem Sterbebette seine Brüder ermahnt, sie sollten, wenn sie in das gelobte Land, das Gott ihren Vätern verheißen hatte, kommen würden, seine Gebeine dorthin mitnehmen, (I. Mos. 50, 25) und Moses vergaß nicht, obwohl der Auszug aus Aegypten in aller Eilfertigkeit geschehen mußte, darauf, dieses auch wirklich zu thun. (II. Mos. 13, 19.) Auf eine ähnliche Weise waren die Menschen immer gewohnt, Alles, was sie von ihren Freunden und Angehörigen haben, be-

sonders in Ehren zu halten. Auch wir verehren die Gebeine unserer Eltern, unserer Freunde, und Niemand verargt es uns. Wir ehren die irdischen Ueberreste und andere Denkzeichen berühmter Männer und Frauen, und aller Derjenigen, die unserm Herzen theuer sind. So wurde z. B. erst im Jahre 1840 Napoleons Asche, wie er es einst gewünscht hatte, nach Frankreich gebracht, und in Paris feierlich bestattet. Niemand, der nur ein wenig Verstand besitzt, und redlich gesinnt ist, wird daher in den Reliquien und ihrer Verehrung etwas Vernunftwidriges oder Thörichtes finden.

Die Verehrung der Reliquien ist überdieß für uns auch sehr nützlich und heilsam. Wir werden dadurch an denjenigen, dessen irdische Ueberreste wir verehren, an seine Reden und Handlungen, an seine guten Eigenschaften und Beispiele erinnert, und zur Nachahmung derselben angeeifert.

Aus obigen Gründen erhellt, daß die Verehrung der Reliquien nicht unerlaubt, sondern auch vernunftgemäß, nützlich und heilsam sei. Um wie vielmehr ist dieß bei den Heiligen der Fall, denn sie sind Freunde Gottes, und verdienen eine größere Liebe und Verehrung, als alle jene hochgepriesenen Helden, Staatsmänner und Dichter, deren Name nur bei den Kindern der Welt so viel gilt. Warum sollten wir daher nicht auch die Reliquien der Heiligen, die das Irdische besiegt haben, und nun am Throne Gottes unsere Fürsprecher sind, verehren dürfen? Die Heiligen sind Alle Tempel des heiligen Geistes, Geschöpfe, in denen sich Gottes Liebe und Erbarmung kund thut. Warum sollten wir ihre Gebeine, die sie durch den heiligsten Gebrauch heiligten, nicht verehren? Die Reliquien der Heiligen erinnern uns an sie selbst, führen das Leben der Heiligen uns vor Augen, und ermuntern uns so zur Nachahmung derselben. Sie sind Pfänder von dem Schutze und der Fürsprache der Heiligen, theuere Angedenken, wodurch wir besonders zum Guten angeregt werden. Der Anblick eines Splitters von dem Kreuze, an welchem Jesus starb, ermahnt uns zur Reue, Buße und Besserung. Die Gebeine eines Martyrers ermuntern uns zur Geduld und Standhaftigkeit im Guten, zum Eifer für Jesus und Seine Lehre, und zur Vorbereitung auf ein seliges Ende. Die Gebeine der Heiligen erinnern uns auch an unsere Auferstehung; denn so wie Gott die Leiber der Heiligen am jüngsten Tage zur ewigen Herrlichkeit auferwecken wird, ja ihre Auferstehung durch die Unverweslichkeit mancher Reliquien uns angedeutet hat, so wird Er auch einst den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten, daß er gleich gestaltet sei dem Leibe

Seiner Herrlichkeit, nach der Kraft, durch welche Er sich Alles unterwerfen kann." (Philipp. 3, 21.) Deßhalb sagt auch die Kirchenversammlung von Trient: „Die Leiber der heiligen Märtyrer und anderer, die mit Christo lebten, welche lebendige Glieder Christi und Tempel des heiligen Geistes gewesen sind, auch von Ihm zum ewigen Leben wieder aufgeweckt und verherrlicht werden, sind von den Gläubigen zu verehren, als solche, durch welche den Menschen von Gott viele Wohlthaten verliehen werden. (conc. Trident. sess. 28 de invocatione sanct.) Wie Gott selbst die Verehrung der Reliquien durch Wunderwerke bestätigte, und sie dadurch vor den Menschen ehrte, beweist die heilige Schrift des alten und neuen Bundes. Der Mantel des Propheten Elisäus theilte das Wasser des Jordan (IV. Buch der Könige, 13, 14); ein Todter wurde in das Grab dieses Propheten gelegt, und sobald er die Gebeine desselben berührt hatte, zum Leben aufgeweckt, (IV. Kön. 13, 21.) Schon die Berührung des Saumes vom Kleide Jesu machte jenes Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse krank war, gesund. (Matth. 14, 36.) Ebenso lehrt die Apostelgeschichte (19, 12), daß durch die Auflegung des Schweißtuches und der Schürze des heiligen Paulus, und durch den einzigen Schatten des vorübergehenden Petrus Kranke geheilt wurden. Auf eine ähnliche Weise liefert uns die Kirchengeschichte durch alle Jahrhunderte hindurch erwiesene Wunderthaten, die der allmächtige Gott durch die Ueberbleibsel seiner Heiligen wirkte. „Durch sie," lehrt der heilige Asterius, „werden wir gestärkt, und die Kirche wird beschützt, wie eine Stadt von einer bewaffneten Macht behütet wird." Was weder Gold, noch Reichthum zu Stande bringen kann, vermögen die Reliquien von Martyrern. Gold hat nie Krankheiten vertrieben, oder den Tod abgewehrt; die Gebeine der Heiligen aber haben Beides gethan. Sie sind also das Schätzbarste, was wir haben, weit schätzbarer, als Gold und Edelsteine. Deßhalb wurden schon von den ersten Christen die Reliquien der Martyrer und anderer Heiligen sorgfältig aufbewahrt. Mit besonderer Aengstlichkeit suchten die ersten Christen die heiligen Leiber der Martyrer vor der Zerstörung zu bewahren, und bestachen selbst mit großen Kosten die Wächter, daß sie die verstümmelten Glieder derselben herausgaben. Auch errichteten sie von der frühesten Zeit ihre Kirchen und Altäre immer da, wo die Martyrer gelitten hatten, oder auf den Gräbern derselben. In Folge dieser Sitte faßte die Kirchenversammlung von Carthago i. J. 398 den Beschluß: „Jene Altäre, welche auf Feldern und Straßen zum An-

denken an die heiligen Martyrer errichtet sind, ohne daß ein Leib oder Reliquien eines Heiligen darin sich befinden, sollen von dem Bischofe des Ortes niedergerissen werden." Und so feiert denn die katholische Kirche von jeher die heilige Messe über den Reliquien der Heiligen. Und wie zu Carthago gibt es auch in andern christlichen Gemeinden Beispiele genug, welche uns lehren, daß die alte Kirche in Betreff der Reliquien denselben Glauben gehabt habe, wie wir. So wurden schon hundert Jahre nach Christus die Gebeine des heiligen Martyrers Ignatius als ein Heiligthum nach Antiochien gebracht; ähnliche Beispiele werden auch von den heiligen Kirchenlehrern Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus, Basilius, Gregorius, u. a. m. bezeugt.

Wer mag es uns also verwehren, wenn wir uns freuen, von einem der geliebten Freunde Gottes ein echtes Ueberbleibsel zu besitzen, um so mittelst dessen dem Heiligen, und durch diesen Gott selbst unsere Verehrung zu bezeigen?

Beispiele. a) Reliquien von unserm Herrn und Heiland Jesus Christus. Unter diesen nimmt das Kreuz Jesu Christi den ersten Rang ein. Es ist das Kreuz des göttlichen Erlösers. Die Verehrung des wahren Kreuzes Christi hatte sich, sogleich, als Helena, die Mutter des großen Kaisers Constantin es gefunden hatte, schnell in der ganzen christlichen Welt verbreitet.

Die Dornenkrone Christi wurde nach ihrer Auffindung von der heiligen Kaiserin Helena ihrem christlich gesinnten Sohne nach Constantinopel gesandt. Im Jahre 1238 geriethen aber die Reichsverweser, während Kaiser Balduin II. abwesend war, in eine solche Geldverlegenheit, daß sie gezwungen waren, selbst die verehrtesten Heiligthümer nicht zu schonen, und sogar die Dornenkrone, welche einst dem Haupte des Weltheilandes aufgedrückt worden war, zuerst an mehrere Genueser und Venetianer, und dann dem venetianischen Edlen Nikolao Quirino zu versetzen. Sie wurde in einer Kirche zu Constantinopel, welche den Venetianern gehörte, niedergelegt, unter der Bedingung, „daß sie bis zum November dort hinterlegt bleiben solle; werde aber bis dahin die darauf geliehene Summe von 13,134 Hyperperen (ungefähr 10,000 Livres) nicht wieder zurückbezahlt, so sollte sie nach Venedig gebracht, dort dem Dogen, dem Herzoge vorgezeigt, und vier weitere Monate verwahrt werden; wenn aber auch während dieser Zeit die Summe nicht zurückgegeben werde, so solle Nikolao Quirino berechtigt sein, sie als volles Eigenthum zu betrachten." Sobald Kaiser Balduin von dieser Lage der Dinge unterrichtet worden war, bot er

sie dem Könige Ludwig dem Heiligen als Geschenk an, wenn er mit einer bedeutenden Summe ihn unterstützen wolle; denn eines Kaufes durfte er nicht erwähnen, um nicht des Königs Gewissen zu verletzen. Da freute sich Ludwig, seinem Reiche einen so kostbaren Schatz erwerben zu können. Sogleich schickte er die Brüder Jakobus und Andreas aus dem Prediger-Orden, wovon der Erste in Constantinopel Prior gewesen, und die heilige Dornenkrone oft gesehen hatte, als Gesandte in die griechische Hauptstadt, begleitet von einem Boten Balduins, der den Großen des Reiches ein Schreiben überreichte, worin sie angewiesen wurden, den Gesandten die Reliquie auszuliefern. Denn noch befand sich die Krone in Constantinopel, weil die Zeit, nach welcher sie fortgebracht werden sollte, noch nicht verstrichen war. Sie wurde in ein Kästchen gelegt, dasselbe unter vielen Thränen versiegelt, und unter dem Wehklagen des Volkes, dem man sein theuerstes Heiligthum entriß, um die Zeit des Christfestes in's Schiff gebracht. Als die heilige Reliquie näher gekommen war, ging, wie schon in diesem Werke (I. Bd. S. 428) erzählt worden war, der König, begleitet von seiner Mutter, seinen Brüdern, Bischöfen und andern Großen, entgegen. So wurde am 11. August das heilige Kleinod nach Sens, unter Herbeiströmung allen Volkes gebracht. Beim Eintritt in die Stadt hoben der König und sein Bruder Robert, ohne Obergewänder und barfuß, sich die heilige Last auf die Schultern. Vor und hinter ihnen gingen Ritter; Alle barfuß; ihnen kamen die Geistlichen in ihren prächtigsten Kirchenkleidern, und die gesammte Bürgerschaft entgegen. Die Mönche trugen die Reliquien ihrer Kirchen, als ob die Heiligen gewünscht hätten, ihrem Herrn entgegen zu gehen. Die ganze Stadt hallte wieder von Glockenklang und Orgelton, und dem Jubel des Volkes; die Häuser waren mit Teppichen geschmückt, und die Straßen mit Wachskerzen erleuchtet. Am achten Tage kam man nach Paris, wo alles Volk zusammenlief; Alle wollten die heilige Reliquie sehen, und da dieselbe nicht mehr ausgestellt war, ging man zu jener Tribune, wo das Kästchen gezeigt worden, und küßte den Ort, wo es gestanden war. Viele Wunder hatten, wie man erzählt, sich dort zugetragen. Man betrachtete die heilige Krone später, als den Hort Frankreichs, und die Ehre des ganzen Abendlandes. Ludwig verschenkte einzelne Dornen an verschiedene Kirchen Frankreichs und des Auslandes; so schon zu Sens an Bischof Bernard von Puy, dann später an die Kirchen von Toledo und Köln. Das Kapitel von Cisterz verordnete i. J. 1240 auf Bitten des Königs und der Königin, daß in allen Abteien dieses Ordens in Frankreich das Fest der heiligen Dornenkrone am 11. August

begangen werden sollte. Zur Aufbewahrung dieser Heiligthümer erbaute Ludwig in der Nähe seines Palastes eine eigene Kirche, die noch heutigen Tages unter dem Namen „die heilige Kapelle“ bekannt ist, wo er dann so manche Stunde unter Gebet und Thränen zubrachte.

(Hungari, Schule der Weisheit.)

Die Lanze, womit der Soldat die Seite Jesu Christi durchbohrte, wurde, man weiß nicht, durch wen? nach Antiochia gebracht, und dort unter dem Hochaltar der Peterskirche aufbewahrt. Als aber später zur Zeit der Kreuzzüge, das christliche Heer die Stadt Antiochia erobert hatte, dann aber von zahllosen Feinden eingeschlossen wurde, kam ein französischer Geistlicher, Peter Bartholomäus mit Namen, eiligst zu den Heerführern der Christen, und erzählte ihnen, der heilige Andreas sei ihm viermal erschienen, und habe ihm aufgetragen, zu verkünden, daß vor dem Hochaltare der Peterskirche in Antiochia die Lanze vergraben liege, womit des Heilands Seite durchstochen worden sei; auch habe ihm der Heilige die Stätte genau bezeichnet, wo sie zu finden sei. „Diese,“ sagte der Heilige, „muß ausgegraben, und in der Schlacht voran getragen werden; denn ihr bloßer Anblick reicht schon hin, die Feinde zu zerstreuen.“ Alles erstaunte, man grub sogleich an dem bezeichneten Orte nach, und fand wirklich die Lanze. Schon am frühen Morgen des folgenden Tages zog das halbverhungerte Heer der Christen aus der Stadt zur Schlacht. Als die Türken die von Hunger und Elend aller Art abgezehrten Christen sahen, spotteten sie ihrer in der Meinung, sie würden ihrem Schwerte nicht entrinnen. Aber sieh! kaum begann die Schlacht, als die Türken, vor Schrecken ergriffen, flohen. Sie wurden niedergehauen, und ihr ganzes Lager fiel in die Hände der Christen. Jetzt hatte ihre Noth ein Ende. Ihr Vorwärtsdringen glich wahrhaft einem Triumphzuge; in kurzer Zeit kam Bethlehem, und dann auch Jerusalem, die heilige Stadt, in ihre Gewalt. So war die Lanze Jesu Christi Seinen Feinden ein Gegenstand des Schreckens, Seinen Getreuen aber ein Werkzeug des Sieges geworden.

Von der heiligen Theodelinde, der Königin der Longobarden, wird erzählt, daß sie einen Nagel, mit welchem Jesus Christus an das Kreuz genagelt worden, zum Geschenk erhalten habe, und daraus einen Reif verfertigen, und in das Innere der goldenen königlichen Krone einfügen ließ. Sie wollte damit andeuten, christliche Gesinnungen geben der Krone erst den vollen Werth. Alle lombardische Könige ließen in der Folge mit dieser Krone, die bis auf den heutigen Tag die eiserne Krone genannt wird, sich krönen.

Der heilige Rock des Herrn Jesu Christi wird in der

Domkirche zu Trier aufbewahrt, und nach einer Reihe von Jahren immer wieder dem christlichen Volke zur Verehrung ausgestellt.

In dem heiligen Rocke Jesu ist, wie Agröcius darüber singt, und auch andere Augenzeugen erzählen, nirgends eine Spur von einer Naht zu finden; das ganze Kleid ist Ein Gewebe durch und durch, wie ja auch die heilige Schrift berichtet. Die weiten Aermel haben keine Falten; die Art des Gewebes, das die Soldaten nicht zerreißen wollten, sondern verloosten, kann kein Künstler unterscheiden. Die Fäden sind so fein und so künstlich und so verschieden ineinander geschlungen, daß das Auge bei der größten Anstrengung nicht unterscheiden kann, ob das Kleid gewebt oder mit der Nadel gestrickt sei. Das heilige Kleid ist oben mit den Aermeln 5 Schuh 5 Zoll, unten 3 Schuh 6 Zoll breit; in der Länge aber hat es hinten 5 Schuh, vorn 4 Fuß 6 Zoll. Die Farbe des Kleides ist braun oder braunroth; jedoch ist es inwendig brauner, als außwendig, an einigen Stellen weißlich, fast etwas grau. Am Saume unten sind eine Art gelblicher Streifen, wie Züge von Buchstaben zu sehen, die aber von Alter so verschossen sind, daß man nicht erkennen kann, was es gewesen sein möge. Oben zwischen den Schultern hat es eine Oeffnung zum Anziehen über den Kopf. In dem linken Aermel ist ein Riß, welcher gewaltsam geschehen zu sein scheint. Daß die Beschaffenheit des Kleides mit der Zeit, in welcher Jesus lebte, übereinstimme, bezeugt die biblische Alterthumskunde; denn aus derselben ist es bekannt, daß bei den Juden, wie bei den Griechen und Römern zweierlei Kleidungsstücke getragen wurden, ein Unterkleid und ein Oberkleid, oder der Mantel. Das letztere Kleid war nur ein großes, viereckiges Stück Tuch zum Ueberwerfen um die Schultern, ohne Schnitt, gewöhnlich von weißer oder purpurner Farbe. Das letztere Kleid wurde auf der Haut getragen, vertrat die Stelle unsres Hemdes, war gewöhnlich von Leinen, manchmal auch von Baumwolle, hatte lange und weite Aermel, reichte bis auf die Knie, und wurde beim Gehen oder Arbeiten aufgeschürzt, oder zum Aufziehen mit einem Gürtel unterbunden. Oft hatte dasselbe weder von vorne, noch von hinten eine Oeffnung, sondern bloß oben eine solche zum Anziehen über den Kopf; und war ohne Naht, mit den Aermeln in Einem Stücke gewebt. Daß das Kleid Jesu ebenso beschaffen gewesen sei, bestätigt der heilige Evangelist Johannes mit den Worten: „Der Rock war aber ohne Naht, von oben an durchaus gewebt.“ (Joh. 19, 23.) Dieser Rock soll, wie die Sage erzählt, von der jungfräulichen Mutter selbst gewebt und verfertigt worden sein. Denn in dem grauen Alterthume war es nicht allein bei den Juden, sondern auch bei den Griechen und Römern ge-

wöhnlich, daß die Frauen die Kleider nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Männer und Kinder verfertigten. So lesen wir schon im alten Testamente, daß Anna für ihren Sohn, den Samuel, das Unterkleid verfertigt habe. (1. Kön. 31, 13 vergl. 19 und 21.) Und sollte nicht die jungfräuliche Mutter, die ihr göttliches Kind so sehr liebte, nicht jene schöne Sitte ihres Volkes beobachtet, und das Kleid selbst für denselben verfertigt haben? Auch erzählt eine alte Sage, welche schon im ersten Bande dieses Werkes (S. 396) erwähnt wurde, der Rock des Herrn sei mit Ihm aufgewachsen, und durch das Tragen nicht schadhaft geworden, wie die Kleider der Israeliten in der Wüste. Dieser Rock war auch ein Mittel, dessen sich der göttliche Heiland bediente, Seine Güte und Menschenfreundlichkeit den Menschen, so lang Er auf Erden lebte, zu offenbaren. So wurde jenes blutflüssige Weib durch das Berühren des Saumes vom Kleide Jesu geheilt, und der heilige Evangelist Markus erzählt: „Man setzte die Kranken auf öffentlichen Plätzen aus, und bat Jesum, daß sie nur den Saum Seines Kleides berühren dürften, und wie Viele ihn berührten, die wurden gesund.“ Als aber Jesus am Kreuze hing, kamen Seine Kleider, und mithin auch jener Rock in die Hände der Soldaten, Seiner Peiniger. Denn damals herrschte die Sitte, daß die Kleider derjenigen, welche zum Tode geführt wurden, den Vollstreckern des Todesurtheils zukamen. Aus dem Mantel, der ein viereckiges Stück war, könnten sie leicht vier Theile machen, damit ein jeder einen Theil bekomme. Ganz anders verhielt es sich mit dem Rocke, der ohne Naht, und mit den Aermeln aus Einem Gewebe war. Würde man also daraus vier Theile gemacht haben, so hätte man die einzelnen Theile zu nichts brauchen können. Deßhalb wollten die Soldaten diesen nicht zerschneiden, sondern ließen denselben ganz, und warfen das Loos darüber, wem aus ihnen der ganze Rock gehöre. Nun hätte dieses Kleid für einen rohen Soldaten, der an Jesum gar nicht glaubte, ja ihn sogar verachtete, keinen besondern Werth gehabt; das Kleid wäre für ihn, der als Soldat den römischen Kriegsrock tragen mußte, gänzlich unbrauchbar gewesen. Eine kleine Summe Geldes war diesem lieber, als das Kleid. Gewiß suchten daher einige treue Jünger Christi, wie der heilige Evangelist Johannes, die frommen Frauen, die voll der Liebe zu Jesu sogar zu Seinem Grabe gingen, oder die heilige Maria Magdalena, die aus zärtlicher Liebe und Treue selbst bei dem Tode von dem Herrn nicht lassen wollte, zu diesem Kleinode zu gelangen, und boten den Soldaten dafür Geld an, und diese waren ohne Zweifel mit dem Tausche sogleich einverstanden. So kam eine christliche Familie in den Besitz des heiligen

Rockes. Nur wenige fromme Christen wußten etwas von dem heiligen Kleide. Um das theuere Kleinod dem Spotte und der Zerstörungssucht der Juden und Heiden zu entreißen, vertrauten sie die Kenntniß davon nur einer kleinen Schaar frommer Christen an. Später erhielt aber, wie die Legende erzählt, die heilige Kaiserin Helena den Rock Christi zum Geschenke. Diese Sage hat auch nichts Unwahrscheinliches an sich. Denn mit dem Aufhören der Christenverfolgungen, unter der Regierung ihres Sohnes, des Kaisers Constantin hörte auch die Nothwendigkeit auf, eine solche heilige Reliquie geheim zu halten. Eine Entehrung war ja nicht mehr zu fürchten. Wer hätte einer so gottseligen Frau, die voll des frommen Verlangens alle heiligen Erinnerungen des Gekreuzigten an das Tageslicht hervorzuziehen trachtete, jene heilige Reliquie verheimlichen wollen? Und wer wäre nicht bereit gewesen, ihr, der ersten christlichen Kaiserin, die sich als einen Schutzengel der Christen bewies, das Theuerste zu geben, was er besitzen mochte! So gelang es der heiligen Fürstin, ihren Schatz von heiligen Reliquien mit dem Besitz des heiligen Rockes zu bereichern. Kaum war aber, erzählt die Legende weiter, die heilige Helena aus dem gelobten Lande in ihre Vaterstadt Trier zurückgekehrt, so gab sie den heiligen Rock durch den heiligen Agröcius, Bischof von Trier, der dortigen Kirche zum Geschenke. Auch diese Sage hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Denn Trier war vom Ende des dritten, bis zum Ende des vierten Jahrhundertes die Residenz der abendländischen Kaiser, und nach Rom die erste Stadt des ganzen Abendlandes; in dieser Stadt hatte die heilige Helena den christlichen Glauben angenommen, und dort einige Zeit gelebt; endlich war die Kirche von Trier die älteste dießseits der Alpen, und hatte sich um die Ausbreitung des christlichen Glaubens in Deutschland und Frankreich ringsumher so viele Verdienste erworben, daß sie als Mutterkirche betrachtet wurde. Noch ist zu bemerken, daß die Domkirche zu Trier ein Gebäude ist, das größtentheils aus der Zeit Constantin's und der heiligen Helena herstammt. Warum sollte daher diese gottselige Fürstin den heiligen Rock des Herrn nicht der Kirche von Trier, unter dem Bischof Agröcius, den sie aus mehrjährigem Umgange hochschätzte, als einen Beweis ihrer Anhänglichkeit überschickt haben? So wurde der heilige Rock in die Gruft der Domkirche, mitten zwischen den beiden Thürmen in einem Altar, der dem heiligen Nikolaus geweiht ist, aufbewahrt. Allein da in der abendländischen Kirche die Sitte bestand, aus großer Ehrfurcht heilige Reliquien aus dem Innern der Altäre selten hervorzuziehen, so lag der heilige Rock bis zum Ende des zwölften Jahrhundertes in dem Hochaltar eingeschlossen, ohne daß derselbe je

hervorgezogen, und dem Volke ausgestellt worden wäre. So geschah es, daß zuletzt kein Mensch, der damals lebte, Kenntniß davon hatte. Erst i. J. 1196, als der Erzbischof Johannes bei Verschönerung des Domes, der Errichtung neuer Altäre, altes Gemäuer abreißen, neues aufführen ließ, Reliquienkistchen eröffnete, und mancherlei verborgene Gegenstände an's Licht zog, entdeckte er das kostbare Kleid Christi, das mit offenbaren Andeutungen versehen war. Am 1. Mai d. J. wurde dasselbe unter Beglückwünschungen der ganzen Stadt dem Volke öffentlich gezeigt, und in dem neuerrichteten und dem heiligen Petrus geweihten Hochaltare mit noch andern kostbaren Reliquien der Heiligen eingeschlossen. Nun blieb der heilige Rock wieder dreihundert sechzehn Jahre verborgen, und es würde noch hundert Jahre länger gedauert haben, bis der heilige Rock gezeigt worden wäre, wenn nicht der Kaiser Maximilian i. J. 1512 es so dringend gewünscht hätte, daß das kostbare Kleid Christi hervorgezogen, und zur Belebung des Glaubens dem Volke gezeigt werde. Auf eine ähnliche Weise geschah dieses auch i. J. 1844, wo über eine Million Menschen, aus allen Ständen und Gegenden, selbst viele Bischöfe kamen, um den heiligen Rock zu sehen und zu verehren. Zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht zogen Prozessionen durch alle Thore der weiten Stadt, und selbst die breitesten Straßen waren oft kaum breit genug, um die zahllosen Menschen zu fassen, die da kamen und gingen. Fast überall, wo die Prozessionen durchzogen, da wachte eine Christenliebe und Gastfreundschaft auf, wie sie nur in den ersten Zeiten gefunden wurde. Die Bewohner der Städte und Dörfer gingen vielfältig selbst hinaus, wie einst die Patriarchen, und forderten die ganz fremden Menschen auf, mit ihnen nach Hause zu gehen, bei ihnen zu essen und zu übernachten. Man fühlte sich auf einmal auch dem Fremdesten verwandt und befreundet, weil Ein Glaube, Eine Verehrung, und Eine Liebe sie aus weiter Ferne herbeigeführt hatte. Selbst wenn man sich im Kleid geirrt hätte, so ist es doch an den Tag gekommen, daß auch noch jetzt Glaube, Liebe und Verehrung zu Jesus Christus in Millionen lebt, und diese ist echt, wenn auch der Stoff nicht echt wäre. Wenn man so die langen Prozessionen sah, wie sie stundenlang vor dem uralten Tempel warteten, bis die Reihe an sie kam, und keine Mühe scheuten, um nur das Kleid zu sehen, von dem es hieß: Jesus habe es getragen — und wenn man die stolzen, kräftigsten Gestalten junger Bursche aus Deutschland, Lothringen und Frankreich sah, wie selbst unter diesen Viele in Thränen ausbrachen, als sie das Kleid erblickten: da regte es sich wundersam in der Seele, und die Frage regte sich: „Wie tief muß sich Der in's

Menschenherz gegraben haben, was muß Der gethan haben, um dessen Kleides willen über tausendmal tausend Menschen nach achtzehnhundert Jahren im fernen Deutschland zusammenkommen! Was würden diese Leute erst thun, wenn Jesus Christus selbst da wäre! Auch Protestanten sind nach Trier gereist, und wurden durch die Andacht so vieler Menschen erbaut und gerührt. Selbst Juden sind nach Trier des Rockes wegen gekommen, nicht aus Verehrung, sondern um einen Gegenstand zu sehen, der noch aus jener Zeit aufbewahrt ist, wo das jüdische Volk noch in Kanaan bei einander wohnte, der Tempel noch stand, und der Hohepriester das Opfer brachte.

Das heilige Schweißtuch, welches die fromme Frau, „Veronika“ genannt, Jesu Christo auf Seinem schmerzensvollen Gange zum Tode darreichte, und worin, einer alten Sage zufolge, Sein dorngekröntes Haupt abgeprägt wurde, ist in der St. Peterskirche zu Rom aufbewahrt.

Eine Sage, welche der ehrwürdige Beda erzählt, berichtet uns Folgendes über das heilige Schweißtuch: „Das Schweißtuch wurde nach der Auferstehung des Erlösers von einem Juden gestohlen. Als er starb, ließ er seinen Söhnen die Wahl: Welcher das Tuch, und welcher das übrige, reiche Vermögen erben sollte. Derjenige, welcher nun das Geld nahm, wurde arm; derjenige aber, welcher das Tuch nahm, reich. Später entstand unter den Erben über das Tuch ein Streit, und der Kalif Moawia befahl, durch das Feuer zu erproben, wem es gehöre, und ob es echt sei? Man warf es also in's Feuer. Da flog es auf, und einem frommen Christen in den Schooß. Seitdem wurde es zu Jerusalem aufbewahrt und hochverehrt.

Nach der Eroberung und Zerstörung der Stadt Jerusalem brachte der römische Feldherr Titus das Schweißtuch nach Rom, und er soll durch den bloßen Anblick desselben vom Aussatze gereinigt worden sein. Nach der Aussage Anderer wurde es erst um das Jahr 700 nach Rom gebracht.

In den untern Nischen der vier Pfeiler der Kuppel der St. Peterskirche stehen die kolossalen Bildsäulen der Verenice, (auch genannt Veronika), der heiligen Helena, des Longinus, des Hauptmanns, der die Seite Jesu mit der Lanze durchbohrte, und des heiligen Apostels Andreas. Diese Statuen beziehen sich auf die vier bedeutendsten Reliquien, welche die Kirche nebst den Gebeinen des heiligen Petrus besitzt. Sie sind das heilige Schweißtuch; ein Stück vom Kreuze Christi, das die heilige Helena entdeckte; die Lanze, mit welcher der heilige Longinus die Seite des Heilands durchstach; und das Haupt des heiligen

Andreas. Sie werden in den Loggien, über den Nischen jener Statuen aufbewahrt, und von da aus an bestimmten Tagen den Gläubigen gezeigt. An jeder von diesen Loggien sind zwei von den gewundenen Marmorsäulen angebracht, die vor dem Hauptaltare der alten St. Peterskirche standen. Zu denselben führen Treppen im Innern der Pfeiler empor. Niemand darf sie besteigen, und jene Reliquien in der Nähe betrachten, außer den Domherren der St. Peterskirche, und wer dazu Verlangen hat, muß zuvor zum Titular-Domherrn dieser Kirche ernannt werden; eine Begünstigung, die nur Fremde von fürstlichem Range erhalten. Uebrigens wird eigentlich nur das Schweißtuch, auf welchem sich das wirkliche Bildniß des Hauptes Christi befindet, verum icon oder das wahre Bildniß Jesu genannt; eine solche Heilige wurde von der katholischen Kirche nie anerkannt. Das „Veronika-Fest" ist in einigen Kirchen bloß eingeführt worden, um unsern Heiland zu verehren. Auf diese Weise wurde auch am 23. Nov. d. J. 1011 ein Altar „des heiligen Schweißtuches" zu Rom geweiht, in dem der Schleier aufbewahrt wurde, auf welchem das heilige Angesicht abgebildet war. Dieß ersehen wir aus einem Schreiben des Papstes Sergius IV. Man trug dieses heilige Angesicht in der Prozession, und las eine Votiv-Messe von der Veronika, oder dem geheiligten Bilde Jesu Christi.

Noch andere Beispiele von heiligen Reliquien. b) Die Höhle des heiligen Benedikt. Ein Weib hatte den Verstand verloren, und war so rasend geworden, daß sie Tag und Nacht über Berg und Thal, durch Felder und Wälder herumirrte; sie ruhte nur dort und dann, wenn die Ermüdung sie zu ruhen zwang. Eines Tages nun kam sie, nachdem sie besonders weit herumgelaufen war, zur Höhle unsers heiligen Vaters Benedikt, trat in selbe hinein, und blieb dort, ohne zu wissen, wo sie wäre? Als es nun Morgen geworden war, ging sie mit so vollkommen geheiltem Sinne heraus, als wenn sie niemals wahnsinnig gewesen wäre, und in dieser so erlangten Gesundheit blieb sie die ganze Zeit ihres Lebens. (II. Buch der Gespräche des heiligen Gregor des Großen.)

c) Die Reliquien des heiligen Bischofs Januarius. Am 1. Mai oder 19. September bietet sich in der herrlichen Domkirche zu Neapel allen Anwesenden ein wunderbares, großartiges Schauspiel dar. Die Kirche ist an diesen Tagen mit Zuschauern aus allen Ländern und Völkern gefüllt. Es werden in einer prachtvollen Kapelle, und auf einem Altare, der von Gold, Silber und Edelsteinen glänzt, das Haupt und das Blut des heiligen Januarius, des wunderthätigen Schutzpatrons der Stadt, zur Verehrung ausgesetzt. Auf der

Evangelienseite des Altares steht das Haupt des Heiligen, und auf der Epistelseite das Blut in zwei Glasgefäßen, von denen das Eine größer ist. Sobald die Glasgefäße dem Haupte gegenüber stehen, fängt das vertrocknete und zum Theile am Glase angeklebte Blut flüssig zu werden und zu wallen an Nimmt man die Fläschchen aus der Nähe des Hauptes hinweg, so wird es augenblicklich dick und fest. Obwohl auf dem Altare eine Menge Wachskerzen brennen, so ist doch das Glas der Gefäße immer kalt. Dieses Wunder, welches seit mehr als tausend Jahren sich ununterbrochen erneuert, und noch immer fortdauert, zieht immer eine ungeheuere Menge von Menschen herbei, welche es mit Augen sehen. Die gelehrtesten Männer haben die Sache untersucht, und müssen gestehen, daß die Hand des Herrn hier im Spiele ist. Besonders aber sind es die Bewohner von Neapel und der Umgegend, welche an den erwähnten Tagen schaarenweise in der Kapelle des Heiligen erscheinen, und mit glänzender Andacht ihre Gebete verrichten. Es führt sie das innigste Dankgefühl und das Vertrauen auf die Fürbitte des Heiligen hieher. Gar oft schon haben sie in großer Noth, wenn der Berg Vesuv Feuer auswarf, und ganze Städte zu zerstören drohte, den augenscheinlichen Schutz des heiligen Januarius erfahren. So drohte der feuerspeiende Berg i. J. 685 Stadt und Umgegend zu zerstören; die Asche, welche er auswarf, verdunkelte den Tag bis nach Constantinopel hin; die Bewohner flehten zu ihrem Schutzheiligen, dessen Reliquien zur Verehrung ausgestellt wurden, und wurden gerettet. Dasselbe geschah in den Jahren 1631 und 1698. Im Jahre 1707 ergoß sich ein breiter Feuerstrom vom Berge herab, und setzte Alles in Schrecken. Man trug nun den Sarg des heiligen Januarius in eine Kapelle am Fuße des Berges, und sogleich hörte der Feuerstrom auf, die Dunkelheit verschwand, und Abends sah man wieder die Sterne am Himmel glänzen. (Ott's Legende.)

d) Der heilige Willehad. Als seine Jünger, ohne daß der Heilige es ihnen befohlen hatte, einen Götzentempel zerstören wollten, so führte Einer der Götzendiener mit dem Säbel einen mächtigen Hieb auf ihn, um ihm den Kopf abzuhauen. Willehad wurde dadurch nicht verletzt; eine Halskette, an der er ein Kreuz mit Reliquien trug, hatte es verhindert. Die Götzendiener erstaunten darüber, sie erkannten daraus, daß er unter einem mächtigern, göttlichem Schutze stehe, und zeigten von nun an große Hochachtung gegen den heiligen Mann.

(Chr. v. Schmid's Apostel Deutschlands.)

e) Die kostbare Kapsel. Als unser heilige Vater Benedikt seinen Schüler, den heiligen Maurus, nach Gallien gesandt hatte, um

dort auch, wie zu Casino, ein Kloster zu errichten, schickte er ihm noch zum Abschiede eine Kapsel von Elfenbein, einige Reliquien der Marthyrer, und ein Blatt mit folgenden Zeilen: „Liebster! empfange das letzte Denkzeichen deines Lehrers, zum fortwährenden Beweis beständiger Liebe, und zum Schutze für dich und deine Gefährten auf der Reise, auf welcher ihr vielen Gefahren ausgesetzt sein werdet. Der gütige Gott wird euch beistehen, und euch zum Ziele führen! Was dich betrifft, mein Sohn! wirst du, wenn sechzig Jahre nach deinem Eintritt in das Kloster verflossen sind, die Früchte deiner Bemühungen im Himmel empfangen. So wurde mir in letzter Nacht von Gott kund gethan. Reise glücklich, erreiche noch glücklicher das Ziel!" In der elfenbeinernen Kapsel fand Maurus drei kleine Stücklein vom Kreuze des göttlichen Erlösers. Hocherfreut und mächtig gestärkt durch diesen Beweis der Liebe seines vielgeliebten Vaters setzte er mit seinen Begleitern die Reise glücklich bis Verzelli fort, wo sie von der Geistlichkeit mit großer Liebe aufgenommen wurden, und ein Paar Tage verweilen wollten. Da mußten sie aber eines unglücklichen Zufalles wegen noch volle vierzehn Tage in dieser Stadt verbleiben. Harderadus, der Abgeordnete des Bischofs Innocentius zu Mans, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, bestieg in dieser Absicht auch einen hohen Thurm, und stürzte zum größten Schrecken aller Anwesenden herunter. Er war so übel zugerichtet, daß er in Leintüchern hinweg getragen werden mußte. Man war für sein Leben besorgt. Die Aerzte versuchten Alles, ihn zu heilen; sie fanden aber, es sei aber kein anderes Rettungsmittel möglich, als daß man ihm einen Arm abnehme. Harderadus erzitterte vor der schmerzlichen Operation, und flehte unter häufigen Thränen den Maurus um Hülfe an. Dieser ging in die Kirche, warf sich vor dem Altar auf sein Angesicht nieder, und betete da lang und inbrünstig. Dann nahm er die Kapsel mit den Kreuzpartikeln, ging zu dem Kranken, betete, und machte über ihn mit dem Heiligthum das Kreuzzeichen. Gott erhörte die Bitten seines Dieners, und schenkte dem Kranken augenblickliche und gänzliche Genesung.

(Mätzler's Legende.)

f) Die Wahl. Als einst der Kaiser Otto I. dem heiligen Wenzeslaus, Herzog von Böhmen, auf dem Reichstage zu Worms seine heilige Ehrfurcht bezeigen wollte, hocherfreut, einen solchen Diener Gottes unter seinen Fürsten zu haben, sprach er zu ihm: „Begehre von mir eine Gnade!" Der Herzog begehrte in aller Demuth und Frömmigkeit, wie denn Heilige nur Heiliges wünschen, nur Folgendes: einen Arm des heiligen Vitus, dessen heilige Ueberreste erst kurze Zeit

von Frankreich nach Sachsen gekommen waren, und etwas von den Reliquien des heiligen Sigismund, König von Burgund.

Ein so kostbares Gut war also die Reliquie eines Heiligen in den Augen des gottseligen Fürsten, daß er sich eine solche vor allen andern erbat Wer sollte also nicht auch die Reliquien der Heiligen höher schätzen, als Gold und Edelsteine!

g) Der Rock des heiligen Martyrers Vinzentius. Im Jahre 542 überzogen die Könige Childebert und Clotar das Königreich Spanien mit Krieg. Als die Stadt Saragossa belagert wurde, nahmen die sehr geängstigten Einwohner ihre Zuflucht zu Gott und zur Fürbitte des heiligen Martyrers Vinzentius, des Schutzpatrons ihres Vaterlandes. Sie legten sich ein strenges Fasten auf, zogen Bußkleider an, bestreuten ihr Haupt mit Asche, sangen Bußpsalmen, und trugen den Rock des heiligen Martyrers um die Stadtmauern herum. Die Feinde glaubten anfangs, man wolle sich verschiedener Zaubermittel gegen sie bedienen; als sie aber vernahmen, man flehe wider sie die mächtige Fürbitte des heiligen Vinzentius an, wurden sie von einer solchen Ehrfurcht und einem solchen Schauder ergriffen, daß sie zitterten. Childebert bat den Bischof, er möchte zu ihm kommen; der König redete mit ihm in aller Güte, und wünschte nichts anders, als man möchte ihm einige Reliquien des Heiligen geben. Mit diesen zufrieden gestellt, zog er ab. Als er nach Paris zurückgekehrt war, ließ er nahe bei der Stadt zu Ehren des heiligen Vinzentius eine Kirche erbauen, in welcher er die Reliquien des heiligen Märtyrers begraben ließ.

(Galerie von moral. Erz.)

h) Rettung aus Gefangenschaft. Der heilige Eligius, Bischof von Noyon, ließ zu Ehren dieses heiligen Martialis eine Kirche erbauen, und die Gebeine des heiligen Bischofes im feierlichen Zuge unter Psalmengesang dorthin tragen. Der Zug ging eben vor einem Gefängniß, worin sieben Männer unschuldiger Weise angekettet waren, vorüber. Plötzlich standen die Träger der heiligen Gebeine still; denn sie konnten die Last, welche immer schwerer wurde, nicht mehr weiter tragen. Während Staunen das Volk ergriff, geschah plötzlich ein Donnerschlag; der Kerker erbebte; den Gefangenen fielen die Ketten ab, die Thüre sprang auf, und die sieben Männer eilten heraus, schlossen sich dem Zuge an, der jetzt wieder weiter konnte, und gingen mit in die Kirche, wo sie in den Lobgesang des Volkes einstimmten, weil Gott Seine heiligen Diener so verherrlichte. (Ott's Legende.)

i) Die Reliquien der heiligen Jungfrau und Märtyrin Philomena. Im Jahre 1802 fand man bei den Nach-

grabungen, die fortwährend in den Katakomben oder in den unterirdischen Friedhöfen zu Rom geschehen, um die Namen und Reliquien der heiligen Martyrer kennen zu lernen, in den Grabgängen der heiligen Priscilla einen Grabstein, auf welchem die Worte standen: „Lumina in Pace Fi,“ d. i. „Philomena in Frieden.“ Nachdem man den Stein hinweg genommen hatte, bemerkte man außer den Gebeinen ein dünnes, halbzerbrochenes Gefäß von Glas mit vertrocknetem Blute. Das war das Blut, welches man beim Tode der heiligen Martyrin gesammelt hatte, wie dieß gewöhnlich die ersten Christen nach dem Tode der heiligen Martyrer thaten. Sie trockneten nämlich mit Schwämmen oder reinen Tüchern das noch frische Blut auf, und ließen es dann in gläserne Gefäße träufeln, welche sie in die Gräber stellten. Als man das vertrocknete Blut der heiligen Martyrin aus dem halbzerbrochenen Gefäße nahm, und in ein Gefäß von Krystall that, wie erstaunte man, als die Theilchen des trockenen Blutes, wie Gold und Silber, und wie Edelsteine von allen Farben zu schimmern anfingen! Dieses Wunder dauert bis zum heutigen Tag. Auf dem Grabsteine befanden sich noch eingehauen die Sinnbilder: Lilie und Palme, welche die Jungfräulichkeit und das Martertrhum der Heiligen andeuten, dann ein Anker, eine Geißel und drei Pfeile, von denen einer abwärts, der andere aufwärts schaute. Diese Werkzeuge deuteten auf die Art der Marter hin, welche die Heilige duldete. Die heiligen Gebeine wurden nun aus dem Grabe genommen, und sammt dem Blutgefäße und dem Grabsteine in einen Saal gesetzt, wo man mehrere heilige Leiber aufbewahrte. Von der Lebensgeschichte der heiligen Philomena war nichts bekannt. Die Gebeine der Heiligen blieben bis zum Jahre 1805 in dem Saale ausgesetzt. In diesem Jahre kam ein vornehmer Herr von Neapel nach Rom, der für seine Hauskapelle den Leib eines heiligen Martyrers erhalten wollte. Man ließ ihn in den Saal führen, und dort wählen. Kaum war er zu den Gebeinen der heiligen Philomena gekommen, so fühlte er in seinem Innern eine heilige Freude. Er bat sogleich um dieselben. Seine Bitte wurde gewährt. Er nahm die heiligen Gebeine mit sich, ließ sie in kostbarem Schmucke bekleiden, in einen schönen Glaskasten setzen, und denselben von der geistlichen Behörde versiegeln. Der heilige Leib wurde in seiner Kapelle zur Verehrung ausgesetzt, wo sogleich auffallende Wunder geschahen. Die Frau des Hauses litt schon zwölf Jahre lang an einer unheilbaren Krankheit; sie flehte die Heilige um ihre Fürbitte an, und war sogleich geheilt. Ein Advokat konnte schon sechs Wochen sein Zimmer nicht verlassen; er ließ sich in die Kapelle tragen, und wurde plötzlich gesund. Eine vornehme Frau hatte den

Krebs an der Hand; man brachte eine Reliquie der Heiligen, legte sie auf die Wunde, und am Morgen war die Wunde verschwunden. Da nun die Hauskapelle die Menge der Andächtigen, welche herbeiströmten, nicht mehr fassen konnte, so wurde der heilige Leib nach dem Städtchen Mugnano gebracht, und in einer nicht weit entfernten Kirche beigesetzt. Auch hier geschahen zahlreiche Wunder. Sogar von dem Oele, das in den Lampen sich befand, welche vor dem Altare der Heiligen brannten, wurden Blinde, welche damit die Augen bestrichen, sehend. Das größte Wunder aber, das sich ereignete, ist die Offenbarung der Lebensgeschichte der Heiligen. Früher wußte man, wie gesagt, noch von der heiligen Philomena nichts, als ihren Namen und ihr Marterthum. Da geschah es, daß drei Personen, einem Künstler von reinen Sitten, einem eifrigen Priester und einer frommen Klosterfrau, die sich nicht kannten, und weit von einander entfernt waren, zugleich geoffenbart wurde, Philomena, die Tochter eines griechischen Fürsten, sei schon in ihrem dreizehnten Lebensjahre von ihrem Vater nach Rom gebracht worden; der Kaiser Diokletian, bei welchem ihr Vater Geschäfte hatte, sei sogleich bei ihrem Anblicke von geiler Wuth so sehr entbrannt worden, daß er ihr deßwegen Hand und Reich anbot; Philomena aber, die Jesum zu ihrem Bräutigam erwählt, habe sich geweigert, in eine solche Heirath einzuwilligen; der Kaiser habe, darüber erzürnt, die Jungfrau ergreifen, und beinahe zu Tode geißeln lassen, worauf sie aber wieder von zwei Engeln im Gefängnisse geheilt wurde; hierauf sei sie an einen Anker gebunden, und in den Tiberfluß geworfen worden, worauf Engel den Anker losbanden, und die Heilige an das Ufer brachten; der gottlose Kaiser habe nun die Dulderin mit glühenden Pfeilen erschießen lassen; allein die Pfeile hätten sich gegen die Schützen selbst gekehrt, und mehrere derselben getödtet; die heilige Jungfrau sei nun von dem verblendeten Kaiser, der alle diese Wunder geheimer Zauberei zuschrieb, enthauptet worden; die Christen hätten nun ihr Blut aufgetrocknet, und in einem Glasgefäße, in dem Kirchhofe der heiligen Priscilla beigesetzt, wo Beides i. J. 1802 aufgefunden wurde.

Warum aber Gott erst nach 1500 Jahren den Leib dieser heiligen Jungfrau finden ließ, mag in dem Unglauben, wovon die Herzen vieler Tausenden zu Anfang des neunzehnten Jahrhundertes angesteckt waren, seinen Grund haben. Gott bewegte den Staub eines längst vergessenen Grabes; Er machte gleichsam die vertrockneten Gebeine einer heiligen Martyrin lebendig, und wirkte auf ihre Fürbitte zahllose Wunder, damit die Menschen dadurch zum Glauben und zur Gottesfurcht entflammt werden sollten. Wirklich machte diese wunderbare Begebenheit auf Viele

einen solchen Eindruck, daß sie wieder zu Gott zurück kehrten, den sie treulos verlassen hatten. (Nach Ott's Legende.)

k) Das Walburgisöl in Eichstädt. Die heilige Walburgis wirkte als Abtissin des Klosters Heidenheim so segensreich, daß ihr Andenken von allen Armen und Bedrängten in der ganzen Gegend noch in spätester Zeit gepriesen wurde. Sie starb am 25. Februar d. J. 779, im 69. Jahre ihres Alters, und ihre sterblichen Ueberreste wurden neben den Gebeinen ihres i. J. 761 verstorbenen Bruders, des heiligen Wunibald, in der Klosterkirche beigesetzt, und zwar von ihrem Bruder, dem heiligen Willibald, Bischof von Eichstädt. Dort ruhte sie bis zum 21. September 870. An diesem Tage übertrug Bischof Otkar feierlich ihren Leib nach Eichstädt. Eine solche feierliche Uebertragung kam in jener Zeit einer Heiligsprechung gleich, die damals noch den Bischöfen zukam. In Eichstädt wurden die Ueberreste der Heiligen in der heiligen Kreuzkirche, später St. Walburgakirche beigesetzt. Im Jahre 893 erlangte die Abtissin des Klosters von Monheim von dem Bischof Erchambold auf ihre Bitte, daß die Reliquien der heiligen Walburga getheilt, und ein Theil derselben in das Kloster Monheim übertragen wurden. Beim Nachgraben und bei der Erhebung derselben zeigten die heiligen Reliquien sich völlig mit einer Flüssigkeit, wie mit Thau überzogen, ohne daß, so oft man auch diese bethauten heiligen Gebeine berührte, etwas an den Fingern kleben blieb. Dieß sind die ersten Spuren des nachmals so berühmten Oelflusses. Während der Uebertragung der heiligen Reliquien von Eichstädt nach Monheim wurde ein Knabe, welcher mit der hinfallenden Krankheit behaftet war, von derselben geheilt, als er die Reliquien berührte, da sie beim Dorfe Mühlheim ankamen. Ein anderer kleiner Knabe, Rudolph mit Namen, wurde ebenso durch die Berührung der Reliquien in der Kirche zu Monheim von derselben Krankheit geheilt. Im Jahre 1035 wurde durch den frommen Leodegar, Grafen von Graisbach und Lechsgmünd, Domherrn zu Eichstädt, unter Mitwirkung des Bischofs Heribert die Abtei und das Kloster zu St. Walburga gestiftet. Bischof Heribert ließ die Kirche vom Grunde aus erbauen, und berief in das Kloster Jungfrauen aus dem Benediktinerorden, welche fortan in dem Besitz des Klosters blieben. Bei Gelegenheit dieses Baues wurden auch die Gebeine der heiligen Walburga aus ihrem bisherigen Bewahrungsorte in ein steinernes Behältniß oder in einen Sarg gelegt, welcher gerade hinter und unter den Hochaltar zu stehen kam. In diesem Behältnisse ruhen die Brustgebeine der heiligen Walburga. Diese neue Uebertragung geschah am 12. Oktober d. J. 1040. Früher

hatten die Gebeine der Heiligen unter der Erde geruht. Von dieser Zeit an beginnt auch das berühmte Wunder, daß unter jenem Sarge eine farb-, geschmack- und geruchlose Feuchtigkeit hervorquillt, St. Walburgisöl genannt, welches in einzelnen Tropfen zu einer ziemlichen Menge sich sammelt. Es fließt gewöhnlich vom 12. Oktober an, als am Tage der erwähnten Uebertragung, bis zum 25. Februar, dem Jahrestage des seligen Hinscheidens dieser Heiligen. Die Fortdauer dieser Gnadenquelle kann wohl bezweifelt oder bespöttelt, aber nicht geläugnet werden, indem viele erwiesene Wunder, die an vertrauensvollen Gläubigen seit acht Jahrhunderten in einer fortwährenden, ununterbrochenen Reihe geschehen, dieses bestätigen. So wurde auch in unserer Zeit, nämlich am 7. November 1856 ein Mädchen, Mathilde Makara mit Namen, dadurch, daß sie ein Fläschchen mit dem Oel der heiligen Walburgis vertrauensvoll küßte, von einem sehr hartnäckigen Krampfe der Augenlieder, welcher sie seit Monaten am Gebrauch der Augen gehindert, und in Blindheit hingehalten hatte, geheilt. Der jetzt regierende, eifrige Bischof von Brünn, Anton Ernst, ließ die ganze Begebenheit untersuchen, und sprach dann das Urtheil aus, daß dieselbe außer der Ordnung der Natur, durch die Gnade Gottes gewirkt, und mithin ein Wunder sei.

(Wiener Volksfr. u. Sonntagsblatt.)

l) Das Fest der heiligen Reliquien. Dem ehrwürdigen Abt Reginbert von Epternach war einst der göttliche Heiland erschienen, und trug ihm auf, er sollte in seiner Kirche zu Ehren aller Heiligen, deren Reliquien dort beigesetzt sind, ein Fest einführen; nur dann könnte ihm eine Hülfe in den trüben Zeiten, welche damals waren, zu Theil werden. Reginbert that es, und es wurde ihm wirklich geholfen. Noch jetzt besteht in allen Benediktinerklöstern der Gebrauch, das Andenken aller Heiligen, deren Reliquien in ihren Kirchen beigesetzt sind, durch ein eigenes Fest zu begehen.

(Nach dem Martyrologium des Benediktiner-Ordens.)

m) Die Reliquien des heiligen Blutzeugen Felix in der Stiftskirche zu Michaelbeurn. Der eifrige Prälat des Benediktinerstiftes Michaelbeurn, Michael Trometer, hatte von dem hochwürdigen Fr. Joseph Cusanius von Aquila, des Ordens der Eremiten vom heiligen Augustin, Vorstand des päpstlichen Sakrariums, einen heiligen Leib, unter dem Namen des heiligen Blutzeugen Felix, zum Geschenk erhalten. Der heilige Felix war, wie das römische Martyrologium erzählt, ein Kriegsoberster, der zu Rom mit

seiner Gemahlin Blanda unter der Regierung des Kaisers Alexander enthauptet wurde. Die sterblichen Ueberreste dieses Heiligen waren aus dem Kirchhof der heiligen Cyriaka ausgegraben, von der Congregation der Ablässe und heiligen Reliquien als echt anerkannt und bestätigt, und in einem mit rothen Bändern umwundenen und vielfach versiegelten Kistchen, mit der, von dem vorgenannten Fr. Joseph Eusanius eigenhändig unterschriebenen Authentik (dd. Romae, ex aedibus nostris in Vaticano, die 10mo mensis Decembris, anno 1669) dem Abt von Michaelbeurn überschickt worden. Abt Michael reichte nun bei dem Erzbischof Maximilian Gandolf seine unterthänigste Bitte ein, diesen heiligen Leib in seiner Stiftskirche zur öffentlichen Verehrung aussetzen zu dürfen. Der Erzbischof genehmigte die Bitte, und verordnete eine eigene Commission zur Untersuchung des heiligen Leibes. Diese Handlung ging den 26. Juni des Jahres 1670 im Stifte St. Peter, in dem Oratorium des heiligen Joseph, in Gegenwart vieler erfahrener Männer, Geistlichen, Beamten und Aerzte, vor sich. Nach Besichtigung aller heiligen Gebeine wurde von dem Beamten ein gerichtliches Urtheil über den Befund verfaßt und unterzeichnet. Der Erzbischof ertheilte nun die Erlaubniß, den heiligen Leib der öffentlichen Verehrung auszusetzen, und den öffentlichen Gottesdienst mit einem Gebete zu Ehren des heiligen Blutzeugen Felix zu feiern. Im folgenden Jahre geschah die feierliche Uebertragung des heiligen Leibes. Am Samstag vor dem vierten Sonntag nach Ostern, welcher in jenem Jahre auf den 25. April fiel, wurde der heilige Leib nach der Vesper in der Haunsberger-Kapelle erhoben, und von vier Klostergeistlichen im Levitenkleide, auf einem Tragbette von rothem Sammet in feierlicher Prozession in die Kirche Dorfbeurn hinüber getragen. Am folgenden Tage geschah die feierliche Uebertragung des heiligen Leibes von Dorfbeurn nach der Stiftskirche auf einem weiten Umwege durch eine Menge Triumphbögen, unter Gesängen, abwechselnd mit Trompeten- und Paukenschall, unter Pöllerschüssen, in Begleitung einer zahllosen Menge Volkes aus der Nähe und Ferne, und der benachbarten Geistlichkeit. Während der Predigt, welche P. Martin, Benediktiner von Mondsee und damals Pfarrer von Straßwalchen hielt, und während des feierlichen Hochamtes blieb der heilige Leib an der Epistelseite des Hochaltares abgesetzt; dann aber wurde er in die mittlere Kapelle an der Westseite der Stiftskirche getragen, und daselbst auf dem Altar verwahrt, woher diese Kapelle von dieser Zeit an den Namen „Felix-Kapelle" erhalten hat. Das Fest des heiligen Blutzeugen Felix wird jährlich am vierten Sonntag vor Ostern in der Stiftskirche von Michael-

beurn feierlich begangen, wobei das Volk aus der Nähe und Ferne zusammenströmt, um das Haupt des heiligen Martyrers zu küssen.

Wie sehr Gott die Verehrung, welche den Reliquien des heiligen Felix erwiesen wird, gefalle, lehrt auch die Erfahrung. Einst brach, wie mir eine glaubwürdige Person erzählte, zu Michaelbeurn eine verheerende Feuersbrunst aus, welche nicht bloß den Untergang unserer Klostergebäude, sondern auch der ganzen Ortschaft herbeizuführen schien. In dieser großen Noth nahmen die Bewohner Michaelbeurns zum heiligen Blutzeugen Felix ihre Zuflucht. Den Heiligen um seine Fürbitte bei Gott anrufend, trug man die heiligen Reliquien in feierlicher Prozession um die brennenden Häuser herum. Und sieh! ihr Flehen blieb nicht unerhört; die Feuersbrunst war bald gelöscht.

§. 37. Von dem zweiten Gebote Gottes: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen."

Das erste Gebot Gottes macht uns die innere Verehrung Gottes, die Gesinnungen und Empfindungen des Glaubens, des Vertrauens, der Liebe, der Anbetung, der Dankbarkeit und des Gehorsams zur strengsten Pflicht. In der Erfüllung derselben besteht das innere Leben des menschlichen Geistes. Dieß macht eigentlich den Menschen theilhaftig des Göttlichen, fähig für das Gute und Wahre. Denn nur derjenige lebt eigentlich in Gott, der sich von Außen abwendet, dem Göttlichen, das so herrlich in Christus erscheint, ernstlich nachdenkt, der im Glauben an Gott, in der Hoffnung auf Ihn, und in der Liebe zu Ihm wirkt, der seine Pflichten und Berufsgeschäfte als Aufträge Gottes ansieht, und sie mit gewissenhafter Treue wegen Gott zu erfüllen sucht. Dieses innere Leben eines frommen Christen aber entfaltet sich auch nach Außen. Denn ein wahrhaft frommer Christ, dem sein Gott das Beste ist, was er auf Erden hat, wird seine Verehrung gegen Gott auch äußerlich in allen seinen Reden und Handlungen beweisen. Deßhalb ist es auch unsere Pflicht, äußerlich zu zeigen, daß wir an Gott glauben, auf Ihn hoffen, Ihn über Alles lieben, Ihm stets gehorsam und dankbar sind, und Ihn anbeten. Nichts soll uns daher so wichtig, so theuer sein, als der göttliche Name, die Verherrlichung Gottes, und so schließt sich an das erste Gebot das zweite an: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen." Während uns also das erste Gebot zur innern Verehrung Gottes verpflichtet, fordert uns das zweite Gebot dazu auf, dieses auch äußerlich zu thun.

Wir zeigen äußerlich unsere größte Verehrung gegen Gott,

a) wenn wir durch Worte und Handlungen freimüthig vor der ganzen Welt bekennen, daß wir an Gott, den Schöpfer, Erhalter, Regierer und Richter der Welt glauben. „Denn," sagt der heilige Augustin, „derjenige lobt und verherrlicht Gott, der Ihn durch den Glauben bezeugt, mit der Hoffnung erwartet, und mit Liebe sucht." (De vera Relig. cap. 54 in fine.) Das freimüthige Bekenntniß unseres christlichen Glaubens ist eines der vorzüglichsten Mittel, auch die Gemüther der Mitmenschen zu ähnlichen Gesinnungen und Thaten zu entflammen. Dieß sah man schon oft in der ersten Christenheit. Der Muth, mit welchem die treuen Schüler Jesu zur Zeit der Christenverfolgungen ihren Glauben an Ihn öffentlich bekannten, erschütterte nicht selten das Herz der grausamsten Richter und Schergen, und machte auf sie einen solchen Eindruck, daß sie, die vorher mit unmenschlicher Blutgier die Christen verfolgten, ebenfalls Christen wurden, und mit Freuden ihr Leben für Christum aufopferten. So kann auch das Beispiel eines einzigen Christen, der seine frommen Gesinnungen auch äußerlich an den Tag legt, und dessen Leben, wie der heilige Bonaventura sagt, das Kreuz Christi und das Marterthum ist, zur Tugendschule für eine ganze Gemeinde werden, und dadurch zur Verherrlichung des göttlichen Namens beitragen. Wie beruhigt kann aber einst ein solcher Christ der Stunde seines Todes entgegen sehen, da der göttliche Heiland selbst gesagt hat: „Wer Mich vor den Menschen bekennen wird, den will auch Ich vor Meinem Vater bekennen." (Matth. 10. 30.)

Beispiele. aa) So bekannte David, der fromme König, so lange er lebte, seinen Glauben an Gott freimüthig vor der ganzen Welt, und es war kein leeres, vergebliches Wort, als er sprach: „Ich will Dich hoch rühmen, mein Gott und König! und Deinen Namen immer und ewig preisen. Ich will Dich alle Tage loben und Deinen Namen immer und ewig preisen." (Ps. 144, 1. 2.)

bb) Die heiligen Apostel hatten die größte Freude, daß sie für das standhafte Bekenntniß ihres Glaubens so viele Schmach, Pein und Verfolgung ausstehen mußten. Ebenso gingen auch die heiligen Martyrer freudig in den Tod, und versiegelten die Wahrheit des Evangeliums, von dessen Verkündigung sie in ihrem Leben durchaus keinen zeitlichen Gewinn hatten, noch am Ende mit ihrem Blute. Sie werden daher auch „Blutzeugen" genannt. Zu diesen kann man auch jene rechnen, welche zwar nicht den Tod um Christi willen duldeten,

aber doch große Qualen, Verbannung in schauderhafte Wüsteneien, Verstümmlung ihrer Glieder, oder Verlust ihres zeitlichen Gutes ausstehen mußten. An diese reihen sich die heiligen Bekenner an, welche zwar ihr Leben nicht für Jesum hingaben, aber doch dasselbe im Dienste Gottes, durch treue Befolgung Seiner Lehre und Seines Beispieles zubrachten, die heiligen Jungfrauen, die das Kleid ihrer Unschuld unbefleckt bewahrten, die Büßer, Mönche und Einsiedler, welche ihr Fleisch gekreuzigt, und ihre Sünden abgebüßt haben. Das Leben aller dieser Heiligen war ein öffentliches Bekenntniß, daß die Seligkeit nur im Christenthum zu finden sei, und war in der Hand Gottes ein auserwähltes Werkzeug zur Verherrlichung Seines Sohnes Jesu Christi.

cc) Donatian und Rogatian, die heiligen Brüder. Maximian, Herkuleus genannt, der Mitregent des Kaisers Diokletian, wollte gleich im ersten Jahre seiner Regierung von der fernsten Gränze Galliens bis an das Perserland den Glauben an Christum vertilgen, und so war auch zu Nometum — heut zu Tage ist es Nantes in Frankreich, der Befehl angelangt: „Wer dem Gott der Götter, dem Jupiter, und seinem Sohne Apollo nicht Opfer bringt, soll des schmählichsten Todes sterben.“

Zu Nometum lebten auch zwei Brüder von adeliger, vornehmer Abkunft, welche Donatian und Rogatian hießen. Donatian war ein Christ; er hatte schon in frühester Jugend das Glück, unter der geistlichen Pflege eines frommen Seelsorgers zum wahren Christen gebildet zu werden. Als ein Knabe von acht Jahren hatte er schon die Taufe empfangen, und war seitdem so vollkommen in seinem Glauben und Lebenswandel, daß sich nach seinem Beispiele viele Heiden bekehrten. Rogatian war noch ein Heide, und allen liebevollen Worten seines Bruders wollte es nicht gelingen, ihn von seinen heidnischen Vorurtheilen zu befreien.

Einst saß Donatian unter dem Schatten der Maulbeerbäume vor Nometum, und blickte mit einem Auge, aus dessen Strahl Wehmuth und Liebe hervor sich drängten, auf seinen Bruder Rogatian, der daneben stand, und in zweifelvollen Gedanken die finstere Stirne an einen Baumast preßte, den er mit starkem Arm herniederbog. Es herrschte lange eine tiefe Stille. Nun aber erhob sich Donatian, und seine Rechte um die Brust des Bruders schlingend, bat er ihn unter heißen Thränen: „Ich rede noch einmal, und vielleicht zum letzten Mal, an dein mir so theures Herz. Rogatian, gib endlich einmal den brüderlichen Worten Gehör: Verlasse das Heidenthum; erwache, du Schlafender! erstehe einmal von den Todten, daß Christus dich erleuchte!“

Jetzt erhob sich Rogatian. Er starrte mit festem Blick in des Bruders Auge. Dann warf er sich an seine Brust und weinte bitterlich. Donatian ahnete den Kampf des Bruders, und betete in der Stille um glücklichen Sieg. Rogatian aber wand sich plötzlich aus der brüderlichen Umarmung, drückte mit krampfhaft festem Druck die Hand des staunenden Donatian, und war pfeilschnell verschwunden im Dunkel der jungen Maulbeersträuche. Der christliche Bruder sah ihm lange wehmüthig nach. Dann kniete er nieder und betete: „Mein Herr und Heiland, ich flehe unter heißen Thränen zu Dir. Gib meinem Bruder Kraft und Gnade, daß er ein heldenmüthiger Sieger für Dein Reich werde!“ Kaum hatte Bruder Donatian für den Verschwundenen also gebetet, da sah er sich, ehe er sich erheben konnte, von den unmenschlichen Häschern des Statthalters umringt. Er kannte den neuen Befehl des Kaisers, und war in Gebet und Hoffnung auf Gottes Gnade für jeden feindlichen Anfall vorbereitet. Daher stand er muthig und beherzt unter der heidnischen Schaar, und bot freiwillig seine Arme den schweren Ketten dar. Und sieh! Während dieses geschah, war sein Bruder Rogatian im Dickicht der Maulbeerbäume vor Nometum verborgen, und konnte bei dieser Gelegenheit der Gefangennehmung seines Bruders zusehen. Die Unerschrockenheit, mit welcher er den Henkern gefolgt war, erfüllte sein Herz mit Bewunderung, und die Gnade des Herrn sagte ihm: „So heiter kann nur der Christ zum Leiden und Tode gehen.“ Von dem gewölbten Fenster seines väterlichen Pallastes aus hörte er unbemerkt das Urtheil des Richters, und sah die Entschlossenheit seines geliebten Bruders. Stets wiederholte er die Worte bei sich, die Donatian zum Richter sprach: „Ich bin ein Christ, und fürchte deine Drohungen nicht.“ Voll des edelsten Muthes ging er zum heidnischen Richter und bekannte: „Ich bin ein Christ!“ Der Richter sprach zu beiden heldenmüthigen Brüdern: „Schonet eures Lebens, und opfert den Göttern!“ Allein diese gaben ihm mit heiter lächelndem Munde zur Antwort: „Wir leben und sterben für den Glauben an Jesum, den Gekreuzigten!“ Nun ließ sie der wüthende Tyrann auf die Folter spannen, und dann befahl er, sie mit dem Beile zu enthaupten. Bevor aber dieses geschah, stießen ihnen die Henker ihre Lanzen durch den Hals. Arm in Arm sanken die Brüder zur Erde — und lächelnd gingen ihre Seelen über Qual und Tod hinweg, um in der Schaar der Bekenner Christi sich einzureihen im Palmenlande des Friedens. (Nach Baubergers heil. Sage.)

dd) Titus und seine Familie. Vor mehr als zweihundert Jahren lebte auf einer der vielen Inseln des Kaiserthums Japan ein

sehr edler Mann, Namens Titus. Wegen seiner adeligen Abkunft und seiner hohen Tugenden stand er allgemein in großem Ansehen.

Schon viele Jahre, bevor er das Licht des Lebens erblickte, waren, wie schon im hist. Katechismus (I. Bd. S. 14.) erzählt wurde, fromme, heilige Männer über das weite Weltmeer gekommen, den heidnischen Völkern dieses Inselreiches das Evangelium zu verkünden. Viele tausend Menschen hatten den Predigten Gehör gegeben, und sich taufen lassen. Auch Titus war ein Christ, und fand mit seiner Familie in dem Glauben an Gott und Jesus Christus seine größte Seligkeit. Die christliche Religion breitete sich in diesen Ländern immer weiter aus, und es war zu hoffen, noch ganz Japan werde sich von den todten Götzenbildern bekehren zu dem lebendigen Gott. Allein die Götzenpriester, die all' ihr Ansehen und ihre reichen Einkünfte zu verlieren fürchteten, suchten den Kaiser und die Könige, die unter dessen Oberherrschaft standen, zu überreden, das Christenthum aus dem Japanischen Reiche zu entfernen. Es wurde von dem Kaiser der grausame Befehl gegeben, Alle hinzurichten, die dem christlichen Glauben nicht entsagen wollten. Unzählige Christen wollten aber lieber sterben, als ihrem Herrn und Heiland treulos werden, und ertrugen die schrecklichsten Martern mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Jener König, dessen Unterthan Titus war, richtete sein erstes Augenmerk auf ihn. Er dachte: Wenn es mir gelingt, diesen Mann, vor dem die Christen die größte Ehrfurcht haben, zum Abfalle vom Christenthume zu bewegen, so werden alle Christen seinem Beispiele folgen. Er ließ ihn daher zu sich in seinen Pallast rufen, und bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn von dem Glauben an Christus abwendig zu machen. Allein alle Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen blieben vergebens; Titus blieb unerschütterlich. „Ich bin bereit," sprach er, „für dich, mein König! Blut und Leben zu geben; noch bereitwilliger aber bin ich, für meinen Herrn und Heiland zu sterben. Der Tod ist uns Christen der Eingang ins bessere Leben." Der König rief: „Nun wohl! Da du den Tod nicht fürchtest, so werde ich noch wirksamere Mittel finden, dich zu zwingen." Mit abgewandtem Angesichte und ausgestrecktem Arme bedeutete er ihn, zu gehen.

Titus hatte drei schön aufblühende, liebenswürdige Kinder. Simon, der älteste Sohn, war erst sechzehn Jahre als; Martina, die Tochter, zählte vierzehn Jahre; Mathias, der jüngste Sohn, ein überaus lieblicher Knabe, hatte das neunte Jahr noch nicht zurückgelegt. Titus und seine fromme Gemahlin hatten sich die wichtigste Angelegenheit

daraus gemacht, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen, und sie in der christlichen Religion aufs Beste zu unterrichten.

Am folgenden Tage, da Eltern und Kinder eben voll Andacht auf den Knien ihr Morgengebet entrichteten, umringten plötzlich mehrere Soldaten das Haus. Der Hauptmann trat in das Zimmer, und sprach trotzig und mit finstern Mienen zu Titus: „Ich habe Befehl vom Könige, deinen jüngsten Sohn abzuholen. Wenn er seinem Glauben nicht entsagt, so wird er noch diese Stunde in dem Vorhofe des königlichen Pallastes verbrannt. Der Vater erschrack; die Mutter wurde todtenblaß. Sie erschracken aber nicht so fast darüber, daß der holde Knabe in den Flammen umkommen sollte; sie fürchteten noch mehr, er möchte sich vor dem Anblicke des auflodernden Feuers entsetzen, und seinen Glauben verleugnen. „O mein Sohn," sprach der Vater zu ihm, „denke an Polykarpus, jenen heiligen Greis, der für Jesum so gerne in den Tod ging. Thu das, was er als Greis gethan hat, mit Freuden als Kind." Die Mutter sprach, im Andenken an jene Makkabäische Mutter, unter heißen Thränen: „Ja, mein liebstes Kind! erbarme dich meiner, und stirb gerne." Der Knabe aber rief: „O Mutter, weine nicht! Ich fürchte den Tod nicht. Für Jesum Christum, unsern Herrn, gebe ich willig das Leben." Alle umarmten noch ihren geliebten Matthias. Seine Geschwister konnten sich von ihm fast nicht losreißen. Er aber sprach: „O laßt mich! Ich gehe mit Freuden; ich komme ja in den Himmel. Dort sehen wir uns wieder."

Am folgenden Morgen trat der Hauptmann wieder in das Zimmer. „Euer kleiner Sohn," sprach er zu den Eltern, „ist nun Staub und Asche; ich komme eure Tochter abzuholen. Sei aber du," sprach er, indem er sich zur Tochter wandte, „du, liebes Kind, nicht so thöricht, wie dein Bruder, sonst wirst du grimmigen Raubthieren vorgeworfen, und von ihnen gefressen werden." Allein Martina dachte an den heiligen Bischof und Martyter Ignatius, der den Löwen vorgeworfen wurde, und sprach, wie er: „Ich bin ein Getreidkörnlein; ich muß von den Zähnen der Raubthiere zermalmet werden, damit ich vor Christus zu einem reinen Brode als tauglich befunden werde." Der Hauptmann führte sie fort, und die Soldaten, die das Haus bewachten, wehrten den trauernden Eltern und dem weinenden Bruder, ihr zu folgen.

Am Morgen des dritten Tages kam der Hauptmann wieder. „Eure Tochter," sprach er, „hat vollendet; ich komme, Euren noch übrigen Sohn abzuholen. Der König wird ihn kreuzigen lassen. Allein noch habt ihr Zeit, Euch eines Bessern zu besinnen. Seht doch nur den

schönen, kraftvoll aufblühenden Jüngling an. Er ist Euch von allen Kindern noch allein übrig; er ist jetzt Euer einziges geliebtes Kind. Wollet ihr denn aller Euerer Kinder beraubt werden? Soll denn Euer adeliges Geschlecht mit ihm ganz erlöschen, und Euer Name von der Erde verschwinden? Was nützt ihm, was nützt Euch Eure Widersetzlichkeit? Wir haben die Macht, ihm einen schauerlichen Tod zu bereiten."

Der edle Jüngling sprach: „O welch' eine Freude ist es für mich, daß ich gewürdigt werde, des nämlichen Todes zu sterben, den mein Erlöser gestorben ist. Ich werde mich bestreben, zu leiden und zu bluten, wie Er, bis ich mit Ihm sagen kann: „Es ist vollbracht!" Der Sohn umarmte schnell Vater und Mutter, ging festen Schrittes zum Zimmer hinaus, und der Hauptmann folgte ihm.

Am nächsten Morgen erschien der Hauptmann wieder. „Edle Frau," sprach er zur Mutter, „ich komme, dich zum Könige zu rufen. Du hast, wie dein Mann, dich über deine Kinder nicht erbarmt; ach! habe doch jetzt Erbarmen mit dir selbst. Achtest du es für nichts, sogleich dein Leben zu verlieren?" Allein die fromme Frau sprach: „Ich werde dieses vergängliche Leben jetzt verlieren; ich gewinne aber das ewige Leben. Ich freue mich, in wenigen Augenblicken meine Kinder wieder zu sehen." Sie eilte aus dem Zimmer, der Hauptmann begleitete sie.

Ehe eine Stunde verging, kam der Hauptmann eilig wieder, und sprach: „Titus komm mit mir zum Könige!" Titus ging mit ihm, und der Hauptmann führte ihn in das Zimmer des Königs. Der König stand neben einem Tische, auf dem sich prächtige Kleider von Purpur und Seide, allerlei Silbergeräth und andere Kostbarkeiten befanden. Titus neigte sich vor dem Könige, warf aber auf alle diese Kleinode nur einen verächtlichen Blick. Der König sprach: „Dergleichen Dinge sind allerdings nichts für dich. Auch deine Kinder haben diese Kostbarkeiten verschmäht. Komm aber mit mir! Ich will dir bessere Schätze zeigen." Der König öffnete eine Thüre, und befahl ihm, hinein zu gehen. Titus trat in einen prächtigen Saal, und blieb vor Erstaunen unbeweglich und sprachlos stehen. Denn was erblickte er da? Seine Gemahlin saß, von ihren drei Kindern umgeben, heiter und fröhlich in dem Saale, und Alle redeten voll der herzlichsten Freude mit einander. Alle eilten auf ihn zu. Seine Gemahlin umarmte ihn; die Kinder ergriffen seine Hände, und umfaßten seine Knie. Alle fühlten sich unaussprechlich selig. Titus erholte sich von dem Uebermaße seiner Freude, und sprach zu dem Könige: „Aber sage mir, warum du uns zuerst so hart bedroht hast, und dich nun so gnädig gegen uns bezeigest?" Der König sprach: „Ich sehe es für meine Pflicht an, dir hierüber Auskunft zu

geben. Ich war der christlichen Religion nicht abgeneigt; allein die wiederholten Befehle des Kaisers forderten mich auf, diese ihm leider so verhaßte Religion aus meinem Gebiete zu verdrängen. Ich sann darauf, diese Befehle mit dem wenigsten, ja lieber mit gar keinem Blutvergießen zu vollziehen. Mit dir, den die Christen für den besten Mann ihrer Gemeinschaft halten, wollte ich den ersten Versuch machen. Dein Beispiel sollte, wenn du mir gehorchen würdest, sie bewegen, ein Gleiches zu thun. Im Falle aber, daß du dich mir widersetztest, sollte deine Hinrichtung sie schrecken. Du hast meine Anträge verworfen. Da dachte ich denn, durch deine Kinder den Weg zu deinem Vaterherzen zu finden, und dich dahin zu bringen, lieber deinen Glauben zu verleugnen, als deine Kinder dem Tode preis zu geben. Deßhalb ließ ich zuerst deinen jüngsten Sohn, dann eure Tochter, und zuletzt deinen ältesten Sohn rufen. Der Hauptmann hier hatte die Weisung, dir zu sagen, was deinen Kindern bevorstehe. Der Hauptmann, dieser würdige, alte Krieger, erzählte mir, was ihr Eltern gesprochen habt, und wie diese euere Kinder sich so muthvoll gezeigt haben, als sie abgeführt wurden. Ebenso standhaft zeigten sie sich auch bei mir; alle meine Versprechungen und Drohungen waren vergebens. Ich ließ deinen jüngsten Sohn zu dem brennenden Scheiterhaufen führen, und ich mußte erstaunen, mit welcher Freudigkeit das Kind bereit war, sich hinein stürzen zu lassen. Ich ließ deiner Tochter die grimmigen Tieger zeigen, die aus einem eisernen Gitter mit funkelnden Augen herausschauten, und mit weit aufgesperrten Rachen voll scharfer Zähne nach ihrem Blute dürsteten; ich ließ, nachdem die Kriegsmänner sich entfernt hatten, die zarte Jungfrau in die Mitte des Hofraumes stellen; aber sie stand da, heiter und fröhlich, wie eure Geschichten die Engel Gottes schildern, und erwartete ohne Furcht, daß man die Fallgitter aufziehe. Ich ließ deinen ältesten Sohn auf den Richtplatz führen. Das aus Balken gezimmerte Kreuz, Hammer und Nägel lagen zu seinen Füßen. Allein er zeigte keine Furcht. Er wartete nicht, bis die Gerichtsdiener ihn auf das Holz des Kreuzes niederwarfen. Er legte mit ausgestreckten Armen sich selbst auf das Kreuz und sprach zu den Gerichtsdienern: „Thut, was euch geboten ist. Wie mein Erlöser gestorben ist, so will auch ich sterben. Wahrhaftig, ich erkannte mich als besiegt." In euren Kindern waltet eine himmlische Kraft, gegen die alle Mächte der Erde nichts auszurichten vermögen. Deine Gemahlin bewährte sich als die würdige Erzieherin solcher Kinder. Ich schenkte der Mutter ihre Kinder, und schenke nun dir — Mutter und Kinder wieder."

Der König umarmte Titus und sprach: „Eine Religion, die solche

Früchte bringt, solche gute Menschen bildet, muß vom Himmel sein. An dir, deiner Gemahlin und deinen Kindern lernt' ich erkennen, was es Großes um das Christenthum sei. Und nun, liebster Titus," fuhr er fort, „ich bin nun fest entschlossen, selbst ein Christ zu werden. Nehmt mich, ihr guten Menschen, in eure Familie auf. Ich weiß zwar wohl, daß die Verfolgungen der Christen in unserm Lande nicht aufhören werden. Ich weiß, daß ich, wenn mir je nichts Aergeres bevorsteht, meine Krone werde niederlegen müssen. Allein was sind alle irdische Kronen gegen jene Krone, zu der auch der geringste Mensch auf Erden, der, wie ihr glaubt, hofft und liebt, gelangen kann? Ohne Vergleich herrlicher ist jene himmlische Krone."

(Nach einer längeren Erzählung von Chr. v. Schmid.)

ee) Der Märtyrer Geronimo und die Entdeckung seiner Ueberreste in Algier. Am 27. April 1856, so berichtete ein Zeitungsblatt, bemerkten die Artilleristen, welche den Wall der an der Straße gelegenen Citadelle abrissen, beim Wegräumen des Schuttes eine Höhlung, in welcher Gebeine lagen. Sie setzten den Artillerie-hauptmann Susini, der die Sprengarbeiten leitete, sogleich davon in Kenntniß. Es fand sich nach einiger Untersuchung, daß man hier endlich den Leib des heiligen Märtyrers Geronimo entdeckt habe. Schon lange hatte man diese kostbaren Reste vergeblich gesucht, und schon glaubte man, sie seien verloren gegangen, als man so unerwartet zu der eben erwähnten Entdeckung gelangte.

Der Märtyrer wurde auf dem Gesichte liegend gefunden, mit aneinander gedrückten Beinen und hinter dem Rücken gekreuzten Armen; der Strick, mit dem seine Hände gebunden gewesen waren, klebte noch theilweise am Mörtel, ebenso die Kleidungsstücke, die noch recht gut erkennbar waren. Der ganze Körper hat sich in den Boden dergestalt, ehe er verweste, eingedrückt, daß sich sehr leicht ein genauer Gypsabguß der Gestalt des Märtyrers machen ließe.

Sobald der hochwürdigste Bischof von Algier von dem Funde eine Nachricht erhalten hatte, so begab er sich, umgeben von allen Geistlichen von Algier, dorthin, um den heiligen Leib zu besichtigen. Dieß thaten auch der Generalgouverneur Graf Randon mit seiner Familie, und viele angesehene Beamte.

Die Legende erzählt uns von diesem Helden des Christenthums Folgendes:

Bei einem Streifzuge, welchen die Spanier zu Oran i. J. 1538 gegen widerspenstige Araber unternommen hatten, wurden Einige derselben gefangen genommen. Unter diesen Gefangenen befand sich auch

ein holder Knabe, der, wie es Sitte war, nebst der übrigen Beute verkauft wurde. Der Generalvikar, welcher Juan Caro hieß, und ein sehr edler Geistlicher war, kaufte das Kind, unterrichtete es in der christlichen Lehre, taufte es, und legte ihm den Namen „Geronimo" bei. So hätte nun wirklich das Samenkorn des göttlichen Wortes in dem Herzen des Kleinen hoffnungsvolle Früchte gebracht. Da brach aber in Oran i. J. 1542 die Pest aus; fast alle Spanier hatten die Stadt verlassen, um im freien Felde unter Zelten zu verweilen, und die wenigen Soldaten, welche zurückblieben, waren minder wachsam, weil sie sich vor der ansteckenden Krankheit fürchteten. Einige arabische Flüchtlinge benützten diesen Umstand, ergriffen die Flucht, nahmen den kleinen Geronimo mit sich, und brachten ihn seinen Eltern zurück. So geschah es, daß Geronimo, der damals erst acht Jahre alt war, alle Wahrheiten unserer alleinseligmachenden Religion, welche der ehrwürdige Geistliche ihm beigebracht hatte, wieder vergaß, und zur Irrlehre Mohamed's zurückkehrte. Doch war der Keim des Christenthums in dem Herzen des Knaben nicht ganz erstickt; vielmehr faßte Geronimo im Alter von fünf und zwanzig Jahren den Entschluß, nach Oran zurück zu kehren, und wieder den christlichen Glauben anzunehmen. Der ehrwürdige Vater Juan nahm ihn mit Freuden auf, und suchte ihn in seinen frommen Gedanken, die früher mehr verwischt worden waren, zu stärken. Geronimo wurde später Soldat, verheirathete sich mit einer Araberin, die ebenfalls Christin geworden war, und hielt sich zehn Jahre lang in Oran auf, wo er sich im Kriegsstande ebenso nützlich als eifrig bewährte. Im Mai d. J. 1569 war er mit neun andern Kameraden in einem Fahrzeug von Oran aufgebrochen, um ein arabisches Dorf, das am Meeresufer lag, zu überfallen. Schon näherten sie sich dem Ziel ihrer Reise, als sie von zwei Raubschiffen wahrgenommen und verfolgt wurden. Vergebens suchten sie zu entkommen. Sie wurden gefangen genommen, nach Algier gebracht, und als Sklaven verkauft. Geronimo kam als Sklave in die Dienste eines Pascha, der früher auch ein Christ war, später aber aus Eigennutz seinen Glauben abgeschworen hatte. Solche Verleugner unserer heiligen Lehre, Renegaten genannt, bezeigen sich den Christensklaven viel feindseliger und grausamer, als die Türken. Dieß sah man auch bei jenem Pascha, bei welchem Geronimo Sklave war. Ali, so hieß der Pascha, wollte ihn bereden, dem Christenthume zu entsagen, und die Irrlehre Mohameds wieder anzunehmen; allein alle Versprechungen und Drohungen waren vergebens. Der Pascha war über Geronimo sehr aufgebracht. Da er nun, mit dem Bau eines Forts beschäftigt, eines Tages in sehr

nachdenklicher Weise die Kisten besichtigte, in welchen Thon und Erde zur festen Masse geformt wurden, so ließ er eine große Kiste herbei bringen, und rief dem Geronimo, vor Wuth heulend, entgegen: „Blick' auf diese Kiste; in ihr lasse ich dich lebendig begraben, wenn du nicht von dem christlichen Glauben abfällst, und zur Lehre Mohameds übertrittst.“ „Vor Allem sei Gott gepriesen,“ rief der starkmüthige Bekenner Christi aus. „Ich fürchte die entsetzlichen Todesqualen nicht, welche du mir bereitest, und werde mich durch Angst vor denselben nicht vom wahren Glauben abwendig machen lassen. Möge der Herr mir nur meine Sünden verzeihen, und meinen Geist in Gnaden aufnehmen!“ Nun ließ ihm Ali Pascha die Ketten abnehmen, ihn an Händen und Füßen mit Stricken binden, und in die Kiste werfen. Ein spanischer Renegat sprang mit Wuth auf den Leib des armen Geronimo, verlangte nach Erde und einer Stampfe, welchem Begehren sogleich willfahrt wurde. Nun begann der Elende auf den Unglücklichen loszuschlagen und zu stampfen, ohne ihm jedoch einen einzigen Schrei, eine einzige Klage entreißen zu können. Bald war Geronimo unter den Erdschichten erstickt; der Märtyrer war für dreihundert Jahre in sein glorreiches Grab gelegt. Wild jauchzend, zufrieden gestellt durch den Anblick der gräulichen Mordthat kehrten die mordlustigen Tiger in Menschengestalt, im Gefolge Ali Pascha's nach Algier zurück, der unwillkürlich ausrief: „Wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß dieser Christ so muthig sterben könne!“

Mehr als einmal hatten die christlichen Sklaven daran gedacht, den Leib des Märtyrers aus der Erde zu nehmen; vorzüglich aber ließ die beständige Wachsamkeit der Türken die Sache als sehr gefährlich erscheinen; dann bedachten sie auch, daß sie unmöglich eine glorreichere Grabstätte für den Ermordeten finden könnten, als den Ort, an welchem er sein Leben für den Glauben geopfert hatte, und der den Blicken der Türken, Regenaten und Christen fortwährend ausgesetzt blieb.

Wir zeigen überdieß äußerlich unsere größte Verehrung gegen Gott, wenn wir

b) **in allen leiblichen und geistlichen Nöthen und Bedürfnissen unser größtes Vertrauen auf Gott setzen, und von Ihm durch unser Gebet Hülfe und Beistand erflehen.** „Denn,“ sagt ein alter Kirchenschriftsteller, „Niemand kann Gott auf eine würdige Weise verherrlichen, außer jenem, der Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist freimüthig bekennt, und durch Glaube, **Hoffnung** und Liebe sein Lob ausspricht. (Gloss. Ord. sup. 1. Paralip. cap. 25 in princ.) Der Anblick eines Gerechten, der trotz aller

schweren Leiden fest auf Gott vertraut, ist ein Segen für Viele, ein Strom, aus dem Tausende von Unglücklichen Trost schöpfen, indem sie den himmlischen Vater preisen, der Allen Kraft und Hülfe gibt.

Beispiele. aa) So wurden gewiß unzählige Israeliten in der babylonischen Gefangenschaft durch das Beispiel gläubigen Vertrauens, das ihnen der alte Tobias gab, erbaut und ermuntert, ebenfalls auf Gott fest zu vertrauen, und ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen.

bb) Der heilige Bernard. In dem Kloster, welchem der heilige Bernard vorstand, fehlte es einmal an Salz. Bernard rief einen seiner Schüler, und sprach zu ihm: „Mein Sohn, nimm das Lastthier, zieh auf den Wochenmarkt, und kaufe uns Salz!" Da der Abt nichts vom Gelde hören ließ, die Kosten des Einkaufes zu bestreiten, fragte der Jünger, welcher Gilbert hieß: „Aber wo ist das Geld dazu?" „Lange schon habe ich kein Geld mehr gesehen," gab ihm der Abt zur Antwort, „denn derjenige, dem wir unsere Schätze und Habe anvertraut, hat sie im Himmel aufgehoben." Der Bruder lächelte und sprach: „Gehe ich leer aus, so kehre ich leer wieder heim." Da entgegnete der Abt: „Fürchte nichts, mein Sohn! und gehe im Namen Jesu; vertraue auf Gott, und Er wird mit dir sein, und dir bescheeren, um was du im Gehorsam ausgehst." Gilbert empfing den Segen des heiligen Abtes, nahm das Lastthier, und ging kopfschüttelnd und ungläubig dem Marktflecken zu. Und sieh! Da begegnete ihm in der Nähe desselben ein Priester, welcher ihn freundlich grüßte, und ihn fragte, wohin er gehen müßte? Gilbert erzählte, was ihm der heilige Abt befohlen habe. Der fremde Priester aber nahm ihn mit nach Hause, und schenkte ihm ein halbes Schäffel Salz, und noch dazu einen Betrag von einigen Gulden. Als er wieder heimgekehrt war, und erfreut dem Abt erzählte, wie gut es ihm ergangen, sagte dieser zu ihm: „Mein Sohn! Keines Dinges bedarf der Mensch so sehr, wie des Vertrauens; vertraue stets auf das Wort des Herrn, und es wird dir wohl ergehen alle Tage deines Lebens."

cc) Ein frommer Hausvater. Während des letzten französischen Krieges waren die Einwohner einer nicht unbedeutenden Stadt in Deutschland voll der größten Aengsten. Zwei feindliche Kriegsheere trafen hier zusammen. Die Feinde waren sehr grausam und raubgierig. Ueberall erzählte man von den Verheerungen und dem Schaden, den sie ringsumher angerichtet hatten. Die guten Leute fürchteten, ausgeplündert, oder gar von der Hand der grausamen Feinde getödtet zu werden.

Ein Kaufmann, der mit Edelsteinen und andern Kostbarkeiten

handelte, beschloß, alle seine zeitliche Habe, besonders Gold- und Silber-Kleinodien und baares Geld in das Wohnzimmer zu tragen, dasselbe offen auf den Tisch oder in einen Kasten, der in dem Zimmer sich befand, zu legen, und dann sich mit seiner ganzen Familie auf die Knie zu werfen, um von Gott Schutz und Erbarmung zu erflehen.

Da sprang plötzlich ein Soldat, der von dem mörderischen Gefechte noch mit Blut bedeckt war, die Treppe herauf und zur Thüre herein. Kaum hatte er aber seinen Blick auf den frommen Hausvater gerichtet, der mit seiner Familie auf den Knien lag, und mit gefalteten Händen zu Gott flehte, so erheiterten sich die wilden Gesichtszüge des rauhen Kriegsmannes. Er wurde nach und nach freundlicher. Noch rang sich aus dem Herzen des bekümmerten Hausvaters ein schwerer Seufzer empor; dann ging er, während seine Familie, voll banger Erwartung, fortbetete, ruhig zu dem feindlichen Soldaten, und fragte ihn im sanften Ton, was er haben wolle? Dieser konnte keine Sylbe antworten. Mit einiger Zuversicht nahm ihn jetzt der Hausvater bei der Hand, und führte ihn zu seinen Kostbarkeiten mit den Worten hin: „Freund, nehmen Sie, was Sie wollen! Sie sehen, es ist Alles in Ihrer Gewalt.“ „Fern sei solches von mir!“ gab ihm der Soldat zur Antwort. „Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist; es war mir in meinem ganzen Leben noch nicht so. Hier kann ich einmal nichts rauben.“ Der Kaufmann bot ihm nun ein ansehnliches Geschenk an; allein auch dieses wollte der wackere Soldat nicht nehmen. Nur bat er sich die Erlaubniß aus, in dem Hause bleiben, und dasselbe gegen feindliche Unfälle vertheidigen zu dürfen. Nach einiger Zeit erhielten die Soldaten Befehl zum Abmarsche. Als der wackere Soldat von dem Kaufmanne, der mit seiner geretteten Familie bis zu Thränen gerührt war, Abschied nahm, glaubte dieser, es solle und könne nicht anders sein, als daß jener brave Mann ein Geschenk, nicht so fast zu einer Belohnung, als zum Zeichen seiner Dankbarkeit annehme; allein auch jetzt blieb alles Reden fruchtlos. Der brave Soldat hätte durchaus nichts angenommen, wenn es nicht dem dankbaren Kaufmann endlich gelungen wäre, seinem großmüthigen Beschützer heimlich eine beträchtliche Summe Geldes in den Tornister zu stecken. So lange aber der brave Kriegsmann lebte, dachte er immer an diese Geschichte. Er sagte oft: „Ich hätte früher, so leicht, wie Andere, rauben und morden können; aber der Anblick dieser in feierlicher Stille betenden Familie erfüllte meine Seele mit einem solchen Gefühle heiliger Ehrfurcht und Rührung, daß ich auf der Stelle entwaffnet, und mir aller Muth zum Raub und Mord benommen war.“

dd) Was ein vertrauensvolles Gebet vermag. Ein frommer, alter General zog mit einer Schaar von tausend Mann gegen einen beinahe zehnmal stärkern Feind.

Im Angesichte des gegenüberstehenden feindlichen Kriegsheeres ordnete er sein Häuflein zur Feldschlacht, stieg in Gegenwart seiner Soldaten vom Pferde, nahm seinen Hut vom Haupte, und rief mit ausgebreiteten Armen, mit lauter Stimme, und mit einer solchen Innigkeit des Herzens zum Herrn der Heerschaaren, daß alle Soldaten gerührt und zur Andacht bewegt wurden: „Herr! Gott! wenn du willst, so hilf mir!" Mit dem letzten Laute seines vertrauensvollen Gebetes bedeckte er sein Haupt, schwang sich auf das Pferd, und stürmte sausend in die dichtesten Reihen der Feinde. Die Seinen folgten ihm Alle nach. In wenigen Stunden waren Geschütz, Gepäck, und das ganze feindliche Lager erobert, und die Feinde in die Flucht gejagt.

So wirkt das vertrauensvolle Gebet eines frommen Christen auch auf Andere, es stärkt sie im Glauben, im Vertrauen, in der Andacht, und trägt zur Verherrlichung des göttlichen Namens bei.

ee) Ein schöner Spruch. Die gemeinen Landleute haben verschiedene Sprüche oder Redensarten, die, ohne daß sie es selbst wissen, sehr bedeutungsvoll sind. So hört man oft einen Hausvater oder eine Hausmutter, wenn ihnen ein Unglück droht, oder schon getroffen hatte, sagen: „Je nun, in Gottes Namen!" Dieser Ausdruck, mit Andacht gesprochen, hat einen tiefen Sinn. Die guten Leute legen ihre Angelegenheiten getrost in die Hand Gottes, voll freudigen Vertrauens, daß Er Alles zu ihrem Besten leiten werde.

Die höchste Verehrung wird überdieß Gott äußerlich auch erwiesen:

c) indem wir in wichtigen Fällen, von der Obrigkeit dazu aufgefordert, Gott den Allwissenden, höchst Wahrhaftigen und höchst Gerechten zum Zeugen unserer Aussage oder unsers Versprechens anrufen, in wichtigen Fällen schwören, oder einen Eid ablegen. Während das Gebet eine Rede des Menschen zu Gott ist, kann der Eid oder Schwur eine Rede des Menschen vor Gott genannt werden. Auch der Eid ist eine heilige Handlung, wodurch die Ehre Gottes befördert werden kann. Deßhalb machte es Gott schon durch Moses dem israelitischen Volke zur Pflicht: „Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten, Ihm allein dienen, und bei Seinem Namen schwören." (5. Mos. 6, 13 und 10, 20.) Soll aber der Eid erlaubt sein, und die Ehre Gottes befördern, so muß er sich auf drei Dinge gründen: veritas, judicium, justitia

(Wahrheit, Urtheil und Gerechtigkeit.) „Denn," sagt der ehrwürdige Dionysius, der Karthäuser, „drei Gefährten sind dem Eide beigegeben, die Wahrheit, das Urtheil, oder die Unterscheidung und die Gerechtigkeit; diese drei Dinge werden dazu erfordert, daß der Eid erlaubt sei; und sobald nur Eines von diesen fehlt, wird er unerlaubt sein." (Dionys. Carth. Sup. Ep. ad Rom. cap. 1. art. 3. ante fin.) Vor Allem darf die Wahrheit nicht fehlen; es muß der Schwörende überzeugt sein, daß dasjenige, was er bezeugt, wahr sei, und seinem Bewußtsein nach, den ernstlichen Willen haben, dasjenige, was er verspricht, zu halten; dann darf das Urtheil nicht fehlen, d. i. der Schwörende muß erkennen, wie dringend und wichtig die Ursachen seien, die ihn zum Schwure nöthigen; endlich ist die Gerechtigkeit erforderlich, d. i. dasjenige, was durch den Eid bestätigt wird, muß billig und gerecht sein. Wer ohne das erste schwört, macht Gott zum Zeugen einer Lüge, und macht sich einer schweren Sünde, einer Gotteslästerung schuldig. Wer ohne das zweite schwört, und nicht genug erwägt, wie dringend die Gründe seien, legt einen unverzeihlichen, strafwürdigen Leichtsinn an den Tag; wer ohne das dritte, die Gerechtigkeit der Sache, schwört, spricht damit die furchtbare Lästerung Gottes aus, daß Er, der Heiligste, für etwas gut stehe, was Sünde ist, und was er zu thun verspricht. Weil aber ein wahrhaft eifriger Christ, der die Verherrlichung Gottes als die wichtigste Angelegenheit betrachtet, weiß, daß auch die heiligste Sache an ihrem Ansehen verliert, wenn sie zu häufig und unnöthiger Weise gebraucht wird, so wird ein solcher gewiß auch nicht bei jeder Gelegenheit den heiligsten Namen im Munde führen oder schwören. Ein Eid ist, nach den Worten des Cardinals Hugo, nur dann nothwendig, wenn es gilt, Aergernisse aufzuheben, falsche Verdächtigungen zu beseitigen, die Wahrheit dann zu bestätigen, wo der gerechten Sache Gefahr droht. Es ist aber auch erlaubt, zu schwören, wenn es sich darum handelt, Bündnisse zu errichten, Verträge zu machen, bei mehrern zusammentreffenden Schwüren, die Versöhnung zwischen Feinden zu bestätigen. (Hugo, Card. sup 1. reg. cap. 25.) Im Allgemeinen gilt die Regel, daß man nicht schwören soll, wenn man nicht vom Gericht aufgefordert wird.

Beispiele. aa) So wie es fast bei allen Völkern der Fall war, pflegten auch die Israeliten ihre Erklärungen durch einen beigefügten Schwur zu bekräftigen, und durch Verlangen einer solchen außerordentlichen Bekräftigung sich der Wahrheit der Aussage eines Andern zu

versichern. Die Schwurformel bestand gewöhnlich in einer Selbstverwünschung, (Ruth, 1, 17, 2. Kön. 3, 9, 35., 4. Kön. 6, 31.) Salomon schwur bei dem Herrn, und sprach: „Gott strafe mich hart, wenn Adonias dieses Wort nicht wider sein Leben gesprochen hat.“ (3. Kön. 2, 23.) Auch schwur der gläubige Israelit bei Jehova, oder bei dem Leben Jehova's. So sprach das Kriegsvolk der Israeliten, als König Saul seinen Sohn Jonathas, weil er, ungeachtet des väterlichen Verbotes, vor dem Abend etwas genossen hatte, tödten wollte, zu Saul: „Wie? Jonathas sollte sterben, der dem Volke Israel so großes Heil bereitet hat? Das ist Unrecht! So wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von Jonathas Haupte zur Erde fallen; denn Gott hat heute durch ihn gewirkt.“ Und als David auf der Flucht zu dem treuen Ethai sprach, er sollte bei dem neuen Könige sein Glück suchen, sprach dieser brave Diener: „So wahr Gott lebt, und so wahr mein Herr und König lebt! Wo mein Herr und König ist, da will ich, sein Diener auch sein, es gehe zum Leben oder zum Tode..“ (II. Kön. 15, 21.) Aehnliche Beispiele findet man auch in Jes. 19, 18 und Jer. 18, 16. Gewöhnlich wurde der Eid nur vor Gericht abgelegt, wie wir in der Geschichte Jesu sehen, den der Hohepriester öffentlich, vor dem hohen Rathe, mit den lauten, feierlichen Worten anredete: „Ich beschwöre dich im Namen des lebendigen Gottes, sage mir die Wahrheit: Bist du Jesus Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ (Matth. 26, 63.) Abgöttische Juden schwuren auch bei dem Abgotte Baal und andern heidnischen Götzen. Weil sie auf diese Weise gleichsam dieselben anerkannten, warnte sie der Prophet Jeremias vor diesem sündhaften Gebrauche. Man rief auch Jehova als Zeugen des Schwures und Bestrafer des Eidbruches an. So sprach Jonathas zu David: „Von dem, was ich und du mit einander geredet haben, soll Jehova zwischen uns auf ewig Zeuge sein.“ (Sam. I, 20, 23.) Jedoch schwur man auch bei andern Dingen, wie bei dem Leben des Angeredeten, um damit zugleich an den Tag zu legen, wie man dieses Leben für heilig und theuer halte (I. Kön. 1, 26), oder bei dem Leben des Königs. (I. Mos. 42, 15, 16.) Später schwuren die Juden auch bei ihrem eigenen Haupte, bei dem Himmel, bei der Erde, bei der Sonne, bei dem Tempel, bei der Stadt Jerusalem, wie man aus Matth. 5, 34—36 ersehen kann. Obgleich man eigentlich wohl aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Namen lieber bei Dingen geschworen hatte, die einen geringern Werth besaßen, so schrieb man ihnen häufig einen mindern Grad bindender Kraft zu. Die Pharisäer gestatteten sich daher in dieser Hinsicht allerlei Spitz-

findigkeiten. (Matth. 23, 16.) Wenn Jemanden vor Gericht ein Eid auferlegt wurde, so wurde ihm die Eidesformel nur so vorgelegt, daß er nur „Ja!" oder „Amen!" zu sagen brauchte, und diese Bejahung war insofern ein Eid, als sie eine Antwort auf die vorgelegte Beschwörungsformel ist. Von andern Gebräuchen, die bei dem Schwören üblich waren, wird die Aufhebung der Hand gegen den Himmel in der heiligen Schrift erwähnt. (I. Mos. 14, 22, 23, II. Mos. 6, 8, Ez. 20, 5), in welchen Stellen „die Hand aufheben" so viel als „schwören" bedeutet.

Auch bei den Heiden sind, um die Wahrheit zu erforschen, Eidschwüre zu jeder Zeit nichts Ungewöhnliches gewesen. Nach den verschiedenen Religionsbegriffen wurden dieselben in solche Formen eingekleidet, die ihnen entsprachen.

So haben die Tungusen, ein wildes Volk des nördlichen Asiens, welches an den Flüssen Jenisei, Lena, Amur, und bis ans Eismeer hinauf zerstreut wohnt, drei verschiedene Eide, von welchen immer einer für heiliger und feierlicher gehalten wird, als der andere.

Bei dem ersten Eide muß der Beschuldigte, der sich durch einen Eid von der Anklage reinigen will, ein Messer in die Hand nehmen, damit wüthend gegen die Sonne fechten, und sagen: „Bin ich schuldig, so lasse die Sonne Krankheiten in meinen Eingeweiden wühlen, wie dieses Messer!"

Bei dem zweiten Eide muß der Beklagte auf einen Berg, der für heilig gehalten wird, steigen, die Hände gegen Himmel strecken, und ausrufen: „Bin ich schuldig, so will ich sterben, Kinder und Vieh verlieren, und nie glücklich jagen und fischen!"

Bei dem dritten und schwersten Eide wird ein Hund am Feuer geschlachtet, dann gespießt, verbrannt und weggeworfen. Der Angeklagte muß etwas von dem Blute trinken, und dabei sprechen: „So gewiß ich dieses Blut trinke, so gewiß rede ich die Wahrheit. Lüge ich, so will ich umkommen, verbrennen und verdorren wie dieser Hund."

So verschieden die Gebräuche sind, welche die heidnischen Völker bei Ablegung eines Eides beobachten, kommen doch Alle darüber überein, daß derjenige besonders geheiligt, und vor Mißbrauch bewahrt werden müsse.

In christlichen Ländern wird ein Eidschwur abgelegt, indem der Schwörende vor dem Bilde des Gekreuzigten, welches sich zwischen zwei brennenden Kerzen befindet, mit zwei gegen Himmel gerichteten Fingern die ihm vorgesprochene Eidesformel langsam und mit vernehmlicher Stimme nachspricht. Oft legt auch der Schwörende seine Hand

auf das Evangeliumsbuch, welches vor ihm aufgeschlagen ist. Diese Gebräuche haben einen tiefen Sinn, und sollen dem Schwörenden andeuten, welch' heilige Handlung der Eid sei. Das Bild des Gekreuzigten soll den Schwörenden erinnern, daß, seitdem durch die Erbsünde unser Verstand geschwächt, und unser Wille mehr zum Bösen, und daher auch zur Lüge geneigt wurde, alle unsere Glaubwürdigkeit sich nur auf Jesum gründe, der für die Wahrheit Zeugniß gab, und dieselbe am Stamme des Kreuzes mit Seinem kostbaren Blute versiegelte; auch deutet das Kruzifix an, daß derjenige, welcher einen falschen Schwur vor Gericht ablegt, aller Verdienste des Todes Jesu Christi beraubt werde. Die zwei brennenden Kerzen erinnern uns an die Augen des Allwissenden, die sogar in die geheimsten Falten unsers Herzens eindringen, und erforschen, ob wohl dasjenige, weßwegen der Eid abgelegt wird, gerecht und wahr sei; auch dienen sie zur Erinnerung, daß, gleichwie die Flammen der Kerzen immer aufwärts streben, wir uns nicht von niedrigen Absichten zur Ablegung eines Eides bewegen lassen sollten, daß, gleichwie die Kerze sich zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschen verzehrt, wir auch beim Schwören die Verherrlichung Gottes und das Beste unserer Mitmenschen vor Augen haben sollen. Endlich erinnern uns auch die Flammen der Kerzen an die Flammen der Hölle, die einem jeden drohen, der einen falschen Eid ablegt. Die emporgestreckte Hand soll andeuten, daß der Allwissende, der im Himmel ist, am besten die Wahrheit der Aussage, die durch den Eid bekräftigt wird, wissen kann. Man legt die Hand auf das Evangeliumsbuch, um anzuzeigen, daß dasjenige, was wir durch den Eid bestätigen, der Wahrheit, welche uns das Evangelium gebietet, nicht widerspreche. Aus dieser Erklärung der Gebräuche, welche in christlichen Ländern bei der Ablegung eines Eides stattfinden, können wir schon ersehen, daß auch der Eid eine heilige Handlung sei, wodurch Gott von den Menschen freimüthig bekannt und verherrlicht wurde.

Um aber die Kraft und Glaubwürdigkeit eines Eides zu erhalten, und denselben vor Mißbrauch zu bewahren, wird ein jeder weise Beamte die Schwörenden zuerst auf die hohe Bedeutung eines Eides aufmerksam machen, sich desselben nicht bei jeder geringen Veranlassung bedienen, und zur Ablegung eines Eides Niemanden zulassen, der schon in dem Rufe der Unehrlichkeit steht, indem man bei einem solchen unehrlichen, gewissenlosen Menschen wohl mit Recht befürchten muß, daß er auch in diesem Falle kein Bedenken tragen wird, zu sündigen und falsch zu schwören.

bb) Die Einwohner von Sagunt, einer Stadt des alten Spaniens, wurden im zweiten punischen Kriege von Hannibal belagert. Als sie sahen, daß sie die Belagerung unmöglich aushalten könnten, zündeten sie einen Scheiterhaufen an, und verbrannten sich selbst, damit sie nicht gezwungen würden, den Eid der Treue, den sie den Römern geschworen hatten, zu brechen.

Obwohl das eine heidnische Art ist, den Eid zu halten, so können wir doch daraus folgende Lehre schöpfen: „Wenn Heiden den Eid, den sie geschworen hatten, höher achteten, als das Leben, wie sehr sind wir Christen verpflichtet, einen Eid heilig zu achten, und als Sache der strengsten Gewissenhaftigkeit anzusehen.

cc) Wo ist dein Schwur? Als i. J. 1853 vierzig französische Pilger von Jerusalem abgereist waren, war dort auch ein anderer Pilger angelangt, der durch seine Schicksale in Rußland als höchst merkwürdig und verehrungswerth erscheint.

Der Dominikaner Onuphrius Buratewich, jetzt ein Greis von achtzig Jahren, stammt aus einer der ersten Familien Podoliens, einer polnischen Provinz. Im Jahre 1796 wurde er von dem hochwürdigsten Herrn Dembuski, Bischof von Kaminiek in Podolien, zum Subdiakon geweiht, und erhielt zugleich den Befehl, die Katholiken, die von der Kaiserin Katharina hart bedrängt wurden, zur Festigkeit im Glauben zu ermuntern. Aber sogleich nach seiner ersten Predigt wurde er ergriffen, gefesselt auf einen Karren gesetzt, und nach Tobolsk an der sibirischen Grenze gebracht. Dort ließ ihn nach einigen Tagen der Gouverneur vor sich führen, und versprach ihm, wenn er zur russischen Kirche übertreten wolle, die Gunst der Kaiserin, Ehren und ein Bisthum. Doch weder Versprechungen, noch Drohungen und Knutenhiebe vermochten den standhaften Bekenner Christi zu erschüttern. Er wurde nun in die Gegenden ewigen Schnee's verwiesen. Eine Höhle, die in den Schnee gegraben worden war, diente ihm zur Wohnung; verschimmeltes Brod war seine Speise. So waren drei Jahre verflossen, und Onuphrius Buratewich hatte noch Keinen der andern Verbannten angetroffen; die Ortschaften sind Meilen weit von einander entfernt, und der Schnee, welcher sehr oft alle Bahnen verweht, machte es nicht rathsam, sich allzusehr von der Höhle zu entfernen. — Eines Tages verirrte sich der heldenmüthige Bekenner Jesu, und kam zufällig an eine andere Höhle. Ein Mann lag darin; er schien zu schlafen. Onuphrius faßte ihn bei der Hand; sie löste sich vom Arme; der Mann war erfroren. Ein kleines Kreuz, das am Halse hing, ließ ihn aus

dem darauf gravirten Namen „Dembuski“ erkennen, daß also der Todte — sein Bischof war, der ihn geweiht hatte.

Onuphrius Buratewich ertrug noch vierzehn Jahre die Kälte, den Hunger und alle Schrecknisse seines Aufenthaltes; da überfiel ihn ein Fieber. In der Glut der Krankheit faßte er den festen Entschluß, Jerusalem und die heiligen Orte besuchen zu wollen, wenn ihm der liebe Gott die Gesundheit und Freiheit wieder verleihe. Er genas, und wurde bald darauf vom Kaiser Alexander begnadigt.

Dieses geschah im Jahre 1813.

Der heldenmüthige Bekenner kam nach Europa zurück, und traf ein Jahr später zu Savona in Italien mit Sr. Eminenz, dem Cardinal Rudnay, Bischof von Gran und Primas von Ungarn, zusammen, als dieser eben von einem Besuch bei dem Papste Pius VII. auf der Rückreise begriffen war. Der Cardinal nahm ihn mit sich.

Seit seiner Befreiung waren sieben und dreißig Jahre verflossen, und schon hatte er der Pilgerreise, die er gelobt hatte, vergessen; da glaubte er in einer Nacht eine Stimme zu hören, welche ihm zurief: „Wo ist dein Schwur?“ Er ging nach Rom. Der General des Dominikaner-Ordens ließ ihn zum Priester weihen, und erlaubte ihm — die Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Wir erzeigen Gott ferner die äußerliche Verehrung, wenn wir

d) das, was wir Gott feierlich gelobt haben, genau erfüllen, wenn wir die Gott gemachten Gelübde genau halten. Unter einem Gelübde verstehen wir ein freiwilliges, Gott gemachtes Versprechen, etwas Gott Wohlgefälliges zu thun, wozu man eigentlich nicht verpflichtet wäre, z. B. eine Wallfahrt zu unternehmen, an einem bestimmten von der Kirche nicht vorgeschriebenen Tage zu fasten, ein Almosen zu geben, u. a. m. Die Gelübde sind von doppelter Art; wenn wir ein Gelübde öffentlich ablegen, so wird es ein öffentliches Gelübde genannt; legt man aber dasselbe im Stillen, nicht vor den Menschen, sondern nur vor Gott ab, so nennt man es ein einfaches Gelübde. Jene feierlichen Gelübde verpflichten gewöhnlich auf die ganze Lebenszeit, z. B. die Ordensgelübde, freiwillige Armuth, ewige Keuschheit, beständiger Gehorsam unter einem geistlichen Obern; andere gelten nur für einige Zeit, z. B. für 3—4 Jahre. Wer kein Gelübde macht, begeht hierin noch keine Sünde; wer aber Gott etwas gelobt hat, muß es auch halten. Deßhalb sagt schon das Buch des Predigers: „Wenn du dem Herrn ein Gelübde gethan, so zögere nicht, es zu thun; denn ein ungetreues und thörichtes Versprechen mißfällt Gott.“

(Eccl. 5. 3.) und der heilige Augustin sagt: „Jeder gelobe, was er will; dann aber halte er auch, was er gelobt hat.“ (Sup. psalm. 75. med. vers. penultim. vovete et reddite.) Daß aber ein Gelübde, das gewissenhaft erfüllt wird, Gott wohlgefällig sei, geht schon aus den Worten des ehrwürdigen Dionysius, des Carthäusers hervor, welcher spricht: „Wer vermöge eines Gelübdes das Gute thut, bringt Gott einen Baum voll von Früchten dar.“ (De profess. monast. art. 3. in princ.)

Beispiele. aa) Schon bei den Israeliten waren die Gelübde sehr gewöhnlich. Das Gesetz verpflichtete zwar Niemanden, solche abzulegen, gebot aber, wie man aus der oben angegebenen Schriftstelle erkennen kann, daß ein Gelübde, sobald es einmal gemacht wurde, auch gehalten werden müsse. Auch war bei Untergebenen, bei unverheiratheten Söhnen oder Töchtern, Sklaven u. dgl. ein Gelübde nur dann gültig, wenn der Hausvater damit einverstanden war. (4. Mos. 30. 3.) War die Erfüllung des Gelübdes nicht möglich, so konnte dasselbe mit Beistimmung der Priester, abgelöst werden. Das älteste Gelübde war von Jakob, der, als er sich vor der Wuth seines Bruders Esau flüchtete, das Gelübde that, er wolle, weun ihn Gott auf seiner Reise beschütze, und wieder glücklich in die Heimath zurückführe, Ihn besonders ehren, und an der Stelle des Steines, auf welchem er geschlafen hatte, ein Gotteshaus bauen. Auch später kommen solche Gelübde, welche man, um einer erforderlichen Gnade Gottes, in großen Nöthen aussprach, mehrere vor. So gelobte Anna, die fromme Mutter, wenn ihr der Herr einen Sohn schenke, ihn Seinem Dienste zu weihen; Gott gab ihr einen hoffnungsvollen Sohn, den Samuel, und Anna übergab ihn, treu ihrem Gelübde, dem Hohenpriester Heli zur Erziehung (I. Kön. 1. 11.) Außerdem gelobten oft die Israeliten, wenn Gott ihnen einen Beweis Seiner unendlichen Gnade erwiesen hatte, zur Danksagung ein Geschenk darzubringen, weil man für den Augenblick die Gabe des Dankes nicht darbringen konnte. Solche Weihgeschenke Gott darzubringen, gelobte auch Jonas im Bauche des Meerfisches, indem er sprach: „Ich aber werde Dir noch mit lauter Stimme danken, Dir die Opfer bringen, die ich Dir gelobte“ (Jon. 1, 16.) Da jedoch gewöhnlich bei jedem Vorsatze, Gott etwas darzubringen, zwischen dem Augenblicke, wo er gefaßt wurde, und wo er ausgeführt wird, einige Zeit verfließt, so findet eigentlich fast bei jeder Opfergabe, welche in Folge eines freiwilligen Entschlusses geschieht, ein Gelübde statt. Auf diese Weise waren alle jene Weihungen und Geschenke an den Tempel, die man Korban hieß, nichts anders, als Angelobungen.

Später legten die Pharisäer auf Geschenke, welche an den Tempel gemacht wurden, einen übertriebenen Werth; ja sie gingen in ihrer Werkheiligkeit so weit, daß sie lehrten, es sei besser, Geld zu Geschenken an den Tempel, als zur Unterstützung der Eltern zu geben. Allein der göttliche Heiland wies sie zurecht, und sagte: „Moses sprach: Ehre deinen Vater und deine Mutter, und wer dem Vater oder der Mutter flucht, soll des Todes sterben. Ihr aber sagt: der thut wohl, der zu dem Vater oder zu der Mutter spricht: Dasjenige ist ein Weihgeschenk, womit ich dir helfen könnte, und lasset es nicht zu, daß er seinem Vater oder seiner Mutter weiter etwas Gutes thue.“ (Marc. VII, 11—12.) Zu den Gelübden gehörte auch der Bann, insoferne er eine Verzichtleistung auf den Gebrauch eines Dinges zu Gunsten eines heiligen Zweckes, der Ehre Gottes war. Nur unterschied er sich von andern Gelübden dadurch, daß er von durchaus unauflösbarer Art war. Wenn eine Stadt, die erobert werden mußte, oder schon erobert worden war, mit dem Bann belegt wurde, so war allen Israeliten unter Androhung des Todes verboten, von der Beute an Gold, Silber oder Erz nichts für sich zu nehmen, sondern Alles zur Unterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes darzubringen. Auch wurden nicht bloß Sachen, sondern auch Personen dem Herrn geweiht. In diesem Falle bestand der hohe Beruf solcher Personen darin, daß sie ganz dem Dienste des Herrn bestimmt, und als Gott Geweihte betrachtet wurden. Mit diesen Gelübden stand auch das Gelübde der Enthaltung, welches die Nasiräer beobachten mußten, in Verbindung. Die Nasiräer durften, ihrem Gelübde gemäß, nie ein Scheermesser über ihr Haupt kommen lassen, und weder Wein noch starke Getränke trinken. Aus ihnen gingen viele heilige Männer, wie Samson, Samuel, Johannes der Täufer und andere hervor.

Auch bei den alten Römern waren, obwohl sie Heiden waren, Gelübde gebräuchlich. Eine besondere Art von Gelübden war die Weihung zum freiwilligen Tode für das Wohl des Vaterlandes.

Ebenso machen auch in unserer Zeit die Bewohner von Ostindien viele Gelübde, deren Erfüllung mit den größten und schrecklichsten Martern verbunden ist. So that ein Einwohner von Kolemur, vier Meilen von Pondichery der Göttin Mariatale folgendes furchtbare Gelübde: Er ließ sich starke, eiserne Hacken durch die Rückenhaut schlagen. Diese Hacken waren durch Seile an einem Hebebaum befestigt, der auf einem andern, senkrecht stehenden, zwanzig Fuß hohen Baum um eine Spindel lief. An dieser Vorrichtung, die eigens dazu verfertigt worden war, ließ er sich in die Höhe ziehen, und im Kreise herumdrehen. Dabei

hieb er mit seinem Schwerte in die Luft, und bezeigte sich, so furchtbar seine Schmerzen sein mochten, höchst munter und vergnügt. Denn Ein wehmüthiger Blick, eine einzige Thräne hätte ihn auf immer aus seinem Stamme verbannt. Auf eine ähnliche Weise glauben die Götzenpriester in Ostindien, Braminen und Fakirs genannt, daß ein Gelübde desto besser und Gott wohlgefälliger sei, je größer die Qualen sind, denen sie sich bei der Erfüllung derselben aussetzen. Hier läßt sich Einer, um eines solchen Gelübdes willen, den Kopf in ein 24 Pfund schweres Eisen schmieden, das ihm jede Bewegung zur Last, jede Ruhe und Erholung unmöglich machte; dort ließ sich ein Anderer aus demselben Grunde die Backen und die Zunge mit einem Eisen durchbohren, das ein anderes, unter dem Kinne weggehendes Eisen festhält. Andere braten sich, an den Füßen aufgehängt, am Feuer, und legen, sich selbst von einer Seite zur andern schleudernd, das Holz zu; Andere schleppen Zeitlebens ungeheuer schwere Ketten, und wieder Andere geloben, ihr ganzes Leben lang kreuzweise ihre Arme über dem Haupte zu halten, und werden endlich ganz steif und zu jeder Bewegung unfähig, so daß man ihnen jeden Bissen in den Mund stecken muß. Und wie Viele von ihnen lassen sich lebendig begraben, athmen durch ein dünnes, aus der Erde gehendes Röhrchen, lassen sich für ihre ganze noch übrige Lebenszeit an einen Baum schmieden, zerfleischen ihren Leib mit unaufhörlichen Ruthenstreichen, stellen sich auf Einem Fuße zwischen vier Feuer, und sehen unaufhörlich die Sonne an! Daß wir uns so martervolle Gelübde, wie jene Götzenpriester, auferlegen, verlangt der liebe Gott von uns nicht; wenn sich aber ein Heide, um eines Gelübdes willen, freudig so schrecklichen Qualen unterziehen kann, um wie viel mehr sollen wir Christen dasjenige, was wir einmal Gott gelobt haben, und was bei weitem mit nicht so vielen Aufopferungen und Unannehmlichkeiten verbunden ist, getreulich halten und beobachten?

bb) Das Gelübde des seligen Mazzelin, Abtes von St. Peter. — Das ehrwürdige Frauenkloster Nonnberg, welches von der heiligen Ehrentrud, einer Base des heiligen Rupert gegründet wurde, und schon sogleich nach seiner Stiftung ringsumher Segen verbreitet hatte, wurde später von dem Unglück getroffen, ein Raub der Flammen zu werden. Nun blieb Alles lang im Schutte liegen, bis endlich der heilige Heinrich, Kaiser der Deutschen, der auf die Fürbitte der heiligen Ehrentrud von einer schweren Krankheit geheilt worden war, die Kirche und das Kloster wieder herstellen ließ. Am 4. Sept. d. J. 1009 wurde die Kirche mit großer Feierlichkeit geweiht, wo man die Reliquien der heiligen Ehrentrud von der alten Gruft in die neue

übertrug. Bei dieser heiligen Handlung war auch Mazzelin, der Abt von St. Peter, der wegen seiner Frömmigkeit allgemein verehrt wurde, zugegen. Er hatte ein besonderes Vertrauen auf die heilige Ehrentrud, und nahm, weil er etwas von ihren heiligen Gebeinen den Seinigen zum Geschenke geben wollte, ein kleines Beinchen hinweg. Und sogleich schlug ihn der Engel des Herrn um dieses Vergehens willen mit einer Dunkelheit der Augen, die zu einer vollständigen Blindheit wurde. Da erkannte Mazzelin seinen Fehler, begab sich zur Grabstätte der heiligen Ehrentrud, und stellte die geraubte Reliquie zurück. „Herr," rief er voll herzlicher Reue, „ich habe schwer gesündigt; ich bin nicht mehr werth, Dein Sohn zu heißen. Verwirf mich nicht vor Deinem Angesichte! Befreie mich von der Strafe, obwohl ich sie vollkommen verdient habe. Denn sieh, gerne will ich Infel und Stab niederlegen, und mit dem Bußkleid eines Einsiedlers angethan in die Einöde ziehen, um Dir nur allein zu dienen. Erhöre mein Gebet, lasse diesen bittern Kelch des Leidens vor mir vorübergehen; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" So betete der fromme Mazzelin. Und Gott, der die Augen des alten Tobias öffnete, hatte sein Flehen erhört. Kaum hatte er das Augenlicht wieder erhalten, so verließ er, seinem Gelübde getreu, seine Wohnung, und führte auf dem benachbarten, sogenannten Geisberg, als Einsiedler ein sehr strenges, enthaltsames Leben. Er wohnte in einer Höhle, und widmete seine Zeit dem Gebete, der Betrachtung himmlischer Wahrheiten und der Arbeit. Viele Bedrängte kamen, ungeachtet des beschwerlichen Weges, zu ihm, und fanden Trost und Hülfe. Gott bediente sich auch seiner, als eines Werkzeuges, um durch Wunder manchen Nothleidenden zu helfen Viele Blinde wurden durch das Gebet des heiligen Mannes erleuchtet; viele Taubstumme erhielten das Gehör und die Sprache; manche Mutter brachte ihr sterbendes Kind mit der Bitte: „Geistlicher Vater, mache doch mein Kind gesund!" und das Kind genas. Sein Leben glich einer Quelle, die ringsumher Alles bewässert und fruchtbar macht. Er blieb wirklich bis zu seinem Tode in der Wüste, und als er gestorben war, wurde sein Leichnam auf einem offenen Wagen von zwei Ochsen zur Begräbniß nach St. Peter geführt; doch konnten diese Thiere nie dahin geleitet werden, sondern sie eilten von selbst, aus geheimem Antriebe, und ungeachtet der Höhe des Berges, dem Kloster Nonnberg zu, wo sie bei der Pforte stehen blieben. So wurde der Leichnam des gottseligen Abtes Mazzelin bei dem Eingang der Kirche beerdigt. Noch sieht man seine Grabstätte, alte Gemälde und Tafeln, worauf seine Schicksale und die Wunderthaten, die bei seinem Grabe geschahen, vorgestellt sind.

cc) Die Eltern des heiligen Willibald. Als der heilige Willibald ein Knäblein von drei Jahren war, wurde er gefährlich krank. Auf den Landgütern in England war es damals Sitte, vor dem Wohnhause ein Kreuz, als das Zeichen unserer Erlösung, zu errichten, bei dem die Bewohner des Hauses gemeinschaftlich zu beten pflegten. Die Eltern trugen den kleinen Willibald dahin, legten das kranke Kind vor dem Kreuze nieder, und flehten zu Gott, Er wolle es wieder gesund werden lassen; zugleich gelobten sie, ihr geliebtes Kind ganz Gott zu widmen, und zum geistlichen Stande erziehen zu lassen.

Der Knabe wurde gesund, und der Vater brachte ihn, als er das sechste Jahr erreicht hatte, in das Kloster Waldheim, und bat den Abt Egbald, ihn zur Erziehung und zum Unterricht zu übernehmen. Willibald erhielt dort eine treffliche Erziehung und einen gründlichen Unterricht, wurde dann zum Priester geweiht, und brachte, wie sein Bruder, der heilige Wunibald, und seine Schwester, die heilige Walburga, reichlichen Segen.

dd) Die Erbauung des Eskurial, des größten Klosters auf der ganzen Erde. Ehe König Philipp II. i. J. 1557 am Tage des heiligen Blutzeugen Laurentius eine Schlacht gegen die Franzosen begann, gelobte er, wenn er siegen würde, das prächtige Kloster Eskurial zu erbauen. Er gewann die Schlacht, und hielt Wort. Man rechnet, daß der Bau dieses Klosters zwei und zwanzig Millionen Dukaten gekostet haben soll. Die Spanier pflegen es nicht mit Unrecht „das achte Wunder der Welt" zu nennen. Das Ganze bildet nicht nur das schönste Kloster der Welt, sondern auch zugleich ein Schloß, das an Schönheit, Pracht und Größe seines Gleichen sucht. Es liegt in einer herrlichen Gegend, besteht in einem Vierecke, dessen jede Seite 250 Schritte lang ist, und hat einen Umfang von 4800 Fuß, 22 große Höfe und 1860 große Zimmer. Die prachtvolle Klosterkirche, welche nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut ist, hat 48 Altäre und acht Orgeln. Ueberall findet man eine Pracht, wie man sie an andern Orten vergeblich sucht. Gold, Silber und Edelsteine, der herrlichste Marmor, Porphyr und Jaspis glänzt überall dem Auge entgegen; Alles ist von gediegenstem Werthe. Wohin man auch das Auge wendet, sieht man die seltensten Schätze der Natur, die trefflichsten Werke der Kunst. Unter dem Hochaltar, der 90 Fuß hoch und 50 Fuß breit ist, befindet sich die Gruft der Könige Spaniens. Das prächtige Gebäude hat 1000 Säulen, 890 Thüren und 5000 Fenster. Gegen 200 Geistliche wohnen in dem Kloster; überdieß besitzt das Eskurial in seinen weitläufigen Räumen einen unermeßlichen

Schatz von seltenen Büchern und den trefflichsten Gemälden der berühmtesten Meister.

Einst zeigte der König Philipp II. das Prachtgebäude dem portugiesischen Gesandten, der dasselbe außerordentlich schön fand. Doch sagte er zu einem Minister Philipp des II.: „Wahrhaftig, wer ein so großes Gelübde gethan hat, muß sich in großem Gedränge befunden haben."

Im Jahre 1671 wurde der größte Theil des Eskurial ein Raub der Flammen; aber ebenso prächtig wieder von Carl II. in kurzer Zeit hergestellt.

ee) Das allergrößte Gelübde. Durch unablässiges Gebet, womit die heilige Theresia zugleich die strengsten Bußwerke, als scharfes Geißeln bis auf das Blut, beständiges Fasten u. dgl. verband, erglühte ihr Herz immer mehr vom Feuer der Liebe, und erreichte ihren höchsten Grad, als ihr eines Tages ein Engel erschien, und einen feurigen Pfeil einige Male in ihr Herz drückte. Nun hatte die Liebe zu Gott ihr ganzes Inneres so erfaßt, und trieb sie so weit, daß sie das feierliche Gelöbniß machte, von nun an in allem ihrem Thun und Lassen allzeit dasjenige zu thun, was sie als das Vollkommenere und Gott Angenehmere erkennen würde. Dieß Gelübde machte sie i. J. 1560, im 45. Jahre ihres Alters, und hielt es treu bis zum Tode. Trotz aller Verfolgungen und Leiden, welche sie auszustehen hatte, stiftete die arme Theresia, allein vertrauend auf den Beistand Gottes, zwei und dreißig Klöster, sowohl für Männer, als auch für Frauen, und führte in allen diesen Klöstern die schönste Zucht und Ordnung ein. Es ist erstaunlich, was sie Herrliches in dieser Hinsicht geleistet hat; dieß einzige Werk der Klosterstiftung zeigt schon, was sie, ihrem Gelübde getreu, Herrliches geleistet hat. (Nach Ott's Legende.)

ff) Die Gründung der Stadt Waitzen. Geisa und Ladislaus, die Söhne des unglücklichen Bela, der sich im dritten Jahre seiner Regierung, bei einem Gerichte in dem königlichen Landhause Dömös zu Tode gefallen hatte, ritten, wie die Sage erzählt, einst vor der Schlacht von Mogyoród zusammen, und besprachen sich über die Schlacht. Plötzlich rief Ladislaus: „Sahst du nichts?" Geisa antwortete: „Ich habe nichts gesehen." Ladislaus aber sprach: „Während wir unter uns redeten, stieg ein Engel vom Himmel; er hielt eine goldene Krone in den Händen, und drückte sie dir auf das Haupt; daher bin ich gewiß, daß wir siegen. Der türkische Kaiser Soliman wird aus dem Reiche fliehen, und Reich und Krone wird dir der Herr übergeben." Geisa sprach: „Wenn Gott, der Herr, mit uns ist, uns

vor den Feinden schützt, und deine Erscheinung erfüllt wird, so will ich auf diesem Platze Gott und der allerheiligsten Jungfrau zu Ehren eine Kirche bauen." Als nun der Sieg errungen war, zog Geisa mit Ladislaus und mehrern Kriegsleuten hin zu jenem Platze, wo Ladislaus die Erscheinung hatte, und besprach sich über den Bau der Kirche. Da erschien plötzlich ein Hirsch mit brennenden Geweihen, und lief in den Wald hinein; dort aber, wo jetzt Waitzen steht, blieb er stehen. Einige Soldaten schoßen Pfeile auf ihn ab; der Hirsch sprang in die Donau und verschwand. Geisa baute nun dort, wo der Hirsch verschwunden, zu Ehren Gottes und der allerseligsten Jungfrau, eine Kirche, stiftete einen bischöflichen Sitz, und gründete eine Stadt. „Waitzen" aber nannte er sie, weil in der ganzen Gegend Niemand lebte, als ein einziger Einsiedler, welcher Wätz hieß. Auf jenem Orte, wo Ladislaus die Erscheinung hatte, baute Geisa eine Kirche, und weihte sie dem Apostelfürsten Petrus.

Noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes sah man Ruinen der Kirche, die von Geisa erbaut worden war; die jetzige prachtvolle Domkirche aber wurde vom Bischof Migazzi, nachherigem Cardinal und Erzbischof von Wien, erbaut.

(Nach heil. Sage aus Oesterreich.)

gg) Ein Ausspruch des Marschalls Türenne. Von den Gelübden gilt auch das Wort des berühmten Marschalls Türenne. Als dieser große Mann die katholische Religion angenommen hatte, und eines Tages zur heiligen Beicht ging, fragte ihn, wie er selbst erzählte, der Geistliche, ob er nicht in einen Fehler, welcher ihm vor seiner Bekehrung gewöhnlich war, wieder zurückgefallen sei? „Ich habe niemals," gab ihm der Marschall zur Antwort, „den Menschen mein Wort gebrochen, wie sollte ich es Gott thun?"

Aussprüche. Es ist lobenswerther und verdienstlicher, etwas vermöge eines Gelöbnisses zu thun, als ohne Gelübde. (S. Thom. Aq. Quaest. 58. art. 5. in princ.)

Derjenige wird leicht ein Gelübde erfüllen, wer voll von Gottesliebe ist. (Joan. Trithem. Sup. Prolog. reg. S. Bened. cap. 1. post med.)

Ein wirksames Mittel, Gott äußerlich zu verehren, ist auch

e) wenn wir das Wort Gottes fleißig und andächtig hören und es auch befolgen. Ein Diener, der seinem Herrn mit aufrichtiger Verehrung zugethan ist, wird auch gewiß alle seine Worte in Ehren halten, und dieselben befolgen. So gibt auch ein Christ, der Gott aufrichtig liebt und ehrt, dieses dadurch zu erkennen,

daß er das Wort Gottes gerne hört, und auch befolgt. Deßhalb sagt auch der heilige Cassian: „Derjenige verherrlicht (wahrhaft) den göttlichen Namen, der das Wort Gottes anhört, und die Vollkommenheiten Gottes nachahmt." (S. Cass. sup. Psalm. 112, post med.) Wie heilsam es aber sei, das göttliche Wort nicht bloß anzuhören, sondern auch zu befolgen, lehrte schon der göttliche Heiland mit den Worten: „Selig sind diejenigen, welche das Wort Gottes nicht bloß hören, sondern auch beobachten." (Luc. 11, 28.) Ebenso lehrt der heilige Nilus: „Der Wein stärkt den Leib, das Wort Gottes aber die Seele." (Paraenes. 17.) Und der ehrwürdige Cardinal Hugo sagt: „Das Wort Gottes gibt den Kranken Arznei; den Blinden Licht; den Hungrigen Brod; den Durstigen Wein; den Erkalteten Feuer; den Unbewaffneten einen Schild; den Verlassenen Trost." (Hugo Card. sup Psalm. 57.)

Beispiele. aa) Ein schönes Beispiel der Bereitwilligkeit, mit welcher wir das Wort Gottes in unsere Herzen aufnehmen sollen, gab uns Maria, die Schwester des Lazarus, welche sich zu den Füßen Jesu setzte, um desto vernehmlicher Seine Worte hören zu können.

bb) Das Brod. Als der heilige Ephrem einst mit größter Inbrunst betete, hörte er eine himmlische Stimme, welche rief: „Ephrem iß!" Er fragte: „Wer gibt mir Speise?" Die Stimme antwortete ihm: „Geh' zu Basilius; der gibt dir ewiges Brod."

Er ging hin, und traf den heiligen Basilius, den großen Kirchenlehrer an, als er eben das Wort Gottes vortrug, welches für unsere Seele das Brod des ewigen Lebens ist. (Gallerie.)

cc) Der fromme Hottentottenknabe. Ein armer Mohrenknabe, der einem Sklavenhändler in Afrika gehörte, hatte erfahren, daß es in der Nähe Geistliche gäbe, welche mit großem Eifer das Evangelium predigten, und fühlte inniges Verlangen, auch etwas von Jesu Christo zu hören. Daher schlich er sich eines Abends heimlich davon; weil nun sein Weg ihn ganz dicht an dem Wohnhause seines Herrn vorbeiführte, bemerkte ihn dieser durch das Fenster, und rief ihm zu: „Wohin willst du?" Der arme Junge kehrte zitternd zurück, und sagte: „Ich wollte hingehen, und die Missionäre predigen hören." „Wirklich, wolltest du das?" sagte sein Herr. „Nun, ich sage dir, wenn du dich unterstehst, es zu thun, so bekommst du dreißig Peitschenhiebe, und wirst in eiserne Ketten geschlagen. Verstehst du mich?" Mit niedergesenktem Blicke erwiederte der erschrockene Mohrenknabe: „Ich werde es dem großen Herrn klagen." „Dem großen Herrn? Welchem großen Herrn?" fragte der Sklavenhändler. „Wen meinst du damit?" „Ich

werde es dem großen Herrn sagen, dem Herrn des Himmels und der Erde, daß mein Herr auf mich zornig wurde, weil ich hingehen, und Sein Wort hören wollte." Betroffen und erstaunt über diese Antwort entfärbte sich der Sklavenhändler; unvermögend, seine Empfindungen zu verbergen, wandte er sich schnell ab, indem er sagte: „Nun so gehe denn, und höre die Missionäre." Hocherfreut eilte der arme Junge sogleich auf und davon, ins Bethaus. Unterdessen fühlte sein Herr sich beunruhigt und aufgeregt in seinem Gemüthe. Es war ihm bisher lange Zeit nicht mehr eingefallen, daß auch er noch einen Herrn über sich im Himmel habe, der alle seine Gedanken wisse, und all' sein Thun und Lassen beobachte, wovon er einst werde genaue Rechenschaft geben müssen, wenn er selbst nicht daran denkt, in höherm und ausgedehnterm Sinne die Frage an sein Gewissen zu thun, die er wüthend seinem schwarzen Sklaven zurief: „Wohin geht mein Weg?" Er entschloß sich endlich seinem Sklaven zu folgen, in der Hoffnung, daß er dort Ruhe für seine geängstigte Seele finden dürfte. Nachdem er still und unbemerkt in die Kirche hinein geschlichen war, stellte er sich in einen verborgenen Winkel, und hörte aufmerksam dem Geistlichen zu, der die Worte: „Liebst du mich?" (Joh. 21, 16.) zu seinem Vorspruche gewählt hatte, und gerade jetzt seine Zuhörer auf folgende Weise anredete: „Ist hier nicht vielleicht Jemand, der diese Frage beantworten kann? Kein armer Negersklave unter dieser Menge, der den göttlichen Heiland liebt? Keiner, der es hier öffentlich zu bekennen wagt?" Ueberwältigt von seligem Gefühle des Herzens konnte der arme Hottentottenknabe nicht länger ruhig bleiben; er sprang von seinem Sitze auf, streckte beide Hände empor, und rief, indem heiße Thränen über seine Wangen floßen, gerührt aus: „Ja, Massa, hier ist Einer. Ich bin es. Ich liebe den Heiland. Ich liebe Ihn von ganzem Herzen."

Bei diesem unerwarteten, rührenden Auftritt staunte sein Herr jetzt noch bei weitem mehr über seinen armen Sklaven, als zuvor über seine seltsame Drohung, und ging ergriffen, und überzeugt von den reichen und augenscheinlichen Segnungen, welche die Verkündigung des Evangeliums hervorbringt, in tiefem Nachdenken zurück in seine Wohnung. Durch Gottes Gnade wurde er von dieser Stunde an ein wahrer, entschiedener Christ, im vollen Sinne dieses Wortes, dessen Namen er zwar geführt, dessen Werth er aber noch nicht gekannt hatte, er wurde ein ganz anderer, besserer, neuer Mensch.

dd) Die Waffenkammer. Ritter Theobald hatte in seiner Burg eine vortreffliche Waffenkammer. Alle benachbarten Ritter und adeligen Herren, welche er in dieselbe einführte, staunten über die

blinkenden Schwerter, die ungeheuern, zahlreichen Lanzen, die ehernen Panzer, und über Alles, was da vorhanden war.

Da gerieth er aber einst mit einem andern Ritter in Streit; es entstand ein Krieg, und Ritter Theobald, der wohl viele Waffen besaß, sie aber nicht zu gebrauchen wußte, wurde gefangen. Seine Burg kam, wie auch jene Waffenkammer, in die Gewalt des Feindes, und Alle in der ganzen Gegend lachten und spotteten über den gefangenen Ritter, dem die ganze Waffenkammer nichts geholfen hatte.

Ein verständiger Mann machte darüber folgende Bemerkung: „So wie diesem gefangenen Ritter, geht es auch vielen Christen. Sie haben eine glänzende Waffenkammer von Lehren über Gott und Tugend, welche sie sich aus Predigten, aus der Lesung guter Bücher und dem Umgang mit tugendhaften Menschen gesammelt haben; aber Alles hilft ihnen nichts, weil sie jene Wahrheiten nur zu einer Sache des Verstandes, aber nicht des Herzens und des Lebens machen."

ee) Der heilige Vinzentius Fererius. Was eine begeisterte Predigt vermag, können wir aus dem Beispiel des heiligen Vinzentius Fererius ersehen. Mit dem Kreuze in der Hand, die heilige Liebe Gottes im Herzen, trat er seine große Bekehrungsreise an, die in der Geschichte der Kirche kaum ihres Gleichen hat. Während drei und zwanzig Jahren bis zum Ende seines Lebens durchwanderte er alle Provinzen von Spanien, dann Frankreich, Italien, England, Irland und Schottland; auch in einem großen Theil von Deutschland ließ er seine Stimme hören. Mit himmlischer Kraft und hinreißender Beredtsamkeit, wie ein Apostel des Herrn, predigte er von dem furchtbaren Gerichte Gottes. Wenn er auf der Kanzel stand, so meinte man nicht einen Menschen, sondern einen Engel zu sehen; seine Augen glänzten und leuchteten, wie Feuerflammen, und kaum öffnete er den Mund, so brach Alles in Thränen aus, besonders, wenn er vom jüngsten Gericht, von der Hölle und dem Leiden Christi predigte. Die verstocktesten Sünder sanken vor Schrecken über seine Worte zusammen; laut schrien sie auf um Barmherzigkeit, und bekannten öffentlich alle ihre Vergehen. Die in Feindschaft lebten, versöhnten sich vor Aller Augen; Lasterhafte aller Art, Unkeusche, Diebe, Wucherer, Mörder bekehrten sich. In Spanien allein bekehrte er 25,000 Juden; selbst die Mohamedaner in Spanien wollten seine Predigten hören, und 8000 nahmen hierauf den christlichen Glauben an.

(Legende von Ott.)

ff) Die Predigt des heiligen Alphonsus Liguori. Als die Landschaft Apulien durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht wurde,

beriefen die Bischöfe nebst andern Predigern auch den heiligen Alphonsus, um dem Volke Buße zu predigen. Da geschah es, daß, als Alphons in der Stadt Foggia vor einer großen Menge Volkes predigte, aus dem wunderthätigen Muttergottesbilde, das auf dem Hochaltar stand, ein Lichtstrahl auf Alphonsus fiel. Das Volk schrie laut: „Ein Wunder, ein Wunder!“ und sehr verhärtete Sünder bekannten ihre Sünden, und bekehrten sich. (Ebend.)

gg) Der heilige Paul vom Kreuze und der Räuber. Als der heilige Paul vom Kreuze sich in der Gegend von Montemurano auf einer Missionsreise befand, kam in einem Walde aus dem Gebüsche ein Räuber, der bis zu den Zähnen bewaffnet war, dem Heiligen entgegen, und winkte ihm zu folgen. Der Heilige folgte ihm, nicht ohne Furcht, und fragte ihn nach einigen Schritten, was er mit ihm vorhabe? Da nahm ihn der Räuber am Arme, und mit den Worten: „Gehen wir nur weiter,“ zog er ihn mit sich fort. Paul folgte dem Räuber, der mitten im Dickicht des Waldes plötzlich dem Heiligen zu Füßen fiel, und ihn bat, sein Sündenbekenntniß anzuhören. Da der Heilige gerade für diese Gegend keine Vollmacht, Beicht zu hören, hatte, gab er dem Räuber die liebevollsten Ermahnungen, die ihn mit der Gnade Gottes vollends bekehrten. (Ebend.)

hh) Die Wiedererstattung des fremden Gutes. Eine Magd hatte in frühern Jahren leichtsinnig viel Geld verschwendet, ja, es kam mit ihr so weit, daß sie sogar ihrem Herrn bei dreißig Gulden heimlich entwendete. Nach einigen Jahren ging eben diese Magd in die Kirche, um das Wort Gottes anzuhören. Der Geistliche sprach mit nachdrücklichen Worten, wie man das fremde Gut zurückstellen sollte. Die Magd wurde gerührt; ihr Gewissen wachte auf, und sagte ihr mit lauter Stimme: „Gib auch du zurück.“

Diese Stimme hörte sie nun überall, und ließ sie nirgends mehr ruhig sein. Sie trachtete mit möglichstem Eifer, das genommene Gut wieder zurückzustellen, und wirklich war sie in kurzer Zeit so glücklich, daß sie das Geld beisammen hatte. Mit Freude eilte sie zum Seelsorger des Ortes, und bat ihn, daß er dieses Geld, welches sie in ihren Jugendjahren entwendet hatte, dem Eigenthümer zurückgeben möchte. (Pureberls christl. Sittenlehre.)

ii) Merkwürdige Bekehrung. In einem Dorfe, nahe bei Nimes, veranstaltete der Pfarrer, der um das Wohl seiner Schäflein sehr bekümmert war, eine Mission. Unter seinen Pfarrkindern befand sich auch ein Bauer, der von Jugend auf dem Trunke so ergeben war, daß er sich fast täglich berauschte, und für den ärgsten Trunkenbold in

der ganzen Umgegend galt. Dieser wollte von der Anhörung einer Predigt nichts wissen, und wohnte Anfangs auch keiner Betrachtung bei. Bereits waren nur mehr zwei Tage bis zum Ende der Mission, als jener Trunkenbold sich vornahm, auch einmal eine Predigt zu hören. Der würdige Geistliche sprach von dem verlornen Sohne und von der Barmherzigkeit Gottes, und dieß that er mit solcher Klarheit und Kraft, daß seine Worte den tiefsten Eindruck auf den neuen Zuhörer machten. Wie ein heller Blitz durchdrang seine Seele der Gedanke: „Bin ich nicht auch ein solcher verlorner Sohn?“ Gerührt ging er zum Geistlichen, und sagte unter vielen Thränen: „Ach, hochwürdiger Herr! Sie sehen hier einen der größten Sünder, der auf Erden lebt. Sie haben uns gestern mit so rührenden Worten gesagt, daß die Barmherzigkeit Gottes größer, als unsere Sünden sei; darum bitte ich Sie, meine Beicht zu hören, damit auch mir Barmherzigkeit zu Theil werde.“ Der Geistliche erkannte in dem Reumüthigen den berüchtigten Trunkenbold, von welchem man ihm schon so oft erzählt hatte, und war daher über diese schnelle Sinnesänderung nicht wenig erstaunt. Er drückte den zerknirschten Büßer liebevoll an sein Herz, und bewies ihm so dieselbe Liebe, mit welcher der gute Vater im Evangelio den verlornen Sohn aufnahm; dann nahm er seine Beicht auf, ertheilte ihm, überzeugt von der Bußfertigkeit desselben, die Lossprechung der Sünden, und ermahnte ihn mit aller Freundlichkeit, in seinen guten Vorsätzen, die Gottes Gnade ihm eingeflößt hatte, treu zu verharren. Erschüttert versprach es der Bauer, und erfüllte auch mit gewissenhafter Treue sein Versprechen.

Nach einiger Zeit kam die Schwester des Bekehrten nach Nimes, und begegnete dort dem Geistlichen, welcher die Mission gehalten hatte. Der liebevolle Mann erkundigte sich, was ihr Bruder mache? „Ach, hochwürdiger Herr!“ gab ihm die Frau zur Antwort, „wir sind Ihnen großen Dank schuldig; denn Ihre Predigt war die Wurzel seiner Bekehrung. Seitdem er Ihre Predigt gehört hatte, ist es seinen alten Kameraden nimmer gelungen, ihn in das Wirthshaus zu bringen, und zur Unmäßigkeit zu verleiten.“ Der eifrige Missionär weinte bei diesen Worten Freudenthränen, und fügte, so oft er diese Geschichte erzählte, die Bemerkung bei, wie heilsam es sei, fleißig das göttliche Wort anzuhören.

kk) W i e g u t i s t e s, w e n n m a n s c h o n i n f r ü h e r J u g e n d g u t e L e h r e n e r h a l t e n h a t. Ein Offizier, der sich schon in mehrern Schlachten ausgezeichnet hatte, beging einen Fehler, der sowohl seine Ehre, als auch seinen Stand befleckte. Er wurde deßhalb angeklagt,

ergriffen, und ins Gefängniß gesetzt. In kurzer Zeit war auch seine Sache entschieden, und er wurde zum Tode verurtheilt. Man verkündigte ihm sein Schicksal, und ermahnte ihn zugleich, er sollte sich auf den Tod vorbereiten. Allein anstatt Buße zu thun, wollte er an seinem Seelenheile verzweifeln, und obwohl ihm einige Geistliche zuredeten, daß er doch als Christ sterben sollte, so blieb Alles vergebens; der Unglückselige blieb in seiner Verstockung. Da fügte es aber der liebe Gott, daß ein Geistlicher, der sich durch seine Frömmigkeit und Weisheit besonders auszeichnete, in diese Stadt kam. Man erzählte ihm von dem traurigen Zustande dieses Offiziers, der aber seinen frühern Namen geändert hatte. Man bat ihn, den Unglücklichen zu besuchen, um ihn zur Bekehrung zu bewegen. Und sieh! Da rief ihm in dem nämlichen Augenblicke, als er in das Gefängniß trat, der Offizier, welcher ihn als seinen Lehrer aus seiner Studienzeit erkannt hatte, mit großem Entzücken zu: „O, mein Vater, Sie werden mich retten vor der ewigen Verdammniß! In dem nämlichen Augenblicke, als Sie eintraten, wollte ich mich in den Abgrund, der sich vor dem Gefängnisse befindet, stürzen; eben war ich daran, den tödtlichen Sprung zu thun, als mir plötzlich die Worte, die Sie einmal zu mir sprachen, in den Sinn kamen: „Von einem Augenblicke hängt die ganze Ewigkeit ab;" sogleich sagte ich zu mir selbst: „Unglücklicher, sieh, das ist dieser Augenblick!" Dieser Gedanke hat mich zurückgehalten, und in dem nämlichen Augenblicke traten Sie herein. „O hochwürdiger Herr! ich bitte Sie herzlich: Sie sind — ich täusche mich nicht — mein Lehrer in der Jugend gewesen, o seien Sie nun mein Führer, und mein Helfer noch im Augenblicke des Todes." Dann beichtete er, und bereitete sich vor, den Todesstreich zu empfangen. Er starb als wahrer Christ.

(Nach Mettenleiters Thautropfen.)

11) Noch eine Parabel. Ein reicher Mann ließ ein prächtiges Gastmahl herrichten, und lud dazu eine Menge Gäste ein. Die Mahlzeit war bereitet; die Tische seufzten unter der schweren Last der Speisen; die Gäste kamen; als sie aber von der Tafel aufstanden, waren Viele gar nicht gesättigt; ja Einige noch ganz hungrig.

Woher kam dieses, da doch so viele herrliche Speisen aufgesetzt wurden, und alle Gäste, der gütigen Einladung zu Folge, bei der Tafel erschienen waren?

Die Schuld davon lag gewiß nicht in dem freundlichen Manne, der sie eingeladen hatte, oder in der Mahlzeit, die nicht reichlicher und köstlicher hätte sein können, sondern in der thörichten, verkehrten Handlungsweise der Eingeladenen.

Einige beschäftigten sich nur damit, Andern die Speisen vorzuschneiden, zu zerlegen und mitzutheilen. Da sie aber selbst wenig oder nichts davon genossen, so geschah es, daß sie wieder ganz hungrig von der Tafel aufstehen mußten.

Andere sahen, ohne zu essen, immer nur mit aufmerksamen Augen die Speisen an, und konnten dieselben, ihre schöne Gestalt, die edle Kochkunst, u. dgl. nicht genug loben. Weil sie aber, wie die Vorigen, nichts aßen, so geschah es, daß sie wieder mit hungrigen Magen aufstehen mußten.

Außer diesen gab es noch Andere, welche zwar von allen Speisen genossen, aber Alles, Süßes und Saueres, so gierig und unmäßig, unter einander aßen, daß sie fast krank wurden. Diese gingen zwar gesättigt fort; aber das Uebermaß, das Durcheinander der Speisen war ihrer Gesundheit sehr verderblich.

Was soll dieses Gleichniß bedeuten?

Der reiche Mann, der eine so herrliche Mahlzeit bereitete, und dazu eine Menge Gäste einlud, ist Jesus Christus, der göttliche Lehrmeister; die Mahlzeit ist Seine heilige Lehre; denn diese ist eine Speise, welche ewiges Leben gibt; die Eingeladenen sind alle Menschen.

Jene Gäste, welche nur immer Andern die Speisen vorschnitten, selbst aber nichts aßen, und so hungrig fortgehen mußten, sind ein Bild jener Christen, welche zwar die Predigt anhören, darin aber, weil sie dieselbe immer auf Andere deuten, keine nahrhafte Speise finden.

Jene Gäste aber, welche hungrig blieben, weil sie, anstatt davon zu essen, die Speisen nur ansahen und bewunderten, gleichen den Christen, bei welchen die Predigten deßwegen fruchtlos sind, weil sie aus Neugierde nur, z. B. ob der Geistliche schön predige, u. dgl. dieselben anhören. Mit der Redensweise: „Das war eine schöne Predigt," ist der Zweck einer Predigt, welcher in der Bekehrung und sittlichen Vervollkommnung besteht, noch nicht erfüllt.

Diejenigen Gäste endlich, welche von allen Speisen, obwohl sie sich damit den Magen beschwerten, doch ihren Antheil nahmen, sind ein Bild von jenen Menschen, die, obwohl sie wirklich oft nicht daran schuld sind, doch voll ängstlicher Weise Alles auf sich deuten. So oft der Prediger die Lasterhaften mit strengen Worten züchtigt, und ihre Schändlichkeit schildert, denken sie sich: „Ach, vielleicht habe ich das auch gethan! Dann habe ich mein Leben lang

nie recht gebeichtet, und kann daher nie mehr in den Himmel kommen." So leben sie in unaufhörlichen Aengsten; verbittern sich unnöthiger Weise das Leben, vereiteln alles Gedeihen des göttlichen Wortes, werden muthlos, und berauben sich selbst der Kraft, in ihrer sittlichen Vervollkommnung vorwärts zu schreiten.

Wer sollte denn nicht dem liebevollen Rufe Jesu folgen, der mit größter Freundlichkeit uns die unerschöpflichen Erquickungen Seiner göttlichen Lehre und Gnade anbietet, indem Er spricht: „Kommt ihr Alle, die ihr nach Gerechtigkeit hungert und durstet; Ich will euch erquicken!"

Gleichnisse. Das schönste Gleichniß von der Anhörung und Befolgung des göttlichen Wortes hat uns Jesus gegeben, da Er von dem Sämanne und viererlei Erdreichen erzählte. Möchte doch auch bei uns das Samenkorn des göttlichen Wortes nicht auf die breite Heerstraße zerstreuungssüchtigen Leichtsinnes, oder unter die Dornen irdischer Sorgen, oder wohl gar auf den Felsen halsstärriger Böswilligkeit, sondern auf gutes Erdreich fallen, und reichliche, hundertfältige Frucht bringen!

Wer das göttliche Wort bloß hört, aber nicht befolgt, gleicht, wie der heilige Apostel Jakobus (Jac. 1, 21—25) sagt, einem Manne, der sein Angesicht im Spiegel beschaut, und wenn er es angesehen, hinweggeht, und sogleich vergißt, wie er aussah. —

Gleichwie der Hunger ein Beweis für die Gesundheit des Leibes ist, so beweist die Begierde nach dem Worte Gottes eine gute Stimmung der Seele. (St. Chrysost. hom. 2 in Isaiam.)

Wie die Ameise zur schönen Sommerszeit fleißig sammelt und erntet, um davon im rauhen Winter leben und zehren zu können, so soll die verständige Seele in den Tagen heiterer Gemüthsruhe aus den Predigten und christlichen Unterweisungen sich einen Vorrath himmlischer Speise sammeln, um in den Tagen stürmischer Trübsal davon sich nähren und stärken zu können.

(St. Aug. in Ps. 36.)

Die Perle wird, wie viele alte Naturforscher behaupteten, vom Thau des Himmels erzeugt; wenn nämlich die Muschel oder Perlenmutter helles und heiteres Wetter merkt, soll sie sich gegen den Morgen, sobald der Thau fällt, eröffnen, und die silberhellen Thautropfen begierig aufnehmen, welche in ihr erhärten, und nachher mit ihrem silberweißen Glanz ihren himmlischen Ursprung beweisen. So müssen auch unsere Herzen begierig und offen sein, den himmlischen Gnadenthau

aufzufangen, welcher bei der Verkündigung des göttlichen Wortes herunterfällt.

Der Mensch lebt nicht allein vom Brode.

Das Brod ernährt dich nicht;
Was dich im Brode speist,
Ist Gottes ewig's Wort,
Ist Leben und ist Geist. (Angel. Sil.)

Warum bringt das Wort Gottes oft keine Frucht?

Die Sonn' erweicht das Wachs,
Und härtet Lehm und Koth;
So wirkt die Wahrheit auch
Bald Leben und bald Tod.

Wenn man ein Glas mit kräftigem Rosenwasser anfüllt, dann aber später aus Unvorsichtigkeit offen stehen läßt, so wird man finden, daß der angenehmste Geruch verduftet, die meiste Kraft verschwindet. So geht es auch mit einem Christen, dessen Herz zur Welt geneigt ist, und allen Gelegenheiten zur Sünde offen steht. Was hilft es, wenn ein solches Herz mit dem lieblich duftenden Wasser guter Lehren angefüllt wird, dann aber bald das Edelste und Beste von den guten Vorsätzen verraucht und nur ein unkräftiger Schaum im Herzen und im Munde übrig bleibt? Was hilfts, viel hören, und ewig behalten, und noch weniger darnach thun?

Als der heilige Emeritus von dem heidnischen Richter gefragt wurde, ob er christliche Bücher in seinem Hause hätte? gab er zur Antwort: „Ich habe sie in meinem Herzen." Das Nämliche könnten wir auch von uns sagen, wenn wir das Wort Gottes nicht bloß hören, sondern auch befolgen wollten.

Was Gott spricht, das ist wahr und ernst;
Merk', Kind! auf Seine Worte,
Damit du Seinen Willen lernst,
Er führt zur Himmelspforte.
Grab' Gottes Wort in's Herz dir ein,
Es wird dein guter Engel sein.

Wir beweisen endlich auch äußerlich unsere größte Verehrung gegen Gott, wenn wir

f) durch alle unsere Reden und Handlungen jederzeit die Verehrung Gottes und die Befolgung Seines heiligen Willens zu befördern suchen, und alle unsere Arbeiten und Leiden Ihm aufopfern. Die Ehre des göttlichen Namens sei gleichsam die Seele aller unserer Unternehmungen.

Aus Liebe zu Gott sollen wir alle Leiden erdulden. Jedes Leiden sei uns ein Opfer der Anbetung, das wir dem Allerhöchsten darbringen. In jeder Trübsal sollen wir mit Job sprechen: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!" Auf eine ähnliche Weise sollen wir kein Geschäft unternehmen, ohne es Gott aufzuopfern. Denn der heilige Apostel Paulus spricht: „Ihr möget essen oder trinken, oder sonst etwas thun, so thut Alles zur Ehre Gottes." (I. Cor. 10, 31.) Und der heilige Maximus, Bischof von Turin, sagt: „Wer ein wahrer Christ sein will, muß immer seinen himmlischen Vater preisen und Alles zu Seiner Ehre thun." (S. Max. Episc. Taum. hom. 2. de non timendis hostibus in princ. apud Bib. Patr. tom. 5. part. 1.) Ebenso sagt der ehrwürdige Thomas von Kempis: „Nur derjenige lobt Gott wahrhaft, der gering von sich denkt, und Alles, was er Gutes denkt, redet und thut, ganz getreu Gott aufopfert." (Thom. a Kemp. in hortul. rosar. cap. 8. in fin.)

Beispiele. aa) Ein schönes Beispiel, welches uns zeigt, wie man die Ehre Gottes zum Ziel aller unserer Unternehmungen machen soll, gaben die heiligen Apostel; denn diese gingen mit Freuden hin, weil sie für würdig erkannt wurden, für den Namen Jesu Schmach, Verfolgung, ja sogar den grausamsten Tod zu leiden.

bb) Der heilige Saturnin und seine Gefährten. Diese heiligen Bekenner Jesu waren an einem Sonntage zum Gottesdienste versammelt, als sie von obrigkeitlichen Personen der Stadt und von Soldaten überfallen wurden. Man führte sie, mit Ketten beladen, nach Karthago, und stellte sie dem Statthalter Anulinus vor. Dieser grausame Richter ließ sie, da sie, ungeachtet aller Versprechungen und Drohworte, im christlichen Glauben nicht erschüttert werden konnten, so schlagen und martern, daß das Blut auf dem Boden umherfloß. Der Statthalter sprach: „Ihr Alle sollt nun die Qualen leiden, die ihr verdient habt." Da rief Thelika, einer der heldenmüthigen Bekenner aus: „Zur Ehre Gottes. Ich danke dem Herrn der Heerschaaren. Jetzt erscheint Sein ewiges, unvergängliches Reich. Herr Jesu Christe! Wir sind Deine Bekenner. Dir dienen wir. Du bist unsere Hoffnung, Du, die Hoffnung der Christen." Sie blieben ihrem christlichen Glauben getreu, und starben nach und nach an den Martern, welche sie durch die Folter erlitten hatten, oder vor Hunger im Gefängnisse. (Nach Mätzlers Legende.)

cc) Hülfe durch die Anrufung des Namens Jesu. Ein

heidnischer Knabe war in einen sehr tiefen Teich gefallen. Da er nicht schwimmen konnte, und dem Ertrinken bereits nahe war, rief ihm ein portugiesischer Knabe, der von ungefähr dazu kam, und ihm keine andere Hülfe leisten konnte, mit lauter Stimme zu: „Ruf den Namen Jesu an!" Der Knabe folgte der Ermahnung, und es trugen in diesem heilbringenden Namen die gebändigten Fluthen ihn sanft an's Ufer. Es blieb aber der göttliche Name, durch dessen Kraft er so großer Gefahr entkommen war, dem Herzen des Knaben so tief eingeprägt, daß er, wenn man ihn rief, niemals anders antwortete, als: „Jesus!" Und dieser treue Freund aller derer, die nach Ihm verlangen, und Ihn lieben, sorgte auch dafür, daß dieser Knabe, dem Sein allerheiligster Name so wichtig und so lieb geworden war, kurze Zeit hernach die Gnade der heiligen Taufe empfing.

(Jarisch Prämbibl.)

dd) Die Erleuchtung der Blinden. Als der heilige Cyriakus wegen seines standhaften Glaubens mit seinen Gefährten in das Gefängniß geworfen wurde, kamen mehrere Blinde zu ihm, und baten ihn, daß er durch die Kraft seines Gebetes sie von ihrem großen Uebel befreien möchte. Cyriakus rief den heiligsten Namen Jesu über die Blinden an, bezeichnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes, und die Blinden kehrten, erleuchtet an Leib und Seele, geheilt, nach Hause zurück.

Dieses Wunder wurde bekannt; auf den Straßen erscholl das Lob des Christengottes, und so kam es, daß auch der Kaiser Diokletian davon hörte. Seine Tochter war eben vom bösen Geiste besessen. Cyriakus wurde nun an den Hof des Kaisers berufen, um das Mädchen zu heilen. Im festen Vertrauen auf Gottes Hülfe fragte der Heilige das besessene Mädchen: „Glaubst du an Jesum, den Sohn des allmächtigen Gottes?" Das Mädchen antwortete: „Ja, ich glaube, und verlange auch die Taufe." Da rief der Heilige Jesum an, beschwor den bösen Geist, und vertrieb ihn. Hocherfreut und voll Dankes gegen den allmächtigen Gott der Christen, ließ sich die Prinzessin sogleich im heiligen Glauben unterrichten, glaubte, und empfing die heilige Taufe.

ee) Der heilige Gottfried und der Kranich. Dem heiligen Gottfried versetzte ein Kranich einst einen so heftigen Stoß in das Gesicht, daß man befürchtete, er würde erblinden. Allein er rief den Namen „Jesus" an, machte das Kreuzzeichen über die Wunde, und sogleich verschwand die Gefahr; die Wunde war sogleich geheilt, und es blieb ihm nichts, als eine Narbe davon übrig, als eine Erinnerung des geschehenen Wunders.

Der Name Jesu gleicht
Dem ausgegoss'nen Oele,
Erleuchtet, speiset, heilt
Stillt alles Weh der Seele. (Angel. Sil.)

ff) Der Name Jesu — eine starke Waffe zur Erkämpfung eines glorreichen Sieges. Nachdem die Türken die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums, Constantinopel, erobert hatten, wollten sie auch die abendländischen Königreiche Ungarn und Deutschland in ihre Gewalt bekommen. Papst Calixt III. sah, wie sein Vorgänger Nikolaus V., voraus, daß es um das Christenthum in Deutschland, ja in ganz Europa geschehen sei, wenn den Türken nicht Einhalt gethan würde. Er sandte den heiligen Johann Kapistran zur Reichsversammlung in Neustadt, um unter den Fürsten einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Johannes predigte, indem er ein Kreuz, das ihm der Papst gesandt hatte, in der Hand hielt, in Gegenwart so vieler edler Herren mit solcher Begeisterung, daß Alle beschlossen, ihrem gemeinsamen Feinde mit aller Macht entgegen zu treten. Das Gleiche that er zu Raab in Ungarn bei einer Versammlung ungarischer Großen, unter denen sich Johannes Corvinus Hunyad, Statthalter von Ungarn, befand, einer der tapfersten Feldherren seiner Zeit. Zu Buda, dem jetzigen Ofen, wurde großer Kriegsrath gehalten, wobei auch der heilige Johannes Kapistran mit dem päpstlichen Gesandten erschien, und täglich mit solcher Eindringlichkeit predigte, daß sich alle Herzoge und Fürsten vereinigten, mit dem festen Entschlusse, am 14. Februar d. J. 1455, gegen die Türken ins Feld zu rücken. Unterdessen zogen die Türken mit zahllosen Schaaren gegen die Stadt und Festung Belgrad heran. Den Fürsten entfiel nun der Muth; nur Hunyad und Johannes Kapistranus hielten muthig aus. Johannes Kapistran trug ein rothes Kreuz auf dem Rücken des Kleides, und zog mit einer Schaar Soldaten, denen er ebenfalls ein rothes Kreuz auf die Schultern geheftet hatte, gegen Peterwardein. Dort sah er sich fast ganz verlassen; gering war die Zahl der Soldaten, die ihm folgten, unerhört groß das Kriegsheer der Türken. Allein Johannes, obwohl schon ein Greis von siebenzig Jahren, blieb unverzagt. Mit heißer Inbrunst empfahl er in der heiligen Messe Gott die Sache. Und sieh! Da fiel ein Pfeil auf den Altar; auf dem Pfeile aber standen die Worte: „Fürchte dich nicht, Johannes, sondern sei getrost, wie du begonnen, so fahre fort; beeile dich; denn in der Kraft Meines Namens und des heiligen Kreuzes wirst du den Sieg über die Türken davon tragen. Neugestärkt zog nun Johannes mit seiner kleinen Schaar gen Belgrad,

wo der Feind stand, und Hunyad ihn erwartete. Seine Fahne führte auf der einen Seite das Bildniß des heiligen Bernardin, welcher in der Hand einen Schild mit dem Namen Jesus*) hielt; auf der andern Seite stand bloß der Name: „Jesus." Als Hunyad das kleine Häuflein Krieger sah, wurde er verzagt; doch Johannes ermunterte ihn, auf Gott zu vertrauen und auszuharren. Mit Gottes Hülfe gelang es ihm auch wirklich, in einigen Tagen 60,000 Kreuzfahrer dem Herrn zuzuführen. Allein diese Kreuzfahrer waren bloß ein armes Volk, welches nur der Eifer für den Glauben zusammengetrieben hatte, und ihre Offiziere waren Ordensbrüder, welche, begierig nach dem Martyrertod, Helm, Schild und Schwert mit dem klösterlichen Kleide vertauscht hatten. Doch Kapistran wußte Allen die höchste Begeisterung einzuhauchen, und Alle gehorchten ihm auf das pünktlichste. Schon hatten die Türken große Oeffnungen in die Mauern der Festung, in welcher der tapfere Zelago mit seiner Schaar Widerstand leistete, mit ihren Kanonen geschossen, und einen allgemeinen Sturm vorbereitet. Es war die größte Gefahr. Da beschloß Hunyad mit Kapistran, die Türken zu Wasser zu überfallen, und entweder zu siegen, oder zu sterben. Alle hatten sich durch Beicht und Communion auf den Tod vorbereitet. Die Kreuzesfahne in der Hand schwingend, forderte er auf, mit unerschrockenem Muthe zu kämpfen, und ihr Vaterland von den ärgsten Feinden der Christen, den Türken, zu befreien. Mit dem lauten Rufe „Jesus" stürzte die christliche Schaar den Ungläubigen entgegen. Die Türken flohen von allen Seiten; ein furchtbarer Schrecken überfiel dieselben. Neun Tage lang dauerte diese Flucht; tausende fielen durch das Schwert; Viele blieben unterwegs liegen; Viele stürzten in den Fluß, und ertranken; 24,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die Christen machten eine unermeßliche Beute; denn alles Geschütz, alles Gepäcke, alle Zelte, alles Kriegsgeräthe fiel in ihre Hände. Papst

---

*) Der heilige Bernardin wird im Ordenskleide der Franziskaner, den heiligsten Namen „Jesus," von hellen Strahlen umgeben, in der Hand abgebildet. Dieß kommt von folgender Begebenheit her: Um das Jahr 1380 schien das Andenken an den süßesten Namen Jesus und die Liebe zu Ihm in den Herzen der Völker in Oberitalien untergegangen zu sein; so sehr hatte der Parteihaß und die Zwietracht den himmlischen Sinn in den Gemüthern verdrängt. Da erschien, wie von Gott gesendet, der heilige Bernardin, und stellte diesen hochheiligen Namen als ein Zeichen des Friedens den Entzweiten vor Augen; von seinen Lippen ertönte unaufhörlich der Name „Jesus;" durch die Kraft dieses allerheiligsten Namens bewirkte er eine allgemeine Umgestaltung der Sitten, und das Reich Gottes fing wieder zu blühen an.

Calixt **III.** war über diesen glorreichen Sieg so erfreut, daß er befahl, alle Jahre am 6. August das Fest der Verklärung Christi zu begehen.

Der heilige Johannes Kapistranus wird im Franziskaner-Ordenskleide abgebildet, eine Fahne mit dem Namen Jesu in der Hand, todte Türken zu seinen Füßen.

gg) Die Gründung von Veszprim. Als die ungarische Königin Gisela, die Gemahlin Stephan **I.**, die Michaelskirche zu Veszprim, welche bereits in Trümmer gesunken war, zur Ehre Gottes und des heiligen Erzengels Michael wieder herstellen wollte, ging ihr einmal das Geld aus. Sie sann nach, wie es ihr möglich sei, weiter zu bauen, und senkte dabei ihr Auge zu Boden. Und wie sie so niedersah, fiel ihr Blick auf das überaus kostbare Pelzkleid, das sie eben trug. „Wozu die Pracht für den verweslichen Leib?" lispelte sie vor sich hin, nahm das Kleid, und sprach: „Veššz prém, d. i. fahre hin, mein Pelzkleid!" Sie verkaufte das Kleid, das dafür gelöste Geld reichte zum Weiterbau hin, und seit jenem Tage führt die Stadt den Namen „Veszprim." (Heil. Sagen in Oesterreich.)

hh) Johannes Sarkander. Dieser erleuchtete Mann machte, so lange er lebte, sich die Ehre Gottes und die Verherrlichung der heiligen, katholischen Religion zu seinem wichtigsten Geschäfte. Er war zu Skoczau in Oberschlesien, i. J. 1577 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, und zeichnete sich durch seine Gelehrsamkeit, Reinheit der Sitten und seinen heiligen Eifer in der Führung der Seelen aus. Vier verschiedenen Pfarreien stand er im Verlaufe der Zeit vor, und in jeder derselben wurde er, wenn er sie später besuchte, wie ein guter Engel begrüßt, und konnte nur unter Thränen und Segenswünschen seiner ehemaligen Pfarrkinder sich von ihnen trennen. Der letzte Ort, wohin er als eifriger Hirt, auf den man alles Vertrauen setzte, berufen wurde, war Holleschau. Durch achtzig Jahre lang hatte die Pest der Ketzerei hier gewüthet, gegen welche er nur den schweren Kampf für die Ehre Gottes und den wahren Glauben übernahm. Durch seinen unverdrossenen Eifer, durch die Demuth und Ergebung in Gott, mit welcher Sarkander die verlornen Schäflein wieder aufsuchte, lud er zugleich den bittersten Haß und die Verfolgung der Feinde der heiligen Kirche auf sich, so daß er Holleschau verlassen, und sich nach Polen begeben wollte. Er kam wirklich bis Czenstochau, wo er himmlischen Trost in der innigen Verehrung der seligsten Jungfrau Maria suchte, und fand. Er trat die Rückkehr zu seiner Heerde wieder an, um gestärkt gegen die Gefahren des heiligen Glaubens den Kampf wieder zu beginnen, wurde aber von den Ketzern ergriffen, in

das Gefängniß geworfen, durch drei Stunden, um ein Beichtgeheimniß zu verrathen, unmenschlich auf die Folter gespannt, mit Fackeln und Federn, die in Oel, Pech und Schwefel getaucht waren, am Leibe langsam gebrannt, bis er nach schrecklichen Schmerzen, und den Herrn lobend, und Ihm herzlich dankend, seinen Geist aufgab, in der Mitte d. J. 1620.

Groß und lebendig blieb die Verehrung dieses Martyrers unter allen Gläubigen Mährens und der benachbarten Länder, so daß der Prozeß zur Seligsprechung im Verlaufe des 18. Jahrhundertes eingeleitet wurde. Oft wurde er aufgegeben, und neuerdings aufgenommen, wie in den Jahren 1754, 1831, 1836, 1855. Durch seine Fürbitte geschahen schon drei Wunder, wie die augenblickliche und vollständige Heilung eines Gichtbrüchigen, der zwei Jahre hindurch von den heftigsten Schmerzen, Geschwulst und Lähmung geplagt wurde; die augenblickliche Heilung eines Schwarz- und Gelbsüchtigen, der seine gesunde Farbe und Kräfte wieder erlangte; endlich die augenblickliche und vollkommene Genesung eines armen Mannes, der an einem herausgewachsenen Nasenpolyp litt, und keine Hülfe eines Arztes oder Wundarztes angewendet hatte. In Berücksichtigung der Wahrheit dieser Wunder und der Tugenden jenes gottseligen Mannes vollendete der heilige Vater, Pius **IX.**, am 7. März 1859 die Untersuchung der Beatifikation. Er sprach, da es sich zu gleicher Zeit um die Seligsprechung des ehrwürdigen Johann Baptist Rossi, Canonicus von der Kirche Maria in Cosmedin zu Rom, handelte, und damals ein blutiger Krieg Oesterreich und Italien zu entzweien drohte, in seiner Anrede an die Versammelten den herzerhebenden Gedanken aus: „Beide Heiligen im Himmel sind gleichsam zwei Oelzweige des Friedens, von welchen der Eine für Italien, der Andere für Deutschland in der gegenwärtigen Zeit von Gott die Gnade der Ruhe und Sicherheit erflehen will, deren die Völker und die Kirche Christi bedürfen."

Möchten wir nur eben so eifrig, wie der gottselige Johannes Sarkander, nach der Ehre Gottes streben, und dieselbe durch Wort und That zu verherrlichen suchen!

ii) Altar angebaut! „Wie geht es mit Ihrem neuen Hochaltare?" fragte ein würdiger Geistlicher einst einen Amtsbruder und Pfarrer, der in wenigen Jahren alle Kirchen seiner Pfarrei im Innern fast gänzlich und schön erneuert hatte, und eben im Begriffe war, das edle Werk mit dem letzten Altare zu vollenden. „Wie geht es mit Ihrem Hochaltar?" „Gut; angebaut ist er schon," antwortete derselbe. „Angebaut ist er schon!" Ueberrascht von dieser Antwort fragte

der Geistliche weiter, was er damit sagen wolle? Da erklärte er jenem weiter, wie er und die Bauern der dortigen Gemeinde bei der letzten Aussaat sich vereinigt hätten, daß jeder, je nach der Größe seines Hofes und seines guten Willens, einen kleinen Theil seines Fruchtfeldes für den neuen Altar anbauen wolle. Und so geschah es auch.

Ist das nicht ein schöner, trefflicher Gedanke, und werth, nachgeahmt zu werden? Der Landmann gibt Alles leichter, als baares Geld; am leichtesten aber einige Fruchtgarben, die ihm unter dem Segen des Himmels, und ohne sein Zuthun und Mühen herangewachsen und gereift sind. Er dürfte ja, um einer solchen frommen Gabe willen eines größern Erntesegens gewiß sein. Vielleicht gebe es keine bessere Versicherung gegen Mißwachs und Hagelschlag, als eine solche Verschreibung der Gabe Gottes zur Ehre Gottes! Damit aber könnte viel Gutes und Schönes gethan werden! (Speculum pastorum.)

kk) Der Weihrauch. Eine alte, gottesfürchtige Frau konnte kein Papierschnitzchen auf der Straße liegen sehen, und wäre es mitten im Kothe gewesen, ohne es aufzuheben und zu beschauen, ob nicht irgend etwas Geistliches darauf stehe? Im letztern Falle nahm sie die Papierchen mit, damit das Heilige nicht länger von Menschen und Thieren mit Füßen getreten werde, erbaute sich wohl noch an diesem und jenem frommen Satze, den sie heraus bringen konnte, und verbrannte dann die Papierchen, indem sie sprach: „Das ist noch ein süßer Weihrauch für den lieben Gott.“

In jedem Falle war der fromme Kindessinn, womit diese Frau auf die Beförderung der Ehre Gottes bedacht war, Ihm dabei ein noch süßerer Weihrauch! (Hungari, Licht und Schatten.)

O möchte auf dem Erdenrunde,
So wie der lieben Sonne Schein,
In jedes Menschenherz die Kunde
Von Gottes Namen ziehen ein!
O lehr' die Menschen recht erkennen
Du ewig großer, guter Gott,
Daß sie Dich dürfen „Vater“ nennen
Und lehr' sie halten Dein Gebot.

§. 38. Wie können wir uns gegen das zweite Gebot Gottes versündigen?

Gegen das zweite Gebot Gottes können wir uns versündigen, wenn wir Ursache sind, daß die Verehrung und Anbetung Gottes bei uns, und Andern verhindert werde. Und dieses geschieht auf folgende Weise:

a) Durch eine jede Sünde. Denn jede Sünde ist eine freiwillige Uebertretung des göttlichen Gesetzes; jeder Sünder empört sich gleichsam wider Gott, dem wir den willigsten, genauesten Gehorsam schuldig sind. Durch die Sünde machen wir uns vor Gott mißfällig und strafbar, und verleiten auch Andere durch unser Beispiel zu ebenso bösen Gesinnungen und Handlungen, wodurch die Ehre Gottes hintangesetzt wird. Wie kann daher Gott an einem Menschen Freude haben, der Ihn wohl äußerlich, dem Scheine nach verehrt, den Ehrennamen „Christ" trägt, sonst aber Sünden auf Sünden begeht, deren sich sogar ein Heide schämen würde? Mit Recht könnte man auf einen solchen Sünder die Worte des heiligen Apostels Paulus anwenden: „Du rühmst dich des Gesetzes, entehrst aber Gott durch Uebertretung desselben." (Röm 2, 23.) Und der heilige Ambrosius sagt: „Wir finden manche Lasterhafte, welche Christen genannt werden, obwohl sie Gott zu verherrlichen scheinen, Ihn doch nicht loben, ja, die man eher Lästerer, als Verehrer Gottes nennen sollte." (St. Ambr. sup. Apocal. cap. 5. ante fin.)

Ein Gleichniß. Ein böser, heimtückischer Mann wurde wegen eines Verbrechens angeklagt, das er gegen seinen Herrn und Kaiser begangen hatte. Der Richter befragte ihn über verschiedene Umstände, die seine Missethat erschweren oder vermindern könnten. Allein anstatt aller Antwort zog der Unverschämte in einer Art von Raserei einen Dolch hervor, sprang zu dem Bildniß des Kaisers, riß es herab von der Wand, zerstach, und trat es vor den Augen aller Anwesenden mit den Füßen. Wüthend fielen nun die Bediensteten des Kaisers über den Ruchlosen her, und wollten ihn mit ihren gezückten Säbeln ermorden. „Denn," sagten sie, „wer das Bild unsers Herrn und Kaisers zu zerstören sucht, wie dieser Elende, beschimpft dadurch den Kaiser selbst, welcher dadurch vorgestellt wird, und ist daher großer Strafe, ja des Todes schuldig."

Ein verständiger, weiser Mann, der von dieser Begebenheit hörte, sprach: „Diese Geschichte kann dazu dienen, uns eine wichtige Wahrheit vorzustellen. Auch unsere Seele ist ein Bildniß des Königs aller Könige, das Ebenbild Gottes. Weh' uns, wenn wir die Kräfte unsrer Seele mißbrauchen, und Böses thun; denn dadurch versündigen wir uns ebenso schwer gegen Gott, als wie ein verdorbener Mensch, der das Bild seines Herrn und Kaisers zerstört oder mit Füßen tritt, sich gegen diesen versündigen würde."

Der Name Gottes wird auch entheiligt

b) durch die Gotteslästerung, da man von Gottes Eigenschaften, von der wahren Religion, von den Heiligen Gottes, von den heiligen Sakramenten oder von andern gottesdienstlichen Handlungen verächtlich redet, und die Verehrung und Anbetung Gottes dadurch vermindert. Wie sehr ein Gotteslästerer sich vor dem Strafgerichte Gottes fürchten müsse, sagt der heilige Apostel Paulus mit den Worten: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ (Gal 6, 7.) Und der heilige Ephräm ruft gleichsam einem jeden Gotteslästerer zu: „Fürchtest du denn nicht, es möchte Feuer vom Himmel fallen, und dich verzehren, der du den Mund öffnest wider den Allmächtigen? Fürchtest du nicht, daß sich die Erde aufthue, und dich verschlinge? Täusche dich nicht, o Mensch! Es ist unmöglich, der Hand des allmächtigen Schöpfers zu entfliehen; höre Den, der da sagt: die Gotteslästerer müssen Rechenschaft geben Gott, dem Herrn, der bereit ist, zu richten die Lebendigen und die Todten.“ (S. Ephraem. 2. Paraen. num. 43.)

(Biblische Beispiele siehe im II. Bd. dieses Werkes, S. 414.)

Noch andere Beispiele. aa) Das Erdbeben zu Rom. Am Charfreitage d. J. 1016, als man in Rom gerade das Bild des Gekreuzigten in feierlichem Zuge durch die Kirchen trug, und dann auch allen Christen zur Verehrung aussetzte, fing in der Stadt die Erde plötzlich zu wanken an. Schreckliche Sturmwinde begleiteten die Erdstöße, die schnell auf einander folgten. Schon zitterten alle Einwohner, und fürchteten sich vor dem Einsturze der Kirchen und vieler anderer Gebäude. Da lief auf einmal ein Jude vor Schrecken herbei, und erzählte, daß man im Bethause der Juden zur nämlichen Stunde, als die Erde zu beben anfing, das Kreuz abscheulich verhöhnt, und den Gekreuzigten gelästert habe. Sobald man dieses dem Papst Benedikt VIII. meldete, schickte er einige Männer, die wegen ihres Verstandes und ihrer Wahrheitsliebe bekannt waren, nach dem Bethause der Juden, um sich über die Sache näher zu erkundigen. Die Aussage jenes Juden wurde als wahr befunden. Die Schuldigen wurden sogleich verhaftet, und erhielten die gerechte Strafe für ihr Verbrechen. Kaum waren die Köpfe der Gotteslästerer gefallen, so legte sich auch der Sturm; der Himmel heiterte sich auf, und die Erde wurde wieder ruhig.

Jener Jude, der die Anzeige des verübten Frevels gemacht hatte, entsagte dem Judenthume, und wurde ein Christ.

(Nelk „Hortensia.“)

bb) Das Christusbild mit der Kugel zu Hadersdorf. Außerhalb dem wohlhabenden Markte Hadersdorf am Kampfflusse, bei dem dort sich befindlichen alten Spitale erblickt der Vorübergehende ein eingemauertes Kreuz mit vier Nischen oder Vertiefungen.

Führt ihn ein frommer Sinn zum Betschemel der Säule hin, so wird sein spähendes Auge in der Mauerhöhlung gegen die Straße ein Cruzifixbild erblicken, dessen Brust von einer Kugel durchlöchert ist. Es verhält sich damit so:

Vor ungefähr hundert Jahren ritt hier ein Husar vorüber, der vor seinem Ausritte sich mit mehreren Kameraden so betrunken hatte, daß er sich nur mit Mühe auf dem Rosse halten konnte. Als er sich dieser Wegsäule näherte, fiel ihm eine Schaar andächtiger Beter auf, die sich dort versammelt hatte. Der betrunkene Reiter hielt bei diesem Anblicke sein Pferd an, und erlaubte sich über die Frömmigkeit dieser guten Leute ärgerliche Spöttereien, worüber er von ihnen, wie es ihm gebührte, vielleicht auch etwas unsanft, zurechtgewiesen wurde. Er wurde darüber so aufgebracht, daß er sein geladenes Gewehr ergriff, und es so abschoß, daß die Kugel, über den Köpfen der Beter, dem Bilde des Gekreuzigten in die Brust fuhr.

Nach vollbrachter Frevelthat gab er seinem Rosse die Sporen, und entschwand den Blicken der erschrockenen Landleute. Die Strafe folgte ihm aber auf der Ferse nach, und ereilte ihn auf der Donaubrücke. Hier wurde sein Pferd scheu, bäumte sich, und sprang mit seinem Reiter in die hochwogende, sturmbewegte Donau, die Mann und Roß in ihrer Tiefe begrub. (Heilige Sagen in Oesterreich.)

cc) Das Gablerkreuz bei Weidling. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes lebte in einem kleinen Häuschen zu Weidling ein Mann von rohen Sitten und bösem Lebenswandel. Hans Gabler war sein Name. Da er mehr Zeit beim Weinkruge, als bei der mühevollen Bestellung seines Weingartens zubrachte, so verschlimmerten sich seine Vermögensumstände im Verlaufe einiger Jahre so sehr, daß er nichts mehr zu leben hatte und die Gaben und Steuern schuldig war. Weil er seinen Weingarten so vernachlässigte, konnte er auch in den fruchtbarsten Jahren keine ergiebige Ernte hoffen. Eines Tages hatte er eben wieder in seinem Weingarten nachgesehen, und ging mit berauschtem Kopfe nach Hause. Sein Weg führte ihn bei dem Kreuzesbilde vorüber, welches auf dem Wege von Weidling nach Klosterneuburg steht, und damals „das schwarze Kreuz" genannt wurde. Da fiel sein wilder Blick auf das Bild des Gekreuzigten. In seiner Betrunkenheit stieß er die abscheulichsten Gotteslästerungen und Ver-

wünschungen aus. Allein dabei ließ er es nicht bewenden; zum höchsten Frevel entbrannt, erhob er seine Hacke, und schlug damit so in den gekreuzigten Erlöser, daß aus dem Bilde hellrothes Blut hervorströmte. Verzweiflung ergriff bei diesem wunderbaren Ereignisse den Uebelthäter; von seinem bösen Gewissen gejagt, stürzte er in eine furchtbare Schlucht, und ging dort auf eine schreckliche Weise zu Grunde.

(Nach Ebend.)

dd) Das Bekenntniß des Verstümmelten. Kurz nach der französischen Revolution arbeitete ein ehrwürdiger Geistlicher in einem Spitale unermüdet an dem Heile der Seelen, und ertheilte den zahlreichen Kranken und Verwundeten, welche in demselben lagen, aus allen Kräften den Beistand und die Tröstungen unserer heiligen Religion. Da erzählte man ihm von einem Soldaten, der ganz verstümmelt sei, so daß es als ein wahres Wunder erscheine, wie er denn noch leben könne. Der liebevolle Mann war begierig, ihn zu sehen; er begab sich daher zu ihm, und fand einen Menschen, dessen Züge große Seelenruhe verriethen. „Mein Freund!“ sprach er zu ihm, „man hat mir gesagt, deine Wunden seien sehr gefährlich.“ Lächelnd gab der Kranke zur Antwort: „Hochwürdiger Herr! heben Sie die Decke ein wenig auf!“ Der Geistliche hob sie auf und wich vor Schrecken zurück, da er sah, daß dieser Unglückliche keine Hände mehr habe. „Wie?“ fragte ihn darauf der Verstümmelte, „Sie treten zurück wegen dieser Kleinigkeit? Nehmen Sie auch die Decke von meinen Füßen weg!“ Er nahm sie weg, und sah, daß er auch keine Füße mehr hatte. „Ach, mein Lieber!“ rief der mitleidige Priester aus, „wie beklage ich dich!“ „Nein!“ antwortete der Kranke, „beklagen Sie mich nicht, mein Vater! Ich habe nur die Strafe bekommen, die ich verdiene; denn ebenso habe ich ein Cruzifix behandelt. Als ich noch Kriegsdienste leistete, und mich mit meinen Kameraden zur Armee begab, trafen wir auf der Straße ein Cruzifix an, das der Wuth der Uebelgesinnten entgangen war. Ich stieg hinauf, zerschlug unter den schrecklichsten Verwünschungen und Gotteslästerungen dem Cruzifixe Arme und Füße, und es fiel herunter. Bald darauf fiel eine Schlacht vor, wo ich beim ersten Angriffe schon so zugerichtet wurde, wie Sie mich hier sehen. Ja, wahrhaftig, Gott läßt sich nicht spotten; Er ist gerecht, und bestraft die Bösen oft schon in dieser Welt auf eine schreckliche Weise.“

ee) Bestrafte Verstümmelung eines Marienbildes. Ein dänischer Soldat verfiel bei Hildesheim auf den boshaften Gedanken, einem Muttergottesbilde Ohren, Hände und Füße abzuhauen, und diese Glieder zu zerhacken. Bald darauf wurde dieser gottvergessene Mensch

von feindlichen Soldaten gefangen genommen. Auf der nämlichen Stelle, wo er das Marienbild verstümmelt hatte, erhielt er einen tödtlichen Stich in den Hals, verlor Nase und Ohren, und wurde ebenso verunstaltet, wie er es mit dem heiligen Bilde gemacht hatte.

Ein anderer Soldat henkte aus Spott ein Marienbild an einen Baum, wie an einen Galgen. Bald darauf wurde er unschuldiger Weise eines Verbrechens beschuldigt, und an den nämlichen Baum aufgehenkt, an welchem er dieses auf freventliche Weise mit dem Muttergottes-Bilde gethan hatte.

ff) Bestrafung eines Ungläubigen, der über den Empfang der heiligen Wegzehrung spottete. Ein junger Herr, Lanze mit Namen, der nicht viel auf Gott und Religion hielt, wurde bei einem Rathsherrn in Regensburg zu Mittag eingeladen, und that dort bei Tische unter andern gotteslästerlichen Reden den schrecklichen Ausspruch: „Lieber will ich auf dem Schindanger sterben, als daß mir ein Geistlicher beim Sterben das Brod bringen soll.“

Nach der Mahlzeit ging der Gotteslästerer mit seinem Freunde durch das Jakober-Thor hinausspazieren; links vor dem Thore liegt der Lindenwald mit seinen schönen Alleen, rechts die Schindmatte und gegen die Donau hin der Schindanger. Es war ein heller Tag, ein kleines Wölkchen zog über ihnen auf, und ließ einige Regentropfen fallen; da lief Weishaupt, so hieß der Freund, schnell in das Schützenhaus, um seinen neuen Rock zu schonen; der Gotteslästerer blieb stehen, sah aufwärts, und rief dem Andern zu: „Es ist gleich vorbei“ — und kaum hatte er dieses gesagt, so schlug ihn der Blitz todt darnieder. So traf den gottvergessenen Spötter der Blitz des göttlichen Zornes, und vollzog an ihm das Strafgericht seiner eigenen Verwünschung.

(Philothea.)

gg) Frevle nicht! Konrad, ein frommer Landmann, eilte zur Kirche, weil dort eben ein Bittgang, um von Gott eine reichliche Ernte zu erflehen, gehalten wurde. Da stand eben Reichhart, sein Nachbar, vor seinem Hause. „Ei,“ sagte dieser, „wie magst du denn immer in die Kirche laufen und beten? Ich bete nie, und doch geht es mir gut; dieses beweisen meine reichen Saatfelder, mein stattliches Haus, meine gefüllten Ställe und Speicher, und meine blühenden Kinder.“ Am andern Morgen stand er verzweifelnd auf derselben Stelle. Ein Wolkenbruch hatte seine Felder verwüstet; der Blitz sein Haus angezündet; Vieh und Vorräthe waren verbrannt, und ach! auch seine Kinder sind — bis auf Eines — in den Flammen umgekommen.

(Nach J. B. Fürg.)

hh) Verspottung der Heiligen. Als vor beiläufig dreißig Jahren in Felixdorf, einem neu angelegten Dorfe unweit Wiener-Neustadt in Oesterreich, die Bildsäule des heiligen Felix mit großer Feierlichkeit aufgestellt und Pöller dabei gelöset wurden, spottete der Mann, welcher das Geschütz bediente, über die religiöse Feierlichkeit und erlaubte sich mehrere ungebührliche Ausdrücke gegen den heiligen Ordensmann, dessen Standbild zur Verehrung errichtet wurde.

Was geschah? Bei dem letzten Schusse, dem wieder abscheuliche Schmähworte vorausgegangen waren, zerplatzte das Geschütz und beschädigte den Ruchlosen so sehr, daß er halb todt weggetragen werden mußte, und nach kurzer Zeit an seinen Wunden starb. Zittere vor der Strafe, ruchloser Frevler! (Chimani.)

ii) Eine Begebenheit aus unsern Tagen. Als am 8. Dezember des Jahres 1854 der Glaubenssatz von der unbefleckten Empfängniß Mariens feierlich ausgesprochen worden war, da erfreuten sich alle Herzen der frommen und wahren Verehrer Mariens, und ein allgemeiner Jubel herrschte in der ganzen katholischen Kirche. Indeß fehlte es, wie dieses bei dem Unglauben unserer Zeit nicht anders zu erwarten war, auch nicht an Spöttern, die sich über diese so tröstliche Glaubenslehre, wie überhaupt über alles Religiöse und Göttliche lustig machten.

Ein junger Kaufmann zu Salzburg, den sein Geld und seine Jugendkraft übermüthig machten, spottete in einem belebten Gasthause in Gesellschaft mehrerer Gäste so über die unbefleckte Empfängniß Mariens, daß sich die Anwesenden darüber ärgerten. Nach einigen Tagen ritt der muthwillige Witzling ganz munter spazieren. Als er im Nonnthal in der Nähe des Hahnwirthes zu der steinernen Bildsäule, welche zu Ehren der unbefleckten Jungfrau dort errichtet ist, gekommen war, da wurde sein Pferd auf einmal scheu, und schleuderte ihn so gewaltig an die Säule, daß er sich Brust, Arme und Beine brach, und besinnungslos weiter getragen werden mußte. Nach unsäglichen Leiden starb der junge Mann später, ohne je mehr zur Besinnung gekommen zu sein. (Aus dem Leben.)

Da aber die Gotteslästerung eine solche Sünde ist, wodurch der Allerheiligste beleidigt, und der Ihm schuldigen Verehrung theilweise beraubt wird, so ist es für einen jeden wahren Christen, dem Gott und Seine heilige Lehre das kostbarste Gut ist, was er auf Erden hat, die wichtigste Angelegenheit, durch Wort und Beispiel dahin zu wirken, daß solche Lästerer zur Erkenntniß ihrer gottvergessenen Spöt-

tereien kommen und dem Herrn wieder die höchste Ehre erweisen, die Ihm gebührt.

Beispiele. *α*) Gute Widerlegung. Ein Ordensgeistlicher fuhr mit zwei jungen Offizieren in einem Postwagen. Die Offiziere fingen sogleich an, spottweise über die Religion zu sprechen. Sie unterhielten sich ganz angenehm damit, mischten manchen Scherz mit ein, und schienen Alles vorzubringen, was sie wußten und was sie nicht wußten. Der Ordensgeistliche, welcher Alles mitangehört hatte, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen, leitete nun die Rede unvermerkt auf das Kriegswesen, und redete so ungeschickt davon, daß sich die Offiziere nicht enthalten konnten, laut darüber zu lachen. „Meine Herren!" sprach er zu ihnen, „ebenso lauten Ihre Reden über die Religion. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß man sich nicht lächerlicher machen kann, als wenn man über Dinge abspricht, von denen man keine oder nur oberflächliche Kenntnisse hat." Die Offiziere wußten beschämt Nichts zu ihrer Entschuldigung vorzubringen, und waren auf ihrer übrigen Reise im Reden vorsichtiger.

So würden gewiß Viele sich hüten, über Gott und Seine heilige Religion zu schmähen oder zu spotten, wenn sie es der Mühe werth gefunden hätten, über die höchste Vollkommenheit Gottes und die heilsame Kraft Seiner Lehre nachzudenken.

β) Das Entblößen des Hauptes. Der berühmte Naturforscher Newton hatte die schöne Gewohnheit, so oft er den größten Namen — Gott hörte, sein Haupt zu entblößen, und wäre auf diese Weise, wie Jean Paul treffend sagt, schon ohne Worte ein Religionslehrer geworden, denn mancher aus seinen Schülern, welcher oft nicht viel auf Religion hielt, ja sogar über Gott spottete, fühlte sich durch das Beispiel seines frommen Lehrers hingezogen, Gott zu fürchten, und seine Zunge vor gotteslästerlichen Reden zu bewahren.

γ) Des Frommen wohlverdienter Lohn. Zur Zeit der Umwälzung des königlichen Thrones in Frankreich, am Ende des verflossenen Jahrhundertes brach eine Schaar rohen Volkes in das königliche Schloß von Versailles ein, raubte, plünderte und verübte Thaten, die man gar nicht erzählen sollte. Bei dieser Gelegenheit hatte Einer auch unter andern Dingen ein altes, unansehnliches Cruzifix mitgenommen. Er meinte Anfangs, einen recht kostbaren Fund gemacht zu haben; dann aber warf er es, aufgebracht, daß er sich mit dem schmutzigen Dinge geplagt habe, in eine Ecke unter altes Gerümpel, und da blieb es bis zum Jahre 1834 liegen, in welchem der alte Sünder, der ein Gewürzkrämer geworden war, starb. Da er weder Frau, noch

Kinder hatte, ließen seine Anverwandten Hab und Gut durch einen Notar versteigern. Die Leute kamen zusammen und die Lizitation begann. Unter den Anwesenden befand sich auch ein junger Maler, dem es gar schlecht ging. Er war sehr geschickt; aber er hatte weder Geld, noch vornehme, gute Freunde, die ihn empfehlen konnten, und so saß er brodlos in seinem engen Dachkämmerlein, und mußte fast verzweifeln. Erst in der letzten Zeit hatte ein Wirth seinen Tanzsaal ausmalen lassen, und da der arme Maler fast verhungert war, so kam es ihm nicht zu geringe vor, den Tanzsaal auszumalen. Dreihundert Franken hatte er an dem Saale verdient, dafür schaffte er sich, da seine Kleidung sehr elend bestellt war, Kleider, Hemden, Schuhe und Stiefeln an. Nun blieben ihm noch hundert Franken übrig. Um diese wollte er sich ein Bett anschaffen; denn bis jetzt hatte er jede Nacht auf einem Strohsack ohne Leintuch geschlafen, weil seine Armuth es nicht anders zuließ. Da hörte er von der Lizitation, welche in seiner Nachbarschaft stattfinden sollte; er erkundigte sich und vernahm, der Gewürzkrämer habe noch ein neues, gutes Bett, und noch Leintücher dazu, die er wohlfeil würde ersteigern können. So wie man aber bei einer Lizitation, wenn es an Käufern fehlt, oft das Beste um einen geringen Preis bekommt, ging es auch hier. Der Maler bekam das Bett wirklich um den geringen Preis von fünfundsiebenzig Franken. Kein König war reicher und glücklicher als er! Nun blieben ihm noch fünfundzwanzig Franken. „Geh noch einmal auf die Versteigerung," sagte er zu sich selbst, „vielleicht kannst du noch Etwas, was du brauchen kannst, wohlfeil an dich bringen." Gedacht, gethan! Er ging wieder hin, aber die Versteigerung war nahe zu Ende. Nur noch altes Zeug, was in der Ecke der Dachkammer lag, wurde unter Spott und Lachen ausgeboten. Da kam auch ein Cruzifix, das ganz mit angedörrtem Kothe bedeckt war, an die Reihe. Es ging von Hand zu Hand in der Versammlung. „Es ist von Blei!" rief Einer, „ich gebe einen halben Franken dafür." „Einen Franken!" rief ein Anderer. Der Maler, der von seiner frommen Mutter ein reines, gottesfürchtiges Herz geerbt hatte, erschrack über diese Verspottung des heiligen Bildes. „Entziehe den rohen Leuten das Bild des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes!" dachte er, und bot laut: „Fünf Franken!" Der Notar reichte es ihm mit einer spöttischen Verbeugung; aber der Maler zahlte sein Geld, und ging, voll Aerger über die Entartung und Rohheit dieser Menschen, heim. Da kam ihm am andern Morgen der Gedanke, das schmutzbedeckte Cruzifix zu reinigen. Er nahm die Bürste, und begann von dem Fuße desselben den Koth zu entfernen. Da sah er Buch-

staben. Er reinigte sie vollends, und — es war der Name: Benvenuto Cellini, den er mit großem Erstaunen las. Dieser Benvenuto Cellini war zu Florenz in Toskana geboren, und ein hochgeehrter Künstler, besonders in getriebener Arbeit. Er arbeitete nur für Fürsten und Könige, und da alle seine Arbeiten wahre Kunstwerke waren, so wurden sie theuer bezahlt. Da er eigentlich Goldschmied war, so arbeitete er nur in Gold und Silber. Auch dieses Cruzifix war durch eine Königin von Frankreich nach Paris, und von da in das Schloß von Versailles gekommen. Dort hatte es ein Dieb bei jenem Ueberfalle gestohlen und auf der Straße im Gedränge verloren, und so blieb es im Straßenkothe liegen, bis es der Gewürzkrämer fand, mit sich nahm, und weil er es für unwerth hielt, in die Rumpelkammer warf. Wäre es nur aus Kupfer gewesen, so hätte es schon als eine Arbeit des berühmten Benvenuto Cellini einen hohen Werth gehabt. Der Maler wußte aber, daß der berühmte Benvenuto Cellini nur in Gold und Silber gearbeitet hatte, und bald glänzte ihm ein herrliches Kunstwerk aus gediegenem Gold entgegen. Wer beschreibt seine Freude! Er zeigte das Cruzifix dem Goldschmied, der ihm gegenüber wohnte. „Herr!" sagte dieser, nachdem er es gewogen hatte, „Ihr seid ein reicher Mann! Ihr habt einen doppelten Schatz! Denn einmal ist es ein kostbares Kunstwerk von außerordentlicher Schönheit, und dann ist es gediegenes, reines Gold. Das Cruzifix ist zwanzig Pfund schwer. Der Werth des Goldes allein ist etwa fünfzigtausend Franken. Diese will ich euch heute noch dafür liefern. Wird euch aber auch der Kunstwerth bezahlt, so könnt Ihr wenigstens 60,000 Franken dafür bekommen. Ich habe mancherlei Verbindungen am Hofe des Königs, und will Euch behilflich sein." Diese nahm der Maler dankbar an, und schon Nachmittags wurde er zum König gerufen. Als der König das herrliche Cruzifix sah, war er ganz außer sich vor Bewunderung, und kaufte es sogleich für 60,000 Franken. Nun aber mußte ihm der Maler erzählen, wie er dazu gekommen sei, was er auch offen that. Der König hörte ihm mit großer Theilnahme zu, und ertheilte ihm wegen seines frommen Sinnes große Lobsprüche. Er sprach auch mit ihm über die Malerei, und merkte bald, daß er es mit einem geschickten Manne zu thun habe. „Wißt Ihr was," sagte der König, „Ihr könnt morgen wieder kommen und mein Bild malen!" Der Maler that dieses mit Freuden; denn nun konnte er einmal seine Kunst zeigen und an den Mann bringen. Bald wurde nun sein Name überall bekannt. Er bekam Bestellungen auf Bilder und sein Glück war gemacht. (Nach Hungari's Schule der Weisheit.)

Der Name Gottes wird ferner entweiht

c) wenn man ohne Noth oder gar falsch schwört, dadurch Geringschätzung gegen Gott zeigt, und Seine Allwissenheit und Gerechtigkeit gleichsam verachtet. Denn sowie Gottes Name durch einen Eid verherrlicht wird, wenn er sich auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Ueberlegung gründet, so wird auch Gott entehrt, wenn man sich des Meineides, des leichtsinnigen Schwörens oder des Eidbruches schuldig macht. Unter Meineid versteht man jene Verdorbenheit des Herzens, vermöge welcher man, obwohl innerlich von der Falschheit seiner Aussage überzeugt, doch äußerlich sich stellt, als ob dasjenige, was durch einen Eid bekräftigt wird, wahr sei. Der Meineid ist eine schwere Sünde. Denn der Meineidige mißbraucht das heiligste Betheuerungsmittel der Wahrheit, das die menschliche Gesellschaft hat, zum abscheulichsten Betruge, und vergißt dabei alle Furcht vor Gott und Achtung der Religion. Nur ein Mensch, der Gott nicht fürchtet, und an die Unsterblichkeit der Seele nicht glaubt, kann seine Hand zum falschen Schwure gegen Himmel emporheben, und seine Zunge zum Meineid auf das Schrecklichste mißbrauchen. Schon hier auf Erden zieht das schwarze Verbrechen des Meineides die schrecklichsten Strafen nach sich. Der Meineidige wird sich selbst zum Gegenstande innerer Verachtung. Die Hölle des bösen Gewissens wohnt in ihm, und erfüllt ihn mit den schrecklichsten Martern. Dazu kommt noch die Furcht, der Meineid möchte an den Tag kommen; diese kann er nie unterdrücken. Sein Leben ist eine beständige Unruhe. Er weiß aus seiner eigenen Erfahrung, aus tausend Beispielen, daß so Vieles, was verborgen war, ans Licht kam und offenbar wurde. Er zittert vor der Schande und Strafe seines Verbrechens, und dieß mit Recht; denn es ist dieß die ewige weise Ordnung Gottes in der Welt, daß die Ungerechtigkeit endlich an den Tag kommen muß, und wenn man Berge über sie hingewälzt hätte. (Zach. 5, 4.) Die Geschichte aus jedem Zeitalter hat Beispiele genug aufzuweisen, wie schaudervoll oft der Meineid aufgedeckt wurde, und das göttliche Wort in Erfüllung ging: „Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen heiligen Namen mißbraucht.“ (2. Mos. 20, 7.) Auf dem Meineidigen, der durch einen falschen Schwur seinem Nächsten Unrecht gethan, einen Unschuldigen in Unglück gestürzt hat, lastet ein großer Fluch. Er hat Gott abgeschworen, auf Seine Gnade Verzicht geleistet, und Ihn selbst zur Strafe aufgefordert. Es ist daher kein Wunder, wenn ihn Gottes Strafgericht ereilt, wenn oft schon in diesem Leben seine Schuld offenbar wird, und ihn das Schwert der

Gerechtigkeit trifft. Deßhalb ermahnt uns der heilige Johannes Chrysostomus besonders, uns vor dem Meineid zu hüten, indem er spricht: „Kein Dolch verwundet so sehr, wie der Meineid, und kein Schwert tödtet so grausam, wie ein falscher Schwur. Schreibe dieses an die Wand deines Hauses und in dein Herz.“ (St. Chrysost. hom. 11. in act.)

Es gibt viele Leute, welche zwar die Absicht haben, recht zu schwören, oder dasjenige zu halten, wozu sie sich mit einem Eide verpflichtet haben, später aber durch verschiedene zeitliche Rücksichten sich verleiten lassen, den Schwur zu brechen. Auch dieses ist eine schwere Sünde. Denn wenn es nach dem alten Sprichworte: „Versprechen macht Schulden!“ die Sache jedes rechtlich denkenden Mannes ist, Wort zu halten, um wie viel heiliger muß uns diese Pflicht sein, dieses zu thun, sobald wir unser Versprechen mit einem Eide bekräftigt haben. Deßhalb sagt der Sirazide: „Erfüllt er (jemand) seinen Schwur nicht, so bleibt die Sünde auf ihm.“ (Sir. 23, 19.) Es wäre daher eine große Sünde, wenn man den geleisteten Unterthans- oder Diensteid brechen, seine Pflichten nicht erfüllen, oder die geschworene Treue verletzen wollte. Der Bruch der Treue wurde auch von jeher von allen, auch heidnischen Völkern, als ein großes Verbrechen betrachtet. Solche eidbrüchige Menschen wurden als gott- und ehrlos verabscheut, aller bürgerlichen Rechte beraubt, und von der Obrigkeit auf das schärfste bestraft. Und welche schreckliche Strafen warten ihrer erst in der andern Welt! Nur in jenem Falle, wenn dasselbe, was wir geschworen haben, sündhaft wäre, ist es erlaubt, ja sogar unserer Pflicht gemäß, das durch einen Eid bekräftigte Versprechen nicht zu halten. „Denn,“ sagt Gratian, ein alter Kirchenschriftsteller, „ein Schwur, den man gegen die Sittlichkeit ablegt, bindet nicht.“ (Grat. in decr. fol. 8. col. 4) Es ist sogar sündhaft, einen solchen Eid abzulegen. Eines so sündhaften Eides machten sich jene halsstärrigen Juden schuldig, welche sich mit einem Eid verbanden, sie wollten weder essen, noch trinken, bis sie den heiligen Apostel Paulus umgebracht hätten.

Es lehrt uns eine alte Erfahrung, daß derjenige, welcher viel redet, auch gern und oft lügt. So geht es auch mit einem Menschen, welcher bei jeder Gelegenheit schwört. Auch dieser fällt leicht in die noch größere Sünde, falsch zu schwören. Deßwegen warnte der göttliche Heiland die Juden, welche auch oft ohne Noth schworen, und diese sündhafte Gewohnheit auf eine spitzfindige Weise zu entschuldigen wußten, vor dem leichtsinnigen Schwören. Unter Andern pflegten die Schrift-

gelehrten und Pharisäer zu sagen: „Es sei schon erlaubt, bei dem Tempel, der nur aus Holz und Stein bestand, zu schwören; doch sei es Sünde, bei dem Golde, aus welchem die heiligen Geschirre im Tempel gemacht waren, zu schwören und zu sagen: „Ich will die goldenen Gefäße des Tempels entweiht haben, wenn ich mein Wort nicht halte; ebenso sei es erlaubt, bei dem Altare zu schwören; aber nicht, sich bei dem Eide auf die Opfer, die Gott dargebracht würden, zu berufen. Allein der göttliche Heiland sprach zu dem Volke in der Bergpredigt: „Ich aber sage euch: ihr sollt gar nicht (ohne Noth) schwören weder bei dem Himmel, weil er der Thron Gottes ist; noch bei der Erde, denn sie ist Sein Fußschemel; noch bei der Stadt Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Ihr sollt auch nicht schwören bei eurem Haupte, weil ihr nicht ein Haar davon weiß oder schwarz machen könnt. Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Bösen." (Matth. 5. 34—37.) Mit den letztern Worten wollte Jesus sagen: „Jedes Wort, das aus unserm Munde kommt, soll die lautere Wahrheit sein. Wenn das Herz: „ja!" sagen muß, soll auch der Mund „ja!" sagen; wenn es in unserm Herzen „nein!" heißt, soll auch der Mund „nein!" sagen. Unsere Redlichkeit soll so unerschütterlich sein, daß unser „Ja!" oder „Nein!" statt eines Eidschwures gelte; alle Schwüre im gewöhnlichen Leben, alle Zusätze, Betheuerungen, wodurch man, ohne aufgefordert zu sein, seine Meinungen unterstützt, sind zwecklos und sündhaft. Und zu den Pharisäern und Schriftgelehrten sagte Jesus: „Weh euch, ihr blinden Führer! die ihr sprechet: wer immer bei dem Tempel schwöret, das ist nichts; wer aber bei dem Gold des Tempels schwört, der ist schuldig. Ihr Thoren und Blinden! was ist denn mehr, das Gold, oder der Tempel, der das Gold heiligt? Und wer immer bei dem Altare schwört, das ist nichts; wer aber bei dem Opfer schwört, das auf demselben liegt, der ist schuldig. Ihr Thoren! was ist denn größer, das Opfer oder der Altar, welcher das Opfer heiligt? Deßwegen, wer bei dem Altar schwört, der schwört bei demselben und bei Allem, was auf demselben ist. Und wer bei dem Tempel schwört, schwört bei demselben, und bei dem, was in dem Tempel ist. Und wer bei dem Himmel schwört, schwört bei dem Throne Gottes, und bei dem, der auf demselben sitzet." (Matth. 13, 16—22). So widerlegte Jesus die Spitzfindigkeiten, womit die Schriftgelehrten und Pharisäer ihre Neigung zum leichtsinnigen Schwören entschuldigen wollten, und bewies, daß man eine so heilige Sache, wie den Eidschwur, nicht

so mißbrauchen dürfe. Ebenso warnten auch die Apostel vor dem leichtsinnigen Schwören. Der heilige Apostel Paulus schreibt an die Hebräer: „Die Menschen zwar schwören bei Einem, der größer ist als sie, und aller Streit hat bei ihnen ein Ende; der Eidschwur dienet zur Bekräftigung.“ (Hebr. 6, 16). Soll nun ein Eidschwur unter Menschen alle Streitigkeiten entscheiden, und die Wahrheit außer Zweifel setzen, so darf er nicht bei jeder geringfügigen Veranlassung angewendet werden. Deßhalb erwähnt uns der heilige Apostel Jakobus: „Vor Allem, meine Brüder! schwöret nicht, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch je einen andern Eid. Euer (Reden) sei: „ja, ja!“ und „nein, nein!“ damit ihr nicht in das Gericht fallet, (nicht vor Gott strafwürdig werdet)“ (Jak. 5, 12). Und der ehrwürdige Cardinal Hugo sagt: „Sieben Arten gibt es, wie wir nicht schwören sollen: nicht unüberlegt, wie Josue; nicht voreilig, wie David gegen Nabal; nicht fortwährend, wie die Krämer; nicht muthwillig, wie Kinder; nicht irrig, wie Begierige; nicht falsch, wie falsche Zeugen; nicht betrügerisch, wie Todtschläger es zu machen pflegen.“ (Hugo Card. sup. 1. reg. cap.)

So wie es aber eine schwere Sünde ist, falsch oder ohne Noth zu schwören, so ist es nicht minder sündhaft, Andere zu zwingen, dieses zu thun. Denn dadurch reizt man Andere zum Bösen und begeht daher eine fremde Sünde. An solchen wird einmal das schreckliche Wort des göttlichen Heilandes in Erfüllung gehen: „Wehe dem, der Aergerniß gibt; denn es wäre ihm besser, wenn man ihm einen Mühlstein um den Hals bände, und ihn versenke in die Tiefe des Meeres.“ (Matth. 18, 7.) Und der heilige Isidor von Pelusium sagt: „Wenn du durchaus nicht schwören willst, so presse auch Andern keine Schwüre ab, und dieß darum, weil der Gefragte entweder ein Freund der Wahrheit oder der Lüge ist. Pflegt er die Wahrheit zu sagen, so wird er, wenn er auch nicht schwört, die Wahrheit sagen. Ist er aber ein Lügner, so wird er lügen, trotz des Schwures.“ (S. Isidorus Pelus. ep. I. cap. 155.)

Beispiele. aa) Der heilige Papst Martinus. Als dieser heilige Mann wegen seines standhaften Bekenntnisses des christlichen Glaubens vor das Gericht gebracht wurde, gab er auf alle Beschuldigungen und Drohungen des gottlosen Richters Bukoleon keine Antwort. Er wollte lieber schweigen, wie Jesus, als sich vertheidigen vor Richtern, die seinen Untergang beschlossen hatten. Die einzige Anklage, er hätte sich wider den Kaiser verschworen, widerlegte er des

Volkes wegen. Als er bemerkte, daß diese gedungenen falschen Zeugen bereit seien, auf das Evangelium zu schwören, bat er die Vornehmsten der Rathsversammlung auf eine dringende Weise, daß sie diese Leute nicht schwören lassen sollten. „Sie können," sprach er, „das, was sie über mich sagen wollen, ohne Eid aussprechen, und ihr könnt thun, was ihr wollt. Was ist es nothwendig, daß sie ihre Seele durch falsche Eidschwüre verlieren?" (Mätzler.)

bb) Schreckliche Strafe eines falschen Eidschwures. Kaum hatte König Athelstan, König von Mercia und von Wesser die Regierung angetreten, als eine Verschwörung entdeckt wurde, die seinen Thron bedrohte. An der Spitze der Verschwörung stand Einer der Adeligen, der Alfred hieß. Der Plan der Empörer war, zu Winchester sich der Person des Königs zu bemächtigen, durch Beraubung der Augen ihn zur Regierung unfähig zu machen, und einen seiner minderjährigen Brüder auf den Thron zu erheben. Alfred wurde verhaftet; er verlangte aber, daß er durch einen Reinigungseid vor dem Papste seine Unschuld beweisen dürfte. Alfred's Verlangen wurde durch ein Vorrecht begründet, das in der angelsächsischen Gesetzgebung dem hohen Adel zustand; König Athelstan konnte also Alfred's Verlangen nicht zurückweisen. Alfred reiste demnach, von einer Schaar Soldaten begleitet, nach Rom. Kühn trat er dort in der Peterskirche an den Altar vor den Papst, und betheuerte durch einen Eid seine Unschuld. Aber kaum hatte er diesen Eid geschworen, als er, von furchtbaren Zuckungen ergriffen, an dem Fuße des Altares niederstürzte, und bald darauf seinen Geist aufgab. Dieser schreckliche Tod war den Reichsständen ein vollständiger Beweis von Alfred's Schuld, und alle Güter wurden zum Vortheil des Königs eingezogen. Da aber das Verbrechen Alfred's die eigene Person des Königs bedroht hatte, wollte dieser aus Edelmuth diese Güter nicht annehmen, sondern schenkte sie sämmtlich dem Kloster von Malmesbury. (Nelk's Hortensia.)

cc) Ein Selbstmord in Folge eines Meineides. Im Jahre 1818 erhenkte sich im Regierungsbezirk zu Stettin in Preußen eine sechzigjährige Frau aus Verzweiflung über einen falschen Eid, den sie vor mehr als zwanzig Jahren abgelegt hatte. Lange schwieg ihr Gewissen; aber seit sechs Jahren erwachte in ihr der Gedanke an die Strafe, welche sie über sich heraufbeschworen hatte. Tag und Nacht wurde sie von diesem schrecklichen Gedanken gepeinigt, und zu jener furchtbaren That getrieben. (Prüfungsgeschenk von Link.)

dd) Eine unerwartete Anklage. Ein Jude hatte Geld gestohlen, und wurde deßhalb verhaftet. Im Verhör läugnete er den

Diebstahl und betheuerte seine Unschuld. Die Richter redeten ihm ernstlich zu, und drangen dem Sünder scharf ins Gewissen; aber Alles war umsonst. Nun sollte der Jude schwören, daß er das Geld nicht gestohlen hätte, und er war gewissenlos genug, es wirklich zu thun. Bald darauf traten zwei Männer auf, welche den Juden überwiesen, daß er den Diebstahl wirklich verübt, und falsch geschworen habe. Der Jude wurde zur lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilt. (Ebend.)

ee) Die große Buche. Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurückgeben.“

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheuere bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen sein.“

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?“

Edmund sagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter, sehr großer Buchbaum im Felde, unter dem wir ausruhten, und von einander Abschied nahmen.“

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring.“

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin, und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurückkommt.“

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster, und sieh, ob er noch nicht kommt.“

Oßwald sagte: „O Herr, sobald kann er noch nicht zurückkommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt.“

Da rief der Richter: „O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum.“

Oßwald erschrack und zitterte. Er mußte den Ring herausgeben, und wurde wegen seines falschen Schwures auf mehrere Jahre zum Gefängniß verurtheilt. (Chr. v. Schmid.)

ff) Die Verwünschung. Ein Krämer kam einst in einem Gasthause mit mehreren Bürgern zusammen, um dort einige wichtige

Geschäfte mit ihnen zu vollenden. Da entstand zwischen ihnen wegen einer großen Summe Geldes ein heftiger Streit. Die Uebrigen behaupteten, sie wäre ihm schon lange ausgezahlt worden. Der Krämer aber sagte, er hätte nicht einmal einen Heller davon bekommen, und schwur hoch und theuer: „Wenn ich lüge, so soll ich noch verbrennen."

Die Uebrigen begehrten nun, er sollte einen Schwur ablegen; denn sie dachten, er werde doch lieber die Wahrheit sagen, als sein Herz mit einem so schrecklichen Verbrechen, dem Meineide, beflecken. Aber auch dazu war der halsstärrige Lügner bereit. Alle erschracken über die niedrige Gesinnung dieses Mannes; um jedoch die Wahrheit der Sache an's Licht zu bringen, ließ man zwei Gerichtsherren kommen, vor welchen der Krämer den falschen Eid leistete. Abends ging die Gesellschaft auseinander. Der Krämer aber blieb im Gasthause, ließ sich noch Holz in den Ofen legen, und setzte sich auf einen Schemel vor demselben, um sich da zu erwärmen. So verließ ihn der Wirth, als das Feuer fast ganz abgebrannt war, und nicht die geringste Feuersgefahr befürchtet werden durfte.

Bald darauf ging der Nachtwächter vorbei, und sah das Zimmer, das jener Krämer bewohnte, von einem ungewöhnlich hellen Lichte beleuchtet. Er konnte dieses nicht begreifen. Da er aber nichts von einer Feuersgefahr wahrnahm, so wollte er keinen überflüssigen Lärm machen. Auch dachte er, es seien nur fremde Gäste gekommen, die sich bei dem flackernden Kaminfeuer erwärmten. Als es auf dem Thurme zwölf Uhr geschlagen hatte, kehrte er nach dem Gasthause zurück, um nachzusehen, ob Gefahr zu befürchten sei; da er aber bemerkte, daß die ungewöhnliche Helle nachgelassen habe, ging er ruhig weiter.

Am folgenden Morgen wollte der Wirth wegen eines Geschäftes in das Zimmer des Krämers gehen, und fand die Thüre verschlossen. Er wartete noch einige Stunden, da er aber nicht eingelassen wurde, so fing er an der Thüre zu poltern und zu rufen an. Allein Alles war umsonst. Da ließ er die Thüre öffnen, und siehe! der Krämer war sammt seinen Kleidern bis auf die Strümpfe und Schuhe verbrannt. Auch der Schemel, auf welchem er Abends saß, war in Asche verwandelt; nur das Geld, das er bei sich trug, blieb unversehrt.

(Erholungsstunden.)

gg) Der Ausspruch eines Räubers. Ein liederlicher Wirth, der ein geldgieriger Mann war, schloß mit einigen Straßenräubern Freundschaft. Er wollte aus seiner Wirthshütte ein Raubnest machen, und warb daher die schlechtesten Leute an. Schon hatte er

mehr als dreißig liederliche Männer auf seiner Liste, von welchen er den Anführer machen wollte. Der Tag war bestimmt, an welchem er die Sache vollkommen ausmachen sollte. In einem Walde, unweit eines kleinen Dorfes, trafen sie in später Nacht zusammen. „Nun," fing Einer unter ihnen an, „sind wir hier. Der Wirth will unser Anführer sein; es ist daher nöthig, daß wir ihn und er uns kennen lerne. Es soll daher unser erstes Gesetz sein, daß Jeder seine Bubenstücke, die er verübt hat, erzählen soll." Dieser Vorschlag gefiel der Rotte und Einer nach dem Andern fing an, seine Schandthaten auszukramen. Die Reihe kam nun an den Wirth. Da schrien Einige: „Du wirst gewiß solche Stücke gemacht haben, welche dich würdig machen, unser Anführer zu sein." „Ihr werdet es hören," gab ihnen der Wirth zur Antwort, und fing an zu erzählen. Unter mehr als hundert boshaften Bubenstücken erzählte er, wie er einem armen Bauern durch einen falschen Eid sein Geld, das dieser bei ihm hinterlegt hatte, abgeläugnet hätte. „Nicht wahr, Brüder! das ist etwas?" setzte er hinzu. Tiefes Stillschweigen herrschte unter allen Räubern. Da trat auf einmal Einer von den furchtbarsten Männern, mit einem schwarzgelben Gesichte und einem schwarzen Knebelbarte, in die Mitte, packte den Wirth bei dem Hals, und warf ihn zu Boden. „Elender!" rief er, „du bist nicht einmal werth, unter einer Räuberbande zu sein. Auch bei uns ist es nöthig, sein Wort zu halten. Nie wirst du dieses thun können, wenn du deinen Schwur nicht hältst. Ich habe manche schlechte That verübt, aber nie einem Wehrlosen, oder einem ohnmächtigen schwachen Weibe oder Kinde ein Leid zugefügt, oder durch Heuchelei einem Menschen etwas abgestohlen. Du bist der niederträchtigste Mensch, aufgelegt, heute mit uns zu stehlen, und morgen uns zu verrathen!" So sprach der Räuber, und Alle gaben ihm Beifall. Sie plünderten das ganze Haus des Wirthes, stellten dem armen Bauer sein Geld zurück, das er dem Wirthe aufzubewahren gab, hängten den Wirth, als ein selbst unter den Straßenräubern untaugliches Geschöpf, auf, und bewiesen, wie sehr der größte Bösewicht die Heiligkeit der Schwüre fühlt, und daß nicht einmal eine Räuberbande ohne Treue und Glauben bestehen kann.

Schwarze Bosheit muß im Herzen
Solcher bösen Menschen sein;
Die mit Eid und Schwüren scherzen,
Und das Heiligste entweih'n.

Heuchler sind es, die uns tödten,
Durch den Schein der Heiligkeit;

Die noch gar zum Himmel beten
Bei der That der Grausamkeit.

Räuber will ich ehrlich nennen,
Gegen den, der Schwüre bricht,
Die Natur mit Mord versöhnen
Und die Finsterniß mit Licht.

hh) Das frevelhafte Wort. Andreas, ein Schuhmacher auf dem Lande, war gewohnt, Allem, was er erzählte, die Betheuerung beizufügen: „Der Wolf soll mich fressen, wenn es nicht wahr ist.“ Mit diesen Worten pflegte er auch solche Lügen zu betheuern, welche der Ehre der Mitmenschen nachtheilig waren, oder ihnen sonst Schaden brachten. Seine Ehegattin, welche Marie hieß, ermahnte ihn oft, sich diesen frevelhaften Spruch abzugewöhnen, aber alles Reden war umsonst.

Einst mußte Andreas in ein weit entlegenes Dorf zur Arbeit gehen. Er packte das nöthige Handwerkszeug zusammen, und begab sich auf den Weg. Es war eben Winter; es schneite und stürmte gewaltig, und es schlug ihm die Schneeflocken so dicht ins Gesicht, daß er kaum die Augen offen halten konnte. Er konnte kaum durch den Schnee, der schon zuvor ziemlich hoch gewesen war, waten. Er mußte den Fußweg gehen, der durch den Wald führte. Auf dem Fußwege war aber keine Spur mehr. Marie sah ihm durch das Fenster nach, und es wurde ihr bange. Denn schon, ehe er an den Wald kam, sank er so tief in den aufgethürmten Schnee, daß er sich nur mit großer Mühe herausarbeiten konnte. Marie sprang zur Hausthüre hinaus, und rief ihm zu: „Andreas, kehre doch um Gotteswillen um! Es thut's nicht.“ Er aber rief ihr entgegen: „Nein, das thue ich nicht. Ich will hinüber in's Dorf, wenn es auch Steine schneien sollte. Es soll mich der Wolf fressen, wenn es nicht wahr ist.“

Das Stürmen und Schneien dauerte nicht nur die ganze Nacht hindurch, sondern auch den nächsten Tag. Darum beruhigte Marie sich und ihre kleine Johanna, als Andreas auch an diesem Tage nicht heimkam. „Denn,“ sagte sie, „der Bauer, bei welchem er arbeitet, wird ihn bei diesem Wetter nicht fortlassen.“ Am folgenden Tage Morgens legte sich der Sturm; der Himmel heiterte sich auf, aber Andreas kam nicht. Marie schickte ihren Vetter hinüber, um sich zu erkundigen, wann Andreas heimkomme. Der Vetter kam erst Abends zurück, und brachte die Nachricht, Andreas sei gar nicht ins Dorf hinüber gekommen, und er habe von ihm auch in dem Dorfe nichts erfragen können. Der Jammer Mariens war unbeschreiblich, und die

kleine Johanna wurde vor Weinen beinahe krank. Der Pfarrer, dem Mariens Vetter die Sache anzeigte, kam einigemal ins Haus der Marie, um sie durch Trostgründe unserer heiligen Religion aufzurichten.

Nach vier Wochen fanden zwei Jäger in dem Walde den Leichnam des Andreas. Er lag in einiger Entfernung vom Fußwege, war aber beinahe ganz zerfressen. Um ihn herum waren unzählige Spuren von Fußtritten der Wölfe.

Dieser Vorfall verbreitete in der ganzen Gegend einen großen Schrecken, und lange Zeit hörte man keine frevelhaften Betheuerungen mehr. (Nach Th. Nelk.)

ii) Auch eine große Tugend. Da war einmal ein trefflicher Mann in England, dieser hieß Howe. In einer großen und hohen Gesellschaft hörte er, wie ein Edelmann den König Karl I. laut und hoch pries, und seine Redensarten mit gräßlichen Schwüren begleitete. Mit sanfter, aber fester Stimme entgegnete Howe: „Eine große Tugend unsers Fürsten haben Sie vergessen." „Welche denn?" fragte der Andere ärgerlich. „Daß ihn Niemand gehört hat schwören oder fluchen," war die beschämende Antwort.

(Ill. Zeitg. f. d. Jugend.)

kk) Gott — ein strenger Rächer des Meineides. Ein liederlicher, gottvergessener Mensch wurde eines Diebstahls beschuldigt, und in Folge dessen vor das Gericht zu Rastenburg gezogen. Er wollte einen Eid ablegen, daß er gewiß nicht gestohlen habe; weil er aber wegen seines unsittlichen Lebenswandels und seines Hanges zum Stehlen im schlechten Rufe stand, so wurde er zum Reinigungseide gar nicht zugelassen. Da schwur er gesprächsweise, oder wie man zu sagen pflegt, auf eigene Hand, und äußerte dabei: „Das erste Gewitter, das heraufkommt, möge mich erschlagen, wenn ich gestohlen haben sollte." Am folgenden Tage zog ein schweres Gewitter über den Wohnort des gottlosen Schwörers, und dieser befand sich mit vier Kindern und einem Hunde in seinem Wohnhause. Auf einmal erfolgte ein Donnerschlag; der Blitz hatte in sein Haus getroffen, und den Missethäter in Mitte Aller, die ihn umgaben, erschlagen. Die Uebrigen waren zwar etwas betäubt, aber dennoch unbeschädigt geblieben. Der Blitzstrahl war dem Gottvergessenen in die Nase und in den Mund gefahren. Da das Haus in Flammen stand, so mußte der Getödtete hinausgetragen werden. Allein Niemand wollte den, wie sie sagten, von Gott Gerichteten berühren, trotz der Ermahnung des Pfarrers, der, nachdem seine Ermahnungen fruchtlos geblieben waren, selbst ihn

angreifen mußte. Das Haus brannte nieder; doch verbreitete sich das Feuer nicht weiter. (Nach Philothea.)

Wer sich eines Siegels, das ihm zwar der Eigenthümer überlassen hat, zur Bestätigung einer falschen Sache bedient, ist ein Betrüger; ebenso ist es mit einem Menschen, welcher sich des göttlichen Namens, der uns als Siegel der Bestätigung der Wahrheit gegeben ist, zu einem falschen Eide bedient.

ll) Auf Ehre! „Hast du schon gespeist, mein Freund?" fragte ein Müssiggänger einen Bekannten. „Ich habe gespeist, bei meiner Ehre!" versetzte dieser. „Ei, das muß eine kärgliche Kost gewesen sein!" meinte der Erstere.

mm) Ein verständiger Kaufherr. Ein junger Herr, der nicht sparen konnte, bat einen wohlhabenden Kaufmann, er möchte ihm doch Geld leihen. Der Kaufmann, ein Jugendfreund seines seligen Vaters, war sogleich dazu bereit, und zählte ihm die nicht unbedeutende Summe Geldes in blanken Thalern vor. Der junge Herr versprach hoch und theuer, er wolle gewiß bald die Schuld abzahlen, und war unerschöpflich an Betheuerungen und Schwüren. Welch' finsteres Gesicht schnitt er aber, als nun der Kaufmann auf einmal erbittert das Geld wieder zurücknahm und in seinen Beutel steckte. „Jetzt," sagte der verständige Kaufherr, „weiß ich es gewiß, daß ich von Ihnen keinen Kreuzer Geld mehr bekommen werde. Denn wären Sie ein ehrlicher Mann, so würde Sie Ihr Gewissen nicht nöthigen, Ihre Aussage mit einer solchen Menge von Betheuerungen und Schwüren zu unterstützen und zu bekräftigen. Ein rechtschaffener Mann hat nicht nöthig, bei jeder Gelegenheit zu schwören. Ein einfaches „Ja!" oder „Nein!" aus seinem Munde reicht hin; sein Charakter schwört für ihn, verleiht seinen Worten Kraft, und verschafft ihm alles Zutrauen. Das sicherste Kennzeichen eines unehrlichen Menschen ist aber, wenn er wegen jeder Kleinigkeit Gott, den Himmel und die Erde zum Zeugen nimmt, oder gar sein Ehrenwort gibt, um eine Lüge zu bekräftigen. Nichts ist Gott und der Welt weniger angenehm, als wenn man Alles, was man im Gespräche sagt, selbst die unbedeutendsten Sachen, mit langen und eckelhaften Schwüren bekräftigt."

Eine gefeierte Jugendschriftstellerin in Deutschland sagt daher:

Nicht Schwüre — nur ein Schlag der Hände,
Das sei des Deutschen kräftig „Ja!"
Dann bist du, gold'ne Zeit des Lebens
So lang erwartet — endlich da!

Der göttliche Name wird auch ferner entheiligt, wenn man

d) die Gelübde, die man Gott gemacht hat, ohne Noth und eigenmächtig bricht. Schon im Buche des Predigers heißt es: „Wenn du das Gelübde gethan hast, so zögere nicht, es zu erfüllen; denn ein ungetreues und thörichtes Versprechen mißfällt Gott." (Eccl. 5, 3.) Und der heilige Petrus Damianus lehrt: „Wir Sterbliche schließen mit einem Sterblichen ein Bündniß, und halten es; wir machen Gott ein Gelöbniß, und fürchten uns nicht, Ihm die Treue zu brechen? Ein Mensch ist gehalten, dem andern die versprochene Bürgschaft zu leisten; wer aber den Schöpfer der Menschen zu täuschen sucht, sollte der für unschuldig gehalten werden? Der trügerische Schuldner wird von dem Eintreiber gezwungen, derjenige aber, der sich selbst Gott entzieht, sollte der straflos bleiben?" (St. Petrus Dam. opusc. 16, c. 2.) Daß man aber ein Gelübde, dessen Erfüllung sündhaft wäre, nicht zu erfüllen brauche, sagt der heilige Isidor von Sevilla mit folgenden Worten: „Bei bösen Versprechen brich dein Wort, bei einem schändlichen Gelübde ändere deinen Entschluß. Thue nicht, was du unvorsichtiger Weise gelobt hast. Gottlos ist ein Versprechen, das nur mit einem Laster erfüllt wird." (St. Isid. Sevill. Synom. lit. de mendac.)

Beispiele. aa) Jephte ist ein warnendes Beispiel, und zeigt uns, wie leicht man sich der Gefahr aussetzt, ein thörichtes und übereiltes Gelübde zu machen.

bb) Der weise Rathgeber. Eine Frauensperson hörte, der heilige Franz von Sales hätte sich durch ein Gelübde verpflichtet, jeden Tag den Rosenkranz zu beten. Nun wollte sie das Nämliche thun, wünschte jedoch zuvor seine Meinung darüber zu vernehmen.

Er sprach zu ihr: „Hüten Sie sich ja, dieses zu thun!" Sie erwiederte: „Warum widerrathen Sie andern, was doch Sie selbst in Ihrer Jugend gethan haben?"

Der Heilige gab ihr zur Antwort: „Das Wort „Jugend" entscheidet die Sache. Denn damals überlegte ich noch nicht ganz, was ich that; allein jetzt, bei reifem Alter, sage ich Ihnen: „Thun Sie es nicht! Ich sage nicht, daß Sie den Rosenkranz gar nicht beten sollen, im Gegentheile empfehle ich es Ihnen auf das Dringendste, und ermahne Sie, denselben keinen Tag zu unterlassen, da dieses Gebet Gott und der allerseligsten Jungfrau sehr wohlgefällig ist. Ich möchte aber lieber, daß Sie durch einen ernstlichen und festen Vorsatz, als durch ein eigentliches Gelübde sich dazu verpflichteten. Denn auf solche Weise setzen Sie, wenn es Ihnen widerfahren sollte, denselben zu unterlassen,

sich nicht der Gefahr aus, Gott zu beleidigen. Mit dem bloßen Gelübde ist es nicht abgethan. Man muß das Gelübde auch erfüllen, und zwar ist man unter einer Sünde hiezu verpflichtet, was fürwahr keine Kleinigkeit ist. Ich versichere Sie, daß jenes Gelübde mich nicht selten in Verlegenheit brachte, und daß ich schon nahe daran war, mich davon dispensiren, oder dasselbe in eine andere, gleich wichtige geistliche Uebung verwandeln zu lassen, die keinem solchen Zwang unterworfen ist."

(Spiegel von Jansa.)

Diese Frauensperson hatte sehr klug gehandelt, daß sie, bevor sie das Gelübde, welches sie vorhatte, sich von einem so gelehrten und erfahrenen Manne Rath erbat; denn sonst hätte sie leicht das Gelübde voreilig ablegen und später in Verlegenheit kommen können, wie sie täglich dasselbe zu erfüllen vermöge. Denn ach! wie oft geschieht es, daß man voreiliger Weise verschiedene Gelübde macht, von welchen man später sich überzeugt, daß man sie nicht halten könne, und dann sich durch selbst verschuldete Unruhe und Aengstlichkeit das Leben verbittert. Darum sollen wir es uns besonders angelegen sein lassen, früher den Beichtvater oder einen andern erfahrnen Geistlichen um Rath zu fragen, und dann erst das Gelübde, welches wir vorhaben, abzulegen.

cc) Die Entstehung des Klosters zur Noth Gottes bei Rüdesheim am Rhein. (Eine Volkssage.) Im eilften Jahrhunderte lebte auf seinem herrlichen Schlosse am Rheine Hans Brömser von Rüdesheim, ein edler Ritter. Er war nicht bloß ein tapferer Kriegsmann, sondern auch ein mächtiger Beschützer der Armen und Unglücklichen. Weil er hörte, daß die Christen im heiligen Lande von den Ungläubigen so verfolgt wurden, beschloß er, denselben zu helfen, und zog mit dem Kaiser Konrad II. in den Krieg. Hier zeichnete er sich durch seinen Heldenmuth besonders aus. Der Krieg war vollendet, und der edle Ritter dachte schon mit Freude an die liebliche Stunde, wo er seine theure Gemahlin und seine lieben Kinder wiedersehen könnte. Allein, leider! schien seine frohe Hoffnung nicht in Erfüllung zu gehen. Denn als er auf dem Rückzuge von dem Kriegsheere zu weit zurückgeblieben war, wurde er von einer Schaar von Sarazenen, welche sich im Hinterhalte gelagert hatten, überfallen und gefangen genommen. Man warf ihn in ein feuchtes Gefängniß, in welches weder Sonne noch Mond hineinschien. Bei dieser Lage richtete er sein Vertrauen auf den lieben Gott, der die Gerechten wohl sinken, aber nicht untersinken läßt. In einer Nacht, welche er auf seinem Strohlager schlaflos zubrachte, erinnerte er sich mit besonderer Weh-

muth seiner Gemahlin und seiner Kinder, die er wohl nie mehr sehen werde. „Ach, göttlicher Heiland!“ betete er, und erhob seine gefesselten Hände zum Himmel, „sieh doch gnädig herab auf mich unglücklichen Mann, der ferne von den lieben Seinen hier in diesen düstern Mauern schmachtet. Rette mich! Gerne will ich Dir ein Kirchlein als ein Zeichen meines Dankes bauen, wenn Du mich aus dieser Noth erlösest, und glücklich in die Mitte der Meinen zurückführst.“ Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so fand er eine scharfe Feile, die in einem Winkel des Gefängnisses lag. Er nahm sie, und befreite sich damit von seinen Ketten. Er kam zur Pforte, und fand sie geöffnet; seine Wächter aber lagen im tiefen Schlafe. Was ihn aber am meisten überraschte, bestand darin, daß er mitten im Hof sein treues Roß wohlgesattelt, und neben ihm seine Waffen, die ihm der Feind geraubt hatte, erblickte. Er legte sie freudig an, schwang sich auf sein Pferd, und sprengte zum offenen Thore hinaus. Als der Morgen graute und die trägen Wächter das Bett verließen, war der Ritter schon über Hügel und Berge fortgeeilt, und hoffte bald das Schiff besteigen zu können, das ihn zum geliebten Vaterlande bringen sollte. Schon klopfte sein Herz vor Freude, die wiedergefundenen Lieben in seine Arme schließen zu können, als ihn ein furchtbares Zischen aus seinen süßen Träumen weckte. Sein Pferd wich scheu zurück. Ein abscheuliches Thier, welches man damals einen Drachen nannte, stürzte mit weit geöffnetem Schlunde auf den Ritter los. Der Rücken des Ungeheuers war so fest, daß weder Schwert noch Lanze in denselben eindringen konnte. In dieser Gefahr wiederholte der Ritter das Gelübde, welches er in jener Nacht gemacht hatte, und rief den Allmächtigen um Seine Hülfe an. Nach langem schweren Kampfe gelang es ihm endlich, den Drachen zu besiegen. Das abscheuliche Thier lag getödtet zu seinen Füßen da. Tiefgerührt warf sich der Ritter auf seine Knie nieder, und rief mit lauter Stimme aus: „O Gott, ich danke Dir für Deine wunderbare Hülfe! Sobald ich in meine Heimath gekommen sein werde, bestehe mein erstes Werk darin, daß ich mein Versprechen erfülle, und zu Deinem Lobe ein Kirchlein erbaue!“ Dann schnitt er dem Thiere die Zunge aus dem Halse, und band sie zu den Ketten, die er in seiner Gefangenschaft trug, und zur Erinnerung an dieselbe mitgenommen hatte. Hierauf setzte er seine Reise weiter fort, und kam in kurzer Zeit in seine langersehnte Heimath. Wie freute sich der edle Ritter, als er nach so vielen harten Schicksalen seine theuere Ehegattin, seine lieben Kinder, die unterdessen zu wackern Jünglingen, zu blühenden Jungfrauen herangewachsen waren, erblickte! Welche Seligkeit em-

pfanden diese, als sie ihren geliebten Vater, den sie schon längst für todt hielten, wiedersahen! Sie konnten vor Entzücken beinahe nichts, als die Worte: „O Gott, wie gut bist Du!“ hervorbringen. Der Vater fühlte sich so beglückt, so selig, daß er über der Freude des Wiedersehens die Erfüllung seines Versprechens vergessen hatte. Da kam aber bald darauf ein Knecht zu ihm, und erzählte ihm unter beständigem Zittern und Beben: „Hört, edler Herr, was sich Wunderbares zugetragen hat. Gestern fuhr ich, als der Tag anbrach, in den Wald, um das gefällte Holz nach Hause zu bringen. Plötzlich hörte ich aus einem dichten Gebüsche eine feierliche Stimme, welche dreimal: „Noth Gottes!“ rief. Ich erschrack, und fuhr, ohne zu wissen warum? der Gegend zu, woher diese Stimme kam. Bei einer uralten großen Eiche blieb der Ochs, der an den Wagen gespannt war, stehen, und obwohl ich aus allen Kräften loshieb, konnte ich ihn dennoch nicht weiter bringen. Da erblickte ich unten am Stamme, in einer Höhlung des Baumes ein Bild, das den Heiland unter Seinen Jüngern am Oelberge vorstellte. Mit Furcht und Zittern zog ich es hervor, nahm es mit nach Hause, und gab es Eurem jüngsten Söhnlein, der es voll kindlicher Ehrfurcht auf seinen kleinen Altar stellte. Heute fuhr ich wieder in den Wald. Da hörte ich abermal, wie gestern, aus dem Gebüsche die nämliche Stimme, welche dreimal: „Noth Gottes!“ rief. Ich näherte mich dem wunderbaren Baume. Der Ochs blieb vor demselben wieder stehen, grub mit den Hörnern tief bis zu den Wurzeln der Eiche, und scharrte dieses Bild, welches ich nun Euch bringe, aus der Erde. Der Ritter hielt dafür, daß der liebe Gott ihn durch diese Begebenheit an die Erfüllung seines Gelübdes erinnern wolle. Die Eiche wurde umgehauen, auf ihrem Stamme ein Altar errichtet, darüber eine Kirche erbaut, und „Noth Gottes“ genannt. Die Kirche, zu welcher später ein Kapuzinerkloster gebaut wurde, war von vielen frommen Pilgern besucht worden; das Kloster aber hob man später auf. Noch jetzt sind im Schlosse Johannisberg die Bildnisse des Herrn von Brömser, die Sklavenkette des Ritter Hans, die Zunge des Drachen, das Horn des Ochsen, der das Bild aus der Erde grub, und verschiedenes altes Hausgeräthe zu sehen. Von der Brömserburg sind nur noch einige Ueberreste vorhanden, welche dem Wanderer es deutlich beweisen, daß Alles eitel sei, außer Gott lieben, und auf Ihn vertrauen.

(Erholungsstunden.)

dd) Noch eine andere Volkssage. — In der Gegend von Kundl in Tirol schwamm zur Zeit, als die Kaiser aus dem Hause der Karolinger über Deutschland herrschten, ein Bild des heiligen Leonhard

aus Stein, in Lebensgröße an's Land. Die Bewohner des Thales waren über das wunderbare Bild nicht wenig erstaunt, und stellten es andächtiger Weise an der Straße auf. So blieb es zur Erbauung für alle Reisenden, welche hier vorüberzogen, stehen bis zum Jahre 1004. Da kam der Kaiser Heinrich der Heilige, der eben nach Italien in den Krieg zog, erblickte das Bild an der Straße, und gelobte dem heiligen Leonhard, der hier kein sicheres Obdach hatte, eine Kirche zu bauen, wenn in Italien Alles gut gehen würde. Wirklich hatte Gott auf die Fürbitte des heiligen Leonhard seine Waffen gesegnet; er war so glücklich, den Kronenräuber Harduin, den Markgrafen von Ivrea, zu überwinden, machte dem Aufruhr des Volkes ein Ende, wurde zu Pavia zum Könige Italiens gekrönt, und kehrte glorreich in seine Residenz zurück. So sehr dem frommen Fürsten daran gelegen war, die Ehre Gottes zu befördern, und so viel er auf die Gründung neuer Kirchen und Klöster verwendete, hätte er doch bald, in verschiedene wichtige Angelegenheiten und Geschäfte verwickelt, auf jenes Gelübde vergessen. Da geschah es aber im Jahre 1012, daß er wieder des nämlichen Weges vorüberkam. Das Bäumen und Schäumen seines Rosses erinnerte ihn an sein Gelöbniß; reumüthig legte er die Hand sogleich an sein Werk, und in wenigen Jahren war die Kirche vollendet. Ein Jüngling, welcher den Thurmknopf auffsetzte, stürzte unglücklicher Weise, plötzlich vom Schwindel befallen, todt vom Gerüste. Noch zeigt man seinen Schädel in der Kirche am Bilde des Gekreuzigten zum ewigen Andenken. Eine Inschrift im Innern derselben an einem Bilde, welches die Geschichte des Baues darstellt, sagt: „**Anno Domini 1019 praesens ecclesia Sancti Leonardi a Sancto Henrico Imperatore exstructa et anno 1020 a Summo Pontifice Benedicto VIII. consecrata est.**“ Dieß heißt im Deutschen: „Im Jahre des Herrn 1019 ist die gegenwärtige Kirche des heiligen Leonhard von dem heiligen Kaiser Heinrich erbaut, und von Papst Benedikt **VIII.** geweiht worden.“

Diese letzte Behauptung, daß der Papst sie eingeweiht habe, ist zwar seltsam; aber man kann sie nicht unbedingt verwerfen, da es auf einer Reise desselben aus Liebe zum frommen kaiserlichen Ehepaar geschehen konnte.

Die erwähnte Bildsäule des heiligen Leonhard steht auch in der Kirche; sie kann aber offenbar nicht aus dem Zeitalter der Carolinger herstammen; auch ist sie derjenigen, von welcher in obiger Volkssage erzählt wird, nicht ähnlich, roh gearbeitet und übertüncht, mit der Inschrift: „1481. St. Leonhard.“ (Nach der heil. Sage in Oesterreich.)

Der Name Gottes wird überdieß entheiligt, wenn man

e) Ihn ohne Ehrerbietung ausspricht, und von Ihm leichtsinnig redet. Dieß geschieht besonders durch das Fluchen, indem man im Zorne die heiligsten Namen ausspricht, Gott, wofern man die Unwahrheit sagt, zur Strafe auffordert, und sich oder Andere verwünscht. Das Fluchen ist eine sehr häßliche Gewohnheit, welche ein rohes, zorniges Gemüth verräth. Aus dem Munde eines Gotteskindes, eines Christen, sollte nur Segen hervorkommen. Alle Kräfte, sowohl unseres Leibes, als auch unserer Seele, sollen wir nicht zum Fluche, sondern zum Segen anwenden; denn wir sind ja Alle Kinder des himmlischen Vaters, der allen Seinen Geschöpfen Segen und Wachsthum spendet. Deßhalb spricht auch der heilige Apostel Paulus: „Segnet, aber fluchet nicht.“ (Rom. 12.) Und der heilige Apostel Petrus sagt auf ähnliche Weise: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Fluch mit Fluch; im Gegentheile aber segnet und wisset, daß ihr zum Segen berufen seid.“ (1. Petr. 3. 9.) Und der heilige Johannes Chrysostomus sagt: „Dir ist eine Zunge gegeben, nicht, daß du fluchest, sondern daß du segnest.“ (Hom. 24. sup. I. Cor.) Ueber Gott zu fluchen sollte für uns, die wir von Ihm so vieler Wohlthaten gewürdigt werden, etwas Unmögliches sein. „Denn,“ sagt der heilige Didakus, „wie? mit eurem Munde genießet ihr täglich so viele Gnaden Gottes; mit diesem Munde betet ihr; mit der Zunge in diesem Munde empfangt ihr den Leib eures Erlösers, und mit demselben Munde mögt ihr euren Gott lästern und fluchen? (Didac. stella in luc.) Daß wir aber auch über keinen Menschen, ja nicht einmal über unsern ärgsten Feind fluchen sollten, lehrt uns eben derselbe Kirchenvater mit folgenden Worten: „Wer den Feind segnet, segnet sich selbst; wer aber ihm flucht, richtet eben dadurch alle Flüche auf sich selbst zu.“ (Hom. 6. sup. 1. Tim. in fin.) Geht denn der Fluch, womit der Beleidiger oft überhäuft wird, nicht auch auf Gott über, der ihn erschaffen hat? Und wenn wir, wie das Evangelium sagt, am Tage des Gerichts einst über jedes unnütze Wort Rechenschaft leisten müssen, wie werden wir alle Flüche, wodurch wir uns wider Gott und den Nächsten versündigt haben, verantworten können?

Beispiele. aa) Wie sehr wir das Fluchen verabscheuen sollen, kann uns besonders David zum Vorbilde dienen. Er begnügte sich nicht bloß, in seinen Psalmen (Ps. 109, 28.) zu sagen: „Fluchen sie (d. i. die Feinde) mir, so segne Du (sie), o Herr!“ sondern er

hatte sich selbst von Fluchworten enthalten. Simei warf, als David auf der Flucht ihm begegnete, mit Koth und Steinen nach ihm, und überhäufte ihn mit den abscheulichsten Fluchworten. Abisai, dieser rauhe und tapfere Krieger, gerieth darüber in Zorn, und sagte zu David: „Was untersteht sich dieser todte Hund da über meinen Herrn, den König, zu fluchen? Ich will über ihn her und ihm den Kopf abhauen!“ Allein David vergalt nicht Fluch wieder mit Fluch, sondern sprach sanft und ruhig: „Sieh, mein eigener Sohn strebt mir nach dem Leben. Was sollte ich nun so etwas dem Sohne des Jemini verübeln? Laß ihn fluchen! Der Herr läßt es nun einmal so geschehen. Vielleicht sieht der Herr mein Elend an, und verwandelt mir diesen Fluch in Segen.“ Und wenn auch in seinen Psalmen Verwünschungen über seine Feinde vorkommen, so sind dieselben keinem bösen, schadenfrohen Herzen zuzuschreiben, sondern David will damit nur die Größe seiner Bedrängniß, die Bosheit seiner Feinde und den Wunsch ausdrücken, Gott möge sich seiner erbarmen, ihn aus seiner Noth erlösen und seine Unschuld siegen lassen.

Das schönste Beispiel ist aber auch hierin der göttliche Heiland, der, wie der heilige Apostel Petrus sagt, da er verflucht wurde, nicht fluchte, der duldete und nicht drohte, und sich dem gerechten Richter überließ. (1 Petr. 2. 23.) Wenn Er, wie im Evangelium erzählt wird, jenen unfruchtbaren Baum verflucht hatte, so wollte Er uns nur vor dem schrecklichen Strafgerichte warnen, das einen unbußfertigen Sünder trifft.

bb) Das Kind des Fluchers. In einer Gegend, welche erst in neuerer Zeit an Württemberg gekommen ist, stand einsam in dem Walde ein Jägerhaus. Die Spitze des vordern Dachgiebels war mit einem Hirschgeweih verziert. Der Jäger, welcher dieß Haus bewohnte, hatte die sündhafte Gewohnheit, bei jeder Kleinigkeit abscheulich zu fluchen. Einst saß er, als eben ein Gewitter kam, auf seinem Lehnstuhl. An der Wand hingen geladene Gewehre, und in der Wiege, die im Zimmer stand, schlief ein holdes Kindlein. So eben war der Jäger von seinem Lehnstuhle aufgestanden und hinausgegangen, als ein Blitzstrahl den Nagel traf, womit das Hirschgeweih am Dache befestigt war; die Gewehre an der Wand des Zimmers gingen los; und als der erschrockene Jäger in das Zimmer zurückeilte, war es schon voll Rauch und Dampf. Der Blitzstrahl hatte sich nämlich auf beiden Seiten des Daches in mehrere Strahlen getheilt, die sich Bahn in's Wohnzimmer gemacht; im Erdgeschoß hatten sie sich wieder vereinigt, und den Schlußstein des Kellergewölbes zermalmt, und dann waren sie in die Tiefe

gefahren. Der Lehnstuhl, auf welchem der Jäger zuvor gesessen, war vom Blitze zerschmettert. Das Kindlein in der Wiege aber schlief, als wenn sich gar nichts ereignet hätte, ganz ruhig und sanft fort.

Dieses Ereigniß machte auf den Jäger einen so erschütternden Eindruck, daß er von diesem Tage an nicht mehr fluchte. (Nelk's Aurikel.)

cc) Das Cruzifixbild. In der Barbarakapelle des sogenannten Königsklosters in Wien, welches i. J. 1782 aufgehoben wurde, hing ein wunderbares Cruzifixbild, wovon ein alter Schriftsteller Folgendes erzählt: „Dieses Bild des Gekreuzigten blieb einst ganz unversehrt in den Feuerflammen, worauf es in dem Haus eines Katholiken mit Ehren aufbehalten wurde. Es geschah aber, daß i. J. 1462 zwei Lutheraner mit dem katholischen Hausherrn in der nämlichen Kammer, wo das Cruzifix an der Wand hing, sich mit Spielen unterhielten. Beide Ketzer lagen unter dem Kreuze, und verloren ein Spiel nach dem andern. Sie wurden aufgebracht, und brachen in die gotteslästerlichsten Flüche aus, daß, wenn sie das nächste Spiel nicht gewinnen, sie Christum vom Kreuze herunterwerfen wollten. Kaum war das neue Spiel angefangen, sieh! da löste sich der Leib Christi vom Kreuze ab, und fiel auf die drei Spieler herunter. Beide Ketzer starben eines plötzlichen Todes; der Katholik wurde aber, weil er den Fluchenden zu wenig abgewehrt hatte, tödtlich verwundet, und gab, nachdem er das schreckliche Ereigniß Andern mitgetheilt, und sich zum Tode vorbereitet hatte, bald darauf seinen Geist auf. Das Cruzifixbild, wie auch alles Uebrige, was er besaß, vermachte er dem Hofmeister jenes Klosters, Johann Kaspar Zwigl, welcher dann das Bild des Gekreuzigten, größerer Verehrung halber, dieser Kirche geschenkt hatte.

dd) Die verweigerte Begnadigung. Als i. J. 1400 der Kaiser Ruprecht sich zu Speier aufhielt, wurde bei ihm für verschiedene Missethäter, welche dort im Gefängnisse lagen, Fürsprache eingelegt, daß der Kaiser ihnen doch Gnade schenken möchte. Besonders aber wurde für einen vornehmen, reichen Bürger gebeten. Der Kaiser fragte, was dieser Bürger Böses gethan hätte? Man sagte, daß er unter dem Spielen einige Male geflucht und gelästert habe. Der Kaiser sprach: „Alle Missethäter sollen, außer dem Flucher, begnadigt sein. Denn die Andern haben gewöhnlich nur die Menschen beleidigt, der Flucher aber Gott selbst."

ee) Woher kommt so vieles Unglück in der Welt? Vater Gotthold, ein gottesfürchtiger Mann, hörte im Vorbeigehen vor einem Hause einen schrecklichen Fluch, welchen ein erzürntes Weib mit funkelnden Augen und bebenden Gliedern wider eines ihrer Kinder

that. „Ach!" sprach er bei sich, „du entartete Christin, die du zwar zum Segen berufen bist, (1 Petr. 3, 9.), aber den Fluch für dich und die Deinigen erwählest! Was ist das Fluchen anders, als die bittere Galle des Teufels, welche er aus seinem verdorbenen Herzen speit? Ist es ein Wunder, daß sogar aller Segen aus jenen Häusern verschwindet, wo das Fluchen nur für eine geringe Sünde gilt, und die Kinder eher fluchen, als das Kreuz machen lernen? Wo es so hergeht, da weinen und fliehen die Engel, da jauchzen und lachen die Teufel, da wird das Brod zu Kieselsteinen, und der Trank zu Natterngift und Galle. Wie sollte es dann anders kommen, als daß der Flucher mit seinen Kindern verarmt, und mit langwieriger, schwerer Krankheit heimgesucht wird? Schlürft er nicht gleichsam mit Speise und Trank den Fluch ein, welcher in ihr Inneres eindringt, wie Wasser und wie Oel in ihr Gebein. (Ps. 109, 18.) Ach, mein Gott! behüte mich vor dieser unchristlichen, sündhaften Gewohnheit; gib, daß ich stets segne, auch meinen Feinden nicht fluche!"

ff) Die Indianer — ein beschämendes Beispiel für manche Christen. Die Indianer haben keine Laute für Verwünschungen und Flüche. Die Hand schließen, sie dann vorwärts werfen, und plötzlich mit einem Ruck öffnen, ist die Geberde der größten Verachtung; höchst selten findet man den Ausdruck: schlechter Hund; dieß ist der einzige und stärkste Ausdruck der Beschimpfung und des Tadels. Wie sehr muß dieses Benehmen von Heiden die heutigen Christen beschämen, deren Mund voll ist von Fluchwörtern. Ja, zu einer solchen Menge sind sie angewachsen, daß ein Schriftsteller ein ganzes Buch damit anfüllen könnte. (Siehe Schimpfwörterbuch der Deutschen, Arnstadt, 1839.)

Mit schwerem Wagen kam daher
Johann, der wilde Knecht.
Am Berge ward's dem Gaul zu schwer,
Er konnt nicht fort mehr recht.

Da flucht der Knecht, von Wuth entbrannt,
Schwört, lästert, voller Spott
Und hundertmal hat er genannt
Dazu den Namen „Gott."

Das war ein sündlicher Gebrauch
Von diesem heil'gen Namen.
Solch Sündern folgt die Strafe nach
So wahr, als ich sprech: Amen.

gg) Wie ein Gewohnheitsflucher kurirt wird. Drei Reisende, welche mit einander die Nacht im Postwagen zubringen mußten,

sahen voraus, daß an Schlaf nicht zu denken sei, und kamen überein, sich gegenseitig die Zeit durch Erzählungen zu verkürzen. Der Eine von ihnen, ein alter Soldat, welcher viel in der Welt herumgekommen war, und manchen blutigen Krieg mitgemacht hatte, sprach von seinen Feldzügen mit solcher Lebendigkeit und auf so unterhaltende Weise, daß seine Gesellschafter ganz bezaubert gewesen wären, wenn er nicht die unglückselige Gewohnheit gehabt hätte, seine Mittheilungen fortwährend mit Flüchen und Schwüren zu begleiten. Nachdem er ausgeredet hatte, wendete sich das Gespräch zu dem, der bis jetzt das Schweigen noch nicht gebrochen hatte. Es war dieß ein alter, ehrwürdiger Mann; er begann also: „Es sind ungefähr zwanzig Jahre, meine Herren, daß ich auf dieser Straße reiste, in einer Nacht, schwarz, wie Trompeten, Pfeifen und Geigen, als wir plötzlich aufgeschreckt wurden durch ein Geräusch von Reitern, die uns nachsetzten, wie Trompeten, Pfeifen und Geigen. „Das ist nicht möglich," schrien die Mitreisenden. „Pfeifen und Geigen," rief ich, „es ist leider! nur zu wahr." Indem ich zum Fenster hinaussah, bemerkte ich, Trompeten, Pfeifen und Geigen, daß die Reiter uns erreicht hatten. Sogleich hielt hier der Wagen, Trompeten, Geigen und Pfeifen."

Hier ging dem Soldaten die Geduld aus. „Sie verzeihen, mein Herr, „wenn ich Sie unterbreche, aber bei meiner Seele! was haben Ihre Teufelstrompeten, Pfeifen und Geigen mit Ihrer Geschichte zu schaffen?" „Mein Herr!" erwiederte der Greis, „Ihre Frage befremdet mich. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß diese Worte für meinen Bericht ebenso nothwendig sind, als die Schwüre und Fluchwörter, die Sie so reichlich in Ihre Beschreibung eingereiht haben?" Darauf herrschte Stillschweigen. Dann aber ergriff der Soldat die Hand des Alten und sprach: „Mein Herr! Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie einem fremden Menschen zugewendet haben, und für Ihre heilsame Lehre. Ich hoffe, daß sie nicht nutzlos sein wird."

(Speculum pastorum.)

hh) Ein schöner Wirthshausschild. In dem Dorfe Zorneding im Königreich Bayern gelegen, erquickt den müden Wanderer schon die Aufschrift über der Thüre des Wirthshauses, die da lautet:

Gelobt sei Jesus Christ!
Lieber Gast!
Schilt und fluch' nicht in meinem Haus,
Geh mir lieber zur Thür hinaus;
Denn es möcht' Gott vom Himmelreich
Verfluchen mich und dich zugleich.
Wenn du hier willst sitzen an diesem Ort,

Brauche nicht unzüchtig Wort;
Thu' auch nicht schimpfen und nicht schwören,
Sondern nach deinem Vermögen zehren.
Denn wer dieß nicht thun will und nicht kann,
Der zahl' sein Zech'! und geh' alsdann."

Nicht wahr, ein schöner Wirthshausschild? Strahlender, als Sonn' und Sterne, kräftiger als Bär' und Löw', wohltönender, als blaue und rothe Glocken, anziehender für einen christlichen Pilgersmann, als selbst ein goldener Engel? (Hungari, Licht und Schatten.)

ii) Ein Recept wider das Fluchen. α) Gedenke, was man durch das Fluchen verliere. Wenn ein König zur Ehre des göttlichen Namens das Fluchen überall abstellen wollte und sagen wollte: „Wer flucht, muß zur Strafe für ein einziges Fluchwort schon ein Goldstück in den Armenkasten legen," wie würde man sich alle Mühe geben, daß nicht ein einziges Fluchwort unserer Zunge entschlüpfe und uns Schaden bringe. Das Fluchen bringt uns aber einen noch größern Verlust, indem es uns das Wohlgefallen des himmlischen Vaters, die göttliche Gnade, die Seligkeit des Himmels raubt. Durch das Fluchen werden wir der höllischen Strafe schuldig, und beschwören den Zorn des göttlichen Richters auf uns herab. Soll daher der Gedanke: „Gott der Allwissende, Dem nichts entgehen kann, zählt alle meine Flüche, und wird mich dafür auf ewig in die Hölle verstoßen," soll dieser Gedanke nicht so viel bewirken können, daß wir diese sündhafte Gewohnheit ablegen?

β) Bete in kindlicher Andacht und wahrer Demuth zu Gott. Als der göttliche Heiland den Taubstummen heilen wollte, nahm Er ihn bei Seite, sah gegen Himmel, seufzte und sprach: „Oeffne dich!" Und das Band seiner Zunge wurde gelöst, und er redete recht. Damit aber auch wir recht reden, und nicht immer in die alte Gewohnheit des Fluchens verfallen, ist uns der göttliche Beistand nothwendig. Diesen können wir nur dann erlangen, wenn wir, wie Jesus, unsere Augen und Seufzer zum Himmel erheben, und bei dem Allmächtigen jene Hülfe suchen, die wir sonst vergebens erwarten. Diesen Rath gibt uns der heilige Augustin mit folgenden Worten: „Da kein Mensch im Stande ist, seine Zunge im Zaume zu halten, so müssen wir unsere Zuflucht zu Gott nehmen, Der (allein) unsere Zunge lenken kann." (S. Aug. serm. 3. de verb. Dom.)

γ) Wirke selbst mit der göttlichen Gnade mit, und lege dir, um dir das Fluchen abzugewöhnen, verschiedene Bußwerke auf, z. B. kannst du dir vornehmen, sobald du ein Fluchwort ausstoßest, den ganzen Tag hindurch keinen Tropfen Wein zu

kosten, keinen Bissen Fleisch zu genießen, zu fasten, ein erlaubtes Vergnügen dir zu versagen, ein Almosen zu geben u. dgl. Einige Peitschenhiebe können ein störrisches, muthwilliges Pferd zahm und folgsam machen; warum sollte ein empfindliches Bußwerk, das man sich selbst auferlegt, einen Menschen von seiner sündhaften Gewohnheit zu fluchen nicht heilen können?

Dieß sind die besten Mittel, wodurch wir uns am leichtesten von der schweren Sünde bewahren können, zu fluchen und dadurch den Namen Gottes zu entheiligen.

Wer stets bei jeder Kleinigkeit,
Den Namen Gottes spricht,
Der hat ihn mißbraucht und entweiht,
Und ehrt den Heil'gen nicht.
Ich will ihn nie mit Leichtsinn nennen,
Mit Ehrfurcht nur ihn stets bekennen.

Der göttliche Name wird endlich auch entheiligt, wenn man

f) den Sinn der göttlichen Lehre verdreht, verfälscht, entweder in einer zu strengen oder zu gelinden Weise auslegt oder mißbraucht. Ein Mißbrauch der göttlichen Lehre ist es, z. B. wenn man die Worte Christi: „Nicht dasjenige, was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen" (Matth. 15, 11.) dahin deutet, als sei es nicht so weit gefehlt, an gebotenen Fasttagen Fleisch zu essen. Ebenso wird die göttliche Lehre verdreht, wenn man sagt: „Dieses oder jenes Gebot ist zu schwer, es kann daher nicht beobachtet werden, und es ist keine große Sünde, dasselbe zu übertreten. Möchte doch Jedermann das göttliche Wort ebenso wenig entehren oder mißbrauchen, wie der heilige Apostel Paulus, der von sich selbst und seinen eifrigen Mitgehilfen sagen konnte: „Wir sind nicht, wie so gar Viele, die das Wort Gottes verfälschen!" (2. Cor. 2, 17). „Denn," sagt der heilige Irenäus, „großer Strafe ist jener schuldig, wer von dem Worte Gottes entweder etwas hinzufügt, oder hinwegnimmt." (S. Iren. libr. 5. advers. Haeres. cap. Venit. in med. pag. 336.)

Beispiele. aa) Solcher Verdrehung des göttlichen Wortes machten sich besonders die Schriftgelehrten und Pharisäer zur Zeit Jesu schuldig. Sie lehrten z. B., es sei schon genug, wenn man keinen Menschen ermorde, oder nicht Unkeuschheit treibe; es sei zwar verboten, vor Gericht falsch zu schwören, aber erlaubt, zur Bekräftigung seiner Aussage Schwüre oder Anrufungen Gottes zu gebrauchen; es sei gestattet, jederzeit, so oft wir beleidigt werden, dem Beleidiger eben dieselbe zugefügte Unbild zuzufügen; endlich sei es zwar

verboten, den Bruder zu hassen, aber erlaubt, die Feinde zu verachten. Böse rachgierige Wünsche hielten sie für nichts Unrechtes. Sie legten die Gebote Gottes so aus, wie es ihnen, ohne ihre verdorbenen Gesinnungen deßwegen ändern zu dürfen, am bequemsten schien. Die vorgeschriebenen Händewaschungen aber, welche Moses nur der Reinlichkeit wegen angeordnet hatte, und andere äußere Gebräuche, die wohl auch im Gesetze Mosis befohlen, aber minder wichtig waren, galten als die heiligste Pflicht. Allein der göttliche Heiland widerlegte alle diese eigenmächtigen Verdrehungen der göttlichen Gebote, und sagte zu Seinen Aposteln: „Eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß ein einziger kleinste Buchstabe, oder ein Punkt vergehe, bis das Alles geschehe. Wer also eines von diesen geringsten Geboten auflösen, (geringschätzen, verdrehen), und so die Menschen lehren wird, der wird der Geringste im Himmelreiche genannt werden." (Matth. 5, 18—19.)

bb) Ebenso haben auch die Ketzer, um nachweisen zu können, als stimme ihre falsche Lehre mit den Aussprüchen Jesu und Seiner Apostel überein, nie sich gescheut, das göttliche Wort zu ihrem gottlosen Werke zu mißbrauchen und zu verfälschen. „Denn," sagt der heilige Isidorus von Sevilla, „die Verschlagenheit der Ketzer ist so groß, daß sie das Wahre mit dem Falschen, und das Böse mit dem Guten vermischen, und unter das Heilige das Gift ihrer Irrlehre einstreuen, damit sie desto leichter das Verderben ihrer schlechten Grundsätze unter dem Deckmantel der Wahrheit verbreiten könnten." (libr. 3. de summo bono, cap. 12. sent. 6.)

cc) Eine Parabel. Ein guter Hausvater, welcher schon viele Jahre lang eine große Haushaltung führte, hatte unter seinen Dienstboten drei Knechte, welche verschiedener Gesinnung waren.

Der Erste war faul, und ging immer mit Verdruß an die Arbeit. Er sagte: „Der Hausvater ist doch gar zu strenge! Er ordnet allezeit so viel an, geht uns dann beständig auf dem Fuße nach, ahndet und merket jeden kleinen Fehltritt auf — und wenn sein Maß voll ist, verstößt er uns, wie er es neulich auch mit einem Knechte gethan hat, wohl gar aus dem Hause."

Der Zweite sprach: „Ei, so streng, wie du, Paul! sagst, ist er mit uns nicht. Er ist vielmehr die lautere Liebe und Milde selbst. Wenn man nur kein schweres Verbrechen begangen hat, kein Dieb, kein Räuber, kein Mörder oder Mordbrenner ist, so hat man von ihm nichts zu fürchten. Allein aus kleinen Vergehen, ob man z. B. manchen Tag faul bei der Arbeit war, und seine Schuldigkeit zu leisten unter-

ließ, macht er nichts daraus; ja er merkt es nicht einmal. Da ich, Gott sei Dank! kein großes Verbrechen auf meinem Gewissen habe, so glaube ich von ihm keine Strafe befürchten zu dürfen."

Martin, der dritte Knecht sagte: „Nein, da seid ihr beide im Irrthum! Unser Herr ist weder so streng, wie du, Paul! ihn schilderst, noch so nachsichtig, wie du, Peter! sagst. Er ist nicht so streng und böse, daß er uns wegen jeder Kleinigkeit züchtigt, oder wohl gar aus dem Hause jage; sondern er ermahnt uns mit aller Freundlichkeit, daß wir uns bessern sollten, er wartet geduldig und langmüthig auf unsere Besserung; endlich verzeiht er uns freudig, wenn wir unsere Fehler erkennen, ihn um Verzeihung bitten, und uns bessern. Auch merkt er sich nicht bloß unsere Fehler, sondern auch jede gute That, und belohnt letztere reichlich. So groß aber seine Milde und Güte sein mag, so ist er doch nicht so nachsichtig und schwach, daß er nur auf große Verbrechen Rücksicht nehme, und diese allein bestrafe; sondern er merkt sich auch den geringsten Fehler, den wir begehen, in seinem Tagbuche an, und weh Demjenigen, der sich ihm widersetzen, oder eine Fahrlässigkeit in Erfüllung seiner Aufträge zeigen würde!"

Dieser gute Hausvater ist Gott; sein Haus ist die katholische Kirche; die Hausordnung ist die christliche Lehre; die Knechte sind die Christen. Derjenige Knecht, der seinen Herrn einen so harten Mann schalt, und sich über die Strenge desselben beschwerte, stellt jene Christen vor, welche die Gebote Gottes in einem zu strengen Sinne nehmen, und sich Ihn als einen so harten Herrn vorstellen, daß sie gar nicht begreifen können, wie es möglich sei, Gott über Alles zu lieben, und auf Ihn ihr Vertrauen zu setzen; sie sind daher auch gegen alle heilsamen Ermahnungen unempfindlich, und boshaft, anstatt sich zum Guten ermuntern zu lassen. Unter dem Bilde des zweiten Knechtes, der seinen Herrn für so nachsichtig und schwach ansah, daß er nur die schwersten Verbrechen bestrafe, die geringen Fehler aber ungeahndet lasse, sind jene lauen Christen zu verstehen, welche leichtsinniger Weise die Gebote Gottes in einem zu gelinden Sinne auslegen, und nur dem Sinne nach beobachten. Möchten wir doch, wie der dritte Diener es gegen seinen Herrn gethan hat, die Gebote des Herrn in jenem Sinne, in welchem der Geist Gottes dieselben niedergeschrieben hat, und die katholische Kirche uns zur Befolgung vorlegt, betrachten, und mit gewissenhafter Treue befolgen!

Was ein heiliger Kirchenvater von der heiligen Schrift sagt, gilt auch von der Lehre Christi überhaupt: Wer das Wort Gottes aufnimmt, wie es Christus gab, bekommt stärkenden Wein; wenn

aber ihre Wahrheiten verdreht, und mit vermessener Willkühr gepreßt werden, fließt statt stärkenden Weines — Blut heraus.

Die Spinne.

Man sagt, die Spinne saug'
Sogar aus Rosen Gift;
Doch macht's der Böse so
Mit Gottes heil'ger Schrift. (Aug. Sil.)

Wie du bist, so erkennest, fühlest und handelst du.

Die Sonn' erweicht das Wachs,
Und härtet Lehm und Koth,
So wirkt die Wahrheit auch
Bald Leben und bald Tod. (Ebend.)

Ein strafwürdiger Mißbrauch der göttlichen Lehre, und eine Entehrung des göttlichen Namens ist auch die Heuchelei oder Scheinheiligkeit. Denn ein Heuchler gebraucht die Lehre Christi und die Andachtsübungen nur dazu, um vor den Menschen als heilig zu erscheinen, und sich dadurch den Beifall der Menschen zu erschleichen. Es ist ihm nicht um Gottes Ehre, sondern nur um seinen eigenen Glanz zu thun. Ueberdieß versündigt sich ein Mensch, der Gott nur Anbetung heuchelt, auch dadurch, daß er durch seine Heuchelei, seine seltsamen Verzerrungen des Gesichtes, die widerliche Verrenkung seiner Glieder die Andacht um ihr äußerliches Ansehen bringt, und lächerlich macht. Viele, besonders böswillige Menschen verwechseln dann die wahre Frömmigkeit mit der Heuchelei. Sobald also von einem heuchlerischen Menschen etwas Böses geschieht, so heißt es: „Da sieht man es, was mit dem immerwährenden Beten herauskommt! So machen es Alle, welche gar so oft beten." Auf diese Weise werden dann Gott viele Verehrer entzogen, die vielleicht sonst mit treuem Gemüthe und großem Eifer Gott dienen würden; die Verherrlichung Gottes, wozu Alles dienen sollte, wird verkümmert; die Heiligkeit Gottes, dem jede Lüge ein Gräuel ist, wird dadurch beleidigt. An keiner Sünde hat Gott ein solches Mißfallen, als an der Heuchelei. Denn wenn es schon eine schwere Sünde ist, kirchliche Gefäße, wie Baltassar es gemacht hatte, zum gewöhnlichen Gebrauche zu gebrauchen, und daraus zu essen und zu trinken, um wie viel sündhafter muß es sein, unsere heilige Religion nur zur Befriedigung eitler Gelüste zu mißbrauchen! Deßhalb heißt es schon im Buche Job: „Heuchler und Verschlagene reizen den Zorn (die strafende Gerechtigkeit) Gottes." (Job. 36, 13.). Vor keiner Sünde warnte der göttliche Heiland seine Zuhörer mit sol-

chem Eifer, als vor der Heuchelei. Dieser machten sich besonders die Pharisäer schuldig. Sie thaten das Gute nur aus eitler Ehrbegierde, beteten, fasteten, und gaben Almosen — Alles nur deßwegen, daß die Leute sie für fromme, tugendhafte Menschen halten, und sich einen hohen Begriff von ihrer Rechtschaffenheit machen sollten. Wenn sie beteten, stellten sie sich an die Ecken eines Scheideweges, oder ganz zuvorderst in den Synagogen, damit sie dann von Vielen gesehen würden, und beteten dort in einer übertrieben andächtigen Stellung. Wenn sie einen Fasttag hatten, nahmen sie eine recht traurige Miene an, wuschen sich nicht, um durch den Schmutz den Glanz des Angesichtes zu verhindern, ließen die Haare fliegen, und machten finstere Gesichter, damit es ja die Leute merken sollten, daß sie einen Fasttag halten. Wenn sie Almosen gaben, so stießen sie in der Synagoge oder auf der Straße in ein Horn, um die armen Leute zusammen zu rufen; auch geschah es, daß die armen Juden, wie es jetzt noch bei den persianischen Derwischen, einer Art Bettler, gebräuchlich ist, kleine Hörner bei sich trugen, mit welchen sie zur Ehre des Almosengebers geblasen haben. So machten diese elenden Heuchler die Frömmigkeit und Tugend gleichsam zu einer Komödie, indem sie nur für fromm angesehen werden, und tugendhaft scheinen wollten. Allein der göttliche Heiland verwies ihnen nachdrücklich diese abscheuliche Heuchelei, und warnte Seine Jünger davor mit folgenden Worten: „Hütet euch, daß ihr eure guten Werke nicht vor den Menschen thut, um von ihnen gesehen zu werden; denn sonst habt ihr von eurem himmlischen Vater keine Vergeltung zu hoffen. Wenn du Almosen gibst, so laß es nicht in den Synagogen oder auf der Straße vor dir her ausposaunen, wie es die Heuchler machen, damit sie von den Menschen gelobt werden. Wahrhaftig, Ich sage euch, das ist auch Alles, was sie davon haben. Wenn du Almosen geben willst, so laß nicht einmal deine linke Hand wissen, was die rechte gibt, damit so dein Almosengeben verborgen bleibe, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir dann einmal öffentlich vergelten." „Wenn ihr fastet," sprach Jesus weiter, „so sehet nicht so traurig darein, wie die Heuchler, die ihr Angesicht verunstalten, damit ihnen die Menschen ihr Fasten ansehen sollten. Wahrhaftig, Ich sage euch, das ist auch ihr ganzer Lohn. Du aber, wenn du fasten willst, so wasche dein Angesicht, damit (du heiter und fröhlich aussehest, und) die Leute es nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater, der im Verborgenen zugegen ist, und dein Vater, der ins Verbor-

gene sieht, wird es Dir dann öffentlich vergelten.“ „Wenn ihr betet,“ sprach Jesus ferner, „so macht es nicht, wie die Heuchler, die gerne zuvorderst in den Synagogen und an die Ecken der Gassen hinstehen, und da beten, damit sie von den Leuten recht gesehen werden. Wahrhaftig, Ich sage euch, dieses ist auch ihr ganzer Lohn. Wenn du beten willst, so geh in deine Kammer, und schließe die Thüre zu, und bete da zu deinem Vater, der im Verborgenen zugegen ist, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir öffentlich vergelten.“ (Matth. VI, 1—6 u. 17—18.) Obwohl Jesus die lautere Sanftmuth war, und sich immer als den Freund reumüthiger Sünder, ja, als den Sohn desjenigen offenbarte, der da sagte: „Ich will nicht den Tod Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe,“ so konnte Er sich doch ungeachtet aller Seiner gewohnten Milde nicht enthalten, die Pharisäer wegen ihrer heuchlerischen Gesinnung mit strengen Worten zu bestrafen, und zurecht zu weisen. Die Pharisäer legten dem Volke verschiedene willkührliche Gesetze und Vorschriften auf, und diese neuen Lasten wurden nach und nach so häufig, daß sie fast unmöglich alle gehalten werden konnten; sie aber, die Pharisäer, beobachteten nur das, was ihnen gut schien, und bei unverständigen Leuten Aufsehen machte; alles Andere, was ihnen von Ferne lästig vorkam, wurde von ihnen beseitigt. Moses befahl, daß man die göttlichen Gebote ohne Unterlaß vor Augen haben, und sich angelegen sein lassen sollte. (5. Mos. 6, 8. 11, 18.) Um sich daher an die Beobachtung des Gesetzes zu erinnern, und vor Fehlern zu bewahren, pflegten viele andächtige Juden an der Stirne oder an der linken Hand lederne Bänder zu tragen, womit eine Kapsel von Leder befestigt wurde. In dieser Kapsel war ein zusammengerolltes Stücklein Pergament, worauf verschiedene Stellen aus dem Gesetze Mosis geschrieben waren. Diese Bänder wurden Denkzettel, Phylakterien, Tephillin, d. i. Gebetriemen genannt, und sind noch jetzt bei besonders frommen Juden gebräuchlich. Ebenso waren einst besonders zur Zeit Jesu Christi viele andächtige Juden gewohnt, an jedem Zipfel ihres viereckigen Mantels eine von vier Fäden zusammengedrehte Schnur, in der heiligen Schrift Saum genannt, angeheftet zu tragen. Diese Schnur hatte fünf Knoten, und war am Ende mit einer kleinen Quaste versehen. Auf diese Weise wurden sie, so oft sie dieselbe im Gehen bemerkten, an die vorgeschriebenen Gebete erinnert, konnten dieselben, wie es bei uns mittelst des Rosenkranzes geschieht, abzählen, und so der Zerstreuung bei dem Gebete vorbeugen.

Zwei dieser Schnüre hingen, da die Juden diese Mäntel über der linken Schulter herabhängend trugen, über den Rücken herunter. Jetzt aber haben die Juden, weil sie selten einen langen Mantel tragen, diese Denkzeichen unter dem Oberkleide an zwei kleinen viereckigen Läppchen, deren eines über den Rücken, das andere über die Brust herabhängt. Da sowohl die Denkzettel, als auch die Säume an den Kleidern Zeichen der Andacht waren, so trugen die Pharisäer dieselben sehr fleißig; nur mit dem Unterschiede, daß ihre Denkzettel breiter waren, als die andern zu sein pflegten, und ihre Säume bis auf die Erde herunter reichten, als wenn sie immer an das Gesetz dächten, und voll von Betrachtungen davon wären. Es war schon von Moses geboten, den zehnten Theil aller Früchte von Aeckern, Weinbergen und Oelgärten und die Erstlinge von Rind- und Wollenvieh Gott zu opfern. Die Pharisäer aber waren damit nicht zufrieden, sondern entrichteten zum Scheine, als wenn sie noch so gewissenhaft beflissen wären, das ganze Gesetz auf das Genaueste zu beobachten, sogar von den geringsten Erdgewächsen, von Krausemünze, Dill, Kümmel u. dgl. den Zehendten an die Priesterschaft; das Allergrößte des Gesetzes aber, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Glaube wurde von ihnen darüber verabsäumt. Bevor sie tranken, seihten sie, aus Furcht, sie könnten etwas hineintrinken, was gesetzlich unrein war, den Wein sorgfältig durch ein Tuch, weil oft kleine Würmchen sich an den Zapfen der Weinfässer anzusetzen pflegten, und sonderten das Unreine vorher ab; dabei aber scheuten sie sich nicht, die größten Ungerechtigkeiten zu begehen. Moses ermahnte die Israeliten, welche damals ein sehr unverständiges, rohes Volk waren, und sonst beschmutzt, und äußerlich vernachläßigt herumgegangen wären, daß sie ihre Hände, ihr Angesicht, ihre Wohnung und Hauseinrichtung sauber halten, und sich der Reinlichkeit befleißen sollten. Die Pharisäer aber hielten diese Waschungen für das Wichtigste, und pflegten nicht nur Schüsseln und Becher sehr reinlich zu halten, sondern jedesmal vor dem Essen die Hände zu waschen, auch wenn die Hände schon rein waren, und das Waschen gar nicht nöthig hatten, wuschen sie dieselben dennoch. Ob aber ihr Innerstes rein sei, und ob die theuren Speisen und Getränke, die sie sich zu verschaffen wußten, nicht auf eine ungerechte Weise erworben, und mit dem Schweiße vieler unterdrückter Wittwen und Waisen erkauft seien, bekümmerten sie sich nicht. Der göttliche Heiland verwies ihnen daher diese niederträchtige Gleißnerei und sprach zu ihnen: „Weh euch, ihr Schrift-

gelehrten! ihr beschwert die Leute mit fast unerträglichen Lasten, und ihr selbst rührt die Lasten mit keinem Finger an. Alle eure Werke thut ihr, auf daß ihr von den Menschen gesehen werdet; denn ihr tragt breite Denkzettel, und macht euch große Säume. . . Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! weil ihr das Himmelreich vor den Menschen verschließet; denn ihr geht nicht hinein, und die hineingehen wollen, lasset ihr nicht hineingehen. Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! weil ihr das Gut der Wittwen verzehrt, während ihr lange Gebete betet; deßwegen werdet ihr ein strenges Urtheil empfangen. Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! weil ihr zu Wasser und zu Lande herumziehet, auf daß ihr einen Heiden für das Judenthum gewinnet, und wenn er es geworden ist, machet ihr ihn (durch euer Aufgeld) noch heuchlerischer, als ihr seid. . . Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr Krausemünze, Dill und Kümmel verzehntet, und die wichtigeren Stücke des Gesetzes verabsäumt, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und den Glauben, diese soll man thun, und jenes nicht unterlassen. Ihr blinden Führer! die ihr eine Mücke durchseihet, ein Kameel aber verschlucket. Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! weil ihr das Aeußere an den Bechern und Schüsseln reinigt; euer Inneres aber ist voll Raubsucht und Bosheit. Ihr Thoren! hat denn Derjenige, der das Aeußere schuf, nicht auch das Innere erschaffen? Und wenn ihr also aus Ehrfurcht gegen Ihn das Aeußerliche so rein haltet, solltet ihr nicht vielmehr darauf sehen, daß auch euer Innerstes rein sei? Gebt doch lieber von Dem, was in den Schüsseln ist, etwas den Armen — und seht: Alles wird euch dann rein sein. Dadurch werdet ihr eure Mahlzeiten mehr heiligen, als durch euer Händewaschen." (Matth. XXIII. 3. sqq. u. Luc. XI.) Er nannte die Pharisäer wegen ihrer Heuchelei S c h l a n g e n, die durch das Gift ihrer bösen Lehren und Beispiele um sich greifen, ein N a t t e r n g e z ü c h t, d. i. Menschen, welche von Andern, gleich Nattern, bösen und verdorbenen Menschen abstammen, und von ihnen schon angesteckt sind, endlich ü b e r t ü n c h t e G r ä b e r, welche außen schön zu sein scheinen, inwendig aber voll von Todtengebeinen und Moder sind. Eben so mißfällig würden auch wir vor Gott sein, wenn wir nicht aus Liebe zu Gott, sondern nur aus heuchlerischer Absicht

unsern Pflichten nachkommen würden. Welch schreckliche Strafe wird aber einst solchen abscheulichen Heuchlern drohen, wenn einst der Tag des jüngsten Gerichtes erscheint! Dieses kann man schon aus den Worten ersehen, die Jesus in dem Gleichnisse von dem bösen Knechte vorbringt: „Der Herr wird ihm seinen Antheil mit den Heuchlern geben." (Matth. 24, 51.) Wen sollte man unter den Heuchlern hier anders verstehen, als die Verworfenen? O schreckliche Sünde, deren wegen wir schon den Verworfenen beigezählt werden! „Denn," sagt der heilige Hieronymus, „es ist ein kleineres Uebel, öffentlich zu sündigen, als die Heiligkeit nachzuäffen, und den Schein der Tugend zu zeigen, weil man dadurch doppelt sündigt." (St. Hier. I. 7. in Isai.) Und der heilige Augustin lehrt: „Eine geheuchelte Rechtlichkeit ist doppelte Sünde; denn sie ist Bosheit und Heuchelei." (St. Aug. in ps. 36.) Deßhalb warnt uns der heilige Apostel Petrus vor aller Heuchelei, indem er spricht: „Leget ab alle Bosheit und allen Betrug, Heuchelei, Neid und Verleumdungssucht." (I. Petr. 2, 1.) Ebenso ermahnt uns der heilige Bernard: „Ich bitte und beschwöre euch, Brüder! fliehet alle Verstellung." (St. Bern. Serm. 1. de 7 panibus, sub fine.)

Beispiele. aa) Aus der biblischen Geschichte. Als abschreckende Beispiele der Heuchelei können genannt werden: Kain und Joab, von welchen der Erstere seinen Bruder Abel, der Zweite seinen Vetter Amasa durch seine Heuchelei zu täuschen wußte, und dann ermordete; Absalon, der seinen Vater nur, als wenn er ein frommer Mann und gehorsamer Sohn wäre, um Erlaubniß bat, nach Hebron gehen, und dort ein Opfer entrichten zu dürfen, dann aber eine große Anzahl der Menschen um sich her versammelte, und eine Verschwörung gegen seinen Vater, den König David erregte; Herodes, der zu den Weisen aus den Morgenlande voll heuchlerischer Freundlichkeit sagte: „Geht hin, und fragt fleißig nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, so sagt es mir wieder, damit auch ich hingehe, und es anbeten könne;" bei diesen Worten aber schon mit dem Gedanken umging, alle Knäblein von dem zarten Alter bis zu dem Alter von zwei Jahren zu ermorden, damit das ihm verhaßte göttliche Kind seinem Schwerte nicht entrinnen könne; Judas, der sich stellte, als wäre er der treueste, ergebenste Schüler Jesu, und mit einem Kusse, dem Zeichen der Freundschaft und Liebe, Seinen göttlichen Herrn und Meister verrieth; Ananias und Saphira,

die sich einer höchst strafbaren Heuchelei schuldig machten, und sich boshaft vor Gott und vor dem heiligen Apostel Petrus verstellten, als wenn sie so fromm wären, daß sie, aus Liebe zu Jesu, aus Ehrfurcht gegen Seine Diener, aus Wohlthätigkeit, ihr ganzes Vermögen zum Lebensunterhalte der Armen hergeben wollten, da sie doch einen Theil davon heimlich für sich behielten.

bb) Noch andere Beispiele. α) Makarius und sein Jünger. Ein Jünger des heiligen Makarius sprach einst zu ihm: „Als ich noch unter den Brüdern in dem Kloster lebte, konnte ich ohne Beschwerde lange Zeit fasten, und jede Erfrischung zurückweisen; jetzt aber, da ich ferne von den Brüdern in meiner Einsiedelei lebe, meldet sich der Hunger sehr bald und so ungestüm, daß mir das Fasten sehr schwer fällt. Sag mir doch, lieber Vater! woher das kommt?"

Makarius antwortete: „Das kommt vielleicht daher: In dem Kloster wurde dein Fasten von deinen Mitbrüdern bewundert, und mancher durchreisende Pilger zeigte mit Fingern auf dich; in deiner Einsamkeit aber wird dein Fasten von Niemand bemerkt, und da findet denn deine Eitelkeit keine Nahrung mehr; du wirst nicht mehr mit Menschenlob gesättigt, das dich des Hungers vergessen machte."

(Blumen der Wüste.)

β) Eine erheuchelte Reue. Als der heilige Corbinian nach Rom reiste, um mit dem Papst wichtiger Geschäfte wegen zu unterhandeln, kam er auch nach Bayern. Herzog Theodo II., dem die Ankunft des heiligen Mannes zu Ohren gekommen war, ließ ihn zu sich nach Regensburg einladen, empfing ihn mit großer Ehrerbietung, und suchte ihn zu überreden, in Bayern zu bleiben. Da aber Corbinian sich durchaus nicht bewegen ließ, seine Reise, die er nach Rom vorhatte, aufzugeben, so versah ihn der Herzog mit Allem, was zu der weiten Reise nöthig war, und entließ ihn sehr gnädig, mit der Bitte, über Freising zu reisen, damit auch seinem Sohne Grimoald die Freude zu Theil werde, den heiligen Bischof zu sehen, und das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen. Corbinian reiste über Freising, und Grimoald hatte wirklich eine unbeschreibliche Freude über die Ankunft eines solchen Bischofs, erwies ihm alle erdenkliche Ehre, konnte nicht satt werden, dessen liebliche Worte zu hören, und bat ihn dringend, an seinem Hofe zu bleiben. „Du sollst", sprach er, „wie ein Sohn des Hauses gehalten, ja, wie ein Vater geehrt werden." Allein Corbinians Entschluß, nach Rom zu reisen, stand unerschütterlich fest. Der Herzog drang ihm

reichliche Geschenke auf, ersuchte ihn, von Rom wieder nach Bayern zu kommen, und gab ihm eine ansehnliche Begleitung bis an die Gränzen der Lombardei mit. An der Gränze baten die Begleiter ihn noch um den Segen, und verließen ihn. Corbinian kam wirklich nach Rom, und bat, wie er sich vorgenommen hatte, den Papst Gregor II., daß er ihn des aufgetragenen bischöflichen Amtes enthebe, und ihm gestatte, wieder ein einsames Leben führen zu dürfen. Der Papst, der wohl einsah, daß ein solches Licht, wie Corbinian, auf den Leuchter gestellt werden müsse, willigte nicht in seine Bitte, sondern trug ihm besonders auf, sich nach Bayern zu begeben, und dort im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Dieses that der Papst vermuthlich deßwegen, weil Herzog Theodo selbst in Rom war, und den heiligen Vater bat, er möchte ihm würdige Geistliche schicken, da sein Land noch in der Finsterniß des Unglaubens lag. Auf dem Wege nach Bayern wurde er von den Abgeordneten des Herzogs Grimoald angehalten, und gebeten, mit ihnen zum Herzog nach Freising zu reisen. Unterwegs erzählten sie ihm, Theodoald, der Bruder des Herzogs Grimoald, sei unterdessen gestorben und Grimoald habe Biltrud, die Wittwe seines Bruders zu seiner Gemahlin genommen. Darüber war Corbinian sehr bestürzt, weil eine solche Ehe durch die Kirchengesetze verboten ist. Der Bischof wollte gar nicht in den herzoglichen Pallast hineingehen, und ließ dem Herzog dies durch einen Boten sagen. Herzog Grimoald war darüber höchst betroffen und tief betrübt. Es kam ihn äußerst hart an, seine gegenwärtige Gemahlin Biltrud, die er sehr liebte, zu verstoßen; aber auch seine Ehrfurcht gegen den heiligen Bischof war so groß, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn aufzugeben. Grimoald suchte den Bischof zur Nachsicht zu bewegen. Allein Corbinian sagte, an Erfüllung der Pflichten, die uns die Religion auflegt, könne man nichts abdingen; Gott fordere unbedingten Gehorsam. Er erinnerte den Herzog daran, daß unser, wenn wir Gott nicht gehorchen, die ewige Verdammniß warte, und der schreckliche Ausspruch beim letzten Gerichte: „Weichet von Mir, ihr Verdammten!“ Der Herzog wurde erschüttert, und faßte den festen Entschluß, seine unerlaubte Verbindung zu trennen, und Biltrud ergab sich darin. Beide gingen zu dem Bischofe, bekannten sich als strafbar, zeigten Reue; und versprachen ihm zu gehorchen. Sie fielen vor dem Bischofe auf die Knie, und baten um Lossprechung. Der Bischof hob beide auf, und ertheilte ihnen die Lossprechung. Der Herzog lebte von nun an mit dem Bischof in der vollkommensten Eintracht, erhob ihn zu dem neugestifteten Bisthume zu Freising, und Beide

boten alle ihre Kräfte auf, das zeitliche und ewige Wohl der Unterthanen im Herzogthume zu befördern. Allein Biltrud sah dieses mit geheimem, großen Verdruß an. Ihre Reue war nur erheuchelt gewesen; ihr Herz glühte von Haß und Ingrimm gegen den Bischof. Sie hatte, unter allerlei Vorwänden, Freising noch nicht verlassen, und sann nur darauf, den ihr verhaßten Bischof aus dem Wege zu schaffen, um dann wieder als Gemahlin des Herzogs und als Herzogin auftreten zu können. Sie gab ihrem Geheimschreiber, Ninus mit Namen, einem Menschen ohne Religion, vieles Geld, um einige ihm gleichgesinnte Männer zu bestellen, und mit deren Hülfe den Bischof heimlich zu ermorden, und die Leiche irgendwo zu vergraben. Es sollte den Anschein haben, als habe der Bischof eine Reise in ein anderes Land vorgenommen. In einer finstern Nacht kam Ninus mit seinen Verschwornen zur bischöflichen Wohnung, befahl ihnen, alle Eingänge zu bewachen, und drang mit einer angezündeten Fackel und blitzendem Schwerte in das Schlafgemach des Bischofs. Allein das Bett war leer. Man sah, daß in dieser Nacht noch Niemand darin geschlafen hatte. Ninus durchsuchte das ganze Haus von oben bis unten. Allein der Bischof war nirgends zu finden. Gottes heilige Vorsicht hatte ihn eben noch zu rechter Zeit gewarnt. Ehrenbert, der Bruder des Bischofs, war vor einigen Tagen angekommen, ihn zu besuchen, und entdeckte den geheimen Mordanschlag. Corbinian entfloh mit Ehrenbert und einigen Geistlichen eilig nach Mays in Tirol. Er fand hier eine sichere Zufluchtsstätte, wo Biltrud's Rache ihn nicht erreichen konnte. Denn Mays lag im Gebiete des Königs der Longobarden, der ihm sehr geneigt war. Biltrud hatte, wie es scheint, sich wieder in die Neigung des Herzogs eingeschmeichelt, und die unerlaubte eheliche Verbindung mit ihm fortgesetzt. Allein das währte nicht lange. Die Franken fielen, man weiß nicht warum, in das Land ein. Herzog Grimoald kam um das Leben. Biltrud wurde aller ihrer Schätze beraubt, und nach Italien abgeführt. Sie hatte nichts mehr, als einen Esel, auf dem sie ritt. Sie starb dort in größter Armuth. Auch Ninus starb eines schmählichen Todes.

(Nach Chr. v. Schmid's „Apostel Deutschlands.“)

γ) Kaiser Joseph II. Bei einer Verwaltung im österreichischen Polen hatte sich ein Sachse gestellt, als wäre er ein Katholik, um das Amt eines Aktuars zu erschleichen, von welchem kraft des Gesetzes die Protestanten ausgeschlossen werden. Seine Verstellung wurde bald nachher entdeckt und dem Statthalter vom Lemberg angezeigt. Der Sachse gab, als er befragt wurde, zu, daß er eigentlich

protestantisch sei, und wollte sich damit entschuldigen, daß er im Herzen katholisch sei, und daß er öffentlich übertreten wolle, wenn er in Sachsen eine Erbschaft eingezogen hätte, welche er zu verlieren fürchtete, wenn er es vorher thue. Der Statthalter erstattete dem Kaiser Joseph II. über diese Sache ausführlichen Bericht, und bat, den Sachsen begnadigen zu wollen, indem er sonst ein talentvoller, rechtschaffener Mann sei, und auch den Entschluß gefaßt habe, wirklich zur katholischen Kirche überzutreten. Allein der Kaiser sagte: „Nein, geben Sie diesem Menschen augenblicklich seinen Abschied; denn ich kann mich durchaus nicht auf einen Menschen verlassen, der fähig ist, in Sachen der Religion zu lügen."

δ) Das leuchtende Holz. Ein verständiger Mann ging voll ernster Gedanken über die Eitelkeit der Menschen spät Abends in einem Wäldchen auf und ab, und setzte sich dann auf einen gefällten Baumstamm nieder. Da versenkte er sich ganz in ernste Gedanken. Es wurde bereits finstere Nacht. Und sieh! nun leuchtete ihm ein alter, morscher Stock eines schon lange abgehauenen Baumes entgegen. Da sagte der verständige Mann bei sich selbst: „Dieser Stock würde nicht leuchten, wenn er nicht faul wäre. Die gesunden Stämme hier leuchten nicht. Ach, so ist es auch unter den Menschen. Wie Mancher, der an Tugenden ein kraftvoller Baum ist, steht unbeachtet und in edler Einfalt da. Aber der, welcher schon faul ist in seiner Seele, weiß durch ein falsches Leuchten zu täuschen." (Nach Th. Nelk.)

ε) Seltsame Entlarvung eines Heuchlers. Ein junger Bauernbursche in Curland, der bei seinem Bruder als Knecht diente, gerieth aus Stolz auf den Einfall, den Schein einer großen Frömmigkeit und einer besonderen Heiligkeit anzunehmen. Er ging fleißig in die Kirche, stellte sich immer sehr andächtig, und bediente sich verschiedener schändlicher Mittel, um die Leute auf den Gedanken zu bringen, als ob er bei Gott ganz besonders in Gnaden stände. Wenn er von Jemanden beleidigt wurde, so ertrug er es mit der größten Geduld; doch warnte er bisweilen den Beleidiger, er möchte sich vor den Strafen Gottes fürchten. Dann schlich er dem Vieh des Beleidigers so lange nach, bis er ein Stück erwischen und erwürgen konnte. Wenn dieses geschehen war, so verbarg er sich so lange, bis die Leute das todte Stück Vieh fanden; dann kam er wie von Ungefähr dazu, und erinnerte den Eigenthümer des Viehes, wie derselbe ihn einst beleidigt, und wie er dem Beleidiger die Strafe vorher gesagt habe. Und dann pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Seht ihr, daß Gott diejenigen nicht verläßt, die auf Ihn vertrauen, aber auch diejenigen

bestraft, die Eines Seiner Kinder antasten. Ich habe es schon mehrmal erfahren, daß Er mich zu Seinem Günstling ausersehen hat, und als solchen schützen will. Merkt euch das!"

Einst hatte er sich mit seinem Bruder entzweit. Nach zwei Tagen brach in dem Hause seines Bruders plötzlich Feuer aus, und alle Gebäude brannten nieder. Kaum war dies geschehen, so kam der Heuchler, der selbst das Feuer angelegt hatte, und mit scheinheiliger Miene sprach er: „Sagte ich es dir nicht, lieber Bruder? Warnte ich dich denn nicht? Wirst du nun bald einsehen, auch Andere durch dein Beispiel überzeugen, daß Gott Seiner und der Seinigen nicht spotten läßt?"

Am folgenden Tage ging er, wie er sich vorgenommen hatte, zur heiligen Kommunion. Und bei dieser heiligen Handlung mußte sich durch sonderbare göttliche Fügung eine Begebenheit zutragen, die den schändlichen Heuchler entdeckte.

Der Geistliche, der das heilige Sakrament des Altares ausspendete, war ein Greis von achtzig Jahren, welcher vor Alter zitterte, und von der großen Kälte noch mehr erstarrt war. Als er dem Heuchler die Hostie reichen wollte, entfiel sie seinen zitternden Händen, und zerbrach. Der Bauer, der sich seines Verbrechens bewußt war, wurde darüber bestürzt; doch hob er die Hostie von der Erde, steckte sie zitternd in den Mund, und ging hinter den übrigen Kommunikanten, wie es dort gewöhnlich war, um den Altar herum. In jener Zeit war es gebräuchlich, das Sakrament des Altares unter beiden Gestalten zu empfangen. Als nun die Reihe an ihn kam, den Kelch zu empfangen, trat er vor den Geistlichen hin; dieser dachte vielleicht an seinen vorigen Fehler, wollte den Kelch recht fest halten, fing an zu zittern, und ließ ihn auch fallen, und aller Wein war verschüttet. Dem Geistlichen war dieses Versehen ganz ohne Vorsatz widerfahren; allein der erschrockene Bauer meinte, er hätte es vorsätzlich gethan. Er glaubte nun ganz gewiß, der Geistliche wüßte sein ganzes Verbrechen, und hätte ihn dadurch vor der ganzen Gemeinde des allerheiligsten Sakramentes unwürdig erklären wollen. Er befürchtete also, der Geistliche werde ihn gewiß anzeigen. Sobald derselbe vom Altar wegging, folgte der Heuchler in größter Angst ihm in die Sakristei nach, fiel ihm zu Füßen, gestand von selbst, daß er das Haus seines Bruders angezündet, und das Vieh seines Nachbars erwürgt hätte; denn der Geistliche wüßte doch schon Alles. Er bat den Geistlichen

inständig, er möchte ihn doch nicht anklagen, und versicherte, daß es ihn vom ganzen Herzen reue. Auch versprach er, daß er von nun an derjenige fromme Christ wirklich werden wolle, welcher er bisher zu sein schien."

Man kann sich vorstellen, wie sehr der Geistliche über dieses unerwartete Bekenntniß erstaunte. Sein Gewissen erlaubte ihm aber nicht, diese Sache zu verschweigen; sondern er zeigte sie an, und der Missethäter kam in das Gefängniß. Nach den Gesetzen hatte er den Tod verdient. Weil aber sein Bruder selbst für ihn bat, so ließ der Herr des Dorfes Gnade für Recht ergehen, und schenkte ihm das Leben. Er mußte zur Strafe vier Jahre lang Schanzarbeit verrichten.

ζ) Ein Baum ohne Früchte. Vater Bruno zeigte im Heimgehen auf einen Baum, und sagte: „Jedermann sollte glauben, dieser Baum da müßte recht gute und viele Früchte tragen, und doch ist es nicht so. Ich gehe schon viele Jahre fast täglich an ihm vorüber; aber nie sah ich eine Frucht. Es ist doch Schade für die Kraft und Gesundheit, schade für den Saft, den er aus der Erde zieht.

So gibt es aber auch viele Menschen, die den Namen „Christen" tragen, in die Kirche gehen, alle Gebräuche und Andachtsübungen mitmachen, so daß sie Jedermann für recht fromm und christlich hält; gibt man aber auf ihre Handlungen acht, so wird man finden, daß sie gerade wie dieser Baum sind: fromm von Außen, leer aber im Innern. Ihr Glaube ist bloß im Munde, ihr Gebet bloßes Geschrei, ihr Kirchengehen Gewohnheit, ihre Werke — Prahlerei und Eigennutz; übrigens sind sie voll Neid, Geiz und Tadelsucht. Sie sind, wie man sagt, Scheinheilige — äußerlich schön geschmückt, innerlich kraft- und saftlos. Eine Religion, ein Glaube, heiße, wie er wolle, ist ohne gute Werke nichts — ein Baum voll Aeste und Blätter, aber ohne Früchte." (Bruno's Gleichnisse.)

η) Der heuchlerische Knabe. Ein Knabe wußte sich gegen seinen Vater sehr artig zu betragen. In der Früh, sobald er angekleidet war, kam er voll Freundlichkeit, dem Vater einen guten Morgen zu sagen. Des Abends vor dem Schlafengehen wünschte er ihm eine gute Nacht. Er wußte recht artig mit ihm zu reden, ihm viele schöne Dinge zu sagen, und ihn recht schmeichelhaft zu bitten. Er gestand ihm auch öfters seine Fehler, und wußte sie recht fein zu entschuldigen, oder abzubitten. Er bezeigte sich auch in Kleinigkeiten sehr aufmerksam gegen den Vater. Wenn er heimkam, nahm er ihm Hut und Stock ab, und stellte ihm den Sessel zurecht, daß er sich setzen könnte. Wenn er ausgehen wollte, küßte er ihm vielmal die Hand,

und wünschte, daß er bald und wohl wieder käme. Am Geburts- oder Namenstag des Vaters wusch er sich auf das säuberste, und kleidete sich recht nett an. Dann kam er mit einem tiefen Bückling, brachte ihm einen schönen Blumenstrauß, den er im Garten für ihn gepflückt hatte, und sagte einen gar langen Spruch her.

Diese Artigkeit hätte seinem Vater recht wohl gefallen, wenn er nur auch sonst braver gewesen wäre. Aber er bildete sich etwas darauf ein, daß er seinem Vater solche Ceremonien machen konnte. Er machte seinen Geschwistern deßhalb oft Vorwürfe, und verachtete sie, daß sie nicht so artig wären. Er neckte sie, raufte öfter mit ihnen, und machte ihnen viel Verdruß. Gegen die Dienstboten im Hause war er sehr unartig, und gab ihnen unfreundliche Reden. Den Nachbarsleuten warf er die Fenster ein, und fügte ihnen sonst noch manchen Schaden zu. Er stahl heimlich, und es verging kein Tag, wo er nicht im Geheimen etwas angestellt hätte. In Gegenwart des Vaters betrug er sich sehr sittsam; sobald aber der Vater nicht zu Hause war, gab es keinen boshafteren Buben als ihn.

Da geschah es, daß der Vater endlich einmal doch von den bösen, heimtückischen Streichen des heuchlerischen Knaben etwas vernahm. Da er bald darauf wieder seine Schmeicheleien vorbringen wollte, sprach der Vater mit ernsthafter Miene: „Du Heuchler, geh mir aus dem Angesichte! Deine Artigkeit ist bloße Schmeichelei und Verstellung. Wie könnte sie mir gefallen, sobald sie nicht ein Zeichen deiner kindlichen Ergebenheit gegen mich, und ein Beweis deines Gehorsams, und deiner guten Aufführung ist?"

Unter dem Vater in diesem Gleichnisse ist Gott, unter dem gleißnerischen Knaben der Heuchler, und unter seiner Artigkeit die falsche, betrügerische Andacht desselben zu verstehen. Wie jenen falschen Knaben der Vater in dem Gleichnisse mit Verdruß von sich wies, so wird auch Gott den gleißnerischen Menschen von sich abweisen, und zu ihm sagen: „Du Heuchler! Wie kannst du dich mit schmeichelhaften Bitten, frommen Geberden und Gebräuchen bei mir gefällig machen, so lange dein Herz sündhaft, und dein Leben böse ist?"

Was helfen Mir eure Opfer, spricht der Herr durch den Mund des Propheten Isaias, Ich bin ihrer satt. Das Rauchwerk ist Mir ein Gräuel; die Sabbate und andere Feste kann Ich nicht mehr leiden, und wenn ihr eure Hände ausbreitet, so will Ich Meine Augen von euch wegwenden, und wenn ihr auch viel betet, so will Ich euch doch nicht hören, denn ihr seid mit Sünden befleckt. Waschet euch,

reinigt euch (nicht mit Wasser, sondern durch eine wahre Besserung), schaffet eure bösen Gedanken, (eure bösen Begierden) aus Meinen Augen, lasset ab, Böses zu thun; lernet Gutes thun."

ϑ) Die schöne, aber übelriechende Blume. „Diese Blume," sagte der kleine Franz, „hat eine schöne Farbe, aber sie riecht nicht gut." „Diese Blume, — wem gleicht sie?" gab der Vater zur Antwort, „welche Menschen sind wie diese Blume? Jene, nicht wahr, die äußerlich große Andacht und Frömmigkeit heucheln, aber im Innern böse, unrein, ohne gute Gesinnungen, ohne schöne Tugenden sind. Es fehlt der gute Geruch — Tugend; man sieht sie an, bewundert sie wohl auch; aber wer sie genauer kennt, der mag nichts mit ihnen zu thun haben; man läßt sie stehen, wie eine übelriechende Blume. Gute Menschen wollen einen innerlich häßlichen Gleißner nicht zum Freunde ihres Herzens haben, sollte dieser äußerlich noch so andächtig und fromm zu sein scheinen."

ι) Die gemalte Sonne. Der kleine Fritz deutete mit dem Finger zum Nachbar, dem Wirth im Dorfe, hinüber, der an seinem Schilde die Sonne hatte. „Sieh", sagte er zum Vater, „diese Sonne ist recht schön; aber sie macht weder hell, noch warm. Wenn die wirkliche Sonne, oder der Mond nicht da ist, so ist sie auch ganz finster. Es fehlt ihr an der Hauptsache, der innern Kraft, zu leuchten und zu wärmen."

Der Vater sagte: „Die Sonne ist jenen heuchlerischen Menschen ähnlich, die äußerlich voll Andacht und Eifer sind; allein ihr Thun ist bloßer Schein, ohne Kraft. Es fehlt ihrem Eifer die innere Kraft, Reinheit und Güte des Herzens. Sie sind voll Verstellung, Neid und Ungerechtigkeit, und thun das Gute nur, um gelobt zu werden. Ihre Frömmigkeit ist daher kalt, wie die gemalte Sonne, und ohne Glanz vor dem Herrn."

ϰ) Der entdeckte Betrüger. Totila, der König der Gothen, hatte gehört, daß unser heiliger Ordensvater Benedikt den Geist der Weissagung besitze. Um sich nun davon zu überzeugen, ließ er, als er zum Kloster des Heiligen kam, seinen Waffenträger, Riggo mit Namen, mit den königlichen Gewanden bekleiden, und befahl ihm, daß er sich, so die Person des Königs vorstellend, zu dem Manne Gottes begebe. Auch versah er ihn mit einem großen Gefolge, damit Riggo desto eher für den König gehalten würde. Als nun der Mann Gottes den Betrüger, mit königlichen Kleidern angethan, und mit zahlreichem Gefolge erblickte, rief er ihm schon von Weitem entgegen: „Leg' es ab, mein Sohn, leg' es ab; das, was du trägst, gehört

nicht dir!" Alle erschracken über diese Worte des heiligen Mannes so sehr, daß sie zu Boden stürzten. Und als sie sich wieder erhoben, getrauten sie sich nicht, ihm im Geringsten zu nahen; sondern kehrten zu ihrem Könige zurück, und erzählten ihm zitternd, wie schnell sie entdeckt worden seien.

Wie groß wird dein Schrecken sein, o Heuchler! wenn es einmal am Tage des Gerichtes offenbar wird, daß deine Tugend und Frömmigkeit, womit du das Lob der Mitmenschen erschleichen wolltest, nur eitler Trug und Schein gewesen sei! Wie wirst du dich schämen müssen, wenn der göttliche Richter dann zu dir sprechen wird: „Leg ab, du Heuchler, leg ab das trügerische Gewand deiner Scheinheiligkeit; zeige dich in der abschreckenden Gestalt deiner Schlechtigkeit; die Tugend, deren Schein du gerne trägst, war nie deine Lust!"

Gleichnisse. Kann die Binse grünen ohne Feuchtigkeit, oder Riedgras wachsen ohne Wasser? Wenn es in der Blüthe ist, noch nicht gebrochen von einer Hand, verdorrt es vor allen Kräutern. So sind die Wege Aller, die Gott vergessen, so schwindet die Hoffnung des Heuchlers. Ihm gefällt seine Hoffnung nicht, und wie ein Spinnengewebe ist sein Vertrauen. (Job. 8, 11 — 14.) —

Herodes verspricht seine Ehrfurcht, aber er schärft indessen sein Schwert, und übertüncht die Bosheit seines Herzens mit der Farbe der Demuth; seine Person stellen alle Heuchler vor, die, indem sie verstellter Weise Gott suchen, nicht verdienen, Ihn jemals zu finden. (St. Chrysost. sup. Matth. 2.) —

Die Heuchler sind dem Kleide nach Schafe, der List nach Füchse, der Grausamkeit nach Wölfe. Sie sind es, welche nicht gut sind, sondern gut scheinen, böse sind, aber nicht böse scheinen wollen. (St. Bern. s. 66.) —

Die Heuchelei ist ein feines Uebel, ein heimliches Gift, ein innerer Fraß, der Rauch vom Lichte der Frömmigkeit, die Motte der Heiligkeit. (St. Petr. Chrysol. s. 10.) —

Sowie die Henne gackert, sobald sie ein Ei gelegt hat, so will auch der Heuchler sogleich gesehen werden, wenn er ein gutes Werk vollbracht hat. (S. Bon. tit. 1. diaetae, cap. 3. circa med.) —

Was die Wassersucht für den Körper ist, das ist die Heuchelei für die Seele. Der Wassersüchtige dürstet während des Trinkens, der Heuchler aber dürstet selbst dann, wenn er betrunken ist (von dem Lobe der Menschen). (S. Petr. Chrysol. serm. 7. de hypocrysi, in princ.) —

Die leeren Gefäße schwimmen auf dem Wasser, und gehen

nicht unter. So lassen die Heuchler nicht lange durch die Demuth ehrend sich niederhalten, sondern bald erheben sie sich und ihre Thaten, während sie Andere niederdrücken, gleich jenem Pharisäer im Tempel, der da betete: „O Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie diese da!“

Was sich jener denkt, der Nüsse glänzen sieht,
Bloß zum Kinderspiel im Flittergold,
Solches denkt vielleicht
Wenn der Heuchler schleicht
Voll des Stolzes, unser Herr. Auch ihm geschieht,
Wie der leeren Schale, die ins Feuer rollt.
Die Zeit entfaltet, was die List verhüllt,
Die Heuchler werden einst mit Schand' erfüllt. —

Die Heuchler gleichen dem Dornstrauch, der zwar mit Blumen geschmückt ist, aber durch seine Stacheln Jeden vertreibt. —

Die Heuchelei — ein faules Ei. —

Jene Gemälde, die mit Oelfarben verfertigt werden, erhalten, wenn man sie vom Staube reinigt, und an die Sonne setzt, wieder einen neuen Glanz und ihre vorige Schönheit, da hingegen die Wasserfarbe, wenn sie einmal schmutzig geworden, sich sammt der Unsauberkeit abreiben läßt. So geht es auch mit den Heuchlern, die zwar den Schein eines gottseligen Lebens haben, die Kraft aber verleugnen (2. Tim. 3, 5.); rechtschaffene Christen aber, deren Herzen das Oel des Evangeliums gänzlich durchdrungen, und das Blut Christi gefärbt hat, halten die Probe aus, und bestehen in der Trübsal, und werden dadurch nur schöner. Gib, Herr Jesu, daß unsere Frömmigkeit unverfälscht sei, und daß nichts dein Bild aus unserm Herzen tilgen könne! —

Die Sonne ist ein Bild der Frömmigkeit und Tugend; der Schatten das Bild der Ehre. Wir dürfen nur mit unverrücktem Herzen dem Lichte der Tugend entgegen wandeln; der Schatten der längst verdienten Ehre wird dann von hinten nachfolgen. Der Heuchler liebt daher nur die Sonne, weil sie ihm Schatten macht; er liebt die Gottseligkeit, weil sie ihm als Mittel dienen kann, sich Ansehen bei den Leuten zu verschaffen; sobald er kein Lob von den Menschen hoffen kann, ist ihm an der Frömmigkeit und am Gebete nichts gelegen. —

Die Weihe ist ebenfalls das Bild eines Heuchlers. Wie dieser Raubvogel zwar sich gern in freier Luft aufhält und emporschwebt, als wollte er dem Himmel nahe sein, und doch dabei seine scharfen Augen stets auf die Erde richtet, ob er einen Raub ersehen und

erhaschen könne, so machen es auch die Heuchler; sie reden gern von himmlischen Dingen, gehen in die Kirche, beten, und doch bleibt ihr Herz irdisch gesinnt, und trachtet mehr nach dem Zeitlichen, als nach dem Himmlischen. —

Was die Heuchler treiben, ist so wenig echte Frömmigkeit, als ein Affe, oder ein Pudel, mit einem rothen Röcklein angethan, ein Mensch ist. —

Einem Bettler, der zwar bei Tage sich auf zwei Krücken lehnt, als krank und lahm umhergeht, und mit kläglicher Stimme um Almosen fleht, dann aber bei Trinkgelagen unter seinen Kameraden Nachts die Krücken wegwirft, zecht und tanzt, wird man gewiß wegen seiner boshaften Verstellung die Thüre weisen. So wird auch Gott den Heuchlern Seine Gnade verweigern, und zu ihnen mit ernster Stimme sprechen: „Ich kenne euch nicht.“

Der Fliegenschwamm ist von Außen schön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen besetzt; inwendig aber enthält er tödtliches Gift. So scheint auch der Heuchler äußerlich gut und fromm zu sein; aber sein Herz ist voll Feindschaft, Stolz und Bosheit.

Vertraue dich dem Heuchler nicht;
Denn alle seine Thaten lügen.
Mit Gütigkeit im Angesicht,
Mit Einfalt in den Zügen,
Wird er dich ganz betrügen;
Er ist der feinste Bösewicht,
Geschickt bei Großen, wie bei Kleinen,
Bei Fremden, bei den Seinen,
Das, was er will, zu scheinen.
Ein solcher Pantomim', als es wohl niemals gab,
Daß selber seine Freunde meinen,
Geht einst mit Tod sein Vater ab,
Er sei im Stande, noch am Grab,
Als hätt' er ihn geliebt, zu weinen.

Es gibt viele Menschen, welche sich zwar nicht getrauen, die göttliche Lehre zu verdrehen oder zu mißbrauchen, aber dieselbe selten oder ohne Aufmerksamkeit anhören. Auch dadurch wird der göttliche Name entheiligt. Denn wenn wir, die wir doch mit Sünden befleckt sind, uns sogleich gekränkt fühlen, sobald man unsern Worten keine Aufmerksamkeit schenkt, um wie viel mehr muß es für Gott, den höchsten Herrn, eine Beleidigung sein, wenn wir uns gegen Seine Lehre, wodurch allein unser ewiges Heil bewerkstelligt werden kann, gleichgültig zeigen, und es nicht der Mühe werth

finden, derselben Gehör zu schenken. Bei so undankbaren, lauen Christen ist es dann kein Wunder, daß sie Alles, was sie einst in ihrer Jugend von Gott und Seinem heiligen Willen gehört haben, wieder vergessen und ganz in Blindheit des Verstandes, Unwissenheit, Verwilderung des Gemüthes, Unglauben, Sittenlosigkeit versinken; denn wenn der Mensch nicht öfter an Gott und Seine Gebote erinnert wird, so verwildert er ganz. Wie sollte ihm Gott Seine Alles vermögende Gnade angedeihen lassen, da Er sieht, wie gering seine Gaben geschätzt und geachtet werden! Deßhalb sprach Gott schon im alten Bunde zu den Israeliten: „Wenn ihr Mich nicht höret, und dasjenige nicht thut, was von Mir bestimmt wurde, so werde Ich Mein Angesicht von euch wegwenden." (Levit. 26, 14, 17.) Wie aber diese Worte Gottes schon an vielen Menschen, welche von Ihm und Seiner Lehre nichts hören wollten, in Erfüllung gegangen, zeigt der heilige Apostel Paulus, indem er spricht: „Und weil sie die Erkenntniß Gottes verworfen, überließ sie Gott dem verwerflichen Sinne, zu thun, was sich nicht geziemt, sie wurden voll von jeder Ungerechtigkeit, Bosheit, Unkeuschheit, Habsucht, Falschheit, Neid, Mord, Zank, Arglist, Bösartigkeit, Ohrenbläser, Verleumder, u. dgl." (Rom. 1. 28.) „Denn," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „Gott gefallen ist die Pflicht des Menschen; wenn Gott zu gefallen die Pflicht des Menschen ist, wie kann dieß derjenige zu Stande bringen, welcher es unterläßt, Gott reden zu hören; wahrhaftig, er unterscheidet sich nicht vom Thiere." (St. Chrysost. hom. 1. sup. Joan. in fine.) Von einem solchen Menschen gilt auch das Wort des ehrwürdigen Petrus von Blois: „Wer Gott nicht hört, wird auch von Gott nicht erhört." (Petr. Blos. libr. 5. Ep. 3. ad quend. Archipresbit. sup. fin.) Wie kann ein solcher liebloser Mensch, der Eckel an Gott und allem Göttlichen hat, Erhörung und Hülfe von Gott hoffen?

Beispiele. aa) Sobald die Israeliten das Wort Gottes gerne hörten und befolgten, kamen Glück und Segen, Friede und Wohlstand bei ihnen zur schönsten Blüthe; sobald sie aber am Worte Gottes keine Freude hatten, wurden sie von Krieg, Hunger und großem Jammer heimgesucht.

bb) Der heilige Johannes, der Almosengeber. Zur Zeit, da Johannes, genannt der Almosengeber, Patriarch zu

Alexandrien war, herrschte unter dem Volke die übliche Gewohnheit, sogleich, wenn das Evangelium verlesen war, aus der Kirche zu laufen und draußen während der Predigt allerlei müßiges Geschwätz zu treiben. Eines Tages ging der Erzbischof nach verlesenem Evangelium zugleich mit den Andern heraus, und setzte sich mitten unter ihnen nieder. Als sich nun die Leute darüber verwunderten, sprach der Heilige: „Meine Kinder, wo die Schafe sind, da geziemt auch dem Hirten zu sein. Geht ihr hinein, so will ich mit euch hineingehen; bleibt ihr aber hier, so will ich auch hier bleiben.“ Da merkte sich das Volk die weise Rede des Heiligen, und gewöhnte sich von der Zeit an, in der Kirche zu bleiben bis zum Ende des Gottesdienstes. (Philothea.)

cc) Das Bekenntniß des Missethäters. Ein Uebelthäter der wegen eines Mordes zum Galgen verurtheilt war, bekannte dem Geistlichen, welcher ihn zum Tode vorbereiten sollte, daß ihn nichts so sehr reue, als daß er so selten einer Predigt oder einer Christenlehre beigewohnt habe. „Denn,“ sagte er, „wäre ich öfter in einer Predigt gewesen, so wäre es mit mir nicht so weit gekommen.“

(Aus dem Leben.)

dd) Verdiente Zurechtweisung. Ein Geistlicher bemerkte einst zwei Frauen, welche während seiner Predigt mit so lauter Stimme schwätzten, daß er fast ein jedes Wort verstehen konnte. Neben den Frauen saß ein Mann, welcher sehr süß schlummerte. Der Geistliche ärgerte sich, daß man seiner Predigt, worauf er doch so viel Mühe verwendet hatte, so wenig Aufmerksamkeit schenke. Er unterbrach daher seine Predigt mit diesen Worten: „Ich ersuche die beiden Frauen, daß sie stiller reden möchten, weil sonst der neben ihnen sitzende Herr aus seinem süßen Schlafe geweckt werden könnte.“ Als Einige über diese Worte zu kichern anfingen, wurde der Schlafende wach; die Frauen aber waren in solcher Verlegenheit, daß sie auf der Stelle zu schwätzen aufhörten. Nun setzte der Geistliche seine Predigt fort, und Alle hörten so aufmerksam zu, daß er nicht mehr nöthig hatte, seine schöne Predigt zu unterbrechen.

ee) Die faulen Eier. Eine Mutter nahm nach einigen Tagen die Henne von den Eiern, um nachzusehen, ob die Jungen noch nicht heraus wären. Da sah sie zu ihrem großen Verdrusse, daß von achtzehn Eiern nur sieben brauchbar wären; die übrigen faul und stinkend. „Allerdings,“ sagte der Vater, „ist es verdrießlich, und nur Schade für die Mühe und Sorgfalt der Henne, die so emsig brütete. Allein geht es unserm Herrn Pfarrer besser, der sich so viele Mühe gibt, uns in seinen schönen Predigten zu unterweisen, was uns wahrhaft

glücklich machen kann? Und doch gibt es so Wenige unter uns, bei welchen alle seine Predigten nur von einigem Nutzen sind. Viele achten gar nicht auf seine Worte, fragen nichts nach Gott, und werden in ihren Sünden eben so faul und stinkend, wie diese Eier. Aber der Herr wird sie auch mit Widerwillen und Eckel hinaus werfen aus Seinem Reiche."

ff) Ein guter Rath. In einem Dorfe war ein Geistlicher, bei dessen Predigten die Leute oft schliefen. Dieß machte ihm großen Verdruß. Er ließ jene, welche er am häufigsten schlafen gesehen hatte, zu sich kommen, stellte ihnen vor, wie es unmöglich sei, aus einer Predigt, bei welcher man schlafe, etwas zu lernen, und machte sie auf das schlechte Beispiel aufmerksam, welches sie dadurch Andern gäben. „Ach, lieber Herr Pfarrer!" sagten die Leute, „es ist uns recht leid, daß wir schlafen; aber wir können nicht dafür. Kaum sitzen wir eine Weile da, und wollen recht zuhören, so ist's, als wenn uns etwas die Augen zudrücke." „Hört, liebe Leute!" gab ihnen der Pfarrer zur Antwort, „wenn ihr mir folgen wollt, so werdet ihr von der bösen Gewohnheit bald los werden. Steht auf, sobald ihr Müdigkeit merkt, und, wer da wach ist, der wecke seinen Nachbar." Sie folgten ihm, und Niemand schlief mehr in der Kirche.

gg) Wie man Zerstreuungen bei der Predigt vorbeugen könne? Vater Tobias, ein frommer Bauersmann, hatte eine große Freude an der Anhörung des göttlichen Wortes, und freute sich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag, wo er dieser himmlischen Speise wieder theilhaftig werden konnte. So geschah es, daß er sich von der Predigt recht viel merken, und davon Andern erzählen konnte.

Sein Nachbar fragte ihn einmal: „Sage mir, lieber Tobias, wie du es machest, daß du dir so viel von der Predigt merken kannst? Bei mir ist dieses, leider! nicht so der Fall. Wenn mir auch oft eine Predigt recht wohl gefällt, und ich mir denke: „Ei, das mußt du dir merken!" so weiß ich doch, wenn ich aus der Kirche komme, von der ganzen Predigt wenig oder nichts."

Der fromme Tobias sprach: „Das beste Stärkungsmittel für das Gedächtniß ist, wie ich oft an mir selbst erfahren habe, unverdrossene Aufmerksamkeit. Wenn ich daher weiß, daß an einem bestimmten Tag gepredigt wird, so bin ich gewohnt, etwa eine halbe Stunde vorher, bevor die Predigt anfängt, alle Geschäfte bei Seite zu legen, die Epistel und das Evangelium durchzulesen, und darüber nachzudenken. Wenn ich zur Kirche gehe, so vermeide ich alles unnütze Geschwätze vor der Kirchthüre, und gehe deßhalb nicht eher, als bis

es Zeit ist. Nun ist mein Gemüth vorbereitet, und ich bin nun begierig, was der Herr Pfarrer über die Worte, die ich mir, so gut, als ich konnte, ausgelegt habe, noch mehr und Besseres sagen werde. Deßhalb kommt mir in der Predigt auch kein Schlaf, und habe keine fremden Gedanken; sondern ich habe genug damit zu thun, wie ich mit dem Prediger mitdenken könne. So kommt es dann, daß ich mir mehr aus der Predigt merken, und dieselbe mit meinen Kindern durchgehen kann." Der Nachbar folgte dem Beispiele des frommen Tobias, und hatte davon nicht allein selbst großen Vortheil, sondern auch seine Kinder vergaßen auf Gott und Seine Gebote nicht, und das ganze Haus wurde immer treuer und gewissenhafter.

hh) Der köstliche Wein. Die Kinder Wendelin's, eines gottesfürchtigen Landmannes, kamen eines Tages mit fröhlichem Gemüthe von dem heiligen Gottesdienste zurück; denn sie waren fromm, und horchten mit Freuden auf das göttliche Wort.

Nachdem sie zu Hause angekommen waren, sprach Isidor, der ältere Sohn: „O mein Vater! Der Herr Pfarrer hat heute wieder so schön gepredigt, daß es mir recht durch die Seele ging, o, es ist mir nun wieder so wohl in meinem Herzen, und noch einmal so gerne will ich wieder gehorsam sein, und thun, was dem lieben Gott wohlgefällt."

Darauf sagte Gertraud, seine älteste Schwester: „Wie ist es doch möglich, liebster Vater, daß die bösen Menschen Gottes Wort anhören, und sich doch nicht bessern? Ich meine, nach solch einer Predigt sollten sie in sich gehen, und nimmermehr Böses thun können!"

„Ihr habet wohl recht, meine Kinder," erwiederte der Vater, „man sollte ja freilich meinen, auch die schlimmsten Leute müßten von der Schönheit und Kraft des göttlichen Wortes ergriffen werden, daß sie an ihr Herz schlügen und umkehrten; aber es ist, leider! nicht also. Denn sehet, meine Lieben, es verhält sich mit dem Worte Gottes, wie mit einem kostbaren Weine. Wenn dieser gegossen wird in ein reines Geschirr, so funkelt er nur desto schöner, und es ist das kräftigste Labsal, alle Glieder des Leibes zu stärken. Wird aber der köstliche Wein geschüttet in ein unreines Gefäß, so muß er darin versäuern, und allmählich verderben. Also auch, meine Kinder, ergeht es dem göttlichen Worte in dem Herzen der Menschen. Ist das Herz unrein und mit Sünden befleckt, so geht die Kraft des göttlichen Wortes darin gewöhnlich verloren, und es vermag nicht, den Tiefgesunkenen zu ermuntern, oder zu trösten. Ist aber das Herz des Menschen unschuldig und rein, so offenbart sich an ihm das heilige

Wort, als Gottes Kraft und als das köstliche Labsal des Himmels, welches da stärkt die Seele zum ewigen Leben."

„Damit also, liebe Kinder, das göttliche Wort euch jederzeit freundlich und trostreich erscheine, so bleibet stets fromm und bewahret die Unschuld des Herzens."

„Ja, das wollen wir, liebster Vater," riefen die Kinder einstimmig, „das wollen wir; denn es gibt doch keine edlere Freude, als die wir heute empfunden bei der Anhörung des göttlichen Wortes."

(Fr. Schwäbl.)

Möchten wir doch jederzeit bei Anhörung des göttlichen Wortes die Ermahnung des heiligen Johannes Chrysostomus nicht vergessen: „Sowie überall tiefes Schweigen herrscht, wenn königliche Erlässe vorgelesen werden, und Alles aufmerksam ist, um zu hören, was denn bekannt gemacht werde, und jeder, der sich rührt, vom Nachbar gestoßen wird, damit er sich ruhig verhalten möge, ebenso, ja mit noch größerer Ehrfurcht und noch tieferem Stillschweigen soll man der Verkündigung des göttlichen Wortes beiwohnen, und wenn sich Zerstreuungen zeigen, soll man sie zurückstoßen, als unruhige Nachbarn. (St. Chrys. hom. 14. in Genes.)

Beherzigen wir wohl, daß wir Gottes Namen nicht besser ehren und verherrlichen können, als wenn wir Alles, was von Gott kommt, hochschätzen und wohl anwenden!

Ruft Gottes Namen freudig an,
Preist Seine Macht und Güte!
Wie viel hat Gott an uns gethan!
Erheb' es, mein Gemüthe!
Macht Gottes große Thaten kund,
Und weihet Ihm vom Herzensgrund'
Des Lebens schönste Blüthe!

§. 39. Vom dritten Gebote Gottes: „Du sollst den Feiertag heiligen."

Ein guter Vater hatte drei Söhne, auf deren Erziehung und Bildung er alle Mühen und Kosten verwendete. Die Söhne wuchsen auch wirklich zu tüchtigen Männern heran, und der Vater fühlte sich höchst beglückt, wenn er sah, wie seine hoffnungsvollen Söhne allgemein geachtet und geehrt wurden. Der älteste Sohn wurde ein geschickter Arzt, der jüngere ein angesehener Beamter und der jüngste ein betriebsamer Gewerbsmann Allein im Drange der Geschäfte ver-

gaßen sie fast ihres alten, guten Vaters. Sie besuchten ihn nicht mehr, redeten selten von ihm, und wurden ihm fast fremd. Dieß schmerzte den guten Vater, der seine Söhne herzlich liebte, sehr tief. Er ließ seine Söhne zu sich rufen, und sprach zu ihnen: „Liebe Söhne! Es freut mich, daß ihr euch um eure Geschäfte so angelegentlich annehmet. Allein, daß ihr euch um mich, euren alten Vater, dem ihr doch euer ganzes Lebensglück verdanket, nicht mehr bekümmert, und mich gleichsam als fremd betrachtet, kränkt mein Herz, und wird euch keinen Segen bringen. Legt daher wenigstens an dem ersten Tage der Woche eure Geschäfte bei Seite, vergönnt euch dann eine Ruhe, kommet bei mir zusammen! Die Zeit, die ihr dadurch verlieret, werdet ihr bald wieder herein bringen, und es wird euch wohl thun, in dem Hause eures wohlmeinenden Vaters von euren schweren Geschäften einmal ausruhen zu können." Die Söhne wurden durch die Liebe ihres guten Vaters gerührt, folgten seinen freundlichen Worten, kamen an dem bestimmten Tage in dem Vaterhause zusammen, aßen mit ihrem Vater zu Mittag, und kehrten Abends wieder neugestärkt durch die weisen Reden ihres liebevollen Vaters zu ihrem Werk zurück.

Sowie jener liebevolle Vater mit seinen Söhnen, macht es der liebe Gott mit uns. Auch wir würden im Drange der unabweislichen Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens und bedacht auf die Erfüllung unserer übrigen Standespflichten, Gottes und Seines göttlichen Willens vergessen, und Ihm, dem gütigsten Vater im Himmel gleichsam ganz fremd werden, wenn nicht ein bestimmter Tag festgesetzt wäre, wo wir losgeschält von allen irdischen Arbeiten sind, und uns desto ungestörter mit der Anbetung Gottes und dem ewigen Heil unserer Seele beschäftigen können.

Deßhalb hat Gott schon im alten Bunde einen Tag in der Woche bestimmt, damit die Menschen an demselben ausruhen, öfter an Ihn denken, öfter zu Ihm beten, an Seine Gebote sich erinnern, zur Befolgung derselben sich ermuntern, und dadurch immer besser und frömmer — heilig werden sollten. Und dieser Tag war der Sabbath, d. i. der Tag der Ruhe, an welchem die Israeliten nicht arbeiten durften, weil auch Gott am siebenten Tage neue Werke zu schaffen aufhörte. Eingedenk des Beispieles, welches Gott uns selbst gegeben hatte, ruhten auch die Patriarchen, welche die Ersten waren, die sich mit dem Ackerbau beschäftigten, schon am siebenten Tage. Damals hatten sie anstatt der Tempel nur ein-

fache Altäre von Holz, wie Abel; aber bei diesen beteten und lobten sie den Herrn, welcher die Erde mit dem Thaue des Himmels erquickt, wie Er die betrübte Seele mit Seinen Verheißungen tröstet. Vielleicht war es an diesen Tagen des Gebetes und der heiligen Ruhe, wo Gott mit denselben redete, und die Engel des Himmels sich mit denselben unterhielten. Was die Patriarchen als eine fromme Sitte einführten, wurde durch das Gesetz des Moses geheiligt, und die Feier des Sabbaths wurde zu einem göttlichen Gebote erhoben. Die Worte des Gesetzes sind folgende: „Gedenke, daß du den Sabbath heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Geschäfte thun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes: an diesem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der innerhalb deiner Thore wohnt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darin ist, aber am siebenten Tage ruhte Er; darum segnete Gott den Sabbathtag, und heiligte ihn.“ Der Prophet Ezechiel sagt ausdrücklich, daß der Sabbath und die anderen Feste Israels Zeichen der Ehre waren, welche Gott Seinem Volke gegeben, um sie vor den übrigen Völkern auszuzeichnen. „Heiligt Meinen Sabbath,“ ließ Gott den Israeliten durch jenen Propheten sagen, „daß er ein Zeichen zwischen Mir und euch sei.“ Der Sabbath sollte für die Israeliten ein beständiges Denkmal sein, daß Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, auch den Menschen nach Seinem Ebenbilde erschaffen habe, und daß der Mensch es zu seinem Hauptgeschäfte auf Erden machen soll, Gott an Heiligkeit ähnlich zu werden. Deßhalb war den Juden streng geboten, den Sabbath zu heiligen. Damit dieselben daran gewöhnt würden, die Feier des Sabbaths würdig zu begehen, wurden sie von Gott schon früher auf eine sehr freundliche Weise darauf vorbereitet. Dieses war ebendeßhalb sehr nothwendig, weil die Israeliten, welche in Aegypten ohne Aufhören zu harter Arbeit angehalten wurden, von einem Ruhetage nichts wußten. Jeden Tag fiel so viel Manna vom Himmel, als sie für diesen Tag zum Lebensunterhalte bedurften, am sechsten Tage der Woche aber fiel zweimal so viel. An diesem Tage mußten sie auch für den

siebenten Tag, den Sabbath, sammeln, damit durch das Einsammeln des Himmelbrodes die Feier des Sabbaths nicht gestört werde. Wenn Jemand an früheren Tagen der Woche mehr einsammelte, als er für den Tag nöthig hatte, so verdarb es, und wurde übelriechend und ungenießbar. Allein jenes Manna, das am Tage vor dem Sabbathe eingesammelt wurde, blieb am Sabbathe genießbar und vollkommen gut. Einige Israeliten gingen aus dem Lager am Sabbathe heraus, Himmelbrod zu sammeln; allein sie fanden nichts, und Moses sagte zu ihnen: „Wie lange weigert ihr euch, Gottes Gebote und Gesetze zu halten? Seht, der Herr hat euch den Sabbath gegeben; darum gibt Er euch am sechsten Tage Brod auf zwei Tage. So bleibe nun ein Jeder daheim, und gehe am Sabbathe nicht heraus von seinem Wohnplatze." Das Volk feierte also den siebenten Tag, den Sabbath. Dieser Tag wurde, wie alle Tage bei den Hebräern, mit dem vorhergehenden Abend angefangen. Von diesem Abend an durften die Juden keine Arbeit unternehmen. Ein Mann wurde auf Befehl Gottes gesteinigt, weil er am Sabbath Holz gesammelt hatte (IV. Mos. XV., 32.) Auch später war am Sabbath die Arbeit bei Todesstrafe, und zwar bei der Strafe der Steinigung untersagt, und zwar sollten nicht bloß die Israeliten selbst, sondern auch die Sklaven und solche Leute, die zwar keine Juden waren, nebst dem Vieh, das zur Arbeit verwendet wurde, sich derselben gänzlich enthalten. Deßhalb pflegten die Israeliten den Tag früher zu kochen und am Sabbath später Mittag zu essen, damit man erst Abends, wenn es dunkel zu werden anfing, und der Sabbath geschlossen wurde, zu kochen brauchte. Auch zur Zeit Jesu wurde der Sabbath mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet. Die Einwohner von Kapharnaum trugen ihre Kranken, erst nachdem der Sabbath vorüber war, zum göttlichen Heilande. Die frommen Jüngerinnen Jesu hielten sich an dem Sabbathe nach dem Tode Jesu stille, und gingen erst am Morgen des folgenden Tages zum Grabe, um den Leichnam Jesu einzubalsamiren. Das schönste Beispiel in der Heiligung des Sabbaths hat uns der göttliche Heiland gegeben, der am Sabbath in der Synagoge lehrte, und die Kranken heilte. Dadurch hat Er uns gelehrt, wie wir die Tage, welche zur besondern Verehrung Gottes bestimmt sind, zubringen sollen, um durch diese Feier immer besser und frömmer, heilig zu werden. Diesem schönen

Beispiele ihres göttlichen Lehrmeisters nachzufolgen, war immer das redliche Bestreben der Apostel. So lesen wir in der Apostelgeschichte von Petrus und Johannes, daß sie am Sabbathe auch Nachmittags in den Tempel hinaufgingen, an dessen Pforte sie den Lahmgebornen heilten; Paulus predigte sogleich nach seiner Bekehrung zu Damaskus, und auf seiner ersten Reise unter die Völker zu Antiochia am Sabbathe in der Synagoge, wo die ganze Stadt zusammenkam, das Wort Gottes zu hören; am Sabbathe ging Paulus zu Philippi an den Fluß, wo man sich, vermuthlich, weil keine Synagoge da war, zum Gebete zu versammeln pflegte, und bekehrte dort die Purpurhändlerin Lydia, die, um zu beten, auch hinausgegangen war; so besuchte Paulus zu Thessalonika, zu Corinth und Ephesus an jedem Sabbathe die Synagogen. Möchten doch auch wir diesen schönen Beispielen folgen, und unsern Ruhetag ganz dem Dienste Gottes widmen, damit er ein wahrer „Tag des Herrn" werde!

Der Tag des Herrn wurde von Erschaffung der Welt an immer am Samstag, dem siebenten Tage in der Woche gefeiert, weil Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde an diesem Tag zu schaffen aufgehört hatte. Da aber Jesus am ersten Wochentage, dem ersten Schöpfungstag der Welt von den Todten auferstanden war, so feierten die Christen an diesem Tage zugleich das Andenken an die Auferstehung Jesu; denn mit dieser fing auch gleichsam eine neue Schöpfung an. Ebenso kam am ersten Tage der Schöpfung, wo Gott sprach: „Es werde Licht!" der heilige Geist über die Jünger Jesu, und erleuchtete sie; auch an diese wundervolle Ausgießung des heiligen Geistes soll die Feier des Sonntags jeden Christen erinnern. Jeder Sonntag mahnt uns also an die drei größten Wohlthaten Gottes: die Erschaffung, an die Erlösung und Heiligung. Wer soll es nicht an jedem Sonntage recht beherzigen, wie Gott Himmel und Erde durch Sein allmächtiges Wort erschaffen hat, und erhält; wie der Sohn Gottes, um uns Menschen zu erlösen, sich der Schmach des Kreuzes unterwarf, und zum Heile der Menschen unter unendlichen Schmerzen am Kreuze starb; wie Er aber glorreich wieder vom Tode auferstand, und wie diese Seine freudenreiche Auferstehung auch uns mit Freude und Trost erfüllte; wie Er über alle Himmel erhoben wurde, und über alle Seine Apostel den heiligen Geist ausgoß, und so Seine

Kirche gründete! Wer sollte nicht besonders am Sonntage Gott für alle diese Wohlthaten danken und nicht den Entschluß fassen, dieser Wundergaben immer würdiger zu werden! Wer sollte nicht den Sonntag zur Verherrlichung Gottes und zu seinem ewigen Heile benützen! Dieß haben auch die heiligen Apostel gethan. Sie versammelten sich an diesem Tage mit den Gläubigen zum gemeinschaftlichen Gottesdienste. Sie lasen einige Stücke aus den Schriften der heiligen Schrift vor, erklärten dieselben, und ermahnten alle Anwesenden zur genauen Befolgung des göttlichen Wortes. Sie beteten gemeinschaftlich, und brachten Gott Bitt-, Dank-, Lob- und Preisgebete dar. Sie feierten das heilige Meßopfer zum Andenken des Leidens und Sterbens Jesu, genossen dabei den Leib und das Blut Jesu zur Nahrung und Stärkung ihrer Seele, und ermunterten sich dadurch zum öffentlichen Bekenntnisse und zur standhaften Befolgung der Lehre Jesu. Sie sammelten Almosen für die Armen, und übten verschiedene Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe aus. Ebenso eifrig waren auch die ersten Christen in der Heiligung des Sonntags. Es ist noch ein Brief des berühmten Plinius, Statthalters in Bythinien, auf unsere Zeiten gekommen, in dem ein sehr rühmliches Zeugniß für die Christen enthalten ist. Plinius sagt darin, daß er sowohl von denen, die aus Furcht der Todesstrafe ihren Glauben verließen, als von denen, die auf der Folter ihrem Glauben getreu blieben, nichts habe heraus bringen können, als daß sie an einem bestimmten Tage der Woche sich vor Sonnenaufgang versammelten, ihrem Christus, den sie als einen Gott verehren, einen Lobgesang anstimmten, und dann feierlich angelobten, nichts Böses zu thun, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort zu halten, und anvertrautes Gut, sobald es verlangt werde, getreulich wieder zurückstellen, darauf seien sie auseinander gegangen, hätten sich aber an diesem Tage noch einmal zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, jedoch in aller Ehrbarkeit und Unschuld versammelt. Aehnliches erzählt der heilige Justin, der Martyrer von der Sonntagsfeier der ersten Christen. Er sagt: „An dem Tage, der nach der Sonne benannt ist, kommen Alle, welche in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, in einer Versammlung zusammen; dort werden die Denkwürdigkeiten der Apostel, oder die Schriften der Propheten vorgelesen, so lange man es für gut findet. Wenn der Vorleser

fertig ist, hält der Vorsteher (meistens der Bischof selbst) eine Rede, worin er diese Lehren zur Beherzigung vorstellt, und zur Nachfolge ermuntert. (Die ersten Christen mußten also an Sonntagen auch eine Predigt hören.) Dann stehen wir alle zusammen auf, und ergießen unsere Gebete. Darauf wird Brod und Wein mit Wasser gebracht (Opferung), und der Vorsteher betet, und sagt Dank, so viel er kann, und das Volk stimmt ein mit dem Worte: „Amen!" (Präfation.) Jedem Gegenwärtigen wird von dem Gesegneten (Wandlung) mitgetheilt (Kommunion), und den Abwesenden wird davon gesandt durch die Diakonen. Uebrigens bringen die Wohlhabenden nach ihrem Gutdünken von ihrem Vermögen zusammen, und das Gesammelte wird bei dem Vorsteher niedergelegt; dieser unterstützt damit die Waisen und Wittwen und solche, die durch Krankheit oder durch andere Ursachen in Noth gerathen, oder in Banden sind, auch Fremdlinge und Gäste. So brachten die ersten Christen den Sonntag mit Gebet, Anhörung des göttlichen Wortes und Werken der Nächstenliebe zu. Wahrlich, das heißt im eigentlichen Sinne des Wortes den Tag des Herrn „heiligen." O schönes Vorbild, wie beschämend bist du für alle Christen der neueren Zeit, welche den Tag des Herrn eher zu einem Werktag des Teufels machen! Wie oft versäumen wir die wichtige Pflicht, an Sonntagen der heiligen Messe mit Andacht beizuwohnen, den öffentlichen Unterricht in unserer heiligen Religion, die Predigt oder Christenlehre mit aller Aufmerksamkeit anzuhören, und durch unser ganzes Betragen zu zeigen, daß wir Gott wahrhaft verehren! Wie wenig lassen wir es uns angelegen sein, außer dem öffentlichen Gottesdienste noch der häuslichen Andacht zu obliegen, zu Hause zu beten, gute Bücher zu lesen, durch fromme Gespräche uns und Andere zu erbauen, und zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu ermuntern! Wie oft hätten wir an Sonntagen die beste Gelegenheit, Werke der Nächstenliebe zu üben, und lassen dieselbe unbenützt vorübergehen! Sollten wir nicht, gleichwie ein gutes Kind an dem Namens- oder Ehrentag des Vaters demselben recht viele Freude zu machen sucht, auch trachten, dem himmlischen Vater an jedem zu Seiner Ehre bestimmten Tage durch gute, Ihm gefällige Handlungen recht viele Freude zu machen? Am Sonntag ist der Geist des Menschen in eine eigene feierliche Stimmung versetzt, während an Werktagen die Last der körperlichen Arbeit denselben schwer dar-

niederdrückt, und ihn zu religiösen Uebungen unaufgelegt macht. Am Tage des Herrn fühlt es ein jeder unverdorbene Mensch noch mehr, er gehöre Gott an. Das göttliche Wort macht auf uns einen größeren Eindruck. Wir fühlen uns mehr hingezogen zum Vertrauen auf Gott, zur Gottesfurcht, zur Wohlthätigkeit und zu andern Tugenden. An einem Sonntage sind wir eher aufgelegt, einem Armen, der uns um Unterstützung bittet, zu helfen. Welch reichlicher Segen an ewigen Gütern und Gnaden würde uns zu Theil werden, wenn uns besonders daran viel gelegen wäre, die Sonntage zu heiligen! Deßhalb sprach Gott schon im alten Bunde zu den Israeliten: „Heiligt Meine Sabbathe, und Ich will in eurer Mitte eine Wohnung aufrichten, und Meine Seele wird euch nicht verwerfen. Ich will unter euch wandeln, und euer Gott sein.“ (Levit. 26.) Und der heilige Gregor von Nazianz sagt: „Durch die Feier des Sonntags sammeln wir für unsere Seele einen Schatz von solchen Gütern, deren Besitz dauerhaft und beständig ist.“ (St. Greg. Naz. or. 44. Pent.)

Schon der Name „Sonntag“ deutet an, wie erhaben die Bestimmung desselben sei. Die alten Griechen und Römer nannten ihn „Sonntag,“ weil dieser Tag dem Dienste der Sonne, welche sie als einen Abgott anbeteten, geweiht war. Ebenso nannten unsere heidnischen Voraltern diesen Tag „Sonntag,“ oder, wie sie in ihrer alten Sprachweise sich ausdrückten „Sunnandäg,“ weil auch bei ihnen die Sonne als höchste Gottheit galt, welche nach ihrer Meinung die wichtigsten Geschäfte auf Erden zu leiten hatte. Bei uns aber hat dieser Name eine viel schönere Bedeutung. Denn der heilige Ambrosius sagt: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig und feierlich, weil an diesem der Heiland, gleich der aufgehenden Sonne, nachdem Er die Finsterniß der Hölle zerstreut, im Lichte der Auferstehung erglänzte; deßhalb wird dieser Tag von den Weltweisen der „Sonntag“ genannt, weil ihn Christus, die aufgegangene „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal. IV., 2.) erleuchtet.“ (St. Ambr. hom. 3. serm. 61.) Und der heilige Hieronymus spricht: „Der Herr hat zwar alle Tage gemacht; aber die übrigen können auch Tage der Juden, der Irrgläubigen und Heiden sein. Der Tag des Herrn, der Tag der Auferstehung ist der Tag der Christen, er ist unser Tag. Er wird der Tag des Herrn genannt, weil an demselben der Herr als Sieger zum Vater empor-

gestiegen ist. Wenn er von den Heiden der Tag der Sonne genannt wird, so stimmen wir gerne bei; denn am ersten Tage der Woche ist der Welt das Licht aufgegangen; heute ist die Sonne der Gerechtigkeit erschienen.“ (St. Hieronym. in ps. 117. v. 24.) Möchten wir nur besonders am Sonntag unser Herz Gott und Seinem göttlichen Willen zuwenden, gleichwie die Sonnenblume die Blätter dem Lichte der Sonne zuwendet! Wie groß würde an jenem Tage, wo die Gerechten leuchten werden, wie die Sonne (Sap. III. 7.) unser Lohn sein!

Sowie schon seit der ersten Christenzeit, wie Clemens von Alexandrien sagt (siehe histor. Katechismus, IIten Bd. S. 135.), die Sitte besteht, am Sonntage bessere und neugewaschene Kleider anzuziehen, so werden auch wegen des kommenden Sonntags die Kirchen und Kapellen gereinigt und mehr geziert; auch wird der Gottesdienst festlicher gehalten, damit Alle von Außen angeregt würden, nach der Heiligung des innern Lebens zu trachten, und daß der Tag des Herrn, was nach dem Ausspruch des Propheten Isaias schon der Sabbath sein sollte, umsomehr ein freudenvoller und heiliger Tag zur Verherrlichung Gottes werde. Schon in dem alten Bunde wurden am Sabbath außer dem täglichen Opfer noch zwei einjährige Lämmer im Tempel Gottes geopfert; auch wurde dem Herrn ein Speis- und Trankopfer dargebracht (4. Mos. 28, 9.); die neuen Schaubrode waren aufgelegt; die Abtheilung der Priester, welche die Verrichtungen im Tempel versah, wurde, damit Gott mit neuem Eifer gedient werde, wieder abgewechselt; die Schriften des Moses und der Propheten wurden im Tempel, wie auch in den Synagogen des ganzen Landes, vorgelesen. Das Letztere mußte nothwendiger Weise geschehen, weil nur die Bewohner Jerusalems und der nächsten Umgegend sich am Besuche des Tempels betheiligen konnten. Es wurden Loblieder gesungen, und der Gesang mit Harfen und Cymbeln, Posaunen und Pauken begleitet. Es waren einige Psalmen eigens dazu gedichtet worden, daß sie am Sabbath gesungen werden sollten. Ein solcher Psalm war z. B. der ein und neunzigste, wozu kein schicklicherer Stoff hätte gewählt werden können, als der gegenwärtige von der Schöpfung der Welt, zu deren Feier dieser Tag eigentlich bestimmt war. „Es ist,“ lautet dieser herrliche Lobgesang, „ein Glück, den Herrn zu loben, und Dir zu Ehren, o Höchster, zu singen, des Morgens Deine Güte, des

Nachts Deine Treue verkünden auf zehnsaitiger Harfe, mit Liedern zur Cyther! Denn Du, Herr, erfreust mich durch Deine Werke, über Deiner Hände Werk will ich frohlocken. Wie groß sind Deine Werke, Herr! Wie tief sind Deine Rathschlüsse! Der Thor erkennt das nicht, und der Narr (Gottesläugner) versteht es nicht. Wenn Gottlose, wie Pflanzen grünen, und Uebelthäter blühen, um auf immer unglücklich zu werden, so bleibst Du, Herr! ewig erhaben." (Ps. XCI, 1—10.)

Ja, Tag des Herrn, du sollst mir heilig,
Ein Festtag meiner Seele sein!
Gleich jenen ersten Christen, heilig
Will ich den Tag der Ruhe weih'n.
Entfernt von allen eiteln Dingen,
Zum Himmel soll mein Geist sich schwingen;
Froh feir' ich mit der Christenheit
Den Festtag der Unsterblichkeit.
Ja, mit den heiligen Gemeinen,
Die heut' vor Deinem Antlitz steh'n,
Soll meine Seele sich vereinen,
Herr! Deine Liebe zu erhöh'n.
Ich bete an — erflehe mir
Mit ihnen Licht und Kraft von Dir!

Beispiele. aa) Der heilige Saturnin mit seinen Gefährten. Als der heilige Priester Saturnin, umgeben von seinen treuen Gefährten, in einem gewöhnlichen Hause das heilige Meßopfer feierte, brachen die Gerichtsdiener in ihren stillen Versammlungsort ein, und schleppten sie vor den Richterstuhl. Der heidnische Richter fragte den heiligen Priester: „Hast du gegen den Willen des Kaisers diese Leute um dich versammelt?" „Ja," antwortete der Heilige, „wir haben im Frieden den Tag des Herrn gefeiert. Gottes Gesetz hat es mir befohlen. Gottes Gesetz war es, den Tag des Herrn zu heiligen." Mit dem freudigen Bewußtsein, den Tag des Herrn, wie Er es geboten hat, geheiligt zu haben, ließen sich diese edelmüthigen Bekenner peinigen, und welche den Qualen der Folter nicht erlagen, starben den Hungertod im Gefängnisse.

bb) Der heilige Ignazius von Loyola. Dieser heilige Ordensstifter war vom Eifer für die Ehre Gottes so durchdrungen, daß er, als er noch im Kollegium St. Barbara studierte, mehrere Mitschüler auch dahin brachte, an Sonn- und Feiertagen dem Gebete zu obliegen, und sich allein guten Werken zu widmen. (Mätzler.)

cc) Stumme Predigt. In Frankreich hat sich ein Verein

gebildet, dessen Zweck die Heiligung des Sonntags ist. Zu den eifrigsten Beförderern dieses Vereines, der sich immer mehr ausbreitet und erstarkt, gehört auch der hochbetagte Bischof von Chalons. Täglich läßt er sich trotz seiner Schwäche und Gebrechlichkeit in eine Kapelle seiner Domkirche führen; dorthin geleitete er auch einst einen Freund, zeigte ihm eine ausgehobene Steinplatte, und sprach: „Sieh, da ist das Grab, das ich mir selbst herrichten lasse; ich war reich, als ich vor dreißig Jahren in diese Diözese kam, und doch ist dieß die einzige Ausgabe, die ich für meine eigene Person erlaubt habe; auf diesem Steine habe ich die Inschrift einhauen lassen, welche ich allein auf meinem Grabe wünsche." Der Freund neigte sich, und las: „Gedenke, daß du den Tag des Herrn heiligest."

(Wiener Sonntagsblatt.)

dd) So wird der Tag des Herrn am schönsten gefeiert. Ein Bauersmann, der Armen und Nothleidenden gerne Gutes that, las an einem Sonntage in der heiligen Schrift. Als er eben die Worte las: „Wer ein solches Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf!" (Matth. 18. 5.) hörte er eine klägliche Stimme. Er sah zur Thüre hinaus, und erblickte einen armen Knaben, dessen Vater, ein Soldat, im Kriege umgekommen war, und dessen Mutter auch bald darauf starb. Der gute Bauer war gerührt, hielt stille, sah seine Frau an, und sprach: „Hast du gehört, was unser Herr von einem so armen Kinde sprach?" „Ja, ich habe es gehört," sagte sie. Von dieser Stunde an nahmen sie den Knaben in ihr Haus auf, und erzogen ihn ebenso treulich, wie ihre eigenen Kinder.

ee) So großen Segen bringt die Heiligung der Sonntage. Simon, ein frommer Bauer, hatte viele Jahre in seinem Dorfe gelebt, ohne nur Einen traurigen Tag oder eine unruhige Nacht zu haben. Er hatte mit keinem Nachbar eine Feindschaft, seine Felder waren am besten gepflügt, seine Bäume trugen das schönste Obst, und seine Scheune fülle das schönste Getreide.

Da kamen einmal Klaus und Hans, seine Nachbarn, zu ihm, begrüßten ihn freundlich, und sagten: „Lieber Simon! werde nicht böse, daß wir zu dir kommen; wir wissen, daß dich Gott lieb hat, weil er dich in Allem segnet; wir müssen daher von dir auch lernen, wie man Gottes Segen verdienen könne."

Der fromme Simon sprach: „Liebe Nachbarn! Gottes Segen ist über Alles. Wenn euch meine Lebensweise gefällt, so freut es mich, und ich theile euch recht gerne mit, was mir auf dem Wege des Guten gedeihlich war. Allein auch Ihr müßt mir sagen, was Ihr Gutes

wißt. Es soll ja Einer den Andern in der Besserung forthelfen, nur so wird diese möglich. Ihr seht meine Fehler, ich aber die Eurigen. Seht, liebe Nachbarn! Als meine gute Mutter auf dem Todbette lag, ließ sie mich noch zu sich rufen, und sprach: „Lieber Sohn! Noch etwas möchte ich dir recht ans Herz legen: Fürchte Gott, liebe Ihn, und heilige Seine Feiertage! Dann wird es dir gewiß gut ergehen, hier und dort." Dieß habe ich meiner Mutter noch vor ihrem Tode versprochen, und was ich damals ihr versprach, habe ich auch — Gott sei Dank! immer treu gehalten. Vor Allem ließ ich mir immer recht angelegen sein, dem pfarrlichen Gottesdienst nicht bloß Vormittags, sondern auch Nachmittags fleißig beizuwohnen; denn welcher Bauer würde wohl einen Taglöhner loben, der an einem Werktage höchstens nur Eine oder zwei Stunden hindurch arbeiten würde? Dann lese ich in einem guten Buche, das ich von unserm Herrn Pfarrer zu leihen bekomme, betrachte Alles, was mir der liebe Gott geschenkt hat, mein Vieh in den Ställen, das Geflügel im Hofe, den Garten vor dem Hause, freue mich über die Güte Gottes, besuche einen kranken Freund, oder thue sonst etwas Gutes, und dazu gibt es für einen Menschen, der helfen kann und will, immer Gelegenheit genug. Hier wohnt ein Bauer, der seinen Sohn im Kriege verloren hat; es ist daher Christenpflicht, daß wir ihn zu uns bitten, und Alles Mögliche thun, um ihm seinen Schmerz zu lindern. Dort liegt eine arme Tagwerkerin krank darnieder; sie hat eine alte Mutter, die nun ohne Pflege ist; es ist nun für sie ein großer Trost, wenn ich meine älteste Tochter hingehen lasse, und ihr warte. Mir gegenüber wohnt der arme Veit, der heuer das Unglück hatte, seine einzige Kuh zu verlieren; er hat kein Samengetreide, und kann daher nicht anbauen; da mich der Herr auch heuer so reichlich gesegnet hat, so kann ich ihm Geld leihen, und so viel Getreide geben, als er nöthig hat. Dort in jener Hütte lebt eine arme Wittwe, die ihren Kindern nichts lernen lassen kann; ich will daher für dieselben das Lehrgeld zahlen. Seht, liebe Nachbarn, so habe ich immer den Worten der sterbenden Mutter gefolgt, und die Feiertage geheiligt. Und ihre Worte, ich werde dann Glück und Segen haben, gingen auch in Erfüllung. Nie hat ein Hagel meine Felder verwüstet, nie eine Viehseuche meine Ställe heimgesucht; Gottes Segen war — Ihm sei Dank! — immer in meinem Hause. Folgt daher auch ihr dem Rathe meiner seligen Mutter, haltet die Feiertage heilig, und der Segen des Allerhöchsten wird auch mit euch sein."

Gerührt dankten beide Nachbarn dem frommen Simon für seine

Mittheilung, folgten seinem Beispiele, und der Segen Gottes war auch mit ihnen und ihrem Hause.

Ach, leite mich, o Gott! zu Dir
Am Tage Deiner Ehre;
Schaff Du ein reines Herz in mir
Durch Deine heil'ge Lehre.
Laß diesen Ruhetag allein
Nur Dir, o Gott! geheiligt sein,
Bis ich Dich ewig rühme.

Wenn wir mit einem vornehmen Herrn oder gar einem Könige ein Geschäft abthun, und daher vor ihm erscheinen müssen, so werden wir uns gewiß hüten, früher Ruß, Kohlen, Pech oder andern Unrath anzurühren, auf daß wir ja nicht unsere Hände und Kleider damit verunreinigen, sondern anständig vor ihm erscheinen. Ebenso müssen wir auch an Sonntagen, wo wir uns mit Gott, dem Heiligsten, beschäftigen, Alles vermeiden, was unsere Gedanken und frommen Entschließungen verunreinigen kann. So oft der Tag des Herrn anbricht, sollen wir mit dem heiligen Bernard sprechen: „Bleibet zurück, und wartet außerhalb der Thüre, ihr zeitlichen Sorgen und Gedanken; du aber, meine Seele! gehe ein in die Freude deines Herrn!" Damit wir aber desto ungestörter uns mit Gott beschäftigen, unser Gemüth länger und inniger zu Ihm erheben, und aus den Heilmitteln unserer alleinseligmachenden Religion desto mehr Kraft zur Tugend gewinnen können, ist es heilsam und nützlich,

a) an Sonntagen alle knechtliche Arbeit bei Seite zu legen. Unter knechtlicher Arbeit versteht man diejenige, wozu man gewöhnlich Andere für Geld dinget. Diese allgemeine Aufhebung jeder Art von Arbeiten, die man gewöhnlich „den Sonntag feiern" nennt, hat vorzüglich zwei Vortheile. Erstens macht sie uns geeigneter, dem Herrn zu dienen, und Ihn zu verherrlichen, indem sie uns von irdischen Sorgen und menschlichen Unruhen entbindet; zweitens gibt sie unserm Körper, der von den beschwerlichen Arbeiten und den Geschäften der Welt unausgesetzt angestrengt ist, die nöthige Ruhe. „Denn," wie ein alter Weltweiser bemerkt, „wenn die Menschen ihre Arbeit nicht unterbrächen, so würden sie ihre Kräfte bald erschöpfen, und ihren Geist für die Aufmerksamkeit unfähig machen. Alle Gesetzgeber haben daher auch Feste eingesetzt, um in Mitte der Anstrengungen und Mühseligkeiten des Lebens dem Körper Tage der Erholung und der Ruhe, und

dem Geiste Augenblicke der Zerstreuung und der Freude zu veranstalten." „Die Feste," sagt Plato, „sind zur Erholung des Geistes und des Körpers nöthig." Die Weltweisen aller Zeiten haben diese Wahrheit anerkannt, und waren gezwungen, der Weisheit der Religion zu huldigen, welche der Lüsternheit einen Zügel anlegt, und aus einer für den Menschen so unerläßlichen Ruhe eine Pflicht macht. Alle Religionsparteien haben einen bestimmten Tag, welcher der Ruhe und dem Gottesdienste bestimmt ist. Sowie die Christen den Sonntag, haben die Griechen den Mondtag, die Perser den Dienstag, die Assyrer den Mittwoch, die Egyptier den Donnerstag, die Türken den Freitag und die Juden den Samstag (Sabbath) zum Ruhetage. Daß aber unsere Ruhe nicht die träge Ruhe eines Lastthieres sein sollte, sondern wir unsere Ruhe gleichsam in Gott suchen sollen, sagt der heilige Augustin mit den Worten: „Sehen wir, daß unsere Ruhe (am Sonntage) nicht unnütz sei, sondern daß wir am Samstage Abends bis zum Sonntag Abends frei von aller Landarbeit und von allem Geschäfte allein dem Dienste Gottes obliegen." (St. Aug. serm. 251. de temp.) Daß aber auch andere zeitliche Geschäfte, wie Handel und Wandel, Gerichtsverhandlungen u. dgl. am Sonntage verboten sind, weil die Seele die nothwendige Ruhe und Lust zur Heiligung desselben verliert, sagt Natalis Alexander mit folgenden Worten: „Niemand soll an Sonntagen gerichtliche Klage führen, und die Anwälte sollen keine Rechtshändel vornehmen." (Natal. Alex. reg. I.)

Beispiele. *a*) Nehemias wurde einmal von dem Könige Artaxerxes in Geschäften nach Babylon berufen. Als er nach Jerusalem zurückkehrte, sah er, welch arge Unordnungen während seiner Abwesenheit eingerissen hatten. Unter Anderm sah er, daß man am Sabbathe die Weinkelter trat, Garben einführte, wie auch Trauben und Feigen auf Esel lud, und in die Stadt brachte. Auch Tyrier kamen am Sabbathe mit Fischen und allerlei Waaren herein, und die Einwohner der Stadt kauften sie ihnen ab. Da gab Nehemias den Vorgesetzten der Stadt einen derben Verweis, daß sie dergleichen duldeten, und sprach zu ihnen: „Was für ein großes Uebel thut ihr, daß ihr den Sabbath so entheiligt? Hat nicht Gott unsere Väter, die das gethan, dafür bestraft, und diese Stadt mit großem Unglück heimgesucht? Ihr vermehrt die Strafgerichte Gottes über Israel, indem ihr den Sabbath entheiligt." Nehemias gebot, nur an Wochen-

tagen zu kaufen und zu verkaufen, an denen es erlaubt ist, und ließ am Sabbathe die Thore Jerusalems verschließen, damit Niemand eine Last hereinbringen könne.

β) Kirchliche Gesetze über die Sonntagsfeier. Kaiser Konstantin der Große war schon seit dem ersten Jahre seiner Bekehrung beschäftigt, die Heiligung des Sonntags zu erwirken; ja er selbst setzte das Gebet auf, welches die Soldaten, versammelt auf dem Schlachtfelde, getrennt von den Heiden, an diesem heiligen Tage beten sollten; auch verbot er den Richtern, an dem Sonntage ihren Richterstuhl zu besteigen.

Die Kaiser Theodosius, Anthernius, Valentinian und Leo verboten ausdrücklich, am Sonntag einen Rechtsstreit zu verhandeln, und ein Urtheil zu fällen; wer dieses Gebot übertrat, wurde seines Amtes und seiner Güter verlustig. „Denn," sagte Valentinian, „wer am Sonntag andern als frommen Gedanken den Zugang gestattet, macht sich eines Gottesraubes schuldig, indem er gleichsam unreinen Wein in den geheiligten Kelch gießt."

Die Gesetze, welche von den ersten Kaisern erlassen worden waren, wurden mit frommen Geiste in den Domkirchen des abendländischen Reiches aufbewahrt. Die Westgothen, die Ostgothen, die Longobarden, die Franken, die Angelsachsen hatten ähnliche Gesetze aufgenommen, und obwohl diese kriegerischen Völker wenig Begriffe von dem Frieden hatten, so wollten sie doch nicht, daß die Ruhe des Sonntags durch Blutvergießen oder durch feindselige Prozesse getrübt werde; sie verordneten, Prozeßführer und Soldaten sollten an diesem Tage Halt machen.

Der König von England, Eduard der Bekenner, setzte durch Gesetze fest, daß es von drei Uhr Nachmittag am Samstag, bis Mondtag Morgens nicht erlaubt sein sollte, Jemanden wegen Schulden zu verhaften; ein Gedanke, voll christlicher Liebe, und eines Heiligen würdig. Eduard wollte, daß der arme Schuldner in Frieden beten könne, und der Altar für ihn ein Ort der Sicherheit und der Zuflucht sei.

Voll der Frömmigkeit glaubten die Kaiser, die Könige, die Bischöfe, welche jene Gesetze erließen, daß der Schöpfer uns deßwegen so viel geschenkt habe, daß wir Ihm einen Tag schenken sollten, und damit die Menschen es bedenken möchten, daß wir nicht allein vom Brod leben, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes kommt; so haben sie dieselben von den Fesseln der Arbeit

befreit, welche uns immer mehr zur Erde hinzieht. Es ist, als wenn sie zu der Seele gesagt hätten: „Armer, gefallener Engel! Die Strafe, im Schweiße deines Angesichtes dir das tägliche Brod verdienen zu müssen, folgt dir auf dem Fuße nach; aber sieh, jeder siebente Tag soll für dich ein Tag der Ruhe und der Freiheit sein, Tage, an denen deine Ketten fallen sollen; wir wissen zwar, daß, wenn die Tage des Herrn vorüber sind, du gezwungen bist, dein Sklavenkleid wieder zu ergreifen; aber, Geduld, Geduld, christliche Seele, dort oben, jenseits des Grabes gibt es einen Tag des Herrn, der nicht endigt, den Tag Gottes, die Ewigkeit."

Childebert II., König der Franken, erließ i. J. 595 ein Gesetz, nach welchem jeder freie Mann, der überführt wurde, am Sonntage gearbeitet zu haben, zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde; der Sklave, der sich eben desselben Vergehens schuldig gemacht hatte, bezahlte den fünften Theil der Geldstrafe, oder er mußte sich der Strafe des Staubbesens unterwerfen.

Pipin der Kurze verbot am Sonntage irgend eine Handarbeit zu verrichten; erlaubte dagegen, zu Wagen zu reisen, was vor ihm verboten war. Karlmann beschränkte dieses Gesetz auf drei Fälle, auf den Kriegsdienst, auf die Herbeischaffung von Lebensmitteln, und auf das Begräbniß der Todten. Wenn man daher in jenen Zeiten des Kriegsgetümmels am Sonntage einen Wagen vorbeifahren sah, so mußte man nur an Soldaten denken, denen man Brod brachte, oder an Todte, die man in gesegneter Erde beerdigen wollte.

Nach den Gesetzen Alfreds des Großen und Guthruns des Dänen wurde derjenige Mann, der die Sonntagsruhe nicht beobachtete, Sklave. Zur Strafe, daß er einem Gesetze Gottes nicht gehorchen wollte, wurde er verurtheilt, sich den Launen eines ebenso wankelmüthigen Herrn, wie er selbst, zu unterwerfen; wahrlich! ein trauriger Wechsel; denn Gott ist's besser zu gehorchen, als den Menschen.

Der heilige Stephan von Ungarn verordnete, daß derjenige, welcher die Sonntagsruhe verletze, wenn er bei der Bearbeitung des Feldes angetroffen würde, seine Ochsen und seinen Pflug verlieren sollte. Wollte er die Ackergeräthe, welche man ihm genommen hatte, wieder zurückbekommen, so mußte er sie durch Almosen für die Armen einlösen. Sonst blieben die Felder unbebaut liegen, und der vorüberziehende Reisende, wenn er diese Grundstücke des Reichen unbebaut sah, konnte sich sagen: „Hier ist Gott nicht geehrt worden, wie Er es will, noch die Armen durch die Einlösung des Pflugs unterstützt worden."

Ebenso setzte der heilige Ladislaus, König von Ungarn, auf

die würdige Sonntags- und Festtagsfeier mit Recht großes Gewicht; deßhalb verordnete er, daß, wer an Sonntagen und Festtagen sich in der Pfarrkirche nicht einfinde, durch Schläge gezüchtigt werden sollte. An diesen Tagen war auch das Jagen und Handeln verboten, und man nahm selbst den Juden die Werkzeuge weg, wenn man sie an solchen Tagen bei der Arbeit antraf.

Sowie schon den Juden im alten Gesetze am Sabbath die Schritte gezählt wurden, welche sie an jenem Tage gehen durften, so stellte der fromme Glaube auch unsern Vätern vor, daß man am Tage des Herrn nicht reisen dürfe, und in verschiedenen Ländern wurde es wirklich als etwas Sündhaftes betrachtet, am Sonntag einen Wagen zu besteigen, oder unter Segel zu gehen. Eine Kirchenversammlung, welche der Erzbischof Cuthbert von Canterbury zusammen berufen hatte, verbot jedem Geistlichen an dem Tage zu reisen, der durch Gebet und Ruhe geheiligt werden sollte; nur Eines durfte sie von dem Altar oder dem Kloster entfernen, nämlich die Stimme des Bedrängten, der um Hülfe rief. Noch heute bezahlen in England diejenigen, welche an den Sonntagen reisen, an den Mauthschranken auf den Landstraßen viel mehr, als an den gewöhnlichen Tagen, und in diesem Lande der Geschäftigkeit, des Handels und der Gewerbe hält die Post an diesem Tage ihre Pferde im Stalle, und besorgt weder Briefe noch andere Botschaften.

(Nach V. Walsh Schönheit d. kirchl. Feste.)

γ) Der christliche Barbier. William Kind, ein Barbier, der in der englischen Stadt Bath lebte, war wegen seiner großen Thätigkeit und Geschicklichkeit überall so beliebt, und hatte immer so viele Kunden, daß er meinte, er könne keine Zeit finden, um am Sonntag den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. Da geschah es, daß er einmal am Sonntage bei der offenen Kirchthüre vorüberging. Er blickte hinein, trat in die Kirche, und hörte, wie eben der Geistliche auf der Kanzel seine Predigt mit dem Vorspruche begann: „Gedenke, daß du den Feiertag heiligst!" Er hörte der Predigt zu, und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit Seinen Segen legen könne. Unruhig ging er hinweg, und setzte mit unruhigem Herzen seine Arbeit fort. Allein immer war es ihm, als wenn eine innere Stimme ihm sagen würde: „Folge den Worten des Predigers, lege am Sonntag deine Arbeit bei Seite, heilige den Sonntag!" Nachdem er viele Nächte schlaflos und in Thränen zugebracht hatte, entschloß er sich endlich, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, Sonntags seine Kunden nicht mehr zu bedienen,

und mehr auf sein Seelenheil zu denken. Doch sieh! Bald fing er an, seinen frommen Entschluß zu bereuen. Denn nun genoß er wohl den innern Frieden, den die Welt nicht geben kann; allein seine vornehmen Kunden dankten ihn ab, und es kam bald mit ihm so weit, daß er seinen ansehnlichen Laden schließen, einen Keller, der sich unterhalb eines alten Markthauses befand, miethen, und nur Männer von dem niedrigsten Stande barbieren mußte. Schon erwachte in ihm der Gedanke: „Ach wäre ich doch nie so thöricht gewesen, am Sonntag mein Geschäft ganz einzustellen! Wie schwer muß ich dieß jetzt büßen!" Da kam an einem Samstag in der Abenddämmerung ein Fremder an, der nach einem Barbier fragte, und der Postbeamte wies ihn in der Eile nach dem gegenüberliegenden Keller. Der Fremde trat ein, und begehrte recht schnell, während die Pferde gewechselt würden, rasirt zu werden, weil es ihm nicht lieb sei, wenn dieses am Sonntage geschehe. Dieß rührte das Herz des schwergeprüften Barbiers. Er brach in Thränen aus, und bat den Fremden, ihm einen Groschen zu leihen, damit er ein Licht kaufen könnte, weil es nicht mehr hell genug war, den Bart ohne Licht abzunehmen. Dieß that der Fremde; er konnte sich aber nicht denken, wie dieser Mann in solche Dürftigkeit gerathen sei? Als er barbirt war, sagte er: „Eure Lebensgeschichte muß sehr seltsam sein. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie anzuhören; hier ist aber ein Thaler; ich werde wiederkommen, um Eure Umstände zu vernehmen. Wie heißt Ihr?" „William Kind," lautete die Antwort. „Nach Eurer Aussprache seid Ihr von England?" fragte der Fremde weiter. „Ja, aus Kingston." „Wie heißt Euer Vater?" „Thomas." „Hatte er noch einen Bruder?" „Ja, aber dieser wanderte nach Indien aus, und wir wissen nichts mehr von ihm." „Kommt und folgt mir," erwiederte der Fremde höchst erstaunt, „ich habe eben einen Mann zum Reisegesellschafter, der sich für den William Kind aus Kingston ausgibt, und könnt Ihr beweisen, daß Ihr wirklich dieser William Kind seid, so habe ich sehr erfreuliche Nachrichten für Euch. Euer Onkel ist todt, und hat ein großes Vermögen hinterlassen, das ich dem rechten Sohn seines Bruders übergeben soll." Sie näherten sich der Postkutsche, fanden da den vorgeblichen William Kind, der nun leicht als ein Betrüger erkannt war, und der Noth unsers armen Barbiers war abgeholfen, gerade, da sie angefangen hatte, am größten zu werden. So mußte unter der Leitung Gottes die Armuth, welche durch strenge Beobachtung des Ruhetages herbeigeführt worden war, dazu beitragen, daß ihm sein rechtmäßiges Erbtheil nicht entzogen wurde. (Nach Jarisch.)

δ) Die Windmühle. Ein Müller von der Pfarre des heiligen Johannes von Korkoue in der Vendee, war vom bösen Geiste der Habsucht besessen, und arbeitete beinahe jeden Sonntag. Oft ließ er während des Amtes und der gottesdienstlichen Verrichtungen seine Mühle gehen. An einem hohen Festtage war er einmal statt in der Kirche, noch zu Mittag an der Arbeit. Seine Frau wartete lange auf ihn; endlich gegen Abend ging sie, ihn zu suchen. Sie fand ihn todt auf der Erde hingestreckt, die eine Seite des Körpers ganz von den Flügeln der Mühle zerschlagen. Als er des Morgens aus dem Hause ging, beklagte er sich über den wenigen Wind, und fügte hinzu: „Ich will unsere Mühle in den Stand bringen, daß sie immer geht, und jedes Lüftchen profitirt." Er wartete da mehrere Stunden; er sah die Bauern in die Kirche gehen, und versteckte sich; denn er wußte, daß er schlecht handle. Als sie Alle vorbei waren, ging er wieder herab; unten sahen ihn einige Leute, welche während des Gottesdienstes vorübergingen, auf einem Erdhügel stehen, und die Wolken betrachten. Plötzlich kam ein Windstoß, drehte die Mühlflügel herum, deren Spitzen den Müller erschlugen, und hörte dann bald wieder auf, nachdem der Uebertreter des Gesetzes todt, zwanzig Schritte weit weggeschleudert war. Dieser plötzliche Todesfall machte auf die Bewohner der ganzen Umgegend einen solchen Eindruck, daß der Sonntag von ihnen viel mehr geheiligt wurde. Mit Recht betrachteten ihn Alle als eine gerechte Strafe für die Entheiligung des Sonntags.
(Nach Ebend.)

ε) Plötzlicher Tod eines Sonntagschänders. Vor dreihundert Jahren wollte zu Therville in den Niederlanden ein Bauer ohne Noth und rechtmäßige Erlaubniß das Getreide heimführen. Kaum hatte er aber die erste Garbe auf den Wagen hinauf geworfen, so sank er zur Erde nieder, und starb eines plötzlichen Todes.

ζ) Der weise Vater Chr. v. Schmids. Der Vater des verewigten Verfassers der Ostereier, Chr. v. Schmid, war ein sehr verständiger Mann, und wußte in vielen Fällen recht weisen Rath zu ertheilen. Von ihm erzählt Chr. v. Schmid folgendes: „Am Sonntag Abends machte der Vater zu Zeiten mit uns einen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe, meistens nach Segeringen, oder, wenn die Witterung nicht günstig war, irgend einen Besuch in der Stadt. Ich erinnere mich noch wohl, daß er einmal mit mir einen sehr geschickten Künstler besuchte, der eben mit Graviren, das er sehr gut verstand, beschäftigt war. Der Mann klagte, daß seine Geschäfte nicht so gut gingen, als er es wünschte. Mein Vater sagte: „Das

wundert mich nicht! Arbeiten, die man des Brodes wegen am Sonntag vornimmt, bringen keinen Segen."

Dieser brave Mann zeigte aber auch durch sein eigenes Beispiel, welch' heiliger Tag ihm der Sonntag sei. Da mußten alle Amtsgeschäfte ruhen, nur die dringendsten, unaufschiebbaren ausgenommen. Er widmete diesen Tag der Andacht und Erholung.

(Erinnerungen von Chr. v. Schmid.)

Anmerkung. Weil unsere katholische Kirche heilig ist, so besteht auch ihr heiliger Wille darin, daß der Herr an dem Tage gepriesen und angebetet werde, den sie dazu eingesetzt hat. Aber so wie sie heilig ist, so ist sie auch Mutter, und während sie ihr Augenmerk auf die Verherrlichung Gottes richtet, vergißt sie doch die Bedürfnisse der Christen, ihrer Kinder nicht. Deßhalb hat unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, obwohl sie am Tage des Herrn jede knechtliche Arbeit verbietet, doch wieder die nöthigsten häuslichen Arbeiten erlaubt, als zum Beispiel das Kochen und das Füttern und Tränken des Viehes. So kann es auch am Sonntag erlaubt werden, wenn die Witterung es nothwendig macht, Korn oder Heu einzuführen; nur hängt der Ausspruch, ob es wirklich nothwendig sei, nicht von unserm eigenen Willen, sondern nur von der Erlaubniß der geistlichen Obrigkeiten ab. Ebenso ist es erlaubt, eine Arbeit zu verrichten, wozu uns die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten antreibt. Es wäre eine irrige oder sogar böswillige Auslegung des dritten Gebotes, wenn zum Beispiele ein Sohn oder eine Tochter am Sonntag des kranken Vaters oder der betagten, blinden Mutter nicht warten wollte, weil das dritte Gebot jede Arbeit verbiete. „Denn," sagt der heilige Irenäus, „wenn uns auch an den Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeiten zu verrichten, so ist uns dennoch geboten, Liebeswerke zum Wohle des Nächsten an diesem Tage auszuüben. (**St. Irenaeus, ad Haeres. c.** 8.)

Beispiele. *a*) Daß am Sonntag die nöthigsten Geschäfte, wie die Bereitung der Speisen, die Stillung des Hungers, nicht verboten seien, lehrte schon Jesus Christus. Als Er einst von Jerusalem wieder nach Galiläa zurückreiste, kam Er unterwegs durch ein Kornfeld. Seine Jünger waren hungrig. Sie pflückten deßhalb, was nach dem Gesetze Mosis erlaubt war, Aehren ab, zerrieben sie zwischen den Händen, und aßen die Körnlein. Einige Pharisäer sahen dieses. Es war eben Sabbath. Gott hatte am Sabbath jede schwere Arbeit, wie zum Beispiele das Dreschen des Getreides verboten. Allein die

Pharisäer wollten noch weiser und heiliger sein, als Gott, und erklärten, schon das Zerreiben einer Aehre mit der Hand sei am Sabbathe unerlaubt. Sie sagten daher zu den Jüngern: „Warum untersteht ihr euch, Das zu thun, was am Sabbathe nicht erlaubt ist?" Allein Jesus sprach: „Wenn ihr doch wüßtet, was das heiße: An Barmherzigkeit habe Ich Wohlgefallen, und nicht an Opfern, so würdet ihr die Unschuldigen nicht verdammen! Der Sabbath aber, „fügte Er noch bei, „ist um des Menschen willen da, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Mit diesen Worten wollte Jesus zeigen, daß durch die Verrichtung der nöthigsten Geschäfte der Tag des Herrn nicht entheiligt werde. Ebenso lehrte Er, eine Arbeit, wozu uns die Nächstenliebe antreibt, am Tage des Herrn zu unternehmen, sei nichts Unerlaubtes, sondern etwas Gott Wohlgefälliges. Er beschäftigte sich ja am Sabbath selbst damit, Kranke zu heilen, und Unglücklichen wohlzuthun. Als der Oberste der Synagoge Jesum tadelte, daß Er am Sabbath einen krüppelhaften Kranken von seiner Plage erlöst habe, sprach Er: „Du Heuchler! löset nicht ein Jeder unter euch seinen Ochsen oder Esel am Sabbathe von der Krippe und führet ihn zur Tränke?" (Luc. XIII. 15.) Und als Jesus am Sabbathe einen wassersüchtigen Mann heilte, und die Schriftgelehrten und Pharisäer dieses für unerlaubt hielten, sprach Er zu ihnen: „Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich am Tage des Sabbaths herausziehen?" (Luc. XIV. 5.) Ebenso sprach Er zu ihnen, als Er einen Mann mit einer verdorrten Hand heilte: „Ist Einer unter Euch, der ein einziges Schaf hat, und wenn es ihm am Sabbath in eine Grube fiele, es nicht ergriffe und herauszöge?" (Matth. XII. 11.) So wollte Jesus zeigen, sei auch kein Geschäft, obwohl es zuweilen mit großen Anstrengungen verbunden wäre, am Tage des Herrn unerlaubt, sobald wir dasselbe aus Mitleid oder Nächstenliebe verrichten.

β) Obwohl die Gesetze Gontrams, Königs der Burgunder vom Jahre 583, die Gesetze der Bayern, der Germanen, der Gothen und der Ungarn aus derselben Zeit den Christen am siebenten Tage jede Arbeit untersagten, und von der barbarischen Strenge jener Zeit befangen waren, so mußten sie doch den wahren Sinn von der Ruhe des heiligen Tages zu erfassen. Den Kranken Hülfe bringen, ihre Wunden verbinden, ihr Bett besorgen, um ihre Gebrechen zu erleichtern, die für den Tag nöthige Leibesnahrung bereiten, die Ernte vor einer plötzlichen Ueberschwemmung sichern, einen Brand löschen, einem

angreifenden Feinde wehren; dieses Alles betrachteten jene alten Gesetzgeber nicht als sträfliche Handlungen; was sie verdammten, ist jene eingewurzelte Gewinnsucht, welche bei manchem Menschen so geschäftig ist, daß sie alle Augenblicke beklagen, und als verloren betrachten, welche nicht zu Arbeiten verwendet werden, die geeignet sind, auf dieser Welt reicher zu machen.

In dem Gesetzbuche des Kirchenrechtes findet man eine Erlaubniß, welche der Papst Alexander III. für den Fang der Häringe und anderer Zugfische im Falle einer dringenden Nothwendigkeit ertheilt; er nimmt jedoch die größten Feste aus, und bestimmt, daß ein angemessener Theil des Fanges zum Vortheile der Armen oder einer benachbarten Kirche verwendet werde. Man soll also einen gewissen Ersatz an Almosen, Gebeten und andern guten Werken leisten, wenn man sich ähnlicher Dispensationen bedient. So können also diejenigen, welche von solchen Vorrechten Gebrauch machen, dennoch, nicht nur durch ihre Absicht, sondern sogar durch ihre Werke, gleiche Ansprüche mit der ganzen Gesellschaft der Gläubigen erwerben, und nach Verhältniß ihres Eifers, an der Gemeinschaft der vereinigten Kirche Theil nehmen.

Wenn es aber verboten ist, am Sonntage schwer zu arbeiten, so ist es doch an diesem heiligen Tage noch mehr verboten, schwer zu sündigen; daher sollen wir uns an Sonntagen auch

b) aller sündhaften Werke und Lustbarkeiten enthalten. Solche bestehen gewöhnlich in Trinkgelagen berauschter Menschen, der Sittlichkeit nachtheiligen und der Unschuld verderblichen Tänzen, theuern, unglückbringenden Glücksspielen. Alle diese sündlichen Ergötzlichkeiten hindern die stille Feier des Sonntags, der nur Gott geheiligt sein sollte, noch mehr, als die schwersten knechtlichen Arbeiten, und sind daher noch mehr, als jene, verboten; denn wer Böses thut, ist ein Knecht des Teufels. (I. Joan. 3. 8.) Selbst die Vernunft sagt uns, daß wir uns Nichts an diesen heiligen Tagen erlauben dürfen, was uns von der Heiligkeit seiner Einsetzung entfernt. Alle von den Grundsätzen des Evangeliums durchdrungenen Christen, alle Seelenhirten, die Gesetzgeber der Kirche, haben sich stets mit Kraft gegen die Aergernisse und die Entweihungen erhoben, welche an den Tagen des Herrn begangen werden, und sehr schwere Strafen gegen dieselben verhängt. Nicht ohne Unwillen sahen sie jene geräuschvollen Gesellschaften, jene irreligiösen Feste,

unter denen die Tänze, die frechen Lieder, die Unmäßigkeiten im Essen und Trinken einen ärgerlichen Gegensatz zu der Heiligkeit eines Tages bilden, der dem Dienste Gottes geweiht, und dazu bestimmt ist, das große Geheimniß der Erlösung der Menschen zu feiern. Man kann mit Wahrheit sagen, daß diejenigen, welche den Sonntag in sinnlichen Vergnügungen, bei Spielen und Schwelgerei verleben, aus dem Tage des Herrn einen Tag des Teufels machen. „Wird Gott, dem Herrn, an diesem Tage nicht eine große Unbild zugefügt, „fragt der heilige Cyrillus, „wird nicht eine Art Gottesraub begangen, wenn man Tage, die Gott geweiht sind, zu den Thorheiten der Welt, zu eitlen Belustigungen verwendet?" Und der heilige Ambrosius sagt: „Diejenigen, die den Sonntag entheiligen, und an demselben die Freuden der Welt suchen, finden vielmehr die Freuden der Sünde, und verlieren, wenn sie die Schätze der Welt gefunden haben, die Schätze des Himmels." (St. Ambros. in serm. ad dom. 14. post Pent.)

Beispiele. α) Aussprüche der Kirchenversammlungen. Einige Konzilien haben alle Arten von Tänzen, und besonders die öffentlichen Tänze am Sonntage verboten. Das Konzilium von Köln, v. J. 1536, untersagt an allen Sonn- und Festtagen Bälle, Schauspiele, lärmende Feste und alle Arten Zerstreuungen, welche der christlichen Wohlanständigkeit entgegen sind. Das Konzilium von Paris v. J. 1557 enthält ähnliche Verordnungen.

β) Die Ohrfeige. Der heilige Franziskus von Regis kam eines Sonntags auf einer Reise an einem Wirthshause vorbei, wo ein Trupp der rohesten Menschen zechte, polterte und abscheuliche Reden führte. Kaum hatte der Heilige dieses gehört, so ging er hinein, um der Unordnung ein Ende zu machen. Voll des apostolischen Eifers trat er in die Mitte der Ausgelassenen, und begann mit den Worten: „Ihr sollt den Sonntag heiligen!" eine rührende Rede an dieselben zu halten.

Allein die Muthwilligen fuhren fort zu lärmen und spotteten über die Worte des Heiligen. Ein Betrunkener gab ihm sogar eine Ohrfeige. Der heilige Franziskus aber hielt ihm, ohne ein Zeichen des Unwillens zu geben, die andere Wange mit den Worten hin: „Ich danke dir, mein Bruder! für diese Behandlung. Wenn du mich kennen würdest, sähest du ein, daß ich noch viel mehr verdiene." Gerührt durch diese Sanftmuth des Heiligen baten die Anwesenden ihn

um Verzeihung, und zogen sich beschämt zurück. Der Wirth ließ es sich nun zur Warnung dienen, und gab es, besonders am Sonntage, nicht mehr zu, daß solcher Unfug in seinem Hause geschehe.

So ist es auch die Pflicht eines jeden frommen Christen, durch Wort und Beispiel beizutragen, daß der Tag des Herrn nicht von ihm allein, sondern auch von Andern geheiligt werde. (Erholungsstunden.)

γ) Der heilige Karl Borromäus. Dieser große Kirchenfürst verbot jede Art Schauspiele, Tänze und andere öffentliche Lustbarkeiten am Sonntag zu halten.

δ) Ein verheerender Brand als Strafe sündhafter Ergötzlichkeiten am Sonntage. Es war zu Revorten in der Grafschaft Devons Sitte, jährlich den Jahrmarkt schon an einem Sonntag auf eine Weise, wodurch der Tag des Herrn entheiligt wurde, anzufangen; es wurde nicht bloß Handel getrieben, sondern auch unmäßig getrunken, gespielt und getanzt. Der eifrige Seelsorger machte alle möglichen Vorstellungen gegen diese Entheiligung des Sonntags; aber Alles war vergebens. Doch sieh! Da brach plötzlich an einem Sonntag Feuer aus, und verzehrte in einer halben Stunde vierhundert Häuser; nur die Kirche, das Pfarrhaus, das Spital und einige unansehnliche Gebäude blieben unversehrt; über fünfzig Menschen kamen in den Flammen um, und auch Viele, welche den schrecklichen Brand löschen wollten, wurden gefährlich beschädigt. Dieses geschah am 3. April, d. J. 1598. Vierzehn Jahre darnach, am 5. August d. J. 1612, brannte diese Stadt nochmal ab, weil die Einwohner derselben durch ihren Schaden nicht klug werden wollten, sondern den Sonntag wieder entheiligten.

ε) Ein anderes Beispiel zur Warnung. Am. 6. Oktober d. J. 1697, wurde zu Rietz, einem Dorfe, das eine Stunde weit von Delfs entfernt liegt, an einem Sonntag Kirchweihe gehalten. Da gingen viele junge Leute von Delfs nach Rietz, um dort an dem Tanze Theil zu nehmen. Als es anfing Abend zu werden, traten sie den Heimweg an. Unter diesen befanden sich auch fünf Bauernsöhne und drei Mädchen, die sich Alle um 6 Uhr Abends auf den Weg nach Hause machten. Damit sie aber andern Landsleuten auf dem Heimwege vorkämen, mietheten sie an dem Ufer des Inn ein Schifflein. Schon waren sie auf dem Flusse eine kurze Zeit gefahren, so begann das Schifflein, weil es zu überladen war, sich zu senken, und ging unter. Nur zwei Bauernsöhne und ein Mädchen kamen mit dem Leben davon; alle Uebrigen mußten aber ertrinken.

ζ) **Weh demjenigen, der besonders am Sonntag unmäßig ist!** Ein Bauernknecht hatte einen Hang zum unmäßigen Trinken, und war gewohnt, besonders zur Befriedigung seiner unglückseligen Leidenschaft die Sonntage zu mißbrauchen. So hatte er denn auch am 4. März d. J. 1792, an einem Sonntage sich in verschiedenen Wirthshäusern mit Bier, Wein und Branntwein bis zum höchsten Uebermaß betrunken, und verließ erst des Abends spät die Stadt, um nach seinem Dorfe zu gehen. Als er in dem Felde war, kam er ganz von seinem Wege ab, und gerieth in seiner Berauschung an einen alten, verfallenen Bergschacht, der sehr tief war. In diesen stürzte er hinein, ohne daß ein Mensch etwas von seinem Schicksal vernahm. Der Bauer, bei welchem er im Dienste war, dachte an kein Unglück, da er es bei ihm schon gewohnt war, daß er oft bis in die späte Nacht ausbleibe. Auch am Mondtag blieb er unbekümmert, weil ihm jemand die falsche Nachricht gebracht hatte, sein Knecht wäre noch in der Stadt in einem Wirthshause. Da der Knecht aber auch später nicht nach Hause kam, so ließ er überall in den Berggruben, welche sich dort herum befanden, nachsuchen; aber alles Suchen war umsonst. Endlich fanden Bergleute am Freitag sehr weit von der Straße auf einem Berge seinen Hut. Dieses wurde dem fürstlichen Amte angezeigt, welches nun den Befehl gab, die genauesten Nachsuchungen zu thun. Am 10. März wurde endlich der Unglückliche gefunden. Welches Elend mußte er in seinem Gefängnisse ausstehen! Durch den Fall hatte er sich die rechte Hüfte verrenkt, und noch an einigen andern Theilen seines Körpers beschädigt. Seine Nahrung war nichts als ein Stück Brod, das er noch in der Tasche fand, und sein gekauter Rauchtabak; sein Trank war ein wenig trübes, hervortröpfelndes Wasser, das er mit dem Deckel seiner Schnupftabaksdose auffaßte, und womit er sich kümmerlich erfrischte; seine Wohnung war eine Seitenhöhlung im Gebirge, in welcher er vor Schmerzen weder liegen noch stehen, sondern meistens nur auf einem Knie sich niederlassen konnte. Gepeinigt von Schmerzen seines verwundeten und verrenkten Körpers, dessen Glieder immer mehr aufschwollen, fast ganz beraubt der erquickenden Ruhe des Schlafes, steif und erkältet in allen Gelenken, gequält von dem Bewußtsein, sich dieses große Elend durch eigene Schuld zugezogen zu haben, mußte er fünf Tage und sechs Nächte lang dem schrecklichen Hungertode entgegen sehen. Alles Rufen um Hülfe war vergeblich. Niemand hörte ihn. Endlich wurde er, da schon alle Hoffnung vergeblich schien, aus seinem großen Elende erlöst. Die Gestalt des Elendes und des Schmer-

zes, in welchem er nun an das Tageslicht heraufgebracht wurde, kann man sich nicht kläglicher vorstellen. Seine verrenkte Hüfte war das kleinste Uebel, das sich bald heben ließ; das Schlimmste aber war, daß seine Füße, die bei dem Einstürzen in Schlamm und Wasser geriethen, durch Kälte und Nässe heftig angegriffen, und gleichsam erstorben waren. Alle Mittel zu ihrer Erhaltung und Herstellung waren vergebens. Die untern Theile derselben gingen in Fäulniß über, und verursachten einen unerträglichen Gestank. Man sah sich endlich genöthigt, ihm die beiden Füße abzunehmen, und so wurde er zwar nach unsäglichen Schmerzen vom Tode gerettet; allein wie traurig war die Zukunft, welcher er nun entgegen sah! Am Körper verstümmelt, entblößt von allem eigenen Vermögen, unfähig, sein Brod sich selbst zu verdienen, mußte er nun der Gemeinde zur Last fallen, und bei allem dem marterte ihn den Vorwurf, daß er selbst die Ursache seines Unglückes sei.

Wenn nun auch schon in dieser Welt diejenigen, welche den Sonntag durch Unmäßigkeit entheiligen, nicht immer auf eine so schreckliche Weise bestraft werden, so droht ihnen dafür in der andern Welt ein noch viel schrecklicheres Strafgericht; denn an ihnen gehen dann gewiß die Worte Gottes bei Ezechiel in Erfüllung: „Sie entheiligten Meine Sabbathe; darum dachte Ich Meinen Zorn über sie auszugießen, um sie zu vertilgen." (Ezech. 20, 13.)

Anmerkung. Obwohl wir uns am Tage des Herrn von allen Unterhaltungen und Lustbarkeiten enthalten sollen, welche dem Gesetze Gottes widersprechen, so dürfen wir uns am Sonntage doch ein mäßiges Vergnügen, eine unschuldige anständige Erholung verschaffen, wie z. B. einen Spaziergang, eine weise und angenehme Unterhaltung, einen Besuch bei einem Freunde, eine bessere Mahlzeit, u. dgl. Deßhalb sagt schon der Psalmensänger: „Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat, freuen wir uns, und lasset uns an ihm fröhlich sein." (Ps. CXVII. 23.) Die Israeliten hatten daher auch am Sabbath bessere Mahlzeiten, als an andern Tagen der Woche; selbst Jesus wurde zuweilen zu solchen Mahlzeiten geladen, und ist auch dabei erschienen. Nur dürfen solche Erholungen uns nicht abhalten, unsere Pflichten der Frömmigkeit vollkommen zu erfüllen.

Endlich sollen wir auch

c) den Sonntag nicht in Nichtsthun und Schläfrigkeit verleben. Müssig gehen ist nicht die Ruhe eines Christen,

sondern eines Lastthieres. Dieses würde aber dann der Fall sein, wenn wir an den Sonntagen der heiligen Messe, der Predigt und Christenlehre oder andern gottesdienstlichen Verrichtungen aus eigener Schuld gar nicht, oder nicht ganz, oder nicht andächtig beiwohnen. Deßhalb sagt auch der heilige Augustin: „Am Sonntage bleibe Keiner weg von der Feier der heiligen Messe, und Keiner sei im Dienste Gottes nachlässig zu Hause, während die Andern in die Kirche gehen.“ (St. Aug. libr. 20. contra Faustum, c. 20. ante med.)

Beispiele. *α*) Bestrafte Entheiligung des Sonntags. Zu Alten in Tyrol geschah es, daß an einem Sonntage, da feierliches Geläute die andächtigen Christen zur Kirche rief, ein Bauer, Veit mit Namen, anstatt zum Gottesdienste in den Wald ging, um den Markstein seines Nachbars mit boshafter Hand zu verrücken. Kaum hatte er ihn von der Stelle gehoben, so rief eine schauerliche Stimme aus den Felsenklüften herauf: „Halt ein! Es steht geschrieben — es steht geschrieben: Du sollst den Feiertag heiligen und nicht stehlen. Jenes hast du unterlassen, und dieses gethan!“ Entsetzen faßte den Sünder; todtenbleich und zitternd trug er den Stein an seine vorige Stelle. Der Sonntag kam; feierliches Glockengeläute rief die Frommen in das Gotteshaus, — es galt der Leiche Veit's, den man zum Grabe getragen hatte.

(Die heilige Sage in Oesterreich.)

β) Gott läßt sich nicht spotten. Ein Gehölze in der Gegend von Lengenfeld in Tyrol heißt der Luachwald. Hieher führte ein leichtsinniger Bursche vom nahen Tottenschroffen seine Braut während des pfarramtlichen Gottesdienstes. Das Brautpaar lagerte sich im Grünen am Fuße eines dichtbelaubten Baumes. Da ertönte das Geläute der Wandlung vom nahen Kirchlein herauf. Das Mädchen ermahnte den Burschen zum Gebete; dieser aber spottete, voll frevelhaften Uebermuthes darüber. Plötzlich fährt ein schmetternder Wetterstrahl zwischen dem Paare in den Baum, und spaltet ihn von der Krone bis zur Wurzel auseinander. Dadurch erschüttert verfiel der Frevler in ein wahnsinniges Gelächter, das sich zwar verlor, aber um seine Gewissensruhe war es geschehen, und man sah ihn seit diesem Augenblicke nicht wieder froh. (Ebend.)

Aus dem Vorhergehenden erhellt, welch' großen Segen es bringe, den Sonntag zu heiligen, und welche verderbliche Folgen die Entheiligung desselben nach sich ziehe. Ach, wie traurig würde

es um die religiöse Bildung mancher Menschen aussehen, wenn es keine Sonn- und Feiertage gäbe! Viele würden so in Trägheit und Unwissenheit versinken, daß sie zuletzt Jahr aus, Jahr ein nicht mehr Zeit fänden, ein Vaterunser zu beten, oder an Gott zu denken. Die Sonntage sind daher nicht bloß nützlich, sondern auch von dringender Nothwendigkeit. Der Eifer, mit welchem alle frommen Christen der Pflicht, den Sonntag würdig zu feiern, nachkommen, hat aber zugleich etwas Erhabenes. O wie herrlich muß vor Gott der Anblick einer christlichen Gemeinde sein, welche an einem solchen heiligen Tage sich versammelt hat, um Ihn, den Allerhöchsten, in Einem Geiste und mit Einem Herzen, in Einem Glauben, und Einer Hoffnung, und Einer Liebe anzubeten! Wessen Gefühl soll nicht mächtig angezogen, und mit frommer Theilnahme erfüllt werden, wenn er denkt: „Heute ist wieder ein so heiliger Tag, wo Alles, so weit sich das Kreuz, die Fahne Christi erhebt, das heilige Meßopfer dargebracht, die heilige Lehre verkündet wird, sich andächtig auf die Knie wirft, um Gott, dem König aller Könige, den schuldigen Zoll ihrer Liebe und Anbetung darzubringen! Wer sollte nicht besonders an diesem heiligen Tage den Schall der Glocke, welche uns zum Dienste Gottes ruft, mit Freuden begrüßen, und voll des Jubels ausrufen:

O Glockenklang, wie lieb' ich dich!
Wie tönest du so feierlich!
O Glockenklang, so voll und rein,
Du ladest mich zum Beten ein!

Du rufest Alle, nah und fern!
Auch ich folg' deinem Rufe gern.
Gott hört dich gern, du Glockenton;
Er hört auch mich: ich bete schon.

Die Feier des Sonntags ist endlich auch etwas Leichtes. „Denn," sagt der heilige Johannes Chrysostomus, „gewöhnlich gibt dir Gott sechs Tage, und behält für sich nur Einen Tag der Woche, nämlich den siebenten. Und du hast nicht so viel Ehrfurcht vor dem Herrn, daß du Ihm sogar auch diesen Ihm geweihten Tag nicht einmal ganz gibst, sondern ihn durch irdische Geschäfte ganz entheiligst. Du scheust dich nicht, einem Kirchenräuber gleich zu werden, der die heiligen Schätze plündert, indem du Gott selbst

diesen geheiligten und der Betrachtung gewidmeten Tag entwendest, und ihn zu irdischen Sorgen dieses Lebens mißbrauchst." (St. Chrysost. hom. 24. tom. 1.)

Ueberdieß sollen wir uns auch bemühen, nicht etwa bloß am Sonntage unsern Pflichten nachzukommen, und dann an den übrigen Tagen uns dafür wieder schadlos zu halten; sondern jederzeit sei es unsere wichtigste Angelegenheit, den Willen des himmlischen Vaters zu vollziehen, und auf diese Weise in unserm ganzen Leben den Tag des Herrn zu feiern. Dieses sind wir aber nur dann im Stande, wenn wir dasjenige thun, wozu uns Jesus durch Sein Beispiel und Seine Lehre anspornt. „Nur wer das Evangelium beobachtet," sagt der heilige Clemens von Alexandria, „der feiert in seinem ganzen Leben den Tag des Herrn, indem er allen lasterhaften Gedanken entsagt, wahrhaft ein Kind des Lichtes wird, da er nur reine und heilige Gedanken in seinem Geiste unterhält; denn so nur lobt und preist er die Auferstehung des Herrn." (St. Clem. Alex. strom. lib. 3.)

Beispiele. *α*) Das Regenbogenschüsselein. Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offenen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter," fing sie nach einer Weile an, „man sagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, falle ein goldenes Schüsselein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein solches goldenes Kleinod? und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist?"

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren sein. Die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seien, wie Sonntags in der Kirche. Sei du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes Kleinod sicher erlangen."

Lina befliß sich von ganzem Herzen, fromm und gut zu sein, und da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun Lina, gehst du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?"

„Liebe Mutter," sprach Lina, „ich war ein thörichtes Kind; jetzt

aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe, als Gold."

„So ist es, liebe Lina!" sprach die Mutter. „Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns, in der Welt, suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, einem frommen, guten und reinen Herzen." (Chr. v. Schmid.)

β) Eine Parabel. Ein König machte in seinem Lande eine sehr schöne Einrichtung. Hätten seine Unterthanen sich darein gefügt, so wäre es in keinem andern Lande der Welt besser gegangen. Allein die Unterthanen wollten lieber frei, d. i. ein jeder nach seinem eigenen Gefallen, leben. Sie sahen die Einrichtung für eine große Last an, und übertraten oft dieselbe. Weil sie aber doch dachten, der König, welcher die Ordnung so sehr liebte, könnte böse werden und sie bestrafen, so stellten sie an seinem Geburts- und Namenstage, wie auch an andern Tagen Feierlichkeiten an, zogen schöne Kleider an, steckten Bänder auf die Hüte, und hängten Pfennige zum Zeichen ihrer Ergebenheit um. So kamen sie in aller Frühe, oftmal auch Abends vor seinen Pallast, und riefen: „Es lebe der König!" Viele trugen auch Geld zusammen, stellten Bilder und Triumphbögen auf, schmückten sie, zündeten ringsumher Lichter an, läuteten mit Glocken, und sangen unter Trompeten- und Paukenschall allerlei Loblieder. Die übrige Zeit hindurch aßen, tranken, spielten und trieben sie allerlei eitle und sündhafte Dinge. So meinten sie sich bei ihrem Könige beliebt zu machen und seine Gnade erlangen zu können.

Allein der König ließ ihnen sagen: „Ich brauche eure Aufzüge, euer Lob' eure Musik, ja das ganze Gepränge nicht! Ich will, daß ihr meinen Willen thut, euch an meine Anordnungen haltet, und gute, rechtschaffene Menschen werdet. Nur dieß kann euch nach meiner Absicht gut und glücklich machen. Nur dann werde ich mich freuen, und ihr könnt euch freuen, daß ihr einen guten Herrn habt, der euch so glücklich gemacht hat. Dann werde ich auch an euren Feiertagen, und den Ehren, die ihr mir bezeigt, Gefallen finden."

So kann auch der liebe Gott an aller Pracht, womit wir Seine Sonn- und Feiertage begehen, keine Freude haben, wenn wir uns auch sonst nicht Mühe geben, nach der Lehre Jesu zu leben, und gute, tugendhafte, und wahrhaft glückliche Menschen zu werden. Dieses innere Leben ist auch das Erste und Vornehmste eines wahren

Christen; damit wir aber daran erinnert, darin gestärkt und dazu aufgemuntert werden, ist es eben nothwendig, die Sonn- und Feiertage zu feiern, und zu unserer Heiligung zu benützen.

Die Tage meiner Lebenszeit
Sei'n einzig Gottes Lob geweiht,
Doch sei der Tag, der Ihm gehört,
Mir stets vor allen andern werth;
Da leg' ich Ihm mit frommen Sinn
Die Wünsche meines Herzens hin,
Und Allem, was Er hier gebeut,
Sei ewig meine Kraft geweiht!

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.